WIDENER
HN YA4Q S

50553.54.20 (1-3)

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

BOUGHT WITH INCOME
FROM THE BEQUEST OF
HENRY LILLIE PIERCE
OF BOSTON

Digitized by Google

1-3

Die kleine Narrenwelt

von

Karl Gutzkow

Erster Theil

Frankfurt / Main
Literarische Anstalt
(J. Rütten)
1856

Digitized by Google

Karl Gutzkow:

Kleine Narrenwelt.

I.

Digitized by Google

In demſelben Verlage ſind erſchienen:

Karl Gutzkow: Geſammelte Werke in 13 Bänden. Thlr. 6.

Inhalt.
1. Band: Gedichte. — Nero, eine Tragödie. — Hamlet in Wittenberg. — Xenien und Epigramme.
2. „ Oeffentliche Charaktere.
3 „ Briefe eines Narren an eine Närrin. — Seraphine. Ein Roman. —Wiener Eindrücke.
4. „ Philoſophie der That und des Ereigniſſes. — Ueber Göthe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte.
5. „ Maha Guru, Geſchichte eines Gottes.
6. „ Börne's Leben. — Roſa Maria und J. D. Aſſing. — Friedrich von Hurter, k. k. Hofrath u. Hiſtoriograph.
7. „ | Blaſedow und ſeine Söhne. Ein Roman.
8. „ |
9. „ | Säkularbilder.
10. „ |
11. „ Novellenbuch.
12. „ Briefe aus Paris 1843. — Pariſer Eindrücke 1846.
13. „ Vergangene Tage (Wally, ein Roman. — Apellation an den geſunden Menſchenverſtand. 1834). — Kirchenrath Paulus in Heidelberg an den Verfaſſer der Wally).

Karl Gutzkow: Aus der Knabenzeit. Selbſtbekenntniſſe. Thlr. 1⅔. (Im Formate der geſammelten Werke.)

„ „ Die Diakoniſſinn. Ein Lebensbild. Thlr. 1⅓.

L. Börne: Menzel, der Franzoſenfreſſer. Thlr. ½

Otto Müller: Die Mediatiſirten. Ein Roman. 2 Bände. Thlr. 3⅓.

Dr. Georg Jung: Geſchichte der Frauen. Thlr. 1½.

Heinrich König: Denkwürdigkeiten des Generals Eickemeyer, früher kurmainziſcher Ingenieur-Oberſtlieutenant, ſpäter (vom Jahr 1792 an) im Dienſte der franzöſiſchen Republik. Thlr. 1.

Theodor Mügge: Streifzüge in Schleswig-Holſtein und im Norden der Elbe. 2 Bände. Thlr. 2.

W. v. Waldbrühl: Leben berühmter Werkmeiſter. Thlr. 1. 5 Sgr.

Digitized by Google

Die

kleine Narrenwelt.

Von

Karl Gutzkow.

Erſter Theil.

„Der Menſch, die kleine Narrenwelt —"

Mephiſto.

Frankfurt am Main,

Literariſche Anſtalt.

(J. Rütten.)

1856.

Digitized by Google

50553.54.20 (1-3)

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

Druck von C. Krebs-Schmitt in Frankfurt am Main

Digitized by Google

Vorwort.

„Wenn ſich der Menſch, die kleine Narrenwelt,
„Gewöhnlich für ein Ganzes hält,
„Bin ich ein Theil des Theils, der Anfangs Alles war —“

ſagt Mephiſto zu Fauſt und ſpricht damit „eine beſcheidene Wahrheit“ aus. Denn ſo nennt er ſich einen Abgeſandten der Finſterniß, nicht ihren Fürſten ſelbſt.

Der Menſch iſt ein Mikrokosmos der Narrheit und glaubt ſich Makrokosmos der Weisheit. Wie hundertfältig Einfalt in ſeinem Buſen wimmelt zeigte Hans Sachs ſchon in ſeinem „Narrenſchneiden.“ Eine einzige Sektion ergab einen wahren Rattenkönig von Thorheiten, eine hing an

4. Piece

der andern, Hoffahrt an Geiz, Neid an Uebermuth, Heuchelei an Weltluſt u. ſ. w.

Die Narren, die Hans Sachs geſchnitten hat, gehören auf die große Anatomie des ewigen Gerichtes; es ſind die groben Laſter der Menſchen. Die Narren, die er ans Tageslicht brachte, waren ungeſchlachte, wilde, land- und leutegefährliche Geſellen, würdiger der Umarmung Meiſter Dreibeins, als in Scene geſetzt zu werden auf dem kleinen Theater poetiſcher Unterhaltung.

Die kleine Narrenwelt, die wir in der Menſchenbruſt wimmeln ſehen und in dieſen Blättern ſchildern wollen, iſt jenes Durcheinander von wunderlichen Grillen und unglaublichen Einfällen, das uns ſchon oft wahrſcheinlich genug gemacht hat, ob wir nicht wirklich nur Automaten, von etwas nur feinerem als dem gewöhnlichen Queckſilber in Bewegung geſetzt, ſind. Denn die Sprünge, die zuweilen unſer Herz machen kann, die Capriolen, die unſre Gedanken ſchießen, die Kopfüber, die wir fallen, gerade wenn wir

Kopfauf zu gehen glauben, die verzwickten Katzenmuſiken, die wir für Sternenſphärenaccorde halten können, die — es läßt ſich nicht ſchildern, welche Geiſter all in unſerm Innern rumoren können. So im gewöhnlichen Leben, ja, auf dem Polizeibüreau, wenn wir uns unſre jährliche Paßkarte erneuern laſſen, oder auf der Eiſenbahn, wenn wir uns einen Eckplatz ſo bequem und freundlich wie möglich einrichten, oder in einem Salon, wo wir in Erwartung eines Soupers die Liebenswürdigkeit und Geſprächigkeit ſelbſt ſind, da entwickeln ſich alle unſre Denk- und Gefühlsfunktionen mit einer erſtaunlichen Regelmäßigkeit; wir bewundern dann die Klarheit unſrer Vorſtellungen, die Sicherheit, mit der wir unſer eignes Beſte und die Ueberzeugung von unſerm wirklichen Vorhandenſein in der Welt in der Hand haben. Kaum aber wieder in unſren vier Pfählen angekommen, allein mit unſern täglichen Gewohnheiten, gelangweilt von dem Schatten den wir werfen, beginnen wir ſogleich wieder ſo viel innere Dämpfe zu erzeu-

gen, ſo viel Blaſen ſteigen zu laſſen, ſo viel Weſenloſes, Spukhaftes, Traumbefangenes zu verfolgen, daß uns unſre ſtaatsbürgerliche und geſellſchaftliche Stellung oft unter den Füßen wankt und wir uns ſelbſt vor dem Spiegel nicht mehr wiedererkennen.

Dies Gewühl von Wunderlichkeiten, Ahnungen, Wünſchen, Beſorgniſſen, Hoffnungen, Einbildungen nebſt dem unmittelbar darauffolgenden Anhang von Eigenſinn, Trotz, Gewohnheit, Gelüſt, Neugier, Liebe, Abneigung, Liſt, Rache, Selbſttäuſchung, Zahnſchmerzen am linken Zeh, Rheumatismus in Herzen, die längſt amputirt ſind, Sehen mit der Magenhöhle, Hören mit den Fingerſpitzen, ohne deßhalb ſomnambül zu ſein — all dies Zwicken, Zucken, Zerren, Zappeln unſeres innern Menſchen, das ohne Zweifel doch wol zuletzt zu den eigentlichen Geburtswehen und Kindbettſchmerzen unſrer höhern und unſterblichen Beſtimmung gehört — dieſe kleine Narrenwelt in uns, die uns eher bemitleidens- als haſſenswürdig den ewigen, in ſonniger Vollkommenheit

thronenden Göttern darſtellen muß, dieſe iſt es, der die nachfolgende Sammlung älterer und neuerer Arbeiten des Verfaſſers gewidmet ſein wird.

Ein drittes Bändchen ſoll demnächſt folgen.

Dresden im Januar 1856.

Gutzkow.

Inhalt.

Seite.

Die Courstauben 1

Das Heimchen im Ohre 57

Der Fleckenreiniger 69

Die Reichthümer der Phantasie 83

Voltaires Nachtmütze 97

Der Knopf im Klingelbeutel 105

Der Weihnachtabend 127

Der Pfeffer-Matthes 137

Die Nemesis 159

König Franz in Fontainebleau 185

I.

Die Courstauben.

Erſtes Capitel.

Blumen und Blüten aus dem Ghetto.

Lea, oder wie ſie gewöhnlicher genannt wurde, Leontine Simonis, war eine junge, reiche und liebenswürdige Jüdin.

Klein nur von Geſtalt, feſſelte ſie um ſo lebhafter durch die Zierlichkeit ihrer Formen und vorzugsweiſe durch die Anmuth ihrer faſt immer lächelnden Geſichtszüge.

Friſch von Farbe hoben ſich die lieblich gerundeten Wangen. Die Naſe von ſeltenem Ebenmaße und mit der kleinen gedankenvollen Stirn ſo in eine Linie verbunden, wie das Profil einer Griechin. Vom germaniſchen Stamme waren Leontinens Augen; blau, ſchwärmeriſch, romantiſch. Die Zähne untadelig und das Haar von einer Fülle, daß es, aufgelöſt, wenn nicht die Ferſen der kleinen Füße, doch die Kniee hätte erreichen können. Es gab in der Reſidenz Geſtalten von einer beim erſten Anblick eindrucksvollern Schönheit, Muſterbilder des Wuchſes und der Formvollendung, aber wenige von Leontinens einſchmeichelndem Zauber im Geſammteindruck.

Und ſie hatte auch den Namen dafür. Die junge Welt ſtreifte am ſogenannten Hohen Graben, dem Quartier der Banquiers, vor den Fenſtern der „ſchönen Simonis,“ wie man ſie nannte, mit allen Ausdrücken der Huldigung vorüber, die für ein meiſt unter hohen tropiſchen Pflanzen am Fenſter ſtickendes oder leſendes junges Mädchen nur im Aufblicke geſunder oder in der Schärfung ſchwacher Augen durch vorwitzige Lorgnetten liegen kann.

Dies war Leontinens äußere Erſcheinung.

Nach ihrem Innern war ſie Schwärmerin.

Sie übte zuvörderſt nur melancholiſche Muſik. In Liedern ohne Worte, Rêverieen und ähnlich benannten Tonſtücken ſuchte ſie ihre ganze unbeſtimmte Sehnſucht auszuhauchen.

Sodann ſprach die Poeſie aller Nationen zu ihrem geiſtigen Ohr. Das waren ihr Engelzungen, während ihr leibliches nur zu ſehr, wie ſie ſagte, mit den rauhen Tönen der Wirklichkeit beläſtigt wurde.

Ihr Vater, Nathan Simonis, beſaß die übliche praktiſche Lebensauffaſſung ſeines Stammes. Man konnte von ihm ſagen, er hätte des weiſen Nathan Namen deshalb getragen, weil, wie der Derwiſch ſagt, ſeinem Volke eben der Reiche der Weiſe iſt.

Die Mutter, wenn ſie mehr Bildung beſeſſen hätte, würde das Leben ſchon mehr nach Leontinens Art gefaßt haben. Der prächtige Name, den ſie ihrem Kinde ſtatt des

urſprünglichen Lea zugeſtanden hatte, war eine Huldigung der guten Frau an die Welt des Schönen, ein Act der Anerkennung wenigſtens für manche Sprachkenntniſſe, die Madame Simonis aus ihrem Jugendunterrichte gerettet hatte.

Leontinens Brüder, Vettern, Oheime freilich lebten nur unter materiellen Lebensbedingungen, Eiſenbahnactien, Courszetteln, Bankausweiſen; doch ſorgte ſchon die Mutter dafür, daß dieſe Grundlagen ihrer zu größtem Vertrauen des Publicums behaupteten Namen nicht auch gar zu breit ſich ausdehnen durften. Man ließ ſich immer zwiſchendurch auch einmal auf geiſtige Fragen, Theater, Muſik und die Lieder ohne Worte ein, doch leider immer mit einem zu kühlen Tone, der der kleinen Leontine durch die Seele ſchnitt. Sie nannte dieſen Ton „die kalte Verſtändigkeit und ihres Volkes Erbtheil“. Leontine Simonis war jene einſam träumende Palme aus dem Morgenlande ihres Lieblingsdichters Heinrich Heine, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie ſelbſt bereits tief im Lande der Fichtenbäume wohnte und unter dem ſcharfen Luftzuge des Nordens oft, wie ſie wenigſtens ſagte, unbeſchreiblich frieren mußte.

Wir könnten für den Abſtich, in dem Leontine Simonis gegen ihre Umgebung lebte, noch reichere und poetiſchere Citate geben, wenn wir die Sammlungen von Gedichten aufſchlügen, die in einer Nebengaſſe des Hohen Grabens,

nämlich im Barfußgäßchen Nr. 3, zwei Treppen hoch, in Morgen- und Abendſtunden auf ſie gemacht wurden.

Ihr Sänger war ein junger Mann, der ſie liebte.

Er hieß von Hauſe aus Moſes Sancho, doch nannte auch er ſich Moritz.

Moritz Sancho, wie der Name zeigt, alten portugieſiſchen Erinnerungen angehörend, war etwas über fünf Jahre älter als Leontine, die bereits zwanzig zählte. Es iſt und bleibt eine ſchöne Eigenthümlichkeit bei Leontinens Glaubensgenoſſen, daß ſie die jungen Mädchen die Freiheit und Poeſie ihres älterlichen Hauſes möglichſt lange genießen laſſen. Sie verträumen meiſt alle ziemlich lange ein glückliches von Liebe gehegtes Daſein im Aelternhauſe, bis ſie einem inzwiſchen meiſt leider durch kaufmänniſche Berechnungen vermittelten Looſe anheimfallen. Leontine war eine gefeierte Schönheit; hundert chriſtliche Bewerber würden ſich ſchon längſt und ſchon von ihrem ſechszehnten Jahre an für ſie gefunden haben; aber da ſie unter den Ihrigen, oder wie Moritz Sancho, der Dichter, geſagt haben würde, innerhalb des Ghetto, verheirathet werden mußte, ſo zog ſich die Entſcheidung über die Beſtimmung ihres Schickſals jetzt ſchon bis in ihr zwanzigſtes Lebensjahr hinaus.

Die geheimen Hinderniſſe, die es für dieſe Entſcheidung innerhalb der Sphäre, wo man gläubig nur über Eiſenbahnen, zweifelnd über Poeſie ſprach, geben

mochte und die ſich wahrſcheinlich auf einige tauſend Gulden mehr oder weniger zurückführen laſſen konnten, kennen wir nicht. Leontine ahnte ſo etwas von den unheimlichen Kreiſen, die manchmal um ſie her ſich zogen, bald näher kamen, bald ſich entfernten und ihr immer ein tiefes Aufathmen der Freude verurſachten, ſo oft wieder eine Gefahr, ihre Freiheit zu verlieren, verſchwunden war.

Man glaube ja nicht, daß Leontine, wenn ſie von Freiheit ſprach, Ideen hatte im Geiſte der neuen materialiſtiſchen Philoſophie! Sie kümmerte ſich zwar mit einem Eifer, mit dem Jüdinnen ſo oft junge Chriſtinnen beſchämen, um Alles, was auf dem Gedankengebiete neu und anregend war, aber Das, was gerade ſie Freiheit nannte, war ihr nur die Muſik, die Poeſie, der milde Schimmer der Sternennächte, das Mondenlicht, der Ruderſchlag auf dem Golde jener italieniſchen Seen, zu denen ſich ihre ganze Seele hingezogen fühlte. Ihre Freiheit war ihr die unendliche Sehnſucht nach Schönheit, ein namenloſes Zerfließen in Idealen, die ſie oft mit irdiſchen Namen nicht zu nennen wußte. Nur geographiſche wußte ſie dafür anzugeben. Für den Anblick des Comerſees z. B. hätte ſie alle Partieen aufgegeben, von denen um ſie her doch zuweilen geflüſtert wurde ... ein Flüſtern, das ihr immer den Eindruck machte, als wenn ſie, ſitzend in ihrem Zimmer unter den breiten Blättern eines rieſigen Gummibaums, blätternd in Gottfried Kinkel's „Otto der Schütz", vom

drei oder vier Zimmer weit entfernten Comptoir ihres Vaters herüber das Ausschütten von Geldsäcken vernahm. Dieser Silberklang an sich war nicht unpoetisch, er war ihr auch nicht verhaßt, aber er war außerordentlich gewöhnlich. Er drückte bei ihr das Alltägliche aus. Das Geldeinnehmen und Geldgewinnen klang ihr fast so, als wenn sie jeden Morgen die tiefernsten Forschungen ihrer Mutter beobachten mußte, wenn diese mit einer fast contemplativen innern Mystik den täglichen Küchenzettel erfand.

Leontinens geheimste Gedanken verriethen, daß ihr auf jenem Nachen, mit dem sie durch den Comersee ihrer Ideale ruderte, regelmäßig nur Moritz Sancho das Steuer führte.

Moritz Sancho war Doctor der Philosophie.

Von gleicher Schwärmerei wie Leontine Simonis hätte er in der That mit ihr auch ein Paar gegeben, an dem Apollo sowol in Rücksicht auf die Grazien wie auf die Musen Freude gehabt hätte. Hier hätten geistige und körperliche Vorzüge sich verbunden.

Doctor Sancho besaß alle Merkmale des südlichen Ursprungs seiner Familie. Eine mittlere Figur, zart, schmächtig, behend, wie wir die Italiener kennen und von Spaniern und Portugiesen die Vorstellung haben. Das braune Auge blitzend von Leidenschaft, öfter aber auch, in Folge germanischer Einflüsse, in ein mildes Leuchten und träumerisches Umirren sich verlierend, das sogar ihr ge-

wöhnlicher Ausdruck war und für Jeden etwas Anziehendes und Gewinnendes haben mußte. Sancho's ganze Erſcheinung war, was man intereſſant nennt. Ein großes Selbſtgefühl konnte nicht fehlen — werden doch ſeine Glaubensgenoſſen ausdrücklich erzogen, die Freude und der Stolz der Ihrigen zu ſein — aber eine ausgeſuchte Bildung hatte über den Stolz des jungen Mannes die Formen der Grazie gelegt. Sancho's Selbſtgefühl verletzte nicht. Es gab ihm nur Schwung, nur vertrauenerweckende Haltung. Wenn der junge Doctor in einen Salon trat, mußte er alle Herzen gewinnen. Sein blaſſes Antlitz, das glänzend ſchwarze Haar, der tief von innen kommende Blick aus den ſchwarz beſchatteten Augen, all' jene Eigenthümlichkeiten nazareniſcher Schönheit, von denen wir undankbaren Chriſten nur zu oft vergeſſen, daß ſie die Vorbilder jener Geſtalten ſind, die wir auf Gemälden zu Gegenſtänden unſerer Anbetung gemacht haben, lagen auch reichlich in der Erſcheinung dieſes jungen Mannes, der ſich zu den Vorzügen ſeines ſüdlichen Temperaments noch die Ergebniſſe der germaniſchen Romantik zueigen gemacht hatte. Wie Heinrich Heine — auch ihm war er ſein Lieblingsdichter — ſich vorzugsweiſe vom Judenthume dadurch zu befreien ſuchte, daß er eine etwas zu weit getriebene und nur äußerliche Verehrung vor unſerer romantiſchen Märchenwelt zur Schau ſtellt, ſo kann man ſich wol auch beim Iſraeliten ein nach innen gehendes

wirkliches Verſchmelzen mit dem Charakter der germaniſchen Poeſie denken, ein gläubiges und im Gemüth ergriffenes Heimatsgefühl unter dem Banne der ſchönen Lorelei, unter dem Zauber der Nibelungen und ſogar dem Einfluß der chriſtlichen Baukunſt und Malerei. Moritz Sancho gehörte zu den ganz germaniſchen Israeliten des Herrn Dr. Gabriel Rießer in Hamburg und keineswegs zu den Ironikern ſeiner Bildung. Er dichtete von Blumen, Sternen, Sonnen, Palmen, Mondſcheinnächten vielleicht ohne Berechtigung eines Sitzes auf dem Parnaß, aber er ironiſirte wenigſtens dieſe ſeine neue Heimath nicht, ſank nicht, wie Heinrich Heine, von Lotosblumen und Feenträumen immer wieder zu ſeinen Schalet-Witzen herab. Wir wollen keine Kritik über die Poeſieen des Dr. Sancho ſchreiben. Jedes Gedicht, welches einem Mädchen huldigt, das man liebt, ſteht an und für ſich den Gedichten des Petrarca gleich und Leontine belohnte ohnehin ihren Sänger freundlicher als Jenen die kalte Laura.

Wie ſich die Herzen dieſer beiden Liebenden fanden, iſt ſchwer zu ſagen.

Das Barfußgäßchen liegt nur in ſeinen auf den Hohen Graben mündenden erſten Häuſern ſo, daß Leontine die glühenden Blicke des Doctors hätte allenfalls am Verſengtwerden ihrer Lectüre unter den Blumen bemerken können.

Die Hausnummer „drei“ gab mit dem Hauſe ihres Vaters ſchon einen ſtumpfen Winkel.

Auch das Ausſchütten der Geldſäcke im Parterre-Comptoir hatte den Doctor nicht begeiſtert. Er war zwar arm, ſehr arm — ſein guter Vater hatte in einer großen Hanſaſtadt ſich vom einfachen, einſt mit einer Karre hauſirenden Büchertrödler mühevoll und mehr aus Liebe zu ſeinem gabenreichen Sohne, als aus eigenem Triebe nach Bervornehmung ſeiner Exiſtenz, zum Beſitzer einer „antiquariſchen Buchhandlung“ emporgeſchwungen — aber materielle Berechnungen lagen ihm fern. Er hatte Philoſophie ſtudirt auf das Schöne und Wahre im Allgemeinen hin, in der Hoffnung, die deutſche Nation würde ſich binnen Kurzem zu einem möglichſt idealen und freien Leben entwickeln und von den Profeſſoren der Aeſthetik, die man bei Univerſitäten anſtellt, keinen Taufſchein mehr verlangen. Er hatte auch den andern Glauben an einen gewiſſen idealen Umſchwung ſeiner eigenen Glaubensgenoſſen — Manche ſprachen in dieſem Betracht von Köhlerglauben — aber waren nicht große Geiſter der Wiſſenſchaften und Künſte aus dem Kreiſe, den er den Ghetto nannte, neuerdings hervorgegangen? Hatten nicht Heirathen ſtattgefunden ſelbſt in den reichſten Familien mit Söhnen ärmerer, ja ſogar in den orthodoxeſten mit chriſtlichen Söhnen und chriſtlichen Töchtern? Iſt nicht die Zeit angebrochen, dachte er, wo die Vorurtheile ſchwinden wollen, die Schranken unnatürlicher Zurückhaltung in allen Gebieten fallen? Und konnte es durch Beiſpiele anderer Art, die

ſchon ſtatthatten, nicht ſanctionirt werden, daß der ſchöne, liebenswürdige, geiſtreiche und mit der Zeit auch berühmte Doctor der Philoſophie Moritz Sancho die ſchöne Leontine Simonis, den Augapfel ihrer reichen Aeltern, wirklich heirathete?

Auf dieſen Glauben hin dichtete und liebte wenigſtens der Eine und duldete ſeine Anbetung die Andere.

Der junge Doctor war unbeſchadet ſeines Vaters, der daheim mit den gangbarſten Schulbüchern handelte, in die vornehmere Geſellſchaft ſeines Glaubens eingeführt und außerordentlich gern geſehen, namentlich von Madame Simonis, protegirt ſogar vom Vater und von den Brüdern Leontinens. Alles hatte ihn lieb. Die Brüder berichteten ihm zuvorkommend, wo irgend über ihn eine ungünſtige Recenſion zu leſen war. Der Doctor war nicht nur äußerlich dem Hauſe willkommen und ein Hebel des Werthes, den ſich jedes Mitglied deſſelben ſelber zuſchrieb, ſondern Leontine liebte ihn auch. Sie erwiederte auf Bällen im Tanze ſeinen Händedruck, ſie verrieth ihm die Thränen nicht, die ihr in das dunkle blaue Auge traten, wenn der Freund leiſe ein Gedicht in ihr Stickerei-Körbchen ſchob, ſie duldete, daß er im raſchen Benutzen einer günſtigen Gelegenheit ihr die Hand küßte, dieſe Hand, die zuweilen ſelbſt einen Vers verſuchte, wenigſtens Phantaſieen in ihr Tagebuch niederſchrieb und dann ihren Freund leſen ließ, was ſie Alles von den Sternen, den Mond-

nächten und den Gondelfahrten auf dem Comerſee träumte.

So verfloſſen einige Jahre des zarteſten Seelenaustauſches und Moritz Sancho hatte wol ein Recht zu hoffen, dieſe Verbindung würde ihm die Muße ſchaffen, einſt der deutſchen Nation große, gereifte, gefeilte Werke anbieten zu können, ein Recht zu hoffen, er würde das höchſte Dichterglück gewinnen, ſeine Muſe gleich dicht nebenan im Zimmer in ſeinem angetrauten Weibe zu beſitzen und damit zugleich, wie er es ſeinem alten Vater in deſſen Sprache ausdrücken mußte, eine gute Partie zu machen.

Ein heißer Sommer führte faſt die ganze Familie des Herrn Simonis in ein Bad.

Von dem Bade aus machte man noch eine Rheinreiſe.

Als Leontine mit ihren Aeltern zurückkehrte, hatte Moritz gerade die Abſicht, einmal ſeinen alten Vater zu beſuchen.

So gab es eine Trennung von länger als einem Vierteljahre.

Von einem Briefwechſel konnte natürlich keine Rede ſein. Leontine hätte nimmer gewagt, eine Zeile anzunehmen, die ihr von Sancho durch die Poſt zugekommen oder wenigſtens von der Mutter ungeleſen geblieben wäre. Alles Das verſtand ſich ja von ſelbſt. Sancho täuſchte ſich auch nicht über die Schwierigkeiten ſeines Vorhabens. Er wußte, daß ihm ſein Herz eine faſt unerreichbare Auf-

gabe geſtellt hatte und daß ihm nur durch ein langes Dulden und langes Werben, wie dem Jakob einſt um Rahel, möglich werden würde, den einzigen Gedanken, der ihn nächſt ſeinem Ruhme erfüllte, möglich zu machen. Ja dieſer Ruhm, dieſe Sehnſucht ſogar, ſeinem alten Vater noch einſt ſolche Bücher von ihm zu zeigen, welche die zweite Auflage erlebten und nicht zu herabgeſetzten Preiſen verkauft wurden, trat ſogar gegen ſeine Liebe vorläufig in den Hintergrund.

Wie furchtbar mußte es ihn daher niederſchmettern, als er nach der großen Reſidenz eines ſchönen Herbſtmorgens zurückkehrte und die Nachricht empfing, Leontine Simonis wäre die verlobte Braut eines fremden Mannes, der um ſie angehalten und nach den üblichen Weitläufigkeiten als ihm bald vermählte Gattin gewonnen hätte.

Sancho war in Verzweiflung.

Sein ganzer Lebensfrühling war wie von einem Sturme geknickt.

Das Gerücht war kein Gerücht; er ſah die Verlobungskarte, ſah dies verhängnißvolle glänzende kleine Blatt, das inzwiſchen auch ihm war geſchickt worden.

Leontine verlobt!

Mit einem fremden reichen Manne!

Wahrheit, Wahrheit war's!

Er ſchloß ſich in ſein Zimmer und weinte.

An Sammlung, Faſſung war nicht zu denken. Er

ging nicht aus, ſchon vor Furcht, man möchte ihm begegnen, von dieſer Verbindung mit ihm ſprechen und ſeiner getäuſchten Hoffnungen erwähnen; er ging nicht aus, weil er krank wurde. Er bot einen Anblick, der Mitleid erregte. Er aß und trank nichts. Er ſaß nur ſtarr und ſtützte das Haupt auf. Sein Bart wuchs ihm, wie nach den Vorſchriften der Trauer, die ſeinem Volke geboten ſind. Das Feuer ſeiner Augen erloſch. Er ſaß da, ſtumm und ſtarr. Wehmuth machte ihn ohnmächtig zu einem Entſchluſſe. Es rührte ihn Alles. Der Gedanke an ſich ſelbſt am meiſten. Seine ſämmtlichen Gedichte, die in ſo ſchönem Goldſchnitt neben ihm ſauber abgeſchrieben und zur Veröffentlichung bereit lagen, blickten ihn wie bittend, wie ſelbſt hülflos, nicht einmal mitleidig und tröſtend an; bedurften nicht auch ſie erſt des Fortkommens in dieſer kalten Welt, bis ſie ſelbſt anerkannt Andern Troſt ſpenden konnten? Alles ſtand ſo ſtill, ſo geiſterhaft um ihn. Dieſe Verlobungskarte war das Einzige, was redete. Die ſchwatzte und lachte oder „kicherte“, wie ſein Ideal Heinrich Heine geſagt haben würde.

Er ſaß wie in Dämmerung einen Tag und den zweiten halben noch. Die Sonne ſchien nicht und doch ließ er alle Vorhänge herab, nur um nichts zu ſehen, nichts als ſeinen Schmerz, der keineswegs Goethe'ſcher, die Poeſie befruchtender Schmerz war. Er ſtöhnte laut. Er warf ſich vom Sopha bald auf ſeine drei alten gepolſterten

Stühle mit Kattunüberzügen, bald aufs harte Bett, bald wieder auf das noch härtere Sopha. Der Schmerz trieb ihn immer wieder auf. Seine Nachbarn mußten ihn seufzen hören. Es war der ganze bekannte furchtbare Druck, den der Mensch im Unglück so recht mitten auf dem Sonnengeflecht fühlt, derselbe Druck, der ihn das Leben in jener ganzen Schalheit und Unersprießlichkeit empfinden ließ, die schon Hamlet fühlte, als er sich umbringen wollte und auch dies, um ganz vergessen zu können, für einen unnützen Ausweg erklärte, jener Druck, der uns physisch nur dann nicht zerstört, wenn wir eine entsprechende Diät damit verbinden.

Na, was haben Sie denn, Doctor? sagte seine Wirthin und pflegte ihn wirklich mit heißem Thee und zuthunlicher Liebe und erfuhr seinen ganzen Schmerz.

So freundliche Frauenworte und Frauenhülfe lindern schon gar sehr.

Am zweiten Tage Abends mußte er sich sagen: Es gibt doch im Menschengemüthe ganz wunderbare Heilquellen. Sie fließen so tief geheimnißvoll, unbekannt und räthselhaft. Wir wissen gar nicht, wo sie herkommen, wissen nicht, wo den furchtbaren Druck des Kummers plötzlich von unten her ein so treu Geheimes emporhebt. Man vergeht im Schmerze wie vor Durst und es sickert plötzlich ein Trost herauf mitten in der Wüste. Es wird warm an einer Stelle, irgendwo, vielleicht im Auge, oder

es klingt ein Rauſchen am Ohr, vielleicht ein Heimatsgefühl, eine Jugenderinnerung. Meiſt iſt es Heimat und Jugend, die wie plötzlich lebendig anklopfen und wir machen auf und ſehen erſt Niemanden, dann aber Aeltern und Geſchwiſter, denen wir trotz aller Verachtung der Welt dennoch lieb bleiben, wir fühlen etwas, das von ihnen wie eine belebende Wärme uns entgegenſtrömt. O die Heilkraft der Natur iſt ein Geſchenk des Himmels, für das wir knieend danken ſollten! Es bewahrt uns vor Verzweiflung, reicht uns in düſterſter Finſterniß die warme treue Hand des unſichtbaren Führers, der uns ſchon manches Jahr gehalten hat, und hebt uns wieder empor und läßt uns ſogar reifer erſtehen von unſerm Kummerlager, als wir uns mit tauſend geiſtigen Schmerzen niederlegten. Dann ergreift wol ein Vater die Feder und ſchreibt ſeinen Kindern oder eine Mutter nimmt ein Briefblatt und ſchreibt einer Freundin, und hier ergriff ein Sohn die Feder und ſchrieb an ſeinen alten Vater Levi Ezechiel Sancho, Bücherhändler, einſt auf der Karre, jetzt in einem Laden nicht weit von der lateiniſchen Schule der alten Hanſaſtadt. Moritz ſchrieb einen Brief mit der ſchlichten Anrede: „Lieber Vater!“ und der ſchlichten Unterſchrift: „Dein treuer Sohn Moſes“ und die einfachſte Sprache, deren Inhalt zwar dem Vater Kummer machte, wurde eine Stärkung für den Sohn.

Als er Licht angezündet, das Siegelwachs erwärmt,

die Adreſſe auf den zuſammengelegten Brief geſchrieben hatte und noch ſpät Abends zur Poſt ging, um dem Vater ſein Unglück zu melden, wurde es Sancho'n viel leichter. Er mußte ſich ja finden. Es half nichts; denn es gab in vier Wochen keine Leontine Simonis mehr, ſondern nur noch eine Leontine Herz.

Leontine Herz hatte ihren Aeltern große Freude gemacht.

Einmal, daß ſie ſich nach einigem Weigern in Pyrmont zu dieſer Partie entſchloß, dann, daß ſie bei den Heirathspacten es durchſetzte, daß ihr Gemahl in die Reſidenz ziehen mußte.

Der Schwiegerſohn, Michael Herz, hatte früher in einer andern Reſidenz unſers reſidenzenreichen Vaterlandes gewohnt, war daſelbſt der Sohn eines Hoffinanzagenten und ein außerordentlich geſchliffener, weit ſchon in der Welt herumgekommener Geſchäftsmann. Er hatte — doch es wird nothwendig ſein, dieſem Gemahl Leontinens mindeſtens dieſelbe Aufmerkſamkeit zu ſchenken, wie dem Doctor Moritz Sancho, der ſich durch das Studium der Künſte und Wiſſenſchaften einſtweilen für ſeinen Verluſt zu tröſten ſucht.

Was er erlebt hatte, gehört zu jenen Heinrich Heine'ſchen „alten Geſchichten“, die ſich täglich ereignen und eigentlich Dem nur ganz verſtändlich ſind, dem ſie „juſt paſſiren“.

Zweites Capitel.

Michael Herz.

Michael Herz konnte beim erſten Anblick für Das gelten, was man oft und nicht ſelten mit Grund eine „gewöhnliche Geldſeele“ nennt.

Sein Aeußeres deutete allerdings auf enge Grundſätze.

Er war klein, nicht gerade häßlich, aber für die Rolle eines Schiffers auf dem Comerſee der Ideale ziemlich ungeeignet.

Michael Herz hatte ſtechende, ausdrucksvolle Augen, eine große Stirn, die an den Schläfen ſchon graue, auf dem Wirbel gar keine Haare mehr zeigte. Er trug zwar einen ſehr großen modernen Bart, den er aber nur im erſten Jahre ſeiner Ehe mit einiger Sorgfalt behandelte, färbte und pflegte, ſpäter vernachläſſigte und nur zuweilen noch, wenn die Schwiegerältern ein Diner gaben oder das junge Paar irgendwo ausgebeten war, zum Gegenſtand philokomiſcher Studien machte.

Seine Geſichtszüge waren markant, mager, ſchon mit Furchen durchzogen. Sein Gang, wenn er mit der Cigarre

auf ſein in einem andern Theile der Stadt gelegenes Comptoir — er hatte ſich eine eigene Speculation faſt mehr zur Unterhaltung als aus Bedürfniß zugelegt — wanderte, war von den Grazien verlaſſen und nur durch eine gewiſſe Sicherheit ſich auszeichnend.

Sicherheit war überhaupt der Charakter ſeines ganzen Weſens. Er war ſo ſicher, daß er ſogar Witz und Scharfſinn beſaß. Er hatte die Welt ſchon mannichfach kennen gelernt und vielfach beobachtet. Michael Herz trieb Nationalökonomie, höhern Mercantilismus, Freihandel, Politik, Alles das mit Leidenſchaft und man würde ein himmelſchreiendes Unrecht thun, wenn man ihn dabei einen Verächter des Schönen genannt hätte.

In den Wiſſenſchaften hatte er ſolide Grundlagen gelegt. Er las vielerlei in Morgenſtunden und oft bis ſpät des Abends. Am liebſten Engliſch und Franzöſiſch. Der Geſchmack ſeiner alten und neuen Freunde war nicht immer der ſeinige. Er lächelte anfangs über die Schwärmerei ſeiner verlobten Braut, aber auch über die ſcherzhaften Einfälle der Oberflächlichkeit, die dem Witze auch Alles opfern wollte. Er ließ ſich wol die Späße munden, die auf der Börſe am glücklichſten zufällig, minderglücklich privilegirt gemacht werden, aber mit bannalen Phraſen war doch nicht Alles bei ihm abgethan. Michael Herz forſchte den Quellen nach. Vieles, was auf der Börſe beſpöttelt wurde, erfüllte ihn mit Achtung, wenn er

die Abneigung des Geſchäftsmannes auch vollkommen theilte.

Wir fürchten endlos zu werden, wenn wir fortfahren wollten, alle dieſe Eigenthümlichkeiten zu ſchildern.

Nur die eine Eigenſchaft wollen wir noch erwähnen, daß Herz in den erſten gröbern Umriſſen ſeiner Toilette genau war, den Luxus der weißen Wäſche und die, wie Manche ſagen könnten, Pedanterie der Reinlichkeit bis zum Exceß trieb und nur in der übrigen elegantern Toilette, in Weſten, Halsbinden, Slips, Röcken und Paletots den Cyniker ſpielte. Ein paar ſchwarze freilich engliſche doppelnähtige Handſchuhe trug er oft mehre Monate.

Er pflegte überhaupt ſchon vor ſeiner Ehe zu ſagen: „Ich war einige Jahre in Paris und London ein Elegant und habe daſelbſt die unſinnigſten Depenſen gemacht. Ich putzte mich heraus, als wenn es niemals Spiegel oder eine Antikenſammlung im Louvre gegeben hätte. Ich bildete mir ein, mit neuen Cravatten, ſeidenen Weſten, Slipſen, Burnuſſen, Abdelkaders und troddelbehängten Paletots unwiderſtehlich zu ſein und merkte nicht, daß jede Griſette mir ſagte, wie lächerlich ich war. Meine pygmäiſche Figur, mein confiscirtes Geſicht, meine Policinell-Manieren, nichts von Alledem ließ ſich durch die Rechnungen der erſten Schneider und Modehändler verbeſſern. Ich glaubte für jährlich 3000 Francs ein Adonis zu ſein und war nur komiſch. Seitdem hab' ich dieſe Methode, In-

tereſſe zu erwecken, aufgegeben. Ich fing an, Eindruck zu machen, ſeitdem ich jeden Rock ſo lange trug, bis an den Ellenbogenſpitzen ſich eine hellere Schattirung einſtellte. Meine Ehe fang' ich wahrſcheinlich auch erſt in dieſem Syſteme der Adoniſirung an. Komm' ich aber zu Leontinen zum Kaffee, in einem Schlafrock von blauem Sammet, mit gelben Schnüren und hängenden Troddeln, komm' ich mit einem türkiſchen Fez von rother Seide mit ſilbernen Franſen und ich erlebe nicht, daß ſie augenblicklich vor Lachen in Ohnmacht fällt, ſo will ich mich anheiſchig machen, Zeitlebens im Hauſe den Hanswurſt zu ſpielen. Meine Lieblingstoilette, grau in grau, wird mich ihr vorläufig im Comptoir bedeutender erſcheinen laſſen. Auch werden vielleicht die Cigarren meinen Eindruck unterſtützen oder ich muß mich ergeben, daß man mich eines Tages eine lebendige Mumie nennt, mich des Beſitzes einer jungen blühenden Frau, die eine Haut wie Pfirſiche hat, für unwürdig erklärt und in allem Ernſte, ich ahne, daß man mit Schrecken an meine Zukunft denkt."

Sollte ſich Leontine Simonis in die Natur eines ſolchen Gemahls haben finden können?

Sind hier keine Kämpfe vorgekommen?

Ging das Alles in der gemüthlichen Gewöhnung ſo raſch von ſtatten, wie es ſich bald geebnet zu haben ſchien?

Laſſen wir die Thatſachen reden.

Schon in Pyrmont verrieth Leontine, wie wenig dieſer Michael der eigentliche Mann ihres Herzens war.

Der ſcharfblickende, ſchon lange in die Dreißiger Jahre eingerückte Mann bemerkte eine ihm, wenn auch nicht bis zur Verweigerung der Hand, doch bis zu einer gewiſſen ſogleich hörbaren Diſſonanz ungünſtige Stimmung ſehr bald.

Er hatte zwar in Pyrmont und ſpäter in der Reſidenz, wo das Aelternpaar Leontinens wohnte, einige Sorgfalt auf ſich verwendet; ſein Schickſal war aber eben das, dann gerade geringfügig zu erſcheinen, wenn er es andern Männern an Sorgfalt und Geſchmack nachthun wollte. Sich ſo zu geben, wie es ſein zweites Pariſer Syſtem war, konnte er der Aeltern und der Neuheit wegen noch nicht wagen und dennoch beſaß er Ehrgeiz. Er beſaß nicht den Ehrgeiz, ſich ſchwärmeriſch geliebt ſehen zu wollen; er beſaß aber den Ehrgeiz, ſeiner Gattin nicht zu geſtatten, daß ſie ſich ihm gegenüber als etwas Apartes gab, eine Welt für ſich beanſpruchte, ein Daſein für ſich oder wenigſtens eine Lebensauffaſſung, in die er etwa wie in ein Heiligthum nicht eintreten durfte.

Schon die erſte Bekanntſchaft gab eine Menge von Gegenſätzen. Leontine phantaſirte am Flügel in ſchwärmeriſchen Accorden; Michael konnte nicht in Abrede ſtellen, daß er fröhlichern Weiſen den Vorzug gab. Sie ſprach von Büchern, die er nie geleſen hatte, auch nicht leſen

mochte, ſo ſchön ſie in Goldſchnitt eingebunden dalagen. Leontine ſprach Franzöſiſch und Engliſch lange nicht mit der Gewandtheit, die ihm wünſchenswerth erſchien, um ſo mehr, da er Pläne hegte, in Zukunft vielleicht im Auslande zu wohnen und an den Plätzen Geſchäfte zu machen, wo man die Handelschancen in erſter Hand hat. Ihr ganzes Weſen war ihm zu zerfloſſen und zu ſentimental. Und was der geheime Schaden immer bei den Allzugefühlvollen iſt, es entging auch ſeinem Scharfſinne nicht, daß dieſer Schwärmerei eine große und ihm gefährliche Einbildung von ſich ſelbſt zum Grunde lag.

Michael Herz erfuhr auch von dem Verhältniſſe des Doctor Moritz Sancho.

Man hatte ihm nicht ſagen können, daß zwiſchen dieſem jungen Gelehrten und ſeiner Verlobten ein unverbrüchliches Band gegenſeitiger Verpflichtung beſtand, aber die Art, mit der die Aeltern dieſen Namen aus den Liſten etwaiger Einladungen ausſtrichen, die ſatiriſchen Anmerkungen, mit denen Leontinens Brüder den dichteriſchen Genius des ſchönen und, wie er bald bemerkte, in der Geſellſchaft bevorzugten jungen Mannes zuweilen zur Erwähnung brachten, öffneten ihm doch ſehr bald die Augen. Unverkennbar wurde ihm, daß ihm Leontine auf dieſem Wege, den ſie ſchon einſchlug, eine Zukunft bereiten würde, die ihn auf die Stufe der geduldeten Ehemänner ſtellte. Ehrgeiz kämpfte dagegen bei ihm ebenſo ſehr wie wirkliche

Liebe. Er hatte ein tiefes Gefallen an ſeinem Weibe. Er liebte Leontinen. Gerade die Verſchiedenartigkeit ihres Weſens von dem ſeinigen hatte ihn angezogen. Er fand nach ſeinem Syſtem ihre Entzückungen über den geſtirnten Himmel und die Mondnächte auf dem Comerſee zwar komiſch, aber ſolche Art von Poeſie hat zu allen Zeiten ſelbſt die Verſtändigſten immer verlockt und angezogen. Er beherrſchte ſich; er verrieth nicht ganz, was er fühlte. Die tiefe Ablehnung, die in „Madame Michael Herz“ für ihn lebte, that ihm weh. Er ſann hin und her, wie er es durchſetzen ſollte, daß ſich Leontinens ganze Seele in ihm zurechtfände, ihn und ſein Lebensprincip gelten ließe und ſich von einer geiſtigen und gefühligen Vornehmheit trennte, die etwas Drückendes für ihn hatte. Er wußte, daß die äußere Treue ſeines Weibes in allen Lagen rein wie Gold ſein würde, er wußte, daß ihr nimmermehr einfallen könnte, an den jungen Dichter anders zurückzudenken als wie eine Fürſtin etwa an einen Knaben vom Lande zurückdenkt, mit dem ſie einſt Popularitätbefliſſenheitsſtudien machen mußte; er wußte, daß die Israeliten alle Vorurtheile des Standesunterſchiedes haben — ſie waren nicht umſonſt in Spanien und Portugal die Beobachter reiner und fleckenloſer Ritterſchaft. Er wußte, daß der Sohn eines Antiquars von Salamanca und wenn es der unbekannte Dichter des Cid Campeador ſelbſt geweſen wäre, nie daran in Wahrheit hätte denken dürfen, die

Tochter irgend eines chriſtlichen Don Juda ben Kimchi de Simonis zu gewinnen. Aber das Alles hinderte nicht, daß er ſich unglücklich fühlte und vor ſeinen Verwandten daheim nicht mit der Miene beſtand, die ſie an ihm zu ſehen wünſchten.

Die Hochzeitreiſe, welche die jungen Eheleute machten, hatte das Gute gehabt, daß Leontine wenigſtens vor der praktiſchen Umſicht ihres Mannes etwas Achtung gewann.

Sie erkannte ſehr bald, daß ein ſo ſicheres und dabei nicht vorlautes und eine zarte Natur in Verlegenheit bringendes Auftreten in Gaſthöfen und auf Eiſenbahnen, wie es Michael Herz eigen war, nur die Folge der Lebenserfahrung und Weltroutine ſein konnte.

Es gewann ihr zuweilen ein wenig Bewunderung ab, wie ſicher und planmäßig dieſe Reiſe nach der Schweiz und den ſchönſten Theilen des deutſchen Oeſterreich angeordnet war im Vergleich zu dem Geſchrei und dem Durcheinander, wenn ſie mit ihren Aeltern reiſte.

Auf einer ſo kurzen Fahrt wie nach Pyrmont war ſie ja jährlich gewohnt geweſen, daß die Familie Simonis mindeſtens drei Rückenkiſſen, ebenſo viel Handtaſchen, oft noch wichtigere Dinge liegen ließ, dann mitten im Fluge des Dampfwagens von Anhaltenlaſſen ſprach, nach allen Conducteuren rief und ſich nicht ſelten entſchließen mußte, telegraphiſche Depeſchen um geſtickte Sacktücher und lederne Luftkiſſen hin und her ſpielen zu laſſen.

Dieſe bodenloſe Unſicherheit, die mitten im ſchönſten Genuſſe bei den älterlichen Reiſen Aufſchreie und Schrecken aller Art zu verurſachen pflegte und ihr das Reiſen unter ſolchen Umſtänden eigentlich ſchon längſt verleidet hatte, fiel bei Michael Herz gänzlich weg. Das junge Ehepaar reiſte allein, nur in Begleitung einer einzigen Dienerin und Alles ging vortrefflich von Statten. Michael rauchte ſeine Cigarren, fand Alles, was man beſichtigte, anregend, mehr oder minder auch merkwürdig und verbreitete dabei ein ſo behagliches Gefühl der Sicherheit, daß ſie ihm im Stillen das Zugeſtändniß eines praktiſchen Mannes, mit dem wenigſtens äußerlich ſich leben ließ, nicht verweigern konnte.

Nach Hauſe zurückgekehrt ſtellte ſich das Gewonnene aber bald in Frage.

Michael Herz war in ſeinem neuen Wohnorte fremd, hatte ein neues Etabliſſement zu begründen und fühlte, daß die Verwandtſchaft ihm nicht diejenige Selbſtſtändigkeit einräumen wollte, die er gewinnen mußte, um ſich behaglich zu wiſſen. Sein verſtändiger Sinn hatte ſich früh im Leben zurechtgefunden. Er ſah älter aus, als er war, aber er hatte noch mehr Klarheit ſeines Wollens, als man ſelbſt ſeinem Ausſehen hätte einräumen mögen. Solche halbblaſirte Naturen ſind zähe in ihren Vorſtellungen von Dem, was man gemeiniglich Glück nennt. Michael Herz ſchwieg zu Allem, was er ſich von Schwiegerältern,

Schwägern, ja ſelbſt ſeiner Gattin gefallen laſſen mußte, war aber nicht im mindeſten gewillt, die Dinge ſo gehen zu laſſen, wie ſie in den erſten Monaten ſeiner Ehe und neuen Niederlaſſung gingen. Er trällerte, ſcherzte, lachte, ſpielte den Unbefangenen, ſah aber wohl, wie in ſeiner glänzenden, koſtbar eingerichteten Wohnung ganz andere Geiſter herrſchten als die, die ſich ſeiner Botmäßigkeit unterworfen fühlten. Von einer innigeren Vertraulichkeit Leontinens mit ihm ſelbſt war keine Rede. Man gab ſich die Miene, ihn erziehen zu wollen, ſchrieb ihm eine Menge von Regeln ſeines Verhaltens ſowol in der Geſchäftswelt wie in der Geſellſchaft vor und wenn er gar beobachten mußte, daß die Hoffnung, die Leontine gewann, Mutter zu werden, wie eine Angelegenheit betrachtet wurde, die mehr die Familie als ihn ſelbſt beträfe, ſo hatte er Augenblicke des Schmerzes und konnte ſogar, weil er die Verſtimmung nicht wegheuchelte, Anlaß geben, ſich ernſtlich über ihn zu beklagen.

Als nach der Geburt eines Sohnes es den Anſchein hatte, als wenn Leontine mit jetzt noch geſteigerterer Gleichgültigkeit für ihn und ſein Bedürfen nach Gemüthlichkeit ſich wieder alleinſtellen und die Nahrung ihres geiſtigen Daſeins aus tauſend andern Hülfsquellen, nur nicht aus ihm, ſuchen würde, nahm er ſich ernſtlich vor, dieſer Gefahr der Unterordnung endlich für immer vorzubeugen.

Er hatte ſich dazu manches Mittel überlegt.

Ein ernſtes gemüthliches Wort mit Leontinen, eine Bitte um Verſtändigung, die Betheurung ſeiner Liebe, alles Das ſchien ihm ſehr gefährlich, ſeinem Charakter widerſprechend und fruchtlos.

Denn, ſagte er ſich, wie ſelten überlegen die Männer, daß ſie mit Allem, was ſie um Gotteswillen von den Frauen verlangen, Fiasco machen. Die Lehre vom Hebel ſchon ſagt uns, daß wir die Mittel, Wirkungen hervorzubringen, nicht an die Stelle ſetzen müſſen, wo die Wirkungen ſelbſt ſtattfinden ſollen. Die Liebe und ganze Hingebung meiner Frau muß an einer ganz andern Stelle hervorgebracht werden als auf dem Boden, wo ich mich ihr etwa zu Füßen wärfe.

Er ſann, was beginnen.

Die Zerſtreuungsſucht ſeiner Gattin war im beſten Zuge, das Zerfließen, Schwärmen, Muſiciren, Leſen, Alles hatte wieder einen Anſtrich geiſtiger Vornehmheit und excluſiver Nichtachtung gewonnen; ſpotten wollte er nicht, reizen, opponiren noch weniger. Ein Ende nehmen aber mußte dieſer Zuſtand. Er liebte ſeine Gattin, er durfte ſich ſagen, daß ſein ganzes Weſen wol der Mühe werth war, erforſcht und zur Richtſchnur des Hauſes genommen zu werden. Er wollte Vertraulichkeit, Herzlichkeit, Hingebung deſſelben Gemüthes, das ſich für Alles in der Welt erwärmen konnte, nur für ihn nicht.

Und um zu dieſem Ziele zu gelangen, verfiel er denn

endlich auf ein in dieſer Art mit Bewußtſein wol noch nicht ausgeführtes Mittel.

Es beſtand in folgendem eigenthümlichen und gewagten Seelenexperiment.

Michael Herz hatte ſich geſagt:

Es muß in Leontinens Seele etwas einziehen, das Kraft genug beſitzt, die böſen Geiſter der Eitelkeit, des geiſtigen Hochmuths und der Gefühlsſchwelgerei zu bannen. Vernunft iſt ein ſchönes Wort, aber man kann ſie unmittelbar Niemanden einreden. Zank und Lärm iſt verdrießlich; die Nachbarn hätten den meiſten Vortheil davon. Eine Vorſpiegelung, daß wir uns einzuſchränken hätten, könnte meinem Credit ſchaden. Ueberhaupt wird Alles vergebens ſein, was nach der Nothwendigkeit ausſieht, Leontine ſollte in ſich eine Tugend ausbilden. Tugenden ſind meiſt nur die Reſultate glücklich zuſammentreffender Umſtände. Das Beſte iſt, was als gut ſchon angeboren wurde. Wo das Angeborene nicht gut iſt, da muß man ſich eingeſtehen: Auf die Tugend hin erziehen kann man nicht. Man muß nur den Unarten begegnen oder den Unarten eine beſſere Wendung geben. Und wie begegnet man den Unarten? So, wie man Krankheiten bekämpft. Die Arzneikunde gibt Aufſchlüſſe darüber. Um den Verheerungen anſteckender Krankheiten zu begegnen, impft man die Neigung dazu ein. Man gibt Gift, um Gift auszutreiben. Das Gift würde einen geſunden Zuſtand

zerſtören, aber einen kranken heilt es. Das Gift und die Krankheit kommen in Conflict und über den Kampf beider Gegenſätze gewinnt die Heilkraft der Natur hinlänglich Oberhand, um ſich zwiſchen beide Mächte zu werfen und ihrem Streite durch die wiedererwachte Geſundheit ein Ende zu machen.

Darauf hin impfte Michael Herz ſeiner Gattin etwas nicht beſonders Schlimmes, aber auch nicht beſonders Gutes ein — —

Nämlich den Geiz.

Michael hatte zwar bemerkt, daß in ſeiner Frau auch nicht das mindeſte Talent der Wirthſchaftlichkeit lag.

Man hatte ihr den Beſtand eines Hausweſens ſo bequem wie möglich eingerichtet. Es war ihr eine Maſchine übergeben worden, die, einmal angeſtoßen und durch das aufgeſchüttete Wochengeld in Bewegung geſetzt, ſeit geraumer Zeit ſchon von ſelbſt ging.

Dennoch war ihm an Leontinen auffallend, daß er einen gewiſſen Charakterzug nicht gerade des Neides oder der Mißgunſt, aber doch etwas Dem Aehnliches entdeckte. Richtiger ausgedrückt war dieſe Eigenſchaft vielleicht eine angeborene — Gerechtigkeitsliebe. Sie hatte Sinn für das Billige, Richtige, für das Maß. Ihr Schönheitsſinn brachte dieſe Anlage mit ſich.

Schon bei den Aeltern polterte ſie oft in's Wirthſchaftliche hinein und ſpäter, wenn es bei ihnen Geſellſchaft

gegeben hatte, fiel Michael auf, daß Leontine die Speiſen, die man abtrug, faſt listig überwachte, von beſſern Gerichten nur ganz geringe Antheile an die Dienſtboten gab.

Ihm ſelbſt, der einen angeborenen großmüthigen Sinn hatte, waren dieſe kleinen Charakterzüge bei erſter Beobachtung ärgerlich geweſen. Er ſchalt darüber oder verlachte Leontinen; bei ernſterer Ueberlegung aber entdeckte er, daß dieſem Fehler ſcheinbarer Mißgunſt doch ein guter Trieb zum Grunde lag, der in Leontinens Erziehung nur nicht war ausgebildet worden. Das junge Mädchen hatte Notentakte, nicht Geld zählen gelernt, und doch hatte ſie einen hohen Begriff vom Gelde. Kam ſie in die Lage, ſchon als Kind, einmal einen Gegenſtand nach ſeinem Werthe anzuſchlagen, ſo taxirte ſie ihn ſicher immer geringer, als er werth war und erſchrack über die hohe Summe, wenn man die rechte nannte. Ihren Brüdern hielt ſie fortwährend ihre Verſchwendungen vor. Sie mußte von deren Zorn viel leiden, wenn ſie ſich in die Streitigkeiten miſchte, die oft genug mit ihnen über den Bedarf an Geldmitteln ausbrachen.

Michael Herz begann nun ſein Syſtem.

Die junge, nach ihrem erſten Kinde ſich zur Schönheitsfülle erſt recht entfaltende Frau gab Geſellſchaften und liebte ſie. Sie ſcherzte und lachte dabei. Man hatte einen Kreis von bekannten Namen um ſich verſammelt, man lud Jeden, von dem man nur einmal eine Auszeich-

nung empfangen, zweimal wieder ein. Leontine war die Frau von Geiſt, Poeſie, Gemüth, Seele, die große Pianoſchlägerin, die verſchämte Dichterin, während Michael Herz nur die Honneurs der Aeußerlichkeiten machte. Sie war ſo in einen Strudel gerathen, daß nur die Anmeldung fehlte: Herr Dr. Moritz Sancho wünſcht ſeine Aufwartung zu machen! ſie wäre aufgeſprungen, in ein Cabinet geeilt, hätte bald ihr klopfendes Herz mit der Linken gehalten, bald mit der Rechten an ihrer Haube die langen rothſeidenen Bänder geordnet und ihn empfangen.

Im Theater, in Concerten hatte Sancho auch oft ſie mit Augen ſchon wieder beobachtet, welche die Glut ſeiner alten Liebe ausſprachen. Er grüßte nicht — denn einem tiefen Grolle ſeines Gemüths, der verflogen war, mußte er doch wenigſtens den äußern Anſchein nicht entziehen; aber die kleine unſcheinbare Geſtalt Michael Herzen's mit der kahlen Glatze und der nachläſſigen Haltung neben der reizenden jungen Frau hätte ihn an ſich nicht gehindert, ſeine Gefühle deutlicher zu erkennen zu geben. Es war nur ein inneres Zagen, die Scheu vor Leontinens Glanz und Reichthum, die ihn von dem wieder mächtig auftauchenden Ideale ſeiner Träume entfernt hielt.

Und in dieſer Zeit begannen Michael Herzen's ſeelenkünſtleriſche Experimente. Sie gelangen ihm mit überraſchendem Erfolge.

Sonſt hatte er Fülle und Reichlichkeit befördert, hatte

geſchmollt, wenn die Reſte eines Balls oder Diners zu raſch verſchloſſen oder kleinlich und ängſtlich gehütet wurden; jetzt fing er an, unſcheinbar ſeine Gattin darin gewähren zu laſſen.

Damit nicht genug, brachte er eine ökonomiſche Frage nach der andern aufs Tapet.

Auf die harmloſeſte Art warf er kleine Alternativen von Mehr- oder Minderausgaben hin, ließ Ausſichten über Gewinn oder Verluſt fallen und ſchilderte wie zufällig die Vortheile, die ſich ihm im Geſchäft wie von ungefähr gemacht hätten.

Es erſchreckte ihn faſt, wie dieſe geheime in Leontinens Seele gelegte Mine nun Fortſchritte machte. Sie zündete immer weiter, Exploſion der in ihr aufgehäuften geheimen Stoffe folgte auf Exploſion.

Zum Glück war Michael Herz ſelbſt ſo von aller Kleinlichkeit entfernt, daß er mit der Zeit der immer mehr ſich ſteigernden Entwickelung zum Geize ſeiner Gattin ſteuern mußte.

Er ſagte ſich:

Ich wollte das Uebermaß der Sentimentalität aus dem Herzen ſaugen, ganz austrocknen wollt' ich es nicht!

Er hütete ſich, wie das in tauſend Fällen geſchieht, mit ſeinem Weibe in einem gleichen Triebe der Mißgunſt und des Geizes zuſammenzuſchrumpfen; wer hätte nicht ſchon mit Bedauern jene jungen Eheleute bemerkt,

die eben noch lieblich und poetiſch waren und nach wenig Jahren durch kleinliche Neigungen etwas Pedantiſches, Gemeſſenes, Penibles, Lauerndes bekommen?

Herz begnügte ſich mit der überraſchenden Vertraulichkeit, die ſich plötzlich wenigſtens in einem Punkte zwiſchen ihm und ſeiner Gattin herſtellte.

Leontine hatte nun ewig kleine Pläne, hatte immer im Geheimen etwas zu betuſcheln, hatte bald gegen dieſe, bald gegen jene Tradition der Küche oder der Wäſche oder des übrigen Hausverbrauchs etwas anzulegen.

Für dieſe Pläne bedurfte ſie dann der Anlehnung, eines Mitverſchworenen, eines geheimen Verbündeten. Es geſchah mit klugſtem Takte, daß Michael den Reiz des Geheimniſſes, der ihn plötzlich mit ſeiner Gattin verband, nicht mißbrauchte.

Indeſſen trat hier eine Gefahr ein.

Die Grazien konnten verloren gehen — —

In die gewaltige Gährung, in die Leontine durch die Seelenkünſte ihres Mannes verſetzt war, fiel die Geburt ihres zweiten Kindes.

Es war dies ein Mädchen. Die Aeltern waren glücklich über das Pärchen. Es ging Alles nach Wunſch. Michael klagte ſchon nicht mehr. Leontine hatte ſich plötzlich auffallend verändert, ohne daß es die Aeltern recht begreifen konnten. Ob Leontine es ſelbſt begriff? . . .

Sechs Wochen nach Ankunft der kleinen Rahel fuhr die Mutter aus. . . .

Es war ein wundervoller Frühlingstag. Der Wagen zog langsam. Die Promenaden um die Stadt blühten und grünten. Leontine sog die balsamische Luft mit Entzücken und nicht ohne Wehmuth ein. Es war seit einem Jahre nun so Vieles unklar in ihrem Innersten, so Vieles plötzlich unvermittelt hineingedrungen, so Vieles, was ihr Freude und Schmerz bereitete.

Ihre Stimmung war die einer Genesenden. Sie wurde durch Alles, was sie wiedersah, gerührt. Und wenn sie die beiden holden Kinder sich vergegenwärtigte, die ihr, eigentlich ohne besondere Sehnsucht danach, wie kleine Engel zugeflogen gekommen waren, wenn sie zurückblickte auf Das, was früher die Goldländer ihrer Sehnsucht gewesen und sie sich doch nicht sagen konnte, daß die Gegenwart sie ganz unbefriedigt ließ, so konnte sie sich nicht wundern, daß ihr Thränen in die Augen traten. Die Gegenwart klammerte sich ihr so fest, so krampfhaft an, und war diese Gegenwart denn ganz würdig? Sie prüfte, sie forschte und sich aufraffend aus dieser weichen Stimmung erblickte sie plötzlich hinter Hollundersträuchern aus einem entlegenern Wege hervortretend Jemanden, der sie grüßte.

Es war der Sohn des armen Bücherhändlers.

Der erste Gruß von Moritz Sancho nach drei Jahren! Gerade heute! Gerade in dieser Stimmung!

Sie erwiderte erblaſſend; ſie befahl, raſcher zu fahren. Sie gerieth in eine Bewegung, die ſie zwang, ſich das Herz zu halten. Sie war in einer Stimmung der Verzweiflung wie damals, als ſie in Pyrmont ihren Gemahl zum erſtenmale ſah und erfuhr, daß ihr die Aeltern dieſe Zukunft ſo ohne Weiteres erwählt hatten; ſie hatte ein Gefühl, als müßte ſie, um die wahre Freiheit zu gewinnen, ſogar aus ſich ſelbſt heraus, und doch waren es nicht Todesgedanken, die ſie durchrieſelten, ſondern die mächtigſten Lebenstriebe pulſten und trieben das Blut in Frühlingswallungen ihr durch die Adern.

Den ganzen Tag war ſie beſinnungslos. . . .

Am folgenden Tage meldete man wirklich Herrn Dr. Moritz Sancho.

Sie beſann ſich einen Augenblick, ob ſie ihn annehmen ſollte. . . .

Ja ſie nahm ihn an und wie einen längſterſehnten, Hülfe bringenden Freund.

Drittes Capitel.

Poeſie und Leben.

Was Moritz Sancho ermuthigt hatte, ſich nun endlich doch in einem Hauſe wieder vorzuſtellen, wo ihn nur die peinlichſten Erinnerungen hätten begrüßen ſollen, Das auszuführen würde mehre Capitel zur praktiſchen Seelenkunde koſten.

Er ſelbſt, als er eingetreten, ſich verbeugt und Platz genommen hatte, ſprach von einer in der Nähe gelegenen Wohnung eines Freundes, von wo aus er die freie Ueberſicht aller Spaziergänge gehabt hätte, die Madame Herz in ihrem kleinen Garten machte. Schon im vorigen Jahre wär' er faſt mit allen Vorgängen des Hauſes bekannt geweſen. Er hätte den kleinen Oskar austragen ſehen, hätte die Beſuche muſtern können, als die kleine Rahel gekommen, hätte von ſeines Freundes Wohnung aus immer rathen und träumen können, welches wol die warme innere lebendige Seele dieſer kalten Steine, die Herrn Herzen's Haus bildeten, geweſen wäre — Michael Herz bewohnte

vor dem Thore ein Landhaus — kurz er hätte, ſeitdem er des abgereiſten Freundes Wohnung ſelbſt übernommen, ſich nicht als Nachbar wiſſen können, ohne dem Drange Folge zu geben, ſich wieder bei dieſer hochgeehrten Familie ins Gedächtniß zurückzurufen.

Dieſe Erklärung war beſonnen und zuſtatten kam ihm auch ohne die Kriſis in Leontinen jene bekannte Thatſache, daß eine junge Frau zwar in den erſten Jahren ihrer Ehe ihre Vergangenheit für zu geringfügig hält, um ſich mit ihr noch beſonders viel zu befaſſen; ſind aber erſt zwei Jahre vergangen, kommt mit zwei Kindern mehr oder weniger der Druck der Pflichten und löſt zuweilen die Freuden ſelbſt des glücklichſten Beſitzes mit Sorgen ab, ſo drängt ſich auch durch die leis geöffnete Pforte der Reflexion die Vergangenheit wieder in ein ſich ſelbſt ſchon unklar gewordenes Herz und zu gern hat es eine junge Frau dann, Geſpielen, alte Freundinnen, alte Plätze der Träumerei und des unſchuldigen Spiels oder, wie ſie es vielleicht jetzt ſchon nennt, des Glücks zu begrüßen.

Leontine mußte ſich eingeſtehen, daß ihr Sancho's Beſuch in mancher Beziehung wohlthat.

An ſeinem Zartgefühl hatte ſie nie Urſache gehabt zu zweifeln und eine ſchwere Schuld lag ihm gegenüber doch auf ihrem Herzen!

Sie hatte ihm nie Hoffnungen ihres Beſitzes gegeben, aber angenommen hatte ſie ſeine Huldigungen; ſie hatte

Alles, was ſie auf Erden ſchön und poetiſch fand, mit dem Namen dieſes Freundes in Verbindung geſetzt.

Und nun war ſie vollends von ihrem innern Doppelleben beunruhigt. Die alte verklärte Welt- und Lebensauffaſſung drohte ſie zu verlaſſen. Es waren Geiſte rin ihr Herz gezogen, die ihr unrein dünkten. Sie war niedergehalten, zur Erde nieder und ſo tief, daß ſie zuweilen vor ſich ſelbſt erſchrak, wenn ſie die Aufwallungen bemerkte, deren ihr Innerſtes um Kleinſtes fähig war. Sich um eine Frage der Wirthſchaft zu erzürnen, zanken, auf einer Hetzjagd die Umgebungen ihrer Exiſtenz verfolgen, mit allen Gedanken ſpioniren, das erſchien ihr oft ſo unwürdig, ſo klein, ſo beklagenswerth, daß ſie wohl begreifen konnte, wie ſie oft eine Stunde lang am Klavier geſeſſen und geſpielt und nicht eine einzige Note gehört hatte. Wenn ſie etwas las, war ſie zerſtreut geweſen und wußte nicht, was ſie las. Mitten in den Schilderungen, die ihr ein Dichter von dem Zauber ſchöner Gegenden oder den Weiheaugenblicken der Gefühlswelt entworfen, kam ihr die Sorge und Angſt um einige kleine ſpeculirende Spiele, in die ſie ſich auf Michael's ſcherzende Aufforderung eingelaſſen. Sie nahm ſeit einem halben Jahre an den Schwankungen der Börſe Theil. Kleine Gewinne, die ihr der Seelenkünſtler in Ausſicht geſtellt hatte und für deren Anwendung ſie allerlei praktiſchen Rath wußte, nahmen

ſie mit fieberhafter Ungeduld in Anſpruch. Sie fühlte, daß ihr in dieſer neuen Wendung ihres Gemüths etwas Altes verloren ging und ſo konnte ſie dem Drange nicht widerſtehen, Moritz Sancho wieder in ihrer Nähe zu wiſſen, ihn einzuladen und ihn öfter zu ſehen, als er ſelbſt gewagt haben würde, aus eigenem Antriebe zu kommen.

Und welch ein räthſelhaftes Ding ein Frauenherz iſt, wußte Niemand beſſer als Michael Herz.

Er hatte die Wiederannäherung Sancho's faſt vorausgeſehen und im Scherze, wenn von den frühern Verehrern ſeiner Gemahlin geſprochen wurde, die Rückkehr des Doctors für nahe bevorſtehend prophezeit.

Dennoch erſchrak er, als er den Beſuch mitgetheilt erhielt.

Er ſtellte ſich die weiche Stimmung Leontinens nach dem Kindbett vor, die Erſchöpfung ihres Gemüths, den Zwieſpalt, in dem ſie ſchon längſt tiefinnerlich begriffen war.

Gelang es dem Doctor, ihr wieder eine Verachtung der materiellen Bedingungen des Lebens beizubringen und zu ſpotten über die Pflichten eines Hausweſens, über Geld und Gut, ſo war mit der Erneuerung dieſer Bekanntſchaft Gefahr verbunden.

Dennoch, trotz der aufwallenden Eiferſucht, wagte Michael Herz nicht, die Beſuche des Doctors zu verbieten.

Er nahm die Nachricht ſcheinbar gleichgültig und zerſtreut auf, ja trug ſogar Sorge für eine förmliche Einladung.

Es blieb ihm ſpäter nicht im mindeſten verborgen, daß Sancho viel öfter, als ſchicklich war, kam, und bei Leontinen Morgen- und Nachmittagsbeſuche abſtattete. Er wußte, daß Beide in ſolchen Augenblicken wohl über Alles zurückhaltend und ehrerbietig ſprachen, immer in einer gemeſſenen Entfernung, mit Anerkennung der gegenſeitigen Rückſichten ſich hielten, aber die Gefahr für eine weiland Schwärmerin, die jetzt ſchon heuchelte, blieb doch; Heuchelei war es wenigſtens, daß Leontine wieder die alte Begeiſterung für Mondnächte und Comerſeefahrten affectirte, Heuchelei, daß ſie von Intereſſe für Dinge ſprach, die ſie im Drange ihrer ſchon lange nur reinpraktiſchen Gedanken gar nicht mehr verfolgte.

Dies Stadium einer jungen Frauenentwickelung iſt gefahrvoll. Man hängt Empfindungen heraus, die man nicht beſitzt. Man will nicht gering erſcheinen, man will den Duft der Bedeutſamkeit nicht verlieren, man wird deshalb tiefinnerlich kalt und äußerlich kokett. Man lügt eine Scene der Empfindſamkeit und iſt ſie vorüber, rächt man ſich an ſeiner Umgebung, wird rückſichtslos, wirrt Alles durcheinander und gibt den Grazien den Abſchied.

Michael Herz traf Leontinen, nachdem eben der Doctor ſich entfernt hatte, ſchon oft in vollem Lachen, in vollem Spotte über Sancho. Sie that vor ihrem Gemahl,

als wenn ſie den Schwärmer aufzöge und die wiedererwachte Huldigung des Dichters wie eine Narrheit anſähe, aber Michael Herz pflegte über ſolche Geſtändniſſe zu lächeln, pflegte von der Wirthſchaft, vom Gelde, von den Staatspapieren und der Politik zu ſprechen, innerlich wußte er, was er denken mußte. Er hatte in frühern Jahren zu eifrig ſeinen Balzac geleſen, um ſich mit der Außenſeite, welche die Frauen zeigen, zu begnügen.

Die Form von Vertraulichkeit, die er jetzt mit Leontinen nur in materiellen Intereſſen, in Fragen des Geldes, des Ehrgeizes, der Geſellſchaftsbeziehungen gewonnen hatte, genügte ihm noch weniger. Eine auf Moquerie und Lüge gebaute Vertraulichkeit iſt nie wohlthuend. Er ſah zu deutlich, daß ebenſo wie Leontine in ſeiner Gegenwart die Witzige und Vernünftige ſpielte, ſie in des Doctors Gegenwart die Sentimentale und Poetiſche ſpielte.

Was ſollte er thun? Sollte er ſich nicht entſchließen, ſein wahres Gefühl auszuſprechen? Den Eiferſüchtigen entſchieden verrathen?

Einſtweilen zog er vor, Moritz Sancho liebenswürdig zu finden, ſich ihm anzuſchließen, nach ſeinen Plänen, Abſichten zu fragen, ihm ſeine Hülfe und Förderung anzubieten. Er fühlte die ganze Lächerlichkeit dieſer Handlungsweiſe. Er fühlte ſie, wie alle beſonnenen Männer in einem ſolchen Falle, wenn ſie mit der einen Hand einem

eingebildeten und verblendeten Manne, der ſich unterfängt, den Frieden eines Hauſes untergraben zu wollen, die Rechte ſchütteln, mit der andern einen Dolch im Buſen verbergen. Er lachte mit Moritz Sancho wie mit ſeinem beſten Freunde, er rauchte Cigarren mit ihm, machte Spaziergänge; aber ein Friede war das wie über einem Pulverfaſſe.

Moritz Sancho aber handelte wie faſt alle jungen Männer, die unter dem Einfluſſe ihrer Vortheile ſtehen.

Es war eine ſtadtkundige Thatſache, daß Michael Herz nur durch ſein Geld und ſeinen Namen die ſchöne Leontine Simonis gewonnen haben konnte.

Allen Denen, die nach Sancho's Auffaſſung die Welt beurtheilten — er fand deren nicht viel — war Michael Herz völlig unwürdig, dieſe reizende junge Frau zu beſitzen.

Der nähere Umgang mußte ihm allerdings zeigen, daß dieſer kleine Mann Vorzüge des Geiſtes beſaß, die ſein anſpruchloſes Aeußere vergeſſen ließen; allein ſchwach iſt die Einſprache der Gerechtigkeit, wo Leidenſchaft waltet.

Sancho lebte nur wieder für die ſchöne junge Frau, der er ſein ganzes Dichten und Trachten widmete.

Er hatte noch nie gewagt, an die alte Vergangenheit zu erinnern, er hatte ſich niemals auch nur die geringſte Vertraulichkeit erlaubt. Da ſich immer Gegenſtände der

Unterhaltung fanden, die eine neutrale Discuſſion erlaubten, ſo gährte und braute es vorläufig nur in ihm, den Verſuch zu wagen, wieder Saiten der Vergangenheit zu berühren und zu hören, wie ſie anklingen würden.

Endlich nach zwei Monaten der erneuerten Bekanntſchaft wagte er, das Eis zu brechen.

Er wagte es in der Form eines Gedichts. . . .

Von ſeiner Wohnung aus hatte Sancho beobachtet, daß Leontine täglich einen kleinen an ihrer Villa angebrachten Thurm beſtieg, in welchem ſie eine Anzahl Tauben hielt.

Dieſe Taubenzucht war ihm das Symbol einer dauernd in Leontinens Seele verbliebenen Poeſie.

Wenn ſie Mittags auf der Galerie des kleinen Thurms erſchien, die Täubchen rief, herzte, an ſich zog, ſie aus ihrem Munde mit dem Schnäbelchen Erbſen oder andere kleine Körner picken ließ, verwandelte ſich ihm die ſeit ihrer Ehe in doppeltem Reize ſtrahlende junge Frau in ein feenhaftes Zauberbild, das nach Erlöſung ſchmachtete.

Hundertmal ſchon hatte ihr Sancho geſagt, daß ihre Erſcheinung auf dem Taubenhauſe ihm geradezu den Eindruck eines Märchens, eines Bildes aus der Fabelwelt machte.

Leontine war darüber jedesmal erröthet und hatte geſucht, dieſen Gegenſtand abzubrechen und auf Anderes überzugehen.

Dennoch knüpfte Sancho den Verſuch, endlich einmal wieder das Herz der jungen Frau zu befragen, an ihre Erſcheinung unter den Tauben an und entwarf ein Gedicht, das er bemüht war, ihr auf irgend eine verſchwiegene und ſichere Art in die Hand zu ſpielen.

Sancho war an einem Sonntage bei Michael Herz zu Tiſch geladen.

Vor ſeinem Eintreten fand er Zeit, der ihn empfangenden Leontine ſein gewagtes Gedicht zu übergeben, mit der Bitte, es zu leſen, es zu beurtheilen.

Sie zögerte einen Augenblick, doch nahm ſie es.

In dieſem Augenblicke öffnete Michael Herz die Thür, um Sancho zu ſich zu rufen, dem er eine Neuigkeit aus den Pariſer Blättern mittheilen wollte.

Herz ſah nicht die Uebergabe des Gedichts.

Leontine fand nun Zeit, es zu leſen.

Kaum hatte ſie in ein Nebenzimmer ſchlüpfend, die Lectüre beendigt, kaum in aller Eile das Blatt wieder zu ſich geſteckt, als Herz mit Sancho wiederkam.

Herz, ſcheinbar ganz beſonders gut angeregt, Sancho mit ſichtlicher Befangenheit, aber voll banger Hoffnung.

Was haſt du, liebes Kind? fragte Herz, die Unruhe und Verlegenheit ſeiner Frau bemerkend.

Statt eine Antwort zu geben, eilte Leontine mit ihren rauſchenden ſeidenen Gewändern aus dem Zimmer.

Sancho erſchrak.

Himmel! dachte er. Was haſt du gethan! Das wird eine Scene geben.

Sie wird noch eine Anordnung für den Tiſch treffen, ſagte Herz und freute ſich des Diners, das er wie immer ſchon am Abend vorher mit ſeiner Frau beſprochen hatte; denn ſein Satz war der, daß bei ökonomiſchen Frauen beſſer wäre, immer ſchon vorher zu wiſſen, was man bekomme, man könnte ſonſt zuweilen auch zu ſehr enttäuſcht werden.

Nach wenig Augenblicken kam Leontine zurück, jetzt ganz heiter, lachend, in angenehmſter Laune und beinahe freudeſtrahlend.

Sancho ſchwamm in Entzücken.

Wie war er ſo angeregt, wie ging er heute ſo ſich unterordnend auf die Scherze Michael Herzen's ein, wie ſtieß er mit ſo abſichtlicher Freundſchaft für Den, wie er ihn unter Dichtern und Dichtergenoſſen nannte, häßlichen Geldſack an, wenn ihm dieſer das Glas entgegenhielt. ...

Leontine ſchwieg, legte vor, war von Zeit zu Zeit nachdenklich, aber mit einer gewiſſen innern Befriedigung.

Ob in Folge der Freude über Sancho's Gedicht, ob in Folge einer noch in der Küche getroffenen Anordnung, ließ ſich nicht ſagen.

Sancho hoffte das Beſte.

Michael Herz ſprach von der Politik, von den Staatseffecten, heute ſogar von der Lyrik, von den Muſenalma-

nachen, von der Emancipation und den künftigen Anſtellungen, die ſich endlich auch den jungen Muſenſöhnen jüdiſchen Glaubens eröffnen würden. Er zog Béranger und Robert Burns dem Meiſten vor, was man ſo auf dem deutſchen Parnaß ſeit Jahren hätte zu hören bekommen, und ließ ſich, wenn ihn Sancho dafür einen herzloſen Yankee nannte, dieſe Bezeichnung gefallen. Er würzte das Geſpräch mit allerhand Drôlerieen, die ihm eigen waren und ſeine kleine Figur ſchon oft an einer großen Tafel zur Hauptperſon gemacht hatten. Dabei ſchenkte er dem „Freunde“ fleißiger ein, als es Leontine liebte. Sie hatte die Sitte des Nöthigens immer kleinſtädtiſch gefunden, die des Zutrinkens matroſenhaft engliſch. An wirkliches Sparenwollen konnte die reiche junge Frau dabei doch wol nicht denken; vielleicht hatte Michael Herz Recht, wenn er ſich im Stillen ſagte:

Es iſt das jene Engherzigkeit der Frauen, die auf einem Sinne für das Maßvolle beruht und die beſte Garantie ihrer Tugend iſt.

Die Suppe, das Roſtbeef waren vorüber.

Man kam an die Gemüſe.

Es gab junge Erbſen. Michael Herz, der den Küchenzettel vollſtändig voraus kannte, freute ſich der ſchönen Ordnung. Es ging Alles am Schnürchen und doch wurden die Fäden, die das Alles vom Tiſche zur Küche, von der Küche zum Tiſche lenkten, niemals ſichtbar.

Jetzt aber, beinahe wie um ihn zu zerſtreuen, richtete Leontine an Herz einige lebhafte Fragen.

Herz antwortete nicht ſogleich, denn es feſſelte ihn etwas, ein Fehler im Serviren, eine auffallende Lücke des Gemüſeganges.

Man hatte zwei Gemüſe und nur eine Beilage.

Es fehlten junge Tauben, die zu den grünen Erbſen hätten gegeben werden ſollen.

Hätte er ahnen können, daß gerade dieſe jungen Tauben draußen in der Küche eben von Leontinen waren abbeſtellt worden!

Mit dem ihm eigenen Humor ſagte Michael Herz:

Beſter Doctor! Sie müſſen heute mit Paſteten vorlieb nehmen, die ein wenig trocken ſind! Liebe Leontine, warum haben wir zu den jungen Erbſen nicht Tauben, die man bei uns ſo vortrefflich zuzubereiten verſteht?

Sancho, deſſen Seele immer zwiſchen Poeſie und Tauben und Tauben und Poeſie und Poeſie und Leontinen hin und her ſchwärmte, biß ſich bei Erwähnung der Tauben auf die Lippen und Leontine gerieth in ſichtliche Verlegenheit.

Tauben? ſagte ſie faſt tonlos und mit einem blinzelnden Auge, deſſen Aufforderung zum Schweigen Herz entweder überſah oder nicht verſtand. . . .

Er wandte ſich zu dem aufwartenden Diener und erinnerte an die Tauben.

Tauben! Welche Tauben? fragte Leontine.

Unſere in drei Tagen mit Eröffnung des elektriſchen Telegraphen ausgedienten lieben Courstauben, ſagte Herz und wandte ſich nochmals an die Bedienung:

Habt ihr die Tauben vergeſſen?

Die Bedienung ſchwieg und ſah nieder.

Brav Leontine, ſagte Herz in aller Unbefangenheit, brav, jetzt verſteh' ich! brav daß du mir den Schmerz erſparſt. Was ſagen Sie, Doctor? Sie wiſſen doch, daß ich mir ſeit einem Jahre Courstauben hielt?

Curstauben? fragte Sancho mit einem bedeutſamen Blicke auf Leontinen, die auf den Teller niederſah und keines Wortes fähig war.

Haben Sie nie meine Frau geſehen, fuhr Herz fort, wenn ſie Mittags um zwölf Uhr auf unſern kleinen Thurm ſtieg und die Courſe abwartete, die mir meine Tauben von Brüſſel brachten? Von Paris nach Brüſſel ſignaliſirt ſie der Telegraph, von dort bis hierher iſt jetzt erſt endlich der elektriſche Draht fertig geworden. Jeden Mittag hatt' ich meine Courſe durch eine Taubenpoſt, die ein Relais am Rhein, ein zweites an der Weſer und ein drittes an der Elbe hatten. Kamen die Curſe Mittags auf unſerm Thürmchen an, ſo empfing ſie meine gute Leontine, ſchrieb ſie raſch auf und ſchickte ſie mir aufs Comptoir, wo ſie gerade noch zur rechten Zeit ankamen, um damit auf der Börſe ſicherer zu operiren.

So! So! ſagte Sancho in einem Tone, der einem aus allen Himmeln Gefallenen, Enttäuſchten oder eher noch Demjenigen gleichkam, der ſich bewußt war, eine große Albernheit begangen zu haben.

Die poetiſchen Illuſionen, die er ſich von Leontinens kindlichem und noch wie in alter Zeit auf dem Hohen Graben rein in idealſten Anſchauungen lebenden Sinne gemacht hatte, ſollten wenn nicht zu ſeiner, doch zur Verzweiflung Leontinens noch mehr zerſtört werden.

Denn Michael Herz fuhr fort:

Sie ſind Dichter, Doctor! Was ſagen Sie von einer ſo praktiſchen Frau wie die meinige! Ich eſſe gern Tauben, aber unſere in acht Tagen ausgedienten guten treuen Thierchen zu ſchlachten und die auf dem Tiſche zubereitet vor ſich zu ſehen, nachdem ſie in unſerm Dienſte hin und her flogen und unter ihren Fittichen die geheimnißvollen Zeichen aus der Ferne trugen, iſt das nicht ſelbſt einem kalten Geſchäftsmanne wie mir zuviel zugemuthet? Aber mein gutes Weibchen demonſtrirte mir — und eigentlich ſehr richtig, daß die Fortſetzung der Taubenzucht nunmehr ein ſehr läſtiges Vergnügen ſein würde. Wie billig, was ſoll man mit den Tauben machen? Doch ich ſehe ſie immer vor mir mit ihren Häubchen und Hörnchen auf dem Kopfe, mit ihren kleinen Sporen an dem befranzten Fuße, die Boten des Friedens auch in unſerer Zeit, — denn ohne Frieden keine angenehmen Courſe — aber das

Alles — gebraten, geſpickt, au gratin in geriebenem Zwieback vor ſich haben zu ſollen? Nein, nein! Ich danke dir, liebe Seele, daß du mir den gebratenen Anblick meines weißbraunen Lolo und meiner blaugrünen Pretty und des zierlichen, faſt wie ein kleiner Pfau glänzenden Krakelfüßchens Fidy erſpart haſt! Nehmen ſie vorlieb, Doctor! Wir Geldſäcke ſind nicht ganz ſo unpoetiſch, wie ihr Dichter euch einbildet! Zum Beweis dafür haben Sie heute zu zwei Gemüſen nur eine Beilage.

Michael Herz ſprach dieſe Worte in der größten Unbefangenheit.

Er ahnte nicht, welche Wirkung ſie hervorbrachten.

Leontine ſprach während der übrigen Gänge kein Wort mehr, Sancho ſaß in Erinnerung ſeines Gedichts da wie auf der Folter und zeigte in ſeinen Mienen nur ein Lächeln, das beinahe etwas Bornirtes hatte, wenn man dies Wort bei einem ſo geiſtreichen Manne anwenden konnte.

Michael Herz wußte nicht, was dieſe Veränderung hervorgebracht hatte.

Daß ſeine Gattin bis zu dem Grade die poetiſche Empfindlerin ſpielen wollte, ihm übelzunehmen, wenn er die Geſchichte ſeiner Courstauben erzählte, mochte er anfangs nicht glauben.

Doch war ihr Benehmen zu auffallend.

Er bereute ſchon bitter, ihre Oekonomie blosgeſtellt

zu haben; denn ſie hatte in der That am Abend vorher zu ihm geſagt: Lieber Mann, das ſind curioſe Scrupel! Der elektriſche Telegraph macht die Tauben überflüſſig. Die Courſe weiß jetzt alle Welt. Wir haben einen Gewinn weniger, aber auch einen Vortheil mehr. Eine Ausgabe vermindert ſich. Ich ſehe nicht ein, was ich nun noch mit den Tauben ſoll! Sie zu verſchenken, wäre Thorheit. Magſt du ſie nicht eſſen — von mir weißt du, daß ich nach dem Roſtbeef mit meinem Appetit zu Ende bin — ſo mögen die Leute ſie eſſen! ...

Mit Aufrichtigkeit mußte Herz ſich ſagen, daß das die Sprache einer ganz vernünftigen Hausfrau und einer ſo guten Oekonomie geweſen war, wie ſie eben auch nur die Frauen mit allen Anſprüchen an Poeſie verbinden können.

Sancho war gegangen, nicht wenig beſtürzt über die Einſilbigkeit Leontinens.

Ihr Abſchied war kalt zu nennen.

Als Michael Herz mit ſeiner Gemahlin allein war, machte er ſich auf Vorwürfe gefaßt.

Er erhielt ſie auch über ſeine Ausplauderei reichlich.

Noch ſtaunte er über ihre dabei ausbrechende Heftigkeit, als ſie erklärte, die Kinder von den Eltern, wo dieſe zu Tiſch waren, abholen zu wollen.

Gut! ſagte Michael Herz. Er begleitete ſie. Man blieb bei den Eltern zum Thee, zum Whiſt.

Doktor Sancho's Gedicht aber hatte folgendermaßen gelautet:

Mit Adlerflügeln glaubt' ich aufzusteigen
Einst in ein Reich des höchsten Erdenglücks!
Der Traum war kurz! Wandt' ich mich hinterrücks,
So saß ich, ach! in dunkeln Waldeszweigen
Allein mit meinem Schmerz und meinem Schweigen.

Und daß ich dennoch wieder aus dem Laube,
Das mich verbarg, mich wage hoffnungsbang,
Ist nicht mehr Adlers kühner Schwung und Drang —
Nein! Zu dem Zagen sprach: Vertraue! Glaube!
Ein Bild der Schüchternheit, die zarte Taube.

Wenn ich dich sah mit holder Frauenmilde
Hoch auf dem Söller deines Hauses steh'n,
Des Windes Hauch in deinen Locken weh'n —
Und um dich her im anmuthvollsten Bilde
Geleit der Venus, eine Taubengilde —

Wie flatterte, wie schwirrte das im Kreise
Um deine Gunst! Die eine sucht die Hand,
Die And're fliegt dir auf der Schultern Rand,
Die Dritte, die ist ganz besonders weise,
Sie streift dir schnäbelnd deine Lippen leise —

Und jede hört dich schelten, hört dich loben:
Du bist bescheiden! Du da allzugier!
Noch blickst du auf zum hohen Luftrevier,
Ob nicht ein Spätling angstvoll ruft von oben:
Ihr habt den Tisch doch noch nicht aufgehoben?

Wie hast du treu gesorgt! Die besten Körnchen
Hast du dem Spätling liebend aufbewahrt.
Wie drückst du ihn ans Herz so mild und zart,

Den Friedensboten, ob er gleich ein Hörnchen
Am Köpfchen trägt, am Fuß ein trutzig Spörnchen. ...

Ach! Wär' ich Noah doch und könnte wagen
Zu hoffen, wenn verrauscht die Leidensflut,
Es kämen Boten mir der Himmelshut;
Es brächten Tauben mir nach Schreckenstagen
Ein grünes Friedens-Oelblatt so getragen!

An alte Sagen denk' ich, an Geschichten,
Die aus des Südens Landen allbekannt,
Wie Liebende sich ihrer Liebe Stand,
Die Hoffnungen, Gefahren, Wünsche, Pflichten
Verschwiegen so durch Taubenflug berichten.

Von meinem Auge will es nimmer schwinden
Ein Bild: Gefang'ner Troubadour,
Dem ach! die Hoffnung einer Taube nur!
Sie kommt! Ein Blatt! Es flattert in den Winden —
Was würd' ich wol auf ihm geschrieben finden?

Mein Himmelslicht, wenn Sonn' und Stern' erblinden!
Strahlst du mir noch in meines Lebens Nacht?
Wirst du in deiner Schönheit Pracht
Mir nimmer, Göttin, wie schon einst entschwinden?
Ach! Lasse Lieb' ein Wort der Liebe finden!

Und diese so poetisch gefeierten Tauben hatte sie nur — für die Course benutzt! Sie nur gefüttert, nur geherzt — für die französische dreiprocentige Rente!

Die Beschämung vor dem Sänger war so groß, daß Leontine die Miene der — Tugend annahm, das Gedicht einsiegelte und an den Verfasser zurückschickte.

Er wurde nie mehr angenommen, nie mehr eingeladen.

Michael Herzen's System, Fehler heile den Fehler, war aufs Neue beſtätigt. Er erfuhr dieſe Beſtätigung nicht, ſah aber ihre Wirkung.

Leiſe, ganz leiſe flüſterten der jungen Frau die innern Stimmen wol: Leontine, du biſt nur tief beſchämt, daß du poetiſch ſcheinen wollteſt und es in deinem tiefſten Weſen nicht biſt! Aber ſie ſtand dieſen Stimmen keine Rede, ſondern wurde eine Fanatikerin ihrer Pflichten. Immer ſah ſie die Tauben ihres Troubadours vor ſich — im gebratenen Zuſtande! Und ſie fand es auch hier ſehr recht, daß ſie gebraten werden.

Die Oekonomie hatte den Sieg über die Romantik davongetragen und Michael Herz konnte ſich das Zeugniß geben, daß er eine gute — eine treue Frau beſaß.

Wie gerade ſeine Courstauben es hatten ſein müſſen, die dieſen Gegenſatz von Poeſie und Leben als einen in gewiſſen Fällen nicht zu vermittelnden herausſtellten, erfuhr er nie.

Doctor Sancho aber erhielt bald darauf einen Brief von ſeinem Vater, worin ihn dieſer zu einer Brautſchau einlud. Das Verhältniß machte ſich. Er heirathete die Tochter eines Pfandleihers, die nicht ſchön, aber reich und keineswegs ohne Bildung war.

II.

Das Heimchen im Ohre.

Bleib' in Dir und fürchte nur Dich!

Das bekannte Heimchen im Herzen, der ewigſingende Mahner des Gewiſſens, bringt mich auf eine Geſchichte von einem Heimchen im Ohre.

Eine Fahrt von Frankfurt am Main nach dem Bade Homburg war ehedem wegen ihrer Bereicherung in geographiſchen Kenntniſſen berühmt.

Man kam, wie noch jetzt, von den Verlockungen des grünen Tiſches leichter im Beutel zurück, aber reicher in Orientirung über unſer liebes deutſches Vaterland.

In den drei Stunden, die die damalige, noch nicht mit der Eiſenbahn abgekürzte Fahrt nach Homburg von Frankfurt am Main in Anſpruch nahm, konnte man ein halbes Dutzend Dörfer paſſiren und vor jedem derſelben einen Pfahl mit eines andern Herrn Wappen und mit eines andern Landes Zeichen ſehen.

Erſt kam die freie Reichsſtadt Frankfurt, dann ſah man ein paar blühende Morgen Großherzogthum Heſſen, dann einige Baum-Aecker Naſſau, dann einige Hütten Kurheſſenland und zuletzt das Reich Homburg vor der Höhe mit ſeinen gehegten Rehen, ſeinen Ludwigs- und Eliſabethenquellen und ſeinen hochherzigen, noch nicht ge-

nug gewürdigten uneigennützigen edeln Croupiers, den Herren Gebrüder Blanc, den wahren Dynaſten des Landes.

Im Sommer eine heitere Fahrt, wenn nicht im Juli die Witterung oft wandelbarer wäre als im April.

Eine Fahrt nach Homburg auf Sonnenſchein beſtellt und ausgeführt bei düſtergrauem Himmel, der nur der Phantaſie eines Wetterunkundigen für den Nachmittag die ſchönſten Aufklärungen verſprechen konnte — das war das Werk einer Dame, die zu jenen weiblichen Charakteren gehörte, die ſelbſt bei einer Landpartie mit Horaz ſagen: Nichts kann ſie irre machen und wenn Himmel und Erde einfielen!

Und der Himmel fiel in der That an jenem Julitage ein. Vom Taunus bis zum Melibocus hinüber hingen Waſſerhoſen, die um Mittag ſo zu ſagen in allen Nähten platzten. Ein Regen ergoß ſich, deſſen Ströme alle Wochenblättchen der Umgegend auf vierzehn Tage mit Schauerlichkeiten befruchteten. Brücken, Dämme wurden niedergeriſſen, Ufer blieben Tage lang unſichtbar, Saaten und Früchte lagen niedergeworfen. Alle Schlagbäume der verſchiedenen Länder, die die von der heroiſchen Dame aufgebotene Geſellſchaft zu paſſiren hatte, drohten ihre Farben zu verlieren und jeder aus ihnen herausgelangte Chauſſeegeldbeutelſtock war im Nu ſo waſſergefüllt, daß das bezahlte Geld ſich im Strudel umdrehte.

Der Leſer denkt vielleicht, ein geſchloſſener Wagen mit

zugelegten Fenſtern oder auch nur mit zugeknöpftem Seitenleder hätte den ſechs Paſſagieren einen ſolchen Ueberblick über die Verheerungen eines Platzregens nicht geſtatten können. Der Leſer ſetzt vielleicht voraus, daß der Erzähler nur den berühmten Platzregen der Münchener Galerie von Bürkel vor Augen hat, deſſen ländliche Sündfluthen, watenden Kühe, irrenden Schafe und die von den Dächern ſtürzenden Gießbäche er von Oel zur Tinte abſchreibt? . . .

Nicht im mindeſten. Dies Wetter wurde unmittelbar empfunden, unmittelbar bis auf die Haut durchlebt.

Die Dame, der die Roſſe und der Wagen gehörten, war eine von den Heroinen der Abhärtung. Sie fand in dieſer Sündflut nur eine ſanfte Erquickung der Natur. Ihr heißes Blut kühlte ſich ab, je mehr die Tropfen anſpritzten, je mehr ihre Wangen glühten. Sie lüftete ſich wie bei Hundstagshitze, athmete wie in Jasminlauben. Sie fand in den entfeſſelten Elementen die ſüßeſte Befriedigung ihrer zu den unverſtandenen Seelen gehörenden Natur.

Ich hätte immer dieſe Frau am liebſten auf einem Throne geſehen. Sie war reich, geſchmackvoll, unternehmungskühn, Verächterin aller Rückſichten auf die gewöhnlichen Schwächen der Menſchheit, mit fünfzig Jahren noch jung, eine geborene Semiramis, eine Katharina, die zwölf Städte hätte aus Nachmittagslaune niederreißen und hun-

dert andre auf ein Freundeswort wieder aufbauen laſſen können.

Wenn eine ſolche königliche Amazone ſpricht: Zieht es Ihnen doch nicht, Doctor? Haben Sie doch nicht naß? wer könnte da als Mann ſeines Jahrhunderts, als ſouveräner Herr der Schöpfung, als Erſtgeborener des Paradieſes, von Rheumatismus und der Nothwendigkeit eines von allen Seiten entſchieden zu ſchließenden Wagens ſprechen?

Im Gegentheil! Welche angenehme Luft das! Welche erfriſchende Kühle! Wie ſo etwas von grundaus wohlthut! Wie die Nerven ſich ſtärken und abhärten!

Unvergeßliche Fahrt nach Homburg! Die rechte Schulter war zwar bis auf die Haut durchnäßt, aber man rief: In dem balſamiſchen Gewitterregen ginge Einem ja das ganze Herz auf!

Das Opfer einer ſolchen geſellſchaftlichen Lüge — es gibt deren größere — war endlich froh, als der Wagen über den durchweichten Kieſelſand von Homburg rollte und unter dem trockenen Vorbau des Curhauſes anfuhr.

Es ſollte gerade ein Concert gegeben werden von fremden Muſikern.

Schon erfuhr man, daß vor einem bei ſolchem Wetter vorauszuſehenden kleinen Publicum die Muſiker ſich eilten, ihre Stücke abzuſpielen; denn allzu lange feierte nicht gern

Herrn Blanc's verhängnißvolle Kugel im Roulett, das, so lange als Polyhymnia im Saale walten durfte, entfernt wurde. . . .

Wie wir in den Saal traten, brauſt eben vom Orcheſter herab eine rauſchende Muſik, wunderbar widerhallend, mächtig, von Cymbeln und von Flöten anſchwellend zum Poſaunenton.

Und von dieſer erſten Sinnenwirkung auf einen durch und durch erkälteten Körper ſchreibt ſich die Geſchichte vom Heimchen im Ohre her.

Wohl dir, lieber Leſer, wenn du dieſen Hausbewohner bei dir nicht zu bergen haſt! Wohl dir, wenn du ihn nicht kennſt und gar über ihn lachſt, über dieſen ungebetenen Gaſt, der ſich's in den innern Gängen deines Gehörs für immer bequem machen kann und aus dem Schallbecken, dem Steigbügel und dem Trommelfell nicht mehr auszutreiben iſt!

O dieſer ewige Reiter mit den Schlägeln vor ſich, dieſer kleine Keſſelpaukenſchläger bei der Cavalerie der Gedanken!

Dieſer ewige, quälende Ton, der in allen Schlüſſeln, aus Dur und Moll, in deinem Ohre ſpielen kann, bald in die hohe Octave ſpringt wie eine Pickelflöte, bald in den tiefen Alt wie ein unheimlicher Unkenruf!

Das erſte Mittel ihn herauszulocken, ein rüttelnder

Finger in der äußern Höhle, wurde vom Heimchen wie Kinderſpott verlacht. So lockſt du mich nicht mehr weg von meinem ſtillen Plätzchen! Der Unhold, der dort faſt wie zum Scherze neckt und nur Verſteckens zu ſpielen ſcheint, ſummt und ſummt und klingt und klingt.

Wart, du Eindringling, du ſollſt ſtärkere Proben kennen lernen! Eine ſpaniſche Fliege wird dich fangen!

Die Fliege wird angelegt, zieht und zieht und ſpinnt und ſpinnt, das Heimchen läßt ſich nicht fangen.

Vampyre hinters Ohr, Schröpfköpfe!

All' nichts: Heimchen ſitzt tief, tief in den Nerven und die Vampyre haben nur Kraft über Adern und Blut.

Ein Dampfbad! Umſtimmung des ganzen Körpers!

Hilft Alles nichts.

Die homburger Fahrt, die Lüge männlicher Eitelkeit und die erſte überraſchende Erregung nach der Erkältung, die zufällig das Gehör getroffen, weicht vor keinen Waſſerdämpfen und vor keiner Douche und unter keiner Brauſe mehr. Das Ohr ſummt und ſummt — und ſummt und ſummt in Ewigkeit.

Es war dies Uebel erſt wie eine kitzelnde Fliege auf der Naſe, die man haſchen will und die doch nicht aufhört, uns zu necken.

Man fing mit ihr ein Jagen, ein Verſteckſpielen an.

Biſt ſtill! hieß es voll Zorn.

Das Summen hörte nicht auf.

O, man greift dich ſchon! Man rannte auf und ab, ſang, griff in die Taſten eines Klaviers, trommelte mit Händen, mit Füßen — Gelt? Biſt weg? Uebertäubt?

Aber die Hände und Füße ermüden und der ewige Tonfluß rinnt doch und rinnt und rinnt und gießt und gießt, ein hörbarer allgemeiner Landregen, ein wie von einem künſtlichen Wehr niedergleitender innerer — Seelenbach.

Ich will dich aber nicht hören, ſchnöder Ton!

Man nimmt Hut und Stock, rennt zum Thor hinaus ins Feld, man ſingt, man pfeift.

Aha! Das rechte Ohr hört ſchon ſich ſelbſt nicht mehr — bei einem Gruße nicht, bei einer zufälligen Ueberraſchung nicht, einem neuen Gegenſtande nicht — ſonſt — ach! Sowie man wieder allein iſt mit der ſtillen, gewohnten Anſchauung, ſummt es und gießt und gießt.

O ſo komm denn, Schlaf! Komm, du rettende Nacht! Holder ſüßer Schlaf! Das Heimchen geht doch wol mit zur Ruhe? Vielleicht? Gewiß? Es ſinge ſein Wiegenlied eine Weile, hübſch andächtig, immerhin ämſig, aber — auf die Länge?

Nein! Unerträglich! Das Ohr kann das keine Schlummertöne nennen — man ſpringt auf, zündet Licht an, lacht, weint vor Zorn, man lieſt ein Buch, man ſieht in die Nacht

hinaus, aber das Heimchen lieſt immer mit, ſieht immer mit zum Fenſter hinaus, wo die ſtillen Brunnen gehen — erſt als das Auge, zu ermüdet, zu erſchöpft ſich endlich ſchließt, erſt da iſt der Gaſt ſtill, vergeſſen, wie der Schlummernde ſich ſelbſt vergißt.

Das Heimchen im Ohre hat ſeitdem ſeit Jahren nun ſchon einen ſichern ſtillen und feſten Wächterpoſten in uns bezogen. Es ſteht Schildwache ſchon ſeit mancher Lebenskriſis am Ohre nicht nur, ſondern -- ſo möchte man den Troſt für ein ſolches ewiges Ohrenſauſen gewinnen — dicht am Herzen, es läßt gute und böſe Gedanken ein, ermuntert die einen, mahnt, ſtraft, richtet die andern, und vor dem Heimchen muß ſich Alles beugen, Alles rechtfertigen. Iſt man einſam, ſo kann man ſchon ſagen, man wäre nun doch allein. Man iſt immer zu Dreien: Du, die Welt und der Dolmetſcher zwiſchen uns Beiden, der Sänger im Ohre.

Seit man ihn ruhig als Kamerad bei ſich duldet, hat er ſich auch ſeine jeweiligen Flageolettöne, die über das eigentliche Thema hinausgingen, abgewöhnt; er bleibt nur bei der Dominante, dem einen Ton, der immer gleich, Tag und Nacht derſelbe iſt.

Dieſer Ton iſt nun ſchon wie eine einzige gerade Linie, auf der man ſein Leben hinſchreiben kann, wie ein untergelegtes Linienblatt des Friedens und der Ergebung.

Man vergißt ſich noch oft, noch oft geht's hoch hinaus in der Seele über die Linie hinweg oder auch tief hinunter in die Nacht des Zweifels an ſich ſelbſt und der Welt, aber nach einigen kurzen Augenblicken der Beſinnung ſagt Heimchen im Ohre ſogleich, wo die gerade Linie gezogen.

Wollte man des Heimchens Geſang in Worte übertragen, ſo ſpräche es wol vom Morgen bis zum Abend:

Ich ſinge dir die ewig rinnende Zeit! Ich ſinge dir, was weit, weither von einem hohen wolkenumſchleierten Berge kommt, und was dahinfließt weit, weit wieder abwärts zu einem tiefen Meere der Zukunft hin. Weit? Es iſt vielleicht nicht ſo weit, es kann unabſehbar fern, es kann auch ganz nahe ſein; aber tief iſt's gewiß und auch zu einem Ziele geht's, wo plötzlich Alles ſchweigt, dein Denken, dein Fühlen, dein Thun und dann auch mein Mahnen und mein Singen! Wirf nun auch in den Strom deines Lebens hinein, was du noch willſt; das Bett iſt gemacht. Der eine Ton — die Linie — die Zeit — das Maß! Was auch dahineinfällt, es muß nun ſchon mit — muß mit hinunter den Strom — vorwärts, vorwärts zu dem letzten Ziele! Erwachſt du, ſo bin ich dein erſter Gruß, entſchläfſt du, bin ich dein letzter und ſelbſt im Traume wecke ich dir Bilder des Stromes, Bilder vom Meere, Bilder von einem ſanft hinuntergleitenden Nachen, der dein Leben trägt und dein beruhigtes Herz! Wohl dir, wenn du dich ſelber hören kannſt! Bleibe dir's

wohnlich in dir! Lerne dich bei dir ſelbſt beherbergen und fürchte nicht Menſchen, fürchte nicht Dinge — fürchte nur dich!

Darauf hin leiden wir nun ſchon ſeit Jahr und Tag ergeben am — ſauſenden Ohr.

III.

Der Fleckenreiniger.

Wer von der gewaltigen Macht des Bühnenlebens einmal erfaßt wurde, bedarf der Hand des zwingenden Schickſals, um von ihr errettet zu werden, wenn die Kraft den ungünſtigen Wogen Trotz zu bieten nicht ausreicht.

Der eigene Wille, die eigene Selbſtbeherrſchung hat ſelten Jemanden zur Beſinnung zurückgeführt, der im Bühnenleben ſeinen Anker werfen und nicht feſten Grund gewinnen konnte.

Die unglaublichſten Wandelungen erlebt und beobachtet man, wenn man dieſe dämoniſche Wirkung, welche die Bühne auf die ihr einmal Verfallenen ausübt, verfolgt. Talentloſigkeit ſchleppt ſich ein ganzes Leben hindurch am Lampenlichte hin. Zurückgeſetzt, geſchmäht ſogar kann mancher Darſteller in der Blüte ſeiner Jahre, wo ein neuer Erwerb noch mit männlichem Entſchluß und männlicher Kraft ſich anbahnen ließe, nicht die Kraft über ſich gewinnen, ſich loszureißen von dieſem magiſchen Bann des Theaterlebens. Menſchen hat man geſehen, die ihr Vermögen der Bühne opferten und doch den unwiderſtehlichen Drang ſogenannter Directionsführung nicht unterdrücken konnten.

Man braucht nicht an den Vater der Gräfin Hahn

zu erinnern, der ſeine vielen Rittergüter an Theatermanie vergeudete und noch lange eine kleine Penſion, die ihm geblieben, dazu anwendete, in Stade, Flensburg, Itzehoe und ähnlichen kleinen Städten an der Niederelbe bei herumreiſenden Geſellſchaften die Rolle eines Inſpicienten hinter der Bühne zu ſpielen, Statiſten zu ſchminken und bei Gewitterſcenen für Blitz und Donner zu ſorgen.

Es gibt Beiſpiele weniger abſtoßender, Beiſpiele edlerer Art für den Beweis, wie ſcharfe harpyenartige Hände die theatraliſchen Muſen unter ihren griechiſchen Gewändern verbergen.

Gerade darin, daß die Theaterwelt eine kleine Welt für ſich, ein abgeſchloſſenes Leben iſt mit dem ganzen Widerſpiegel der großen Welt und des großen Lebens, gerade darin liegt der Zauber der Bühne.

Es iſt nicht der Reiz des Spiels, der Reiz der Wirkung auf die Maſſe, der allein ſo gefangen hält. Leider iſt die eigentliche Aufgabe der Bühne ſo oft ihr Nebenzweck!

Nein, die Macht liegt in dem abgeſchloſſenen Kleinſtaate für ſich ſelbſt.

Da gibt es Könige, Miniſter, Regierungen, Geſetze, Revolutionen, Kataſtrophen, Alles für ſich und auf ſich ſelbſt nur bezogen. Bei Hunderten von Schauſpielern, die an großen Bühnen ſich für kleine Fächer erhielten, iſt ihr Daſein im Grunde ein organiſirter Müßiggang;

aber keiner von dieſen, oft in acht Tagen kaum einmal mit einigen Worten auftretenden Schauſpielern oder Sängern merkt ſeinen Müßiggang. Die Spannung der Maſchine, der Hochdruck, der von oben oder von unten, von einem Rivalen, von einer Intrigue oder einer Cabale oder dem eigenen Ehrgeize kommt, hält den ganzen Menſchen in einer elaſtiſchen Erregung. Wie viel mehr muß dieſe Erregung heben und in innerſten Aufruhr verſetzen, wenn man am Bühnenleben ein bedeutendes Glied des Ganzen iſt oder wol gar das Ganze ſelbſt geleitet, ſelbſt eine Zeit lang den Herrſcher dieſer kleinen Königreiche geſpielt hat!

Es gibt abſchreckende, proſaiſche Beiſpiele dieſer theatraliſchen Manie — die tägliche Erfahrung bietet deren — ich will ein faſt poetiſches erzählen.

In den Zwanziger Jahren war die darmſtädter Bühne eine der erſten Deutſchlands.

Der damalige Großherzog Ludwig leitete ſie ſelbſt.

Nicht nur, daß er ihr ſeinen Schutz und eine gewiſſe, der Bühne ſo wohlthuende perſönliche Theilnahme widmete, Großherzog Ludwig war der eigene Dirigent ſeiner Anſtalt und verwandte unverhältnißmäßige Summen auf eine Pracht der Scenerie, welche die Opernvorſtellungen Darmſtadts in ganz Süddeutſchland zu einem noch jetzt nicht verklungenen Ruhme erhoben. Der Großherzog leitete die Proben, gab die Tempi an und ließ Geſandte, Miniſter, Räthe in den Vorſälen des Theaters warten,

während er noch mit einem Finale von Spontini oder Gluck beschäftigt war. Seiner Neigung, auf einem für Darmstadt unverhältnißmäßig großen Theater vorzugsweise in den Opern Glanz zu verbreiten, konnte kein Talent geeigneter entgegenkommen als das eines mittelmäßigen Schauspielers, Namens Franz Grüner, der kurz nach den Befreiungskriegen am Theater an der Wien Karl Moor und Abällino ohne besondern Erfolg gespielt hatte, jedoch Kenntnisse und Einsicht genug für die Stellung eines Regisseurs besaß.

Vom Theater an der Wien, das durch Entfaltung äußerer Reizmittel der Scenerie mit den kaiserlichen Theatern in Wien zu wetteifern pflegte, brachte Grüner eine angeregte Phantasie und die Kunst, Massen auf der Bühne zu vertheilen und in gefällige Bewegung zu setzen, bereits mit, vervollkommnete aber dies Talent unter dem prachtliebenden Großherzog zu einer Meisterschaft, deren wahres Terrain die große Oper in Paris gewesen wäre.

Auch verweilte er in Paris einige Zeit, als mit des Großherzogs Tode der für Darmstadt unverhältnißmäßige Theaterluxus aufhörte und eine Pension, die der leichtsinnige Mann jedoch sogleich verkaufte, seine Zukunft hätte sichern können.

Sein Ruf als Arrangeur, seine glänzende Einrichtung der „Stummen von Portici“ verschafften Grüner'n die Anstellung als Director des Stadttheaters in Frankfurt

a. M. Was Darmſtadt bisher beſeſſen hatte, wollten jetzt die reichen Kaufleute Frankfurts beſitzen. Ja ſie überhoben ſich ſogar in dem Grade, daß ſie Franz Grüner zum „Intendanten“ ihres Theaters ernannten.

Die Folge war Verluſt auf Verluſt.

Der neue Intendant hatte nur ſeine Darmſtädter Erinnerungen im Kopfe, verſchmähte Schauſpiel und einfache Oper, träumte nur Ballet, Chöre, Triumphmärſche, dreifache Orcheſter, Feuerregen, bengaliſche Flammen und Maſſen, Maſſen!

Einige Jahre währte die Herrſchaft dieſes theatraliſchen Sardanapal. Während darüber die Kaſſe leer blieb, die Zuſchüſſe ſich mehren mußten, die Actionäre in Zank und wilde, ja böſe Parteiung geriethen, übte der Intendant doch einen Zauber durch ſeine Künſte der Scenirung aus. Er hatte Mozart's „Don Juan“ neu eingerichtet und mit großen Koſten hinter der Bühne ein Reſervoir von Waſſer angebracht, aus welchem Röhren zur Bühne hinabgingen und natürliche Springbrunnen hervorbringen ließen. In der Gartenſaalſcene Don Juan's, während des Tanzes der berühmten Menuet, erhoben ſich hinter den Bosquets natürliche Springbrunnen in der ganzen Höhe der Bühne und erzeugten jedesmal, zu den weichen Accorden der Muſik, zu dem Gewühl der Menſchen, dem edeln Stil der Decoration, dem ſüdlichen Charakter der darauf abgebildeten Natur durch ihr helles Plätſchern

ſtürmiſchen Applaus. Wenn der Intendant bei ſeinen Actionären einen Zweck erreichen wollte oder eine Unterſuchung ſeiner Finanzverwaltung erwarten konnte, ſetzte er „Don Juan“ an und ließ die Waſſer ſpringen. Plätſcherte das ſo luſtig, ſo ſpaniſch, ſo romantiſch, ſo bezaubernd ſüdländiſch, ſo hinreißend zum eigenen Antheil an dem bunten Maskenfeſt, ſo war Franz Grüner immer wieder im Vortheil. Die reichen Banquiers klatſchten. Sie waren in Spanien. Sie vergaßen die Karliſten und Chriſtinos, die Arboins und die Dreiprocents, die ihnen auf der Börſe ſo vielen Kummer machten; Franz Grüner zauberte ihnen ſpaniſche Poeſie und ſeine Bücher wurden mit Nachſicht beurtheilt.

Endlich aber half das Waſſerſpringen doch nichts mehr. Der ſceniſche Sardanapal ruinirte die Anſtalt. Man entließ ihn.

Von da an führte Franz Grüner ein kummervolles Leben. Er war wie ein verarmter Timon. Sonſt in Fülle und Herrlichkeit lebend, floh man ihn jetzt wie den Fluch jeder Bühne. Das iſt der Kaſſenverwüſter! war der Ruf, der hinter ihm herſcholl und ſeine reichen Kenntniſſe, ſeinen großen Vorrath vortrefflicher Ideen zu ſeinem Lebensfluche machte. Ein ſogenannter Oekonom der Bühnenverwaltung, ein Sparer, ein Geizhals, ſelbſt wenn er die Kunſt mit Füßen träte und in proſaiſcher Illuſionsloſigkeit die eigentliche Aufgabe ſeines Berufs mißhandelte,

wird immer mit offenen Armen begrüßt werden — aber ein Verſchwender, ein Liebhaber der Pracht und des Luxus, ſelbſt wenn ſeinen Anſchauungen eine Genialität zum Grunde läge, wird geflohen.

Franz Grüner trug die Pyramiden Aegyptens, das Parthenon Athens, das Colloſſeum Roms in ſeiner Phantaſie und ſchleppte ſich durch Armuth und Elend kümmerlich hindurch.

Man gab ihm an den Wiener Bühnen kleine Poſten, die ihm zur Noth das Leben friſteten. Er durfte, wie Graf Hahn in Itzehoe, mit dem Theaterbuche in der Hand auf dem Hofburgtheater hinter den Couliſſen ſtehen und den Schauſpielern ſagen, wann ſie aufträten und wo ſie abgingen. Aber auch dieſen Poſten eines ſogenannten „Nachleſer“ verlor er und ging nach Peſth — ins Elend.

Seine Erholung und ſein Troſt war ein Werk, das er über die Kunſt der Scenerie ſchreiben und mit dem alten darmſtädtiſchen Aufwande von Kupfern, Plänen, Riſſen, Coſtumen erſcheinen laſſen wollte.

Kein Verleger erklärte ſich bereit, ein von ihm wirklich vollendetes, aber zu prachtvoll angelegtes, vier oder fünf Kunſtanſtalten in Europa allein intereſſirendes Werk herauszugeben.

So ſaß Grüner denn Tage lang unter ſeinen Plänen und Zeichnungen. Er grübelte aus, wie — ſoeben zu Gluck's „Alceſte“ der Vorhang aufgehen würde ... die

leidenſchaftliche Ouverture iſt verhallt, die Trompete ertönt, ein Herold tritt auf, der Chor umſteht ihn in angemeſſener Gruppirung — der eine Sänger dort, der andere da — wir ſind in Delphi — Alceſte tritt auf — die Prieſter des Apollo in langen Schleppgewändern nahen ſich in majeſtätiſchem Zuge, zwei auf zwei, in gleichem Tempo, da auftretend, da abſchwenkend, dort verſchwindend — ſo ſchwelgte Grüner allnächtlich in ſeiner Armuth, ſah die Lichter, hörte die Muſik, ſchrieb jeder Bewegung von Menſchen, die er ſich dachte, ſo und ſo viel Fuß nach links und rechts vor, zeichnete dieſe Anordnungen auf und träumte eine Ausführung in höchſter Vollendung.

Sonſt, wenn ein ſolcher wirklich ausgeführter Abend in Darmſtadt oder Frankfurt glücklich vorüber war, trank der Intendant Champagner; jetzt trank er Waſſer.

Aber die Wunderwelt der großen Oper, Gluck's mythologiſche Pracht, Mozart's „Titus“, Spontini's „Veſtalin“ lebten um ihn und in ihm. Er hoffte auf eine Zeit, wo ſeine Pläne neu erſtehen, ſeine Gedanken und Bühnenanweiſungen Leben gewinnen und ſein Werk, wenn nicht im Druck erſcheinen, doch noch einmal von einem Fürſten wie Großherzog Ludwig von Darmſtadt würde in Ausführung gebracht werden.

Ein deutſcher Theaterfürſt beſuchte ihn einige Jahre vor ſeinem Tode in Peſth.

Ein Theaterfürſt iſt ein Director.

Dieſer Souverain ſuchte brauchbare Kräfte für ſein heimiſches Königreich.

Als eines Tages beim Beſuch der Bühne ſeine Kleider ſich von Oel beſchmutzt hatten, erzählte man ihm von einem Fleckenreiniger, dem er ſeine Garderobe bringen ſollte; der Mann, ein Greis, liefere gute Arbeit und er verdiene ſich noch einen Gotteslohn, wenn er in des Unglücklichen Dachkammer ſtiege; es wäre der ſeit Jahren verſchollene ehemalige Intendant der Frankfurter Bühne, Franz Grüner.

Der Director, kaum an die Möglichkeit eines ſolchen Sturzes glaubend, ſtieg in die Dachkammer.

Er fand einen abgezehrten kranken Greis, zuſammengekauert unter alten Kleidern, die er von Flecken reinigte.

Erſchüttert redete er den einſt von Glanz umgebenen Unglücklichen an und bot ihm Hülfe, Unterſtützung nach Kräften, reichte ihm Geld, fragte nach ſeinen nächſten Bedürfniſſen.

Aber er fand Timon.

Kein Wort des Dankes, keine Entgegennahme des Mitleids, keine freundliche Erwiederung.

Ich will Ihr Almoſen nicht, ſagte der Greis, kaum von ſeinen alten ſchmutzigen Kleidern aufblickend. Wenn Sie etwas für mich thun wollen als Director eines Theaters, da ſind meine Miſe-en-Scènen! Da iſt die „Alceſte“ Gluck's! Da iſt „Iphigenie auf Tauris“, „Or-

pheus und Eurydice!“ Führen Sie meine Pläne aus! Laſſen Sie wenigſtens mein Werk auf Subſcription drucken! Für Ihr Almoſen dank' ich! Es kann mir nichts helfen!

Damit ſchob der auf der Erde ſitzende abgeſetzte Theater-Lear zornig die Brille auf die Naſe zurück, griff nach ſeinen Fleckſeifen, ſeinen Terpentingläſern, rieb die auf Bällen verdorbenen Kleider, die auf Maskeraden, wie er ſie einſt unter ſeinen ſpringenden Waſſern angeordnet hatte, mit Champagner und Saucen köſtlicher Speiſen verunreinigten Gewänder der Damen und wies auf einen alten Ofen, hinter dem aufgeſchichtet die Träume ſeiner Phantaſie lagen.

Er verachtete die wirkliche Welt. Ob er hier aus ſeidenen Kleidern Flecken wuſch, ob er hungerte und fror, er war ein König in ſeiner wahren Welt, ein Herrſcher der Welt des Lampenlichts. Hinter jenem Ofen lagen in Folianten alle ſeine Ideen über Scenerie. Er konnte ſich ſagen: Wer in Europa denkt über den zweiten Act von „Orpheus und Eurydice“ nach! Wer weiß, wie da die Nähe des Tartarus anzudeuten, der Furienchor einzuführen, dieſer die vom 18. Jahrhundert bewunderte gewiſſe Septime mit dem erſchütternden Nein! mit einem Schritte vorwärts zu begleiten hat? Wer lebt wie ich mit Iphigenien am Thrazierſtrand? Wer weiß die Zelte der Griechen dort aufzubauen, wer die Krieger zu gruppiren?

Wer hat über alles Das nachgedacht, Studien gemacht, Jahre lang geforſcht und Scene für Scene jede Stellung, jedes Coſtume, jeden Proſpect niedergeſchrieben ...?

Er verachtete ſeine Mitwelt.

Franz Grüner iſt im Elend geſtorben.

Sicher hatte er gehofft, es käme noch eine Zeit, die ſeinen Directionsſtab und Arrangeurſcepter wieder hervorziehen würde. Den Gedanken etwa an eine Nichtigkeit ſeiner geſammelten Schätze, die jeder Kundige, wo einmal beſchloſſen würde, Gluck zu geben, in wenigen Tagen neu hervorbringen würde, mochte er nicht faſſen. Es hätte ein Fortunatusſeckel einen Tag lang dem Armen zu Gebote ſtehen dürfen, er würde nur hineingegriffen haben, um ſich wieder ein Theater zu pachten, große Aufführungen zu geben, Trompeterchöre hinter die Bühne zu ſtellen, Statiſten marſchiren, Waſſer ſpringen zu laſſen.

Die Macht der Bühnenmuſen iſt eine dämoniſche.

Wer je in ihrem Reiche auch nur eine einzige glückliche Stunde verlebt hat, iſt ihrem Zauber auf ewig verfallen.

IV.

Die Reichthümer der Phantaſie.

Ohne Zweifel kennſt du, lieber Leſer, den „Ewigen Juden“, die „Geheimniſſe von Paris“, die „Denkwürdigkeiten eines Arztes“ und was ſonſt noch unter dem Namen der Herren Alexander Dumas und Eugène Sue herausgekommen iſt.

Aber die Perſonen dieſer berühmten Vielerzähler ſind dir unbekannt.

Ich verrathe dir daher, daß dieſe Herren trotz ihrer glänzenden Gaben und ihrer reichen Erfolge bemitleidenswerthe Menſchen ſind.

Gewohnt, in einer ewigen Anregung ihrer Einbildungskraft zu leben, genießen ſie ſchon ſeit Jahren nichts mehr von der gewöhnlichen Wirklichkeit.

Wenn ihr einen Spaziergang macht ins freie Feld, an dem Anblick der ſchönen Natur euch ergötzt, in einen ſchattenreichen grünen Wald tretet, ſo ſeht ihr doch nur das Feld, nur die Natur, nur den Wald; aber wie anders jene berühmten Neu-Romantiker!

Hinter jedem Baume ſteht ihnen eine erſchreckende Ueberraſchung, bei jeder einſamen Stelle ſpringt aus dem Buſch ein Unbekannter und fodert ihnen die Börſe oder

das Leben ab; an jedem Bergabhange, wo ihr Andern ſtill und bewundernd harrt und an dem zu euren Füßen ausgebreiteten Teppich von Wieſen, Feldern und Bächen euch weidet, ergreift dieſe Armen Furcht und Entſetzen vor einer plötzlich hinterrücks hervorſpringenden Geſtalt, die ſie jählings in die Tiefe ſchleudern könnte.

Dieſe Unglücklichen, von denen man Wunderdinge erzählt, können nicht hundert Schritt gehen, ohne ſich nicht rückwärts zu wenden, rechts und links zu ſpähen, ob nicht eine Attrape der Art, wie ſie ihre Capitel zu ſchließen pflegen, ſie bedrohen könnte.

Eſſen ſie, Himmel, wer weiß, ob man ſie nicht eben vergiften wollte!

Madame! ruft Eugène Sue ſeine Haushälterin an und ſpringt von ſeiner Suppe auf, Madame! Heute haben Sie die Doſis auch ein wenig zu ſtark genommen!

Welche Doſis, Herr Eugène?

Herr Eugène beſinnt ſich, er wollte allerdings ſagen: Rattengift, Madame! Aber er überlegt ſich, daß es gefährlich ſein würde, zu verrathen, er fürchte Arſenik in der Suppe; er beſinnt ſich diesmal noch und ſagt nur: Tapioca, oder Sago, oder Cayennepfeffer!

Hat er aber einen Gaſt, mit dem er allein ſpeiſt, ganz allein, wer weiß, ob dieſer in dem Augenblick, wo er gerade ein Stück Kapaunen an der Gabel hat, nicht wahnſinnig wird, zu der Gabel noch ein Meſſer ergreift,

ſich auf den Schöpfer von ähnlichen Situationen wirft — ihn —

Doch nein! Der unglückliche Dichter beſinnt ſich. So Schreckliches iſt unmöglich.

Aber da — da ſind Menſchen — Frauen, Kinder, Männer! Seht das junge Weib am Arme ihres Gatten! Sie hat auf der Bruſt den Brief eines eben aus der Provinz gekommenen Jugendfreundes, der ſie anbetet! Der Mann! Er hat in der Rocktaſche eine Rechnung von der Modehändlerin für ſeine Geliebte! Zwei Freunde, die ſich nach Jahren wiederſehen, umarmen ſich, küſſen ſich, — wartet ab! — es ſind Verräther! Einer wird den Andern um ſein Vermögen betrügen — Alles, Alles iſt anders, als es ſich gibt, Alles iſt falſch, verlarvt, trügeriſch, ſelbſt der Hund da, der eben ſchmeichelt, eben ſo gutmüthig ſcheint, eben ſo treuherzig unſere Hände leckt, er hat — Himmel! — ein Document zerriſſen, das das Glück einer ganzen Familie enthielt! Ha, ha! Der bunte Vogel über dem Käfig, aus dem man ihn frei gelaſſen, hat vor einigen Secunden einen ſilbernen Löffel verſchleppt, das Mädchen des Hauſes wird ihren Dienſt verlieren, ſie wird für eine Diebin gelten, ſich rächen, ſie zündet das Haus an, beſteigt das Schaffot, in ihrer letzten Stunde fliegt ein Vogel über ſie her, der den ſilbernen Löffel noch im Munde hat, den er unter die Richter fallen läßt. . . .

Nein! Der Dichter beſinnt ſich auf ſeine eigenen Löffel, ſeine eigenen Dienſtboten, ſeinen eigenen Vogel, er geht lächelnd zu dem armen bunten Thierchen und gibt zur Anerkennung ſeiner Unſchuld ihm ein Stück Zucker.

Ein Stück Zucker? Der Zucker iſt unſchuldig . . . Aber — der Vogel hat einen garſtigen Schnabel — wenn du den Zucker ihm mit der Lippe gegeben hätteſt — wenn du eine junge Dame wärſt und der Vogel biſſe in deine Lippe und die Lippe ſchwölle an, blutete, und die Wunde verſchlimmerte ſich und ein italieniſcher Doctor heilte die Wunde abſichtlich falſch und die einſt ſchöne Dame würde aus Intrigue häßlich und die Dame trüge — eine Maske und ſie hieße die Gräfin mit der räthſelhaften Maske und mein Roman hieße die Gräfin mit der räthſelhaften Maske und dieſer Roman gäbe fünfzig Feuilletons und die »Presse« zahlte — à Feuilleton — à Spalte — à Zeile — wie viel?

Erſt die Arithmetik bringt den gehetzten Dichter wieder zur Beſinnung und zur Faſſung auf die Wirklichkeit.

So geht es Eugène Sue.

Bei Eugène Sue ſind die Nerven doch nur dann aufgeregt, wenn ſeine Phantaſie Lebensumſtände und Situationen verwirrt und ihm Freundſchaft, Liebe, Familienleben, Kirche, Staat, Geſellſchaft bunt durcheinander auf dem Kopfe tanzen.

Aber Alexander Dumas muß oft der Verzweiflung nahe ſein.

Alexander Dumas kann keinen Abend allein ſein, daß ſich ihm nicht die Bilder an den Wänden abhöben und plötzlich hinter ihnen lebendige Menſchen zeigten. Bei Alexander Dumas iſt nicht nur jede Situation eine andere, als ſie ſcheint, ſondern ſogar jeder Gegenſtand ein anderer, als er daliegt. Ein offenes Schlüſſelloch, das ruhig höchſtens Licht oder Luftzug durchläßt, ein ſolches harmloſes, unſchuldiges Schlüſſelloch gibt es für Alexander Dumas nicht mehr. Er betrachtet das Schlüſſelloch eine Weile und kaum hat ſein Auge einige Minuten darauf geruht, ſo ſtreckt ſich — ein langer, langer Draht hindurch, immer länger, immer länger wird der Draht, er kommt ihm näher, er wächſt, er will ihn wol ſelbſt umfangen, ihn umringeln, erdroſſeln? Nein! Der Draht geht dicht an ihm vorüber, an ſeinen Schreibtiſch. Da krümmt er ſich, immer runder, ſpitziger, eckiger, der Draht wird Dietrich, der Dietrich öffnet das Schloß und beſtiehlt das Schreibbureau — Halt! ruft Alexander Dumas, ſpringt an die Thür, reißt ſie auf, ruft: Wer da? Alles ſtill. Seine Phantaſie hat ihn getäuſcht. Kein Draht, kein Dietrich da. Aber auf dem Corridor — da iſt's ſo unheimlich ſtill. Nur ſein eigenes Wort widerhallt. Knirſcht es da nicht wie ein Fußtritt auf einer ſteinernen Treppe? Nein! Doch jener Vorſprung da — jener Winkel —

wenn hinter jenem Vorſprung, in jenem Winkel ein Weſen verborgen ſteckte? Wer da! Wer ſteht hier? Ein alter Scheuerbeſen! Harmloſer Gegenſtand! Harmlos? Warum ſteht dieſer Scheuerbeſen da? Er ſteht ſo ſtill, ſo ſonderbar ruhig — Wer ließ den Beſen hier zurück? Wer hat ihn vergeſſen? Er iſt feucht — roth? Roth an den Borſten? Das iſt Blut! Hier hat man Blut aufgeſcheuert! Alexander Dumas ſieht ſich um — beſinnt ſich — die ſteinernen Stufen der Treppe ſind roth — es iſt Farbe von der Treppe. Er geht in ſein Zimmer zurück und durchlebt, was er ſah, wenigſtens mit der Feder.

Der moderne Poet findet in jedem Augenblick ſeine Stoffe.

Er reiſt. Die Eiſenbahnen befördern ſo raſch in die ſchönſten Gegenden der Welt, aber die Bewegung der Locomotive — wie unregelmäßig die iſt! Dieſe berghohen Viaducte! Es gibt Zuſammenſtöße; es gibt Brände von Verſailles. Man kann allein ſein mit einem einzigen düſtern Unbekannten in einem einzigen Coupé. Der Lampenſchimmer fällt unheimlich von oben herab. Der Unbekannte ſieht nicht auf, er wendet die Blicke ſo ſonderbar ab, er drückt ſich in eine Ecke und nur zuweilen ſcheint ihn ſein Mitpaſſagier zu intereſſiren, wie den lauernden Tiger die Gazelle intereſſirt. Jetzt donnert der Zug durch einen Tunnel, — Alles kracht, Alles ſchmettert — man hört keine Stimme, die etwa Hülfe rufen würde. Der

Unbekannte ſpringt auf, wirft ſich mit teufliſcher Mordluſt über das Opfer der Situation, krallt ſeine Nägel dem Mitpaſſagier in die Gurgel, — Hülfe! Der Poet dankt allen ſeinen (Opium ſtatt Ambroſia eſſenden) Muſen, wenn das Signal einer neuen Station gegeben iſt.

Aber dann in den Gaſthöfen wieder, beſonders in den Gaſthöfen kleinerer Städte oder einſamer Stationen — da iſt zuvörderſt gleich das Bett. Es riecht ſo ſonderbar — nach Moder? — Sollte vielleicht — lag vielleicht vor einigen Stunden hier noch — eine Leiche? In der That — wenn die Thüren nicht ſchlöſſen oder wenn eine Verſenkung plötzlich das Bett um Mitternacht einen Stock tiefer trüge oder wenn aus der Decke ein Stampf-Hammer oder ein beſchwertes Bret wie in polniſchen Räuberwirthshäuſern im beſten Schlaf auf die Gäſte niederfiele und die Köpfe der Reiſenden zuſammendrückte?

Aber was! Man zieht die Schlafmütze über, man legt ſich zu Bett — man ſchläft — man erwacht geſtärkt, man zündet die Cigarre an, das Frühſtück mundet, — und in der That! Wie iſt dieſer Ort ſo ſchön, dies Haus, das geſtern eine Mörderhöhle ſchien, ſo traulich! Die Menſchen, die Diener, wie ſind ſie ſo freundlich! Aber jetzt pocht es. Der Barbier! Willkommen, ich bin lange nicht raſirt. Eintreten! Man ſetzt ſich.

Doch — ein ſonderbarer Barbier das! Er iſt ſo ſtill, — er ſpricht vom Wetter — er ſchleift das Meſſer ſo

lange, — wenn der Mann epileptiſch wäre — ſein Meſſer zittert — er blickt ſo ſonderbar — was? Auf die Börſe am geöffneten Schreibbureau blickt er — Schurke! Man ſpringt auf.

Was iſt, mein Herr? — Schonen Sie meine Gurgel, meine Haut wollt' ich ſagen, Ihre Meſſer kratzen wie eine Säge!

Der Barbier entſchuldigt ſich und läßt Alexander Dumus leben. Der Dichter kann ſich ankleiden, kann irgendwo jetzt — ein Bad nehmen.

Er erkundigt ſich nach einer Badeanſtalt.

Es iſt dies zufällig ein Schiff auf dem Fluſſe, an dem die kleine Stadt liegt.

Die Situation iſt anregend. Ein Bad auf einem Schiffe!

Der Dichter combinirt, noch ehe er entkleidet iſt, ein Capitel: Das Badeſchiff. Er ſteigt in das Schiff, entkleidet ſich, ſieht, ſich abkühlend, durch ein kleines Fenſter hinaus auf den ruhigen Waſſerſpiegel — auch dieſe Ruhe iſt anregend. Er ſagt: — Eines Tages — kam das Schickſal — des unglücklichen Opfers zur Ausführung. Man hatte bemerkt, daß der edle Marquis über Alles die Reinlichkeit liebte und daß er ſich regelmäßig badete. Der Marquis beſuchte gewöhnlich ein Badeſchiff. Die Verſchwörung ſeiner Feinde und der nach ſeinem Gelde gierigen Verwandten hatte einen Taucher gewonnen

— Eingeſchaltetes Capitel über dieſen Taucher — der Taucher ſtammt aus Oſtindien, war ein geborener Perlenfiſcher, eine Perlenfiſcherin hatte ihn mitten im Meere geboren, nämlich unter der Taucherglocke — dieſer Taucher — Malaye natürlich, giftkundig, rachſüchtig, ſtellenweiſe edel, natürlich Heide, aber angeſtellt bei der Marine in Breſt als Schwimmlehrer, Schiffbruchtrümmerfiſcher, Hafengrundbodenreiniger — alſo dieſer Taucher — er liebt natürlich eine Herzogin, die Herzogin liebt ihn in manchen Stunden, wo ſie der Civiliſation überdrüſſig iſt, als ein Phänomen wieder, — und da die weiße Geliebte ſich unbedingt auf den gelben Sohn der Natur verlaſſen kann, ſo braucht ſie ihn zur Ermordung des Marquis, ihres Onkels, auf dem Badeſchiffe — ſie braucht ſein Geld, ſeine Juwelen, ſie hat Schulden, ihr Civiliſationsanbeter iſt ein Wüſtling — ſie braucht Geld — der Taucher kappt alſo heimlich die Ankertaue des Badſchiffes, natürlich in der Nacht, bei Sternenhimmel und gerade vor dem dreizehnten Bade — natürlich einem Bade mit Kräutern, Giftkräutern, angeordnet ſchon lange von einem beſtochenen Arzte oder vielleicht dem Malayen ſelbſt — der Malaye wird ſpäter wieder den Arzt, einen Schuft zweiter Claſſe mit ſentimental-faſhionabel-eleganter Verzierung, aus dem Wege räumen, da der Arzt ſich als unzuverläſſig ergibt — kurz der Malaye bohrt das Schiff an und kappt ſämmtliche Taue in der Nacht vor dem

dreizehnten Kräuterbade — ſchauerliche Schilderung vom Rudern und Plätſchern des Tauchers in der ſtillen Sternennacht — nur noch an zwei Tauen hängt beim dreizehnten Bade das lecke Badeſchiff. Der Marquis beſteigt die Badebrücke, geht in ſeine Zelle, entkleidet ſich, merkt etwas ſonderbar unter ſeiner Zinkwanne hin- und herrauſchen, es iſt der oſtindiſche Taucher, der unter ihm wegrudert wie eine Seeſchlange. Das Schiff — es ſchwankt — es taumelt — ein Augenblick — zwei — eine Secunde, man ſinkt — das Schiff ſinkt, die Badenden ſinken, ertrinken, der Malaye ſchwimmt unter den Opfern wie der Haifiſch im Ocean, zieht ſie hinab in die Tiefe. Hülfe! — Man ſtürzt herein. Um Gotteswillen, was iſt?

Alexander Dumas rief ſelbſt: Hülfe! klingelte ſelbſt. Er beſinnt ſich. Seines Irrthums gewahr werdend, ſagt er einfach: Le linge! Die Wäſche! Mein Badehemd! Drei Leintücher zum Abtrocknen; aber gut durchwärmt!

Unſer Dichter, der es liebt, die Haut ein wenig ſtark zu reiben, verläßt mit Behaglichkeit die Zelle, das Badeſchiff, die kleine Stadt, von der er nichts geſehen hat als den Marquis, den Malayen, die Herzogin, drei Leintücher und ein durchwärmtes Badehemd.

Man verſichert, daß Dumas und Sue Tage haben, wo ſie den Regungen ihres Herzens, ja ſogar ihrem Ruhme mißtrauen.

Sie eſſen von ſilbernen Schüſſeln, aber ſie kommen

ſich dabei doch vor wie Bettler, die vor den Thüren um ein Almoſen bitten. Wer klopft? Der arme Alexander Dumas, er bittet den Grafen von Monte-Chriſto um eine Schüſſel Erbſen oder ein Gericht Linſen; ihn hungert. Es kommen ſeine glänzendgalonnirten Diener, ſie bringen Speiſe, Erquickung, ſie bringen ihm auf einer Schüſſel — Edelſteine ſtatt Erbſen. Wie unglücklich machen ihn da die Edelſteine des Grafen von Monte-Chriſto!

So leben dieſe Dichter über Zeit und Raum hinaus.

Für ſie gibt es nichts Wirkliches mehr, ſondern nur die Phantaſie.

Daß die Grenzen der Phantaſie Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit heißen, iſt ein abgeſchaffter Satz, und ſo muß es wol kommen, daß ſie an ſich ſelbſt irre werden und andere Menſchen ſogar ſtatt ihrer leben laſſen.

Der Verfaſſer des Monte-Chriſto hat, wie bekannt, ſeit Jahren eine Schar von Menſchen um ſich, die ihm überall hinfolgen und überall von ihm geſpeiſt und getränkt werden. Einige nennen ſie ſeine Schmeichler, andere ſeine Freunde, andere ſeine Mitarbeiter. In Wahrheit ſind es aber nur die Organe ſeines eigenen Lebens. Sie ſpielen, ſcherzen, lachen, eſſen, trinken *für ihn*. Dieſe Umgebungen muß er beſitzen, nur um an ſein eigenes Daſein zu glauben.

Das Feuilleton der »Presse« brachte die Memoiren dieſes Dichters.

Er wird darin ohne Zweifel wie Karl V. auch ſchon ſein Leichenbegängniß feiern.

Er wird die Reden wiederholen, die an ſeinem Grabe werden gehalten werden, er wird den Sarg, der mit Immortellenkränzen bedeckt iſt, nach der Natur ſchildern, er wird erzählen, daß ſich plötzlich der Deckel öffnete, der Todte ſich regte, die Augen aufſchlug, die Geſchichte eines Schlaftrunkes zu erzählen begann, und die Redaction der »Presse« wird anzeigen:

Wir freuen uns, den Leſern für den Beginn des neuen Quartals von den heute eigentlich mit dem Tode des Herrn Alexander Dumas beendigten Memoiren deſſelben eine Fortſetzung verſprechen zu können, ein neues Werk unter dem Titel: „Die Geheimniſſe des Todes“, in zwanzig Bänden, nebſt einem Epilog: „Das Thal Joſaphat oder die letzten Dinge.“

V.

Voltaires Nachtmütze.

In Paris beſchäftigt man ſich ſeit geraumer Zeit weder mit der Politik noch überhaupt mit irdiſchen Dingen.

Man läßt Se. Majeſtät den Kaiſer, aus der Dynaſtie Zufall, herrſchen. Der Staat gewährleiſtet die Eiſenbahnen und vorläufig noch die Rente. Die Wohlfahrt und Beſſerung der untern Volksclaſſen wird allmälig aus der geheimnißvollen Büchſe der Pandora kommen, in welche der Gefangene von Ham einſt ſeine Pläne und Entwürfe legte. Die Mode, dieſe große franzöſiſche Sorge, iſt das Werk des Wetteifers einiger Directricen in den Magazinen des Faubourg St.-Honoré — kurz, Paris beſchäftigt ſich, wenigſtens als ich zum letzten Male dort war, nur noch mit Dingen, die außer der Zeit und dem Raume liegen, mit den Wundern und dem Magnetismus.

Wo man in Paris hinhört, Geſpräche über Träume, Hellgeſichte und Schlafwandeln.

Das Dieſſeits gibt man auf. Man beſchäftigt ſich nur noch mit dem Jenſeits.

Haben Sie Demoiſelle Clariſſe beſucht? Das mag

früher ſo gelautet haben, als ſagte man: Waren Sie bei der gefeierten Tänzerin der großen Oper? Bei der liebenswürdigen Schauſpielerin am Vaudeville?

Jetzt heißt es: Waren Sie bei jener Somnambule, die in einem mit Teppichen belegten, ſogar am Tage erleuchteten Zimmer Blicke ins Geiſterreich wirft mit verſchloſſenen Augen, bei Mademoiſelle Clariſſe, welche die innerſten Gedanken jedes Menſchen erräth, den ihr Magnetiſeur mit ihrem innern Schauen in Verbindung ſetzt?

Wie wunderbar die Geheimniſſe der Menſchennatur ſind, hat die Wiſſenſchaft auf dieſem Gebiete längſt anerkannt; wie künſtlich man aber auch durch erhitzenden Pecco- oder Karavanenthee in Paris die Phantaſie des Halbſchlafes zu ſteigern verſteht, das hat kürzlich der Proceß jenes Herrn Wieſecke verrathen, der mit einer homöopathiſchen Apotheke vor zwanzig Jahren nach Paris wanderte, dort Franzöſiſch lernte, den Charlatan im Großen ſpielte und ſich einen merkwürdigen Einfluß auf die pariſer Welt eroberte. Wieſecke war beſonders das Orakel aller der Damen in Paris, die mit zwanzig Jahren nur an die Liebe, mit dreißig ſchon verſtimmt an Voltaire, mit vierzig noch verſtimmter an Hahnemann, mit funfzig aber jetzt nur noch an den Somnambulismus und an den berühmten Herrn Alexis glauben.

Her Alexis hat einen Einfluß in Paris, um den ihn der Kaiſer beneiden könnte.

Louis Napoleon beherrſcht doch nur erſt den Staat, das Volk von Frankreich, aber Herr Alexis beherrſcht bereits in Paris die „Geſellſchaft“. Die Geſellſchaft, die gewählte, gebildete, ſittliche Geſellſchaft Frankreichs und beſonders von Paris hat den Zweiten December noch nicht anerkannt.

Aber Herr Alexis iſt längſt der Beherrſcher dieſer Welt, ihr Orakel, ihr Prieſter, ihr Zauber Virgilius.

Dieſer Herr, ein junger kränklicher Schauſpieler, auf der Bühne ohne Talent, vor den Lampen nur mit kleinen Rollen betraut, ſpielt deſto größere in der faſhionablen Welt, auf jenen Teppichen und in jenen am Tage erleuchteten Zimmern. Ob er bei dieſen Rollen der Weis- und Wahrſagung mehr Talent entwickelt als auf der Bühne, ob er ein Künſtler dieſes Faches der Schauſtellung iſt, darüber gibt es abweichende Meinungen. Wir wagen kein Urtheil, aber ſeine magnetiſche Gabe iſt berühmt, ſo berühmt, daß wir aus Berlin kürzlich erfuhren, die Hauptſtadt Friedrich's des Großen hätte drei mal die Rachel von Paris kommen laſſen, zwei mal ſchon Roger, jetzt wär' es im Werke, eine Einladung abgehen zu laſſen an Herrn Alexis.

Es iſt eine verbürgte Thatſache, die hier erzählt wird, daß letzten Winter ein Däne nach Paris kam und die ſomnambule Kraft des Schlafredners Alexis prüfen wollte.

Er trat, von Baron Dupoty in seinem Glauben an die Kräfte des Menschengeistes schon vorbereitet — Baron Dupoty läßt die Menschen gehen, stehen, fallen, sich niedersetzen, ganz nach der Kraft seines Willens und ganz nach dem Systeme jenes amerikanischen Doctors, der kürzlich in Hamburg, wo man leider mehr Rindfleisch ißt als in Paris und Philadelphia, für eine ähnliche und misglückte Anwendung seiner magnetischen Einflüsse ausgelacht wurde, — ich sage, jener Däne trat in den Saal, wo Alexis gerade eine Vorstellung seiner Prophezeiungen und Hellgesichte gab.

Der Däne glaubte an Dupoty, aber er wollte an sich selbst glauben.

Zu diesem Behufe hatte er einen Gegenstand mitgebracht, den er in ein Tuch eingehüllt streng verborgen hielt.

Mit diesem Tuche trat er an den schlummernden und gerade in voller Seh- und Redekraft befindlichen Alexis und ließ durch den Magnetiseur den Beherrscher der Wunderwelt fragen: ob ihm der im Tuche verschlossene Gegenstand kenntlich wäre und welche Vorstellungen, Erinnerungen, Anschauungen ihm derselbe wecke?

Alexis sagte im Schlaf:

Ich sehe — einen alten Mann — gebückt — krumm — nachdenkend — an einem Schreibtische sitzend. — Der Greis hat die Feder in der Hand — Seine Miene ist

ſpottend — ſeine Augen leuchten — er lächelt — um ihn treten leiſe die Füße zarter Frauen auf — in ſeidenen Stoffen — in Stelzſchuhen — Bediente — galonnirte — gepuderte — hüten ſich in dem — mit Goldleiſten verzierten Zimmer — Geräuſch zu machen — die Flamme brennt im Kamin — die Füße des Greiſes ſtecken in einem Pelze — hinter ihm auf ledernem Seſſel hängt — eine Perücke — er taucht die Feder in ein Tintenfaß ein und beginnt einen neuen Bogen zu beſchreiben — er dichtet — ich ſehe es — es iſt die Henriade.

Unſer Däne verſichert — wir erzählen eine beglaubigte Thatſache —, daß er erſchüttert ſich von dem Lager des Hellſehers hätte entfernen und in die Vorzimmer zurück gehen müſſen.

Er öffnete dort ſein Tuch.

Es war eine in demſelben eingeſchlagen geweſene Nachtmütze, die Voltaire einſt zu Ferney getragen, eine Nachtmütze, die von jenem däniſchen Reiſenden als Andenken an den Sänger der Henriade einſt zufällig über die Eider und ſo nach Kopenhagen gekommen war.

Wir laſſen über dieſen merkwürdigen Vorfall Jedem ſeine eigene Empfindung. . . .

Voltaire's Donnerkeile und die Blitze ſeiner Feder haben Wunder gewirkt; aber daß im 19. Jahrhundert noch ſeine Nachtmütze gegen ſein eigenes Syſtem zeugen, ja ſeinen Rationalismus ſelber ſtürzen helfen

würde, das iſt eine Ironie des Zufalls, über die entweder Oskar von Redwitz einen Vers machen und in ihm die ſtrafende Vergeltung einer höhern Weltordnung, oder ein ſchalkhafterer Genius den wunderbaren Humor jenes Weltgeiſtes ſehen möge, der über all unſerm Wiſſen, Glauben und Ahnen im reinen Wahrheitslichte ſchwebt und lächelnd auf ein geiſtiges Ringen herabſieht, das mit dem Dichter ſagen kann:

Es ſpottet ſeiner ſelbſt und weiß nicht wie.

VI.

Der Knopf im Klingelbeutel.

Ein Gleichniß.

Der alte, greiſe Küſter zur Heiligen Dreifaltigkeit hatte den ſchwarzſammetnen, mit goldnen Palmen geſtickten Seckel gar angeſtrengt und keuchend durch den dichtgefüllten Gottestempel wandern laſſen und immer ſchwerer und ſchwerer wurde das Uebergewicht an dem obern Ende des langen ſchwarzen Stiels, den des braven Mannes weiche, wohlgepflegte, heute aber ſchon vor Mühe kirſchroth gewordene Hand durch die offenen Bänke und geſchloſſenen Zellen, durch die vermietheten Stühle und durch die Reihen derjenigen Andächtigen, die nur ſtehen konnten, mit manchem unterdrückten oder durch gewohnte Demuth doch ſehr gemilderten Zornesſeufzer bis in die oberſten Chorwinkel dirigirte.

Der Herr Paſtor primarius zur Heiligen Dreifaltigkeit, des wandernden Glöckleins mitten im Contexte ſchon gewohnt, hatte ſich nicht irremachen laſſen in ſeinem erhabenen Feuer und predigte gar gewaltiglich und bibelſtark über das Evangelium als ein beſcheiden Senfkorn.

Es war April und die Oſterzeit.

Draußen jubelte hier und da ſchon eine Lerche. Es ging auf die allgemeine Auferſtehung der Natur.

Und läßt ſich auch das gerade aus einem verſtoßenen und unterdrückten, von der ganzen claſſiſchen Pracht und Herrlichkeit der alten Welt völlig unbeachtet gelaſſenen Volke einſt gekommene Evangelium irgend einem Bilde treffender vergleichen als einem aus lang verſteckt gebliebener Winterſaat ausbrechenden grünen und mächtig ſich entfaltenden Wachsthum des Kleinſten?

Meiſter Marcus, der Küſter, hätte ſeine geſegnete Klingelbeutelernte nun eigentlich dicht vor der Sacriſtei an einen Riegel hängen und ſie erſt dann ausſchütten ſollen, wenn Sr. Hochwürden der Herr Paſtor primarius die volle, aus dem Senfkorne aufgegangene Saat der Herrlichkeit Gottes zu Ende geſchildert, das Vaterunſer gebetet, die glücklichen Oſter-Brautpaare des erſten, zweiten und dritten Aufgebots proclamirt, dann für den Landesherrn, die Landesmutter und des Landes ſämmtliche Räthe und Conſiſtorien gebetet und das Ganze mit dem heißerflehten üblichen Segen Gottes um Alle geendet hätte.

Indeſſen war die Ernte des Klingelbeutels bei dieſem beliebten Prediger immer ſo groß und ſo ſchwer, daß die Sortirung der eingegangenen Münzen ein höchſt langwieriges Wechſelgeſchäft und die ſofortige Uebergabe des vorwaltenden Kupfers an eine benachbarte Spezereikrämerin, die ſeit Jahren dieſe frommen Bankgeſchäfte

der Kirche in der Sacriſtei ſelbſt beſorgte, ein zu weitläufiges Discontiren veranlaßt hätte.

Meiſter Marcus genoß daher vom hohen Presbyterio des alten Gottestempels der heiligen Dreifaltigkeit ſchon ſeit lange das Vertrauen, den Klingelbeutel während der Predigt in beſagter Sacriſtei in Gottes und ſeiner Ehrlichkeit Namen ſelbſt entleeren, die Münzen je nach Gehalt und Bedeutung auf einen Platz in Rollen aufſchichten und vom gerade an jedem betreffenden Sonntag fungirenden Geiſtlichen dann nur eine einfache Beſcheinigung der nunmehr vorhandenen neuen Fonds der Kirche fodern und entgegennehmen zu dürfen.

Hatte Meiſter Marcus dies Geſchäft in gewohnter lauſchiger Stille der mit grünen Fenſtervorhängen gar gemüthlich beſchatteten, rings von alten, zwar ſehr wurmſtichigen, aber immer noch nothdürftig erkennbaren ehrwürdigen vorhinnigen Superintendenten und Paſtores primarii dieſer Kirche geſchmückten Sacriſtei zu Ende gebracht, ſo ſetzte ſich der treue Pfleger ſeines Amts, ein etwas dicker und wie man ſagte nicht recht glücklicher und nie beſonders heiterer Mann, in einen weichen großen ledernen Seſſel, der, zum „Urväter-Hausrath“ gehörend, ohne Zweifel einſt ſchwarz gefärbt geweſen war, aber nunmehr ſchon manches Jahr ſeine urſprüngliche Farbe, die gelbe, hin und wieder auch ſchon mit einem bei Tape-

zierarbeiten ſogar erfreulichen Bekenntniß die echte Füllung mit Roßhaaren hervorſchimmern ließ.

Meiſter Marcus ſtärkte ſich ſo von ſeiner Erſchöpfung immer bis zu dem Augenblick, wo ſein Ohr ein gewiſſes Summen vernahm, das ihn ſchließen laſſen mußte, die Orgel beginne die Fuge und begleite, mit oft prächtigen Tonſchwingungen, den Ausgang der Gemeinde. Die an den Kirchthüren dann in gelben Becken wiederum in Empfang genommenen anderweitigen Spenden der Mildthätigkeit gehörten einer andern frommen Finanzcontrole an, nämlich dem Armenweſen des Kirchſpiels.

So blieb es immer eine gar behagliche halbe Stunde, die Meiſter Marcus ſo auf ſeinem Seſſel ſchlummern und von den Dingen, die ihm zu fehlen ſchienen, träumen konnte.

Heute nun, wo das Senf- oder Weizenkorn des Evangeliums der Gegenſtand der allgemeinen Oſtererbauung geweſen war und noch draußen in den Herzen der Hörer wuchs, lagen auf dem grünen Tiſche vor Marcus ausgebreitet wie ſonſt die Ergebniſſe des Klingelbeutels.

Es waren fünf bis ſechs lange Reihen.

Eine kleine figürliche Schlachtordnung.

Der Kern des Ganzen war das Kupfer. Dies war gleichſam das Fußvolk, die Kerntruppe. Ein Ertrag, im Einzelnen von geringem Werthe, aber durch die Maſſe und dann, wenn es die Specereikrämerin in Silber ver-

wechſelt hatte, in ſeinem couranten Werthe außerordentlich achtbar. Es waren da mindeſtens dreihundert lachendrothe alte und neue Pfennige nebeneinander poſtirt.

Dann kam eine Reihe Zweipfenniger, ſo achtbar wie neben den nur einfach Schwert- und Schildbewaffneten ſich in alten Tagen die Truppen ausnehmen mußten, die dazu noch eine Lanze trugen.

Dann kam ein Haufe Dreipfenniger.

Kleiner, aber doch anſehnlich geſteigert durch innern Gehalt, war die Reihe der Fünfpfenniger.

Dann noch oben (es wurde allmählig eine Pyramide oder jene berühmte Schlachtordnung von Leuktra, die keilförmige Phalanx des Epaminondas und Friedrichs des Großen), dann nach oben ſtanden enganeinandergelegt die Groſchen. Es waren ihrer gewiß vierzig.

Spitzer zulaufend kamen zuletzt allerlei progreſſive Courantſtücke.

Die Spitze der Pyramide war zuletzt etwas ſtumpf. Denn zwei Achtgroſchenſtücke ſtritten ſich um den Vorrang.

Ein Thaler etwa, der dem Ganzen einen hübſchen Knauf gegeben hätte — ein Thaler — trotz dreißig Equipagen, die vor der Kirchthür hielten — fehlte.

Während Meiſter Marcus ſchlief und draußen der Paſtor primarius beim Wie? ſeines Themas, alſo im zweiten Theile ſeiner Betrachtung war (der erſte Theil behandelte immer das Was? der zweite das Wie? und

der dritte gewöhnlich das Warum? und Wozu?) wisperte es ganz leiſe, leiſe in der ſtillen Sacriſtei. ...

Es konnten Mäuschen ſein. ...

Mäuschen, die ſich's in den alten ſelten geſcheuerten Dielen wohl ſein ließen ... es konnten Holzwürmer in den Rahmen der alten Superintendenten ſein ... aber ... es waren weder Mäuschen noch Holzwürmer, die zu wispern begannen, ſondern es waren auf dem grünen Tiſche — die Münzen, die Erträgniſſe des heutigen Klingelbeutels, die erſt leiſe klingten und klingten und ihre metallenen Mündchen probirten und bald in eine Converſation übergingen.

Sichtlich herrſchte unter den milden Spenden eine Aufregung. Sie ziſchelten und tuſchelten durcheinander ſo lebhaft, wie es ungefähr in der Kirche drinnen dann lebendig zu werden pflegt, wenn erſtens nach dem Was? zweitens nach dem Wie? und drittens nach dem Warum? oder Wozu? immer eine gewiſſe Pauſe eintritt zur Erleichterung der inzwiſchen zurückgehaltenen katarrhaliſchen Affectionen.

Ebenſo ertönte es plötzlich, als Marcus entſchieden ſchnarchte, in den Reihen der Münzen.

Und ihre Aufregung kam von dem ſeltſamen Vorfalle her, der den Meiſter Marcus eben auch ſchon faſt zu einem hier doppelt ungehörigen kleinen Verflucht! und ſogar: Nein! wie ſchändlich! Oder wol gar: Nieder-

trächtig! (Doch verbürgen wir nicht dieſe Sprache des, wenn nicht mit dem Evangeliſten, doch mit dem Evangelium verwandten, braven Marcus) veranlaßt hatte.

Es hatte ſich nämlich heute in den Klingelbeutel außer den metalliſchen und ſelbſt im Pfennige beachtenswerthen Werthzeichen ein Gegenſtand eingefunden, der offenbar in dieſer Sammlung ungehörig war, nämlich ein ſimpler, an ſich höchſt harmloſer, höchſt unbedeutender, aber im Klingelbeutel entſchieden zweideutiger Knopf.

Was ſollte dieſer Knopf?

Dieſer Eindringling von einem Knopf war nicht einmal, ſeiner Gattung nach, von Zinn . . . etwa einer von der Sorte mit fünf durchbrochenen Löchern . . ., ſondern es war ein ganz gewöhnlich hölzerner, wenn auch beſponnener Knopf, an dem ſogar noch die Fädchen hingen, wie wenn dieſe ſoeben erſt von irgend einem reſpectiven Rock oder ſonſtigen Kleidungsſtücke abgelaſſen hätten. Und ein neuer Rock konnte dieſer Rock gleichfalls nicht geweſen ſein; denn es lag ſchon jenes bekannte „verſchönernde Grün der Jahrhunderte“, jener gewiſſe glänzende Hauch der Abnutzung auf dem Geſpinnſte. Kurz, ſchon das äußere Anſehen gab dem Knopfe hier unter den Münzen in der That eine traurige Stellung. Dieſer zweckloſe, überflüſſige, nichtsſagende Knopf hier unter den für ſich ſelber ſprechenden Pfennigen, Dreiern, Sechſern, Groſchen, Vier- und Achtgroſchenſtücken! Die Aufregung der

Münzen war gerecht. Offenbar hatten ſie an dem Knopf einen allgemeinen Feind, eine unwürdige, empörende Nachbarſchaft und jedenfalls einen Verrath am Klingelbeutel — und alle witterten ſogleich — Tendenz.

Ja, fingen zuerſt mehrere Groſchen an, es iſt doch unerhört, wie weit die Unkirchlichkeit der Zeit geht! In dieſem Klingelbeutel, den ein uralter heiliger Brauch trotz aller Proteſte der Cultusreformer mitten in der Predigt von Herzen zu Herzen wandern läßt und in den jede Seele, die noch zur Kirche hält, ein Scherflein der Liebe ſteuert und opfert, ein ſolch abſcheulicher Betrug! Ein Knopf im Klingelbeutel! Hintergehen des frommen Glaubens! Täuſchung der gläubigen Hoffnung! Wo ſteht unſere Zeit! Was ſoll aus einer Welt werden, die ſo verwildert die Kirche mitten in ihrem Frieden, die Gläubigen mitten in ihrer Andacht verletzt! Hinweg aus unſern Reihen! Hebe dich von uns, du geſponnener, zweckloſer, antikirchlicher Uebelthäter!

Ich hoffe, lieber Leſer, die Geſchichte meines Knopfs intereſſirt dich. Aber du möchteſt gerne wiſſen, worauf hinaus? Bekommen wir eine Geſchichte zu leſen? Oder ein Märchen? Ein Sinnbild vielleicht? Vielleicht von allen Dreien Etwas? Höre nur zu!

Dem Knopf mußte angſt und bange werden.

Er fühlte, daß er ſeinem Werthe nach allerdings hier über manchem veralteten Pfennige einſt geſtanden hatte

und vielleicht bei freundlicher Taxation irgend einer guten Schneiderſeele noch jetzt über jedem Pfennige ſtehen konnte; aber für den Klingelbeutel war er allerdings mehr als Null.

Denn unter Null iſt ja alles Das, was einem beſtimmten Zwecke gegenüber Das nicht iſt, was dieſer Zweck vorausſetzt. Was iſt Holz, wo Eiſen nöthig iſt? Was ſchöne Diction in einem Drama, wo man Handlung verlangt?

Und nun gar der Ruf: Tendenz! Tendenz! Einer Tendenz war ſich dieſer Knopf am allerwenigſten bewußt.

Um den armen Eindringling war es geſchehen.

Schon hatten die gewichtigen Münzen den kleinern Muth gegeben — denn es iſt merkwürdig, was der Vorgang der größern Nennwerthe bei den kleinern Potenzen immer für Courage und dann auch gleich Fanatismus erzeugt —, ſchon ſchleppten Dreier und Pfennige im Geiſte Scheiterhaufen für den armen Knopf, der den regelrechten Gottesdienſt betrog, zuſammen, als plötzlich ein eigenthümliches Klingen unter den Dreiern ertönte.

Es war ein ganz wunderbarer Klang, wie eine Melodie unter heiſerm Gekrächz, wie ein Saitenton unter dem Scharren von Stühlen oder Kritzeln von Schiefertafeln, wie eine ſchöne Tenorſtimme unter ungeſchulten Sängern, die uns irgendwo von vorüberziehenden Handwerksburſchen im Walde überraſcht.

Es war aber nur ein Moment, daß es ſo prächtig klang.

Alles ſchwieg eine Weile.

Da der Klang nicht wieder ertönte, fand eine Stimme, ſie kam von einem Fünfpfenniger, der ſich einen Sechſer nannte, Zeit, Folgendes zu erzählen, was aus unſerer Geſchichte ſogleich die Vermuthuug, ſie hätte eine Tendenz (die Tendenzpoeſie iſt ja verrufen) entfernen wird und aus ihr eine harmloſe Anekdote macht.

Ich weiß den Urheber des Frevels, ſagte der Sechſer. Wir ſaßen alle ſtill und warm und behaglich in den Börſen und Portemonnaies unſerer Spender auf dem zweiten Chore, als wir hinter uns ſchon während des Geſangs von einem jungen Manne reden hörten, der in keinem ſonntäglichen Rock es wagte, ſich unter die achtbaren Bürger des Kirchſpiels zu ſtellen. Es war ein blaſſer kränklicher Jüngling, deſſen menſchenſcheue Art um ſo mehr auffallen mußte, als dicht neben ihm ein Herr ſtand, der ſich nur den Oberrock hätte zu lüften brauchen, um zu zeigen, daß er eine Art Prinz war. Es war auch, wie mehrere anweſende Schneidermeiſter und Gemeindeverordnete verſicherten, niemand Anders als der Graf Harras, den in der Kirche zur Heiligen Dreifaltigkeit zu ſehen ebenſo überraſchend ſein mußte, wie wenn mein ſpäterer frommer Spender, der Actuarius Bellermann, ſich plötzlich hätte bei der Landesmutter zum Thee einladen wollen.

Neben dem Grafen von Harras ſtand jener junge unſonntäglich gekleidete Menſch, der weder ein Geſangbuch bei ſich hatte, noch in ein anderes einſah, noch ſich verbeugte, ſo oft der Herr Paſtor einen heiligen Namen ausſprach, noch ſonſt irgend einen Anſpruch hatte, ſich auf jenem Chor als wahrhaft Andächtiger ſehen zu laſſen. Er war zerſtreut, ſah Jeden an, beglotzte Alles, grübelte. Und wie Meiſter Marcus ankam und den Klingelbeutel Dem und Jenem und Einem nach dem Andern reichte und Niemand ſeine Gabe in der Hand behielt, ſondern wie ein Wohlbekannter vom lieben ſonntäglichen Klingelbeutel ſonntäglich angeklingelt wurde und ſeinen ſonntäglichen Dreier oder Sechſer gab und nur höchſt ſelten einmal Einer, der ſeine Börſe vergeſſen oder kein klein Geld hatte, blos mit dem Kopfe nickte und den ſchönen ſchweren Beutel mit den geſtickten Palmen verlegen an ſich vorübergehen ließ, da hat es mein alter Actuar Bellermann mit ſichtlichen Augen geſehen, daß der fremde Menſch, kurz ehe der Graf Harras an die Reihe kam, der ohne Zweifel die beiden obigen Achtgroſchenſtücke ſpendete, ſich ganz leiſe einen ſchon etwas wackelnden Knopf hinten von ſeinem Rocke abriß und ihn, wie der Klingelbeutel bei ihm vorſprach, raſch mit verdeckter Hand in die heilige Sammlung warf. . . .

Schwerlich hatte der junge Mann gedacht, daß euer

Actuar und die Nachbarn die Augen ſtatt auf den Geiſtlichen, auf ſeine Hand gerichtet hatten. . . .

Dieſe Worte kamen von den Dreiern.

Es war aber unmöglich ein Dreier, der ſo entſchieden geſprochen.

Es war der wunderbare Ton von vorhin. Es war wie von einer Glocke.

So rein, ſo voll, ſo tönend, ſo hell wie lauteres Gold.

Und in der That, es fand ſich — daß Meiſter Marcus mit ſeinen ſchwachen alten Augen unter die Dreier — ein Goldſtück und ſei's gleich geſagt — einen braunſchweigiſch-lüneburgiſchen halben Louisdor gelegt hatte. Das muthige lüneburger Roß auf dem Gepräge ſchien ordentlich keck hervorzuſpringen, Alles ſcheu auszuweichen. Ein halber Louisdor, ein Werth von beinahe drei Thalern hatte unter den Dreiern gelegen! Der halbe Klingelbeutel konnte damit heute ausgekauft werden. Und nun verſtand es ſich von ſelbſt, daß eine ſolche glänzende Erſcheinung augenblicklich das Wort erhielt und mit verhaltenem Athem ſelbſt von den nun geſtürzten gröbern Courantſtücken vernommen wurde.

Ich bin, begann der halbe braunſchweigiſch-lüneburger Louisdor, im Klingelbeutel faſt ein ebenſo unberufener Gaſt wie jener Knopf. . .

Wie ſo? Bitte! Bitte! Die Ehre! Nein! Nein! Hochverehrteſter! Gnädigſter! Dreißig Equipagen! . .

So proteſtirte man durcheinander. . . .

Doch! Doch! fuhr die Goldmünze fort. Es mögen Fälle vorkommen, wo auf dieſem grünen Tiſche noch reichere Spenden ſich ausbreiten, allein was mich ſelbſt betrifft, ſo kann ich nur einfach ſagen, ich bin aus Zufall hineingeworfen. Ich komme vom Grafen Harras. Der fromme Redner vorhin hat ſchon geſagt, daß mein Graf in die Kirche zur Heiligen Dreifaltigkeit ebenſo gerathen iſt, wie wenn der Actuar Bellermann ſich bei der Landesmutter zum Thee einlüde. Mein ſchlimmer Graf beſucht ſelten die Kirche. Er pflegt Sonntag Vormittags ſeine Briefe zu ordnen, engliſche Reviews zu leſen, Landkarten vor ſich aufzuſchlagen, Kupferwerke zu vergleichen, Freunde bei ſich einzuladen und ſich über die Erdrinde oder die Doppelſterne zu unterhalten. Zuweilen auch ſchreibt er ſich in dieſen ſtillen Stunden die Erfahrungen der Woche auf. Kurzum! Es iſt ein Rechter — ein Arger — aber davon erzähl' ich nicht. Es fehlte ihm ein Schreiber, ſeitdem ſein letzter Secretär einen Staatsdienſt erhalten. Unter Hunderten, die ſich meldeten, fiel ihm eine zwar nicht ſehr ſchöne, aber mit feſten Zügen ſich beſonders kenntlich machende Handſchrift auf, die ihm ein junger Mann, ohne zu wiſſen an wen, geſchrieben. Wollt ihr dies Schreiben hören? Er hängt mit dem Knopfe entfernt zuſammen. . .

Die Münzen fühlten ſich ſehr geehrt durch die Herab-

laſſung eines halben Louisdor. Sie hatten zwar Angſt, es käme etwas Unpaſſendes oder wol gar Frivoles vor... Dieſer Graf Harras! Dieſe Unkirchlichkeit! Dieſe weltmänniſche Sonntagsentweihung! Sie beſorgten eine indirecte Vertheidigung, eine Rechtfertigung des Knopfes. Dennoch flüſterten ſie einſtimmig: Bitte Ew. Gnaden! Sprechen Sie! Erzählen Sie, Excellenz!

Der halbe Louisdor fuhr fort:

Der Brief lautete: Mein Herr! Ich kann mich durch wiſſenſchaftliche Studien nicht empfehlen, aber durch manche Welterfahrung. Ich bin zu früh von dem Glauben geblendet geweſen, die Welt wäre ein Baum mit lachenden, reifen Früchten, nach denen man nur den Muth haben müſſe, zeitiger emporzulangen, ehe uns Andere zuvorkommen. Ich täuſchte mich bitter, unreif war jede Frucht, die das Leben mir bisher geboten. Ich verließ meine Aeltern nach unſäglichen Kämpfen mit einem gutmüthigen, aber ſchwachen Vater und einer Stiefmutter. Ich wurde behandelt, ich glaubte es wenigſtens, wie ein im älterlichen Hauſe wohnender Fremdling. Ich verwilderte. Mein Vater zwang mich zu einem Handwerk, das ich nicht erlernen mochte. Ich entfloh. Ich wollte zu Schiffe. Ich ſchrieb von einer Seeſtadt um Unterſtützung und erhielt von meinen Aeltern nicht nur kein Geld, ſondern Worte des Fluchs ſtatt Segen. Als Schiffslehrling ging ich mit einem Kauffahrer nach Batavia. Ich machte Rei-

ſen drei Jahre lang und ſtieg auch leidlich, trotz empören=der Behandlung. In den Antillen warf mich das Gelbe Fieber nieder. Kaum geneſen ergriff es mich zum zwei=ten male. Ich entging dem Tode, wurde aber in meinen Kräften ein Schatten. Man erbarmte ſich meiner, pflegte und unterſtützte mich. Ich begann meine alten Kenntniſſe zu nutzen; zum Seedienſte konnte ich nicht zurückkehren. Ich gewann aber ſoviel, daß ich die in der Krankheit ganz namenlos gewordene Sehnſucht der Rückkehr zur Heimat=erde befriedigen konnte. Ich ſchiffte mich ein, vervoll=kommnete unterwegs mein wenig Spaniſch, übte mich weiter im Holländiſchen, Engliſchen, welche beiden Spra=chen ich ziemlich fertig ſpreche und kehre nun, erſt einund=zwanzig Jahre alt, aber ſchon recht unglücklich in meine Heimat zurück. Der letzte Pfennig meiner Baarſchaft iſt verzehrt. Noch kämpft ein innerer Stolz mit den Stimmen des Herzens, die mich wieder zu meinem alten Vater zurückrufen wollen. Soll ich ihm die Hartherzigkeiten, die ich erduldete, vergeben? Soll ich zu ihm eilen und an ſeine Liebe mich wenden? Kaum bin ich angekommen, ſo find' ich vorläufig die Aufforderung zu einem Dienſte als Secretär bei einem vornehmen Herrn. Ich ſchreibe, da der Name nicht genannt ward, an einen Unbekannten. Wollen Sie mir Ihren Schutz gewähren? Wollen Sie meinen Erfahrungen trauen? Wollen Sie die Wahrheit aller meiner Bekenntniſſe prüfen und ſich an die mir un=

günſtigſte Quelle wenden? Getroſt nenn' ich Ihnen den Namen meines Vaters, der mich verurtheilen wird. Es iſt der alte Küſter an der Kirche zur Heiligen Dreifaltigkeit: Marcus. Sie finden ihn am ſicherſten jeden Sonntag wenn der Gottesdienſt — —

Weiter kam aber die Mittheilung der Goldmünze nicht. . . .

Meiſter Marcus war erwacht. . . .

Die Orgel ſummte. . . .

Die Sacriſtei belebten Menſchenſtimmen.

Der Herr Paſtor kam von der Kanzeltreppe herab, die gerade in die Sacriſtei führte.

Er wiſchte ſich nach anſtrengender Predigt die heiße Stirn.

Der Segen des Klingelbeutels wurde flüchtig durchlaufen und der halbe Louisdor richtig wieder für einen Dreier genommen.

Draußen klopfte die Spezereikrämerin, die ihr Geſchäft des Geldwechſels ſo ehrlich und in ſeiner frommen Beſtimmung ſo brav trieb, daß der Heiland ihren Disconto nicht würde vom Tempel verjagt haben.

Sie konnte dieſe Pfennige, Dreier und Sechſer in die kleine Handelswelt ſchicken und nahm wenig Procent.

Wie ehrlich ſie war, erſah man ſchon aus dem „Wunder," das ſie über die von ihr ſogleich entdeckte Goldmünze ausrief.

Ein Irrthum gewiß! ſagte der Pfarrer, der zwar hinlänglich rechtgläubig war, um Vornehme bei ſich zu ſehen, aber darum doch noch nie einen halben Louisdor im Klingelbeutel gefunden hatte. Ein Irrthum, wie dieſer Knopf auch wol kein Betrug geweſen iſt, Alterchen, ſagte er zu Marcus, als dieſer und die Spezereihändlerin ob dieſes entſetzlichen Knopfes wetterten. Er kommt gewiß von einem Furchtſamen, der die gewohnte Spende der Andächtigen an ſich nicht mochte vorübergehen laſſen und voll Kleinmuthes lieber den Schein rettete. Ach, iſt es nicht mit der menſchlichen Seele zu tauſend und abertauſend Fällen eben ſo?

Als Meiſter Marcus nach Hauſe kam und der Milchreis mit köſtlich duftendem Schweinsbraten und gedörrten, mit Zimmet und Zucker beſtreuten Pflaumen (ſein Sonntagsgericht) auf blendendweißem Tiſchtuch ſeiner wartete — er aß als Witwer und kinderlos allein — wollte ihn ein Fremder ſprechen.

Es war ein vornehmer Herr, der ſich Graf Harras nannte.

Lieber Meiſter Marcus, ſagte Graf Harras, zu dem, über vornehme Beſuche von wegen Trau-, Sterbe-, Geburts-, Taufſchein- und Kirchenbuchführung nicht erſchreckenden Alten, ich wollte Sie nur in einer gewiſſen Angelegenheit ſprechen und vermuthete Sie heute früh noch vor der Kirche zu treffen, kam aber zu ſpät. Ich benutzte deßhalb die Muße, dem Klange der Orgel zu folgen,

um einmal eine gute Predigt zu hören. Das Senfkorn hat mir ſehr wohlgethan. Uns träge Gottesbeſucher muß manchmal ein wenig etwas Beizendes kommen. Der Geiſtliche hat's brav und mild ausgelegt und wie ich überhaupt milden Senf dem allzu ſcharfen vorziehe, ſo geſteh' ich, daß ſeine Art mir gefallen hat. Aber Moutarde après oder avant diner. . . . Genug! Meiſter Marcus, haben Sie nicht einen Sohn?

Ueber See, Herr Graf . . . antwortete Marcus dem etwas frivolen Weltmann.

Verſtoßen, verloren, verjagt?

Er that nicht gut. Seine Mutter . . .

Stiefmutter?

Iſt todt. . . .

Wenn Sie ihn nun wiederſähen?

Herr Graf!

Graf Harras öffnete die Thür. Ein blaſſer junger Mann mit edlem Ausdruck, geiſtvollen Augen, aber etwas gedrückt, vernachläſſigt in ſeiner Kleidung ſtand vor dem Alten.

Heinrich! rief der Alte, ſich am Stuhle haltend. . . .

Thränen floſſen an dem Herzen des Sohnes. . . .

Thränen an dem Herzen des Vaters.

Graf Harras erklärte ſich geneigt, Heinrich Marcus zu ſeinem Secretär zu nehmen.

Er hatte auf dem Chor der Kirche dicht bei ihm geſtanden, war nach dem Gottesdienſte in das nahe gelegene

Küſterhaus gegangen, hatte den jungen Mann unter der Hausflur zagend und mit ſonderbar gerötheten Augen wieder gefunden, hatte ein Geſpräch mit ihm angeknüpft, ſeinen Namen gehört, einige Worte engliſch, holländiſch, ſogar ſpaniſch mit ihm gewechſelt, ihm Hoffnungen gegeben. . . .

Sie wurden erfüllt. Graf Harras ließ beim Vater den Sohn zur glücklichſten Ausſöhnung und als einen vielbeweinten Gaſt im einſamen, jetzt wie ſonnig ſich aufhellenden Aelternhauſe zurück.

Die kleine Geſchichte iſt aus?

Nein, aus der ſtillen unſichtbaren Geiſterwelt des Märchens berichten wir noch Folgendes:

Als der Knopf im Kamin der Sacriſtei unter der alten vom Winter übriggebliebenen Aſche lag, ſummte er den ſtillen Staubatomen, die Alles mit angehört hatten, zur Unterhaltung gelegentlich dieſe Worte zu:

Der Sohn ſah ſeinen alten Vater zuerſt wieder oben auf dem Chore und in ſeinem Amte. Er ſah den Seckel mit den Palmen, dem Zeichen des Friedens, immer näher und näher kommen. Er ſah den Vater die Reihen ſich drängen und drücken und beim vierten, beim dritten, beim zweiten Nachbar die Gabe fodern und die Gabe empfangen. Ach, ſein Vater kam auch zu ihm. Er ſollte ſeinen Athem ſeit Jahren zum erſten male wieder fühlen und ihm nur verlegen, nur ablehnend, nur beſchämt zunicken?

Er ſollte mit dem Schein der Nichtverſöhnung ſeinen Vater ſehen? Er ſollte ſagen: Ich habe nichts für dich — wie ich denn wirklich keinen Pfennig habe! Und der Vater ſollte ſagen: Auch einer der mich nicht hätte incommodiren ſollen, ihm meine Palmen anzubieten? Nein! Ich kann nicht verlegen nicken, wenn er kommt. Ich kann nicht ſehen, daß er ſich verdrießlich von mir wendet, Ich muß ihm wie Alle geben. Aber was? Ich habe nichts? Keinen Pfennig! Nichts! Da trennte er ſich leiſe den Knopf vom Rocke und gab ihn mit bedeckter Hand als Spende der Andacht. Der Vater hielt ihm den palmengeſchmückten Seckel entgegen, ſah ihm, wie er in der Gewohnheit zu Jedem hatte, dankend, freundlich, grüßend, kopfnickend in die feuchten Augen und ging vorüber zu den Andern.

Die Atome der Winteraſche in der Sacriſtei ſtritten lange über den Fall.

Sie einigten ſich zuletzt darin, daß es — ganz eigene Opfer der Andacht gibt, ganz eigene Spenden, dem Himmel dargebracht und auch ganz eigene Arten, Gott zu dienen.

Und ſo oft ihr wieder einmal einen Knopf im Klingelbeutel findet, denkt: Die Opfer der Liebe ſind nicht die, die Ihr ſo regelmäßig Sonntags an die Kirche gebt, ſie ſind — mannchfalt.

VII.

Der Weihnachtabend.

Als Kind feierte man Weihnachten wie die lebendiggewordene Märchenzeit.

Die Augen zu! ſonſt bläſt Chriſtkindchen ſie aus!

Das war ſchon die hundertſte Stufe auf der Wanderung in den hellen lichten Himmel hinein. Vorher kamen die niedern Stockwerke.

An der untern Sproſſe dieſer Jakobstraumleiter der Freude ſtand im umgewandten Pelzrock mit langer, friſch aus Beſenreiſern gewundener Ruthe der ſchauerliche Knecht Ruprecht im nördlichen Deutſchland oder St.-Niklas im ſüdlichen und fragte mit drohender Stimme: Kannſt du auch beten?

Gebetet wurde dann mit kläglicher, zähnklappender Angſt, aber doch mit Herzensandacht; denn das neugeborene Jeſulein, die beſcheidene Krippe, der wandernde Morgenſtern, die Weiſen mit Myrrhen und Aloe, das ganze blühende, orientaliſche Nachtgedicht der Heilandsgeburt mit den Hirten auf dem Felde, den Engeln, die ihnen aus der Höhe den Weg wieſen, dem immerdar gläubigen Joſeph und der glückſeligen Maria, das lebte im Herzen wie linde, milde, duftende Sommernacht, wenn auch die Hände

froren, die Naſe blau anlief und die Füße in Schnee geſteckt werden mußten, weil ſie die completteſte Erſtarrung von der Eisbahn mitgebracht hatten.

Die Wochen wurden ſchon von der erſten Gans zu Martini nach den Sonntagen gezählt und zwar Trinitatisweiſe, dann wurden es nur noch die Tage, zuletzt die Stunden.

Adventszeit hieß die ganze höchſt merkwürdige Periode. Die „Currendejungen“ ſangen des Abends auf den Straßen und ſammelten in blechernen Büchſen; Nüſſe und Aepfel wurden an Markttagen in Vorräthen eingekauft, aber noch nicht gezeigt, ſie raſſelten und dufteten nur; die ganze Erde war ein großes flüſterndes und tuſchelndes Geheimniß.

Auf die Märchenzeit kam dann die rationaliſtiſche.

Für Säbel, Flinten, bleierne Soldaten gab es nun Schulmappen, Reißfedern, Schreibebücher und neue Hoſenträger.

Man nahm ſchon mit größerer Kühle den Kalender in die Hand und rechnete die myſtiſchen Begebenheiten nach der üblichen Chronologie ab, wie die Zerſtörung Karthagos und die Hinrichtung Konradin's von Hohenſtaufen, dieſes Hauptfactums der deutſchen Geſchichte im Kopfe jedes gefühlvollen Untertertianers. Man ſah ſchon das Märchen in ſeiner künſtlichen Veranſtaltung, die groben Drähte der Komödie; man lachte ſchon über das Wiſpern

der Aeltern wie ein Neolog oder ein Geolog über die Schöpfungsgeſchichte. Bekanntlich ſind das die Jahre, wo, wie in dem Raimund'ſchen Märchen, oft ſchon ausgerufen wird: Ach, was haben doch die Kinder Alles mit ihren Aeltern auszuſtehen! Die guten Aeltern ſind dann über die Weihnachtzeit ſchon vergnügter als die aufgeklärten Jungen, die bei all' der Freude ihre Ferienarbeiten im Kopf haben müſſen und zur Beſcherung ohnehin nur Das bekommen, was ſie „auch ſo“ erhalten würden, Dinge, die alle nach Leder riechen oder nach Tuch und dem ewigen Papier.

Dann aber die Jünglingszeit.

Ach! Der Weihnachtabend war dann ſchon oft nicht mehr der luſtigſte, ſondern der traurigſte Tag im Jahr.

Man war von ſeinen Aeltern entfernt, entweder durch Entfernungen der Erde oder Entfernungen des Himmels ſchon. Die Lichter wurden nicht mehr angezündet; man hörte nur die Weihnachtluſt im Nachbarhauſe, ſah fremde Fenſter ſchimmern, hörte fremde Kinder jauchzen, man machte einen Gang durch die Straßen, um das wehmüthige Herz zu ſtillen.

Du liebe ernſte Jünglingszeit! Du verſchwiegene heilige Knospe der erſten freiern Lebensentfaltung! Du erſte heilige Sabbathſtille und Morgenfrühe des Menſchenthums, eingeläutet meiſt von trauernden Glocken! Denn welche Erfüllung wird wol ſchon den allgewaltigen

Jugendträumen? Welcher erſte Gruß des Lebens, des wirklichen, des rauhen Lebens der Pflichten und der Geſchicke, iſt wol ein liebevoller und freundlicher? Bereits bildet ſich auch ſchon das ganze Jahr hindurch um das Jünglingsherz die harte Schale, die das junge Leben braucht, um in der ſtoßenden Welt mit fortzukommen. Starr, kalt werden die Grundſätze. Große, ſchroffe, ſpartaniſche Geſetzestafeln werden aufgehängt in der innern Bruſt. Mancher Zug um die Lippe lächelt ſchon dämoniſch und ſpröde wirft ſich der Mund auf, ſieht der Jüngling was er zu hoffen hat und vergleicht es mit Dem, was er gewinnen möchte.

Am Weihnachtabend bricht dann noch ein mal die Eisdecke des Jahres. Auf einige Stunden ſinken noch ein mal alle gefrorenen Eispaläſte der Seele, in deren bunten Lichtbrechungen ſich der Jüngling ſchon gefällt. Das unſterbliche Anrecht auf Glück, das wir tief und unauslöſchlich und durch keine Philoſophie hinwegzureden in unſerer Bruſt tragen, meldet ſich noch ein mal wieder in dieſem Weiheaugenblick — und dann mit ſo unwiderſtehlicher Macht, daß manchem Jüngling die Weihnachtzeit oft nichts beſchert als Thränen, ein Geſchenk freilich, das auch ſeinen Werth hat und geradezu vom Himmel kommt.

Darauf die Zeit — der Liebe!

Die Liebe will nichts mehr zu Weihnachten empfangen, ſondern nur noch geben. Auch der Jüngling, deſſen Herz in Flammen ſteht, grübelt und forſcht, was wol gefallen,

rechnet, was anzuſchaffen er beſtreiten könnte. Da nimmt man der geplagten Vorſehung von ihren Mühen ab und ſpielt ſelbſt Schickſal und kommt ſchon in der Adventszeit zu den Geſchwiſtern ſeiner Angebeteten, die Taſchen voller Aepfel und Nürnberger Lebkuchen. Da glättet man wieder um der Liebe willen die Mephiſtophelesfalten aus, macht den Knecht Ruprecht oder gar das Weihnachtkind und überſieht ſogar in ſeinem Beſcherungseifer, daß auch an uns gedacht wurde, heimlich für uns gearbeitet wurde in unbelauſchten Stunden und ſelbſt Abends noch, wenn uns die Geliebte entlaſſen hatte, den zärtlichſten Abſchiedskuß draußen an der Thür gegeben und ſie zurückkehrend bis tief um Mitternacht noch bunte Blumen und Guirlanden ſtickte! In jungen Gemüthern iſt der erſte Eifer des Gebens ein Wetteifern mit dem Füllhorn Fortuna's. Ja recht viel und für Alle! Jeder bekommt. Der Großvater, die Großmutter, die Aeltern, die Geſchwiſter, die Mägde, ſogar der Vogel bekommt einen neuen Vogelbauer; Alles was um unſer Mädchen lebt und webt, wird beſchenkt und Jedem hofft man auch ſeine liebſten Wünſche abgelauſcht zu haben.

Freilich! Man trifft es meiſt bei Allen; leider! aber oft bei Derjenigen nicht, der zu Liebe alle dieſe kindlichen Naivetäten in unſer, ſchon „dem Jahrhundert“ angehöriges Herz zurückkehren durften. Auch verdrießliche und verſtimmte Weihnachten gibt es. Der Menſch wird ohne

hin dann immer am launenhafteſten, wenn gerade die meiſten Umſtände gemacht werden, ihn glücklich zu ſehen. Auch dieſe lange Vorbereitung auf eine einzige lichterfüllte Stunde, die zu Ende geht, wenn die kleinen, kurzen Wachsendchen niedergebrannt ſind und hie und da in der grünen Tannenherrlichkeit ſchon Feuer ausbricht, auch dieſe wochenlange Betriebſamkeit läßt ſchon an ſich ein Gefühl der Ermüdung und der Erſchöpfung zurück, dem die bekanntlich launenhafteſten Menſchen, die es gibt, die Liebenden, nicht ſelten Gründe unterlegen, die gerade bei ſolchen Extra-Feſten von unſichtbaren böſen Plagegeiſtern wie zugeflüſtert ſcheinen. Wochenlange Vorbereitung, ämſigſte ſtille Arbeit, Entſagung mancher Freude um ein Werk, das, endlich fertig, vielleicht nicht einmal die gehoffte Würdigung findet. . . . Auch das kommt vor. Wunderliche Heilige ſtehen in dieſen Jahren um die frohe Weihnachtkrippe. Es folgen ſelbſt dem ſchönſten Tag des Jahres Verdruß und Kriegszuſtände, die glücklicherweiſe in der nahegelegenen Sylveſternacht beſeitigt werden können.

Dann kommen wieder ganz eigene neue Perioden.

Ging' es von jeder erſten Liebe gleich zum Traualtar, ſo hätte man von ſeinen fernern Weihnachterinnerungen leichter erzählen. Die erſten Weihnachten der Ehe, wo man ungeduldig die oft noch lallenden Kinder ſchon zur Freude am Lichterbaum zwingen möchte und nicht die Zeit erwarten kann, die Kinder ſo geſpannt zu ſehen in ihrer

Hoffnung, wie wir es ſelbſt freilich erſt in drei Jahren ſpäter waren, dieſe Weihnachten ſind gewiß die ſchönſten, die es geben kann. Aber zwiſchen der erſten Liebe und der Ehe . . . welches wilde, zerriſſene, zerklüftete Gebirg liegt dazwiſchen! Welche Schluchten der Verzweiflung, ſchroffen Brüche des Mißverſtändniſſes, oft auch welche einſamen ſtillen Plätze, nur bepflanzt mit Trauerweiden!

Von dieſen Jahren des Prüfens und des Hoffens, oft der Qual und der Täuſchung, wäre mancher Weihnachtabend zu erzählen und manche Geſchichte daran anzureihen, manche, die am häuslichen Herde würde Zuhörer finden dürfen — indeſſen ſchließen wir mit der Bemerkung, daß man an Weihnachtabenden ſein ganzes Leben wie einen Roſenkranz an ſeinen Kugeln abzählen kann.

Jedes Jahr bietet eine andere Erinnerung. Unſere Freuden und Leiden, unſer Beſitz und unſer Verlorenes führt Weihnachten uns am unmittelbarſten entgegen, all' unſere Lebenden läßt es uns zählen und all unſere Todten.

Am Chriſtabend erinnert man ſich, wie man fremd einſt ſtand als Gaſt an einem Lichterbaum, vielleicht bei Menſchen, die unſere Freunde ſchienen und Feinde wurden. In jenem Jahre ward uns Das beſchieden, in dieſem ein Anderes, da zündete man den eigenen Baum an in ſeiner jungen Ehe und die Sorge war vielleicht der einzige Gaſt, der an dem kargen Tiſche ſtand, der nur der Liebe reichlich ſchien. Da zählte man noch der Häup-

ter wenige, die uns gehörten, dann drängten ſich zahlreichere um die hellen Lichter; manches Antlitz ſtrahlte vor Freude, und es fehlte ſchon bei dem Erinnerungsbilde des folgenden Jahres. Augen der Wonne, die empfingen — noch glücklichere, die ſpendeten, ſind erloſchen . . .

Je älter man wird, deſto mehr wird uns der Weihnachtabend nur noch der Erinnerung geweiht bleiben und der eigentliche Tag Aller-Seelen werden.

VIII.

Der Pfeffer=Matthes.

Eine Advent=Erzählung.

Unter Führung eines Arztes, der an einer unſerer berühmteſten Irrenanſtalten wirkt, lernt' ich, an ihn empfohlen, kürzlich eine Menge jener traurigen Vorſtellungen kennen, die den menſchlichen Geiſt mit jener ausſchließlichen Alleinherrſchaft einnehmen, die wir Wahnſinn nennen.

Blödſinn, Raſerei ſind die Folgen mehr oder weniger phyſiſcher Zuſtände; fixe Ideen aber, die mit der geſundeſten Beſchaffenheit des Körpers verbunden ſind, drücken eine gleichſam nur auf Einen Punkt zuſammengedrängte Geiſteskraft aus und flößen uns durch die Folgerichtigkeit des falſchen Denkens, durch die Vorausſetzung ſich von ſelbſt verſtehender Natürlichkeit der Behauptungen und den damit verbundenen doch regelmäßigen Verlauf aller übrigen Lebensfunctionen, der ſich nicht im mindeſten auch von dem Aufenthalte an einem ſolchen Heilorte beirren und von ſeinen Gedanken abbringen läßt, das unheimlichſte Grauen ein.

Unter vielen ſolchen Opfern der räthſelhaften Bildung unſerer Vorſtellungen und der geheimnißvollen Bedingungen des Seelenlebens durch die Einwirkungen der Materie fiel mir beim Eintritt in einen von mehren ſtillen Zimmergenoſſen bewohnten freundlichen und in auffallender Ord-

nung erhaltenen Raum ein ſonderbares, mit keineswegs anziehenden, eher ängſtlichen als in ſich zufriedenen Mienen ſich ankündigendes Männchen auf, das fröſtelnd und zuſammengekauert in einer Ecke ſaß und rings um ſich her einen wunderlich durcheinandergeworfenen Apparat von Holzſchnitzereien, Tannenbüſcheln, Bändern, Nüſſen, Goldpapierſchnitzeln u. dergl. ausgebreitet hatte.

Das iſt der Weihnachtmann! ſagte der Arzt halblaut zu mir und machte mich auf die Arbeit des Irren, der ſich nicht ſtören ließ, aufmerkſam.

Unverkennbar war das verhutzelte Männchen mit einer Weihnachtbeſcherung beſchäftigt.

Ein Meſſer hatte es in der Hand, mit dem es an kleinen Holzſtäben ſchälte, von denen einige ſchon auf einem Bret zu einer Figur zuſammengeſetzt waren, die etwa einer ſogenannten Pyramide gleichkommen mochte.

Andere ſolcher ſchon fertiger Pyramiden, umwunden mit verwelkten gelben Tannenzweigen, ſtanden neben ihm zu ſeinen Füßen.

Die Aepfel waren verdorrt, die Nüſſe halb verſchimmelt, es ſchien eine ziemlich alte Beſcherung zu ſein, die der Irrſinnige hier noch immer wie eine erſt in der Vorbereitung begriffene behandelte.

Ich ſah eine Weile dem Treiben des Greiſes zu.

Sein Schädel war kahl, das wenige Haar gebleicht, das dunkle Auge blinzelte einige mal ſcheu zu uns empor,

es hatte einen ſtechenden Ausdruck, die Wangen und Hände waren faltenreich wie die neben ihm liegenden gedörrten Zwetſchen, die er wie Edelſteine zu behandeln ſchien, ſo vorſichtig legte er eine neben die andere, gleichſam um ſich nicht zu verwirren und im Hundertſten das Tauſendſte zu verwechſeln.

Seine zwei Mitbewohner, die wiederum auch ihren Sparren hatten, lachten.

Doch waren ſie in der ihnen beſchiedenen Narrheit (der Eine trug von Papier alle Orden der Welt, der Andere war reicher als Rothſchild, er machte ſich ein Papiergeld ſelbſt, das in allen Staaten der Welt einen weit über pari gehenden Cours hatte) ſo gutmüthig, daß ſie mit dem wie es ſchien reizbaren Alten, dem Weihnachtmanne, wie ihn der Arzt genannt hatte, ſich in aller Friedfertigkeit vertrugen.

Der zuſammengeknöpfte Hausoberrock, die fröſtelnden Bewegungen des Alten, die mit dem lachenden Sonnenſchein, der durch die Fenſter fiel, in einem Widerſpruche ſtanden, der mir mehr rührend als komiſch war, veranlaßten den Begleiter zu fragen: Macht's kalt?

Eine fröſtelnd ſich ſchüttelnde Bewegung war des Narren Antwort.

Was ſchreiben wir heute für ein Datum? fuhr mein Begleiter fort, weniger um auf die Conſequenzen der

Manie des Armen einzugehen, als um mir einen vollern Einblick in sie zu gestatten.

Bald Weihnachten, Weihnachten! war die Antwort.

Die beiden Mitbewohner, der mit Orden geschmückte und der Krösus, verzogen wieder die Miene und machten mit aller Vernunft geltend, daß wir uns heute noch in der schönsten Jahreszeit befänden, weit entfernt vom 18. Januar, dem großen preußischen Ordens- und Krönungstage, wo Jener wiederum einen Adlerorden irgend einer neuen Classe zu bekommen hoffte, weit entfernt noch vom 1. October sogar, wo die Dividenden der unzähligen Anleihen ausgezahlt wurden, die die Fürsten Europa's bei dem Andern aufgenommen hatten.

Der Alte blieb dabei, die Weihnachtzeit wäre nahe im Anzuge und ein guter Hausvater müsse sich rüsten, den Seinigen Freude zu bereiten.

Er unterließ nicht, auf nähere Erkundigungen des Arztes alle die Personen zu nennen, für welche er die Weihnachtbäume, die schon fertig, ebenso bestimmt hätte wie die, die er erst noch herrichten und schmücken wollte.

Ein Theil dieser Personen, flüsterte mir mein Begleiter zu, ist todt; aber sie leben in seiner Erinnerung; es sind seine Kinder, seine Dienstleute, seine Verwandte. Er ist reich und kann hier nach Wunsch gehalten werden. Sein Zustand ist die Folge des Geizes. Ich bin selbst Zeuge gewesen, wie seine Manie entstanden ist. . .

Und da immer noch das Klappern der Zähne des Alten, ſein Fröſteln und Reiben der Hände nicht endigen wollte, ſagte der Arzt: Sie machen's zu arg, Herr Matthes. Wir ſind erſt im September und Ihnen geht ſchon die ſchöne herrliche Weihnachtszeit auf. Laſſen Sie ſich doch bedeuten! Wir haben noch volle ſechs Wochen bis Martini und für Ihre Weihnachtbäume gehören ſich doch friſche Nüſſe. Die ſind dies Jahr noch gar nicht geſchüttelt worden. Aengſtigen Sie ſich nicht. Chriſtkindchen läßt Ihnen Zeit, diesmal mehr herauszurücken als gewöhnlich, Herr Matthes!

Der Alte ſchnitt ein ſauerlächelndes Geſicht.

Unverkennbar war in ſeinen Mienen Geiz abgeprägt.

Er antwortete nicht, ſondern fuhr in ſeinem Bau von Weihnachtbäumen fort und mein Gefährte ſagte einfach: Gehen wir weiter!

Im Hinaustreten fügte er hinzu: Manchmal nehmen wir ihm den Kram fort, weil er ſich zu ſehr aufhäuft und den beiden Andern den Raum benimmt, ihre Ordensbänder und Staatspapiere auszubreiten; aber wie ein Biber bauen muß, weil er nicht anders kann, ſo muß der Alte Weihnachtbäume machen. Die Furcht vor dem Chriſtkind iſt eben ſein ſtiller Wahn. Pfeffer-Matthes nannten ihn die Leute in der kleinen Stadt, wo er lange Jahre

eine einträgliche Spezerei- und Materialwaarenhandlung führte.

Neue Eindrücke unſerer traurigen Wanderung ließen den eben empfangenen in den Hintergrund treten, und ich wäre ſchwerlich dazu gekommen, den freundlichen Führer um die Geſchichte des Pfeffer-Matthes anzugehen, wenn mich nicht der Anblick ſeiner lieblichen und fröhlich ſich tummelnden Kinder darauf gebracht hätte.

Ihr Vater war, als wir die Pforte des trauervollen Aſyls der Geiſteskranken hinter uns zufallen hörten, ſo freundlich mir anzubieten, mich auf der lieblichgelegenen Veranda ſeiner nahen Wohnung auszuruhen.

Die Zurüſtungen des Kaffeetiſches lockten traulich zu dem dichten Weinlaubdache hinüber, das ſich an die vom freundlichſten Abendſonnenlichte vergoldete Wohnung lehnte. Das berühmte Irrenhaus lag entfernt von der Stadt in anmuthiger bergiger Gegend, die Wohnung des Directors in ihm ſelbſt und der Aſſiſtenzarzt tauſchte vollends ſchwerlich mit einem Andern, ſo im Grünen und Heitern lag das kleine Häuschen, das er bewohnte, mit ſeiner reizenden Fernſicht auf ferne blaue Berge und einen nahen, zierlich ſich ſchlängelnden, immer belebten Strom.

Gattin und Kinder boten einen freundlichen Empfang.

Die Bruſt athmete mir auf von dem beklemmenden Druck des eben Erlebten und Geſehenen.

Das humoriſtiſche „Man gewöhnt's“ milderte nicht ſogleich die Schauer, die noch nachbebten.

Es wurde manches Wort über die Urſachen der Geiſtesſtörungen überhaupt geſprochen, über die Zunahme an Geiſteskranken in unſerer Zeit, über die Urſachen, die dafür wol eben in der Zeit ſelbſt liegen mögen, über die veränderten Behandlungs- und Heilungsmethoden, die man jetzt befolgt, und Aehnliches.

Das Gefühl, ſeiner eigenen fünf Sinne mächtig zu ſein, wirkt dabei in der That ſo troſtreich, daß man bald ſich ſelbſt in die wunderlichſten Erſcheinungen findet.

So diente nun der Hinblick auf die Hausfrau, die eine glückliche Mutter war, auf die Kinder, die heiter und froh um uns her ſprangen und kletterten, mit einem großen Hunde ſpielten und auf der Terraſſe, die ſich den Berg hinunter abwärts abdachte, manche halsbrechende Kunſtſtücke aufführten, als Uebergang zu den Weihnachtfreuden und zu jenem närriſchen Alten, der ſo lediglich und ausſchließlich nur mit dem einzigen Tage im Jahre beſchäftigt ſchien, auf den der Glaube und die Liebe ſoviel Reize des Glückes und der Poeſie ausgeſchüttet haben.

Ja, der Pfeffer-Matthes! ſagte der Doctor. Das will ich Ihnen erzählen und kann es aus beſter Quelle, da ich beim Urſprung dieſer Narrheit zugegen war und mein Weibchen da wird wol auch nichts dagegen haben, wenn ich davon plaudere. Wenn man ſechs Jahre ver-

heirathet iſt, kommt man nicht alle Tage auf die ſchöne Zeit des Brautſtandes zurück.

Die Gattin machte mit dem Zeigefinger eine jener drohenden Geberden, die nur Der verſtehen kann, der ſelbſt verheirathet iſt. Wer es noch nicht iſt oder wer überhaupt nicht heirathen will, dem ſagen wir nur, daß dieſe kleine Geberde etwa ſoviel ſagen will, als: Die Ehe iſt jener merkwürdige Lebensſtand, wo zwei Menſchen ſo nahe aneinandergerückt ſind, daß ſie gar nicht anders können, als ewig aneinander zu ſtreifen und manchmal recht unſanft ſich zu berühren, aber auch der Stand wieder, wo man ſo nahe an einandergerückt iſt, daß man ſich nichts nachtragen kann und auf eine Verſtimmung immer wieder ein Dutzend Gelegenheiten hat, ſich einen herzlichen Kuß zu geben und ohne alles Nachtragen zu ſagen: Vergeben und Vergeſſen.

Der Doctor zog ſeine Cigarrentaſche und mich ermunternd, ſeinem Beiſpiele zu folgen, erzählte er folgendes Beiſpiel aus ſeinem Leben:

Es gab, begann er, vor acht Jahren einen grimmigen Winter, der Froſt war unerhört, der Schnee lag ſchuhhoch und knirſchte unter Fuß und Wagenrad. Das hinderte mich aber nicht, von der großen Reſidenz, wo ich wohnte und meine Examina machte, zum Weihnachtabend drei Meilen weit in eine kleine Nachbarſtadt zu reiſen, wohin mich ein Weihnachtbaum zog, den mir ſchon ins dritte

Jahr die liebſte Hand auf Erden anzündete, die ſchöne — ſehen Sie, wie zarte — Hand meines guten Weibchens da. Damals war ſie meine Braut.

Wie viel Mühe ſie mir gemacht hat, ſie als ſolche zu erobern, bewies ich unter Anderm dadurch, daß ich regelmäßig zu Weihnachten und gleich auch wieder zu Neujahr und mochte ein Wetter ſein wie da wollte, mich einfand bei der Beſcherung und acht Tage darauf beim Punſchnapf.

Gewöhnlich bediente ich mich, um von Kutſchern unabhängig zu ſein, eines gemietheten Pferdes.

So ritt ich auch jenen Weihnachtabend meinem lieben Städtchen zu und glich, wie ſchon zwei mal, wieder dem Knechte Ruprecht oder dem heiligen Nikolaus.

Links und rechts am Sattel waren Beſcherungen angebändelt; das raſſelte und klingelte und klapperte um mich her von allerlei Blech, das ich den jüngern Geſchwiſtern meiner Braut mitnahm. Hinten am Rücken des Kleppers, quer über die Kruppe, lag ein Gegenſtand feſtgebunden, der mich zwang, ſehr langſam zu reiten, ein Ungethüm mit vier Beinen in die Luft ragend, einfach ein Nähtiſch von Mahagony. Wer den Reiter ſo in der grimmen Winternacht im Zwielicht fern hintrotten ſah, hätte unſere Geſammterſcheinung für irgend eine fabuloſe Species aus Raff's Naturgeſchichte halten müſſen. Im

Mantel, hinten und vorn, waren noch packweiſe Thorner und Nürnberger Lebkuchen verſteckt, kurz ich war ein berittener Weihnachtmarkt und hätte jedem Abällino, der mich vielleicht auf der einſamen Landſtraße anzufallen die Winterlaune gehabt hätte, ſicher wenigſtens für ſeine hoffnungsvollen Kinder einen vortheilhaften Fang abgegeben.

So kam ich langſam und wohlgemuth, zuletzt freilich trotz der Pelzſtiefel mit abgeſtorbenen Füßen und mit kläglich durchkribbelten Händen, in die Nähe des kleinen Städtchens, wo meine Gattin (ohne — Kleinſtädterin zu ſein) das Glück gehabt hat, für mich geboren und erzogen zu werden. Mit einbrechender Dämmerung nahm der Froſt immer zu, mein Athem thaute den Reif nicht mehr vom Barte weg, die Mähne meines Gauls war wie verſilbert, und als die Nacht einbrach, ſtanden die Sterne ſo glitzernd kalt am Himmel, ſo funkelnd lockend und doch ſo aller belebenden Wärme bar wie die ſchönen Augen einer herzloſen Kokette.

Meine Gattin mahnt aber, mich nicht bei poetiſchen Beſchreibungen aufzuhalten.

Alſo zur Sache.

Dicht an dem Städtchen liegt der Kirchhof, an dem ich vorüber mußte.

Ich kann nicht verſchweigen, daß das Läuten der Weihnachtglocken vom Städtchen her mich innig ergriff.

Ich ritt meinem Liebchen entgegen! Alles war ſo ſtill in winterlicher Ruhe um mich her und mein Herz ſo voll von Sehnſucht und Kindheitserinnerung. Ich blickte voll Rührung auf den ſchon in tiefnächtlichem Dunkel liegenden Friedhof, auf die ſtillen kleinen Schneehügel, die verſchneiten Kreuze und Grabſteine, ich gedachte der Freuden, die da kommen und gehen, und wäre die ſich dazwiſchendrängende Sehnſucht nach eurem warmen Ofen, eurem warmen Thee und gewiſſen noch wärmern Küſſen nicht geweſen, ich hätte Muße und Stimmung gehabt zu einigen recht dicktröpfelnden Thränen. Der Menſch iſt nun einmal ſo. Was zu ſchön iſt und zu reich, das macht uns weich u. ſ. w., u. ſ. w.

Schäme dich, daß du deiner Thränen ſpotteſt, unterbrach die Doctorin.

Er ſpottet ihrer nicht, vertheidigte ich den Erzähler, im neunzehnten Jahrhundert iſt es eben Mode, von ſeinen Thränen nicht anders als nur ſchriftlich oder gedruckt zu ſprechen. Laſſen Sie ihn weinen! Er thut's nur in der Erinnerung.

Alſo der Kirchhof! wiederholte der Erzähler. . . . Wie ich ſo den ſanften Glockenklängen über den leuchtenden Schnee hinüberlauſchte, ſeh' ich im Dunkeln unter den Gräbern und Kreuzen eine wandelnde Laterne. Lieber Gott, dacht' ich, da doch über den Friedhof nicht ein allgemeiner Weg geht, was ich ſonſt wol leiden mag, wei!

es den Luſtigſten manchmal erinnern muß, unwillkürlich an den Tod zu denken, ſo iſt das gewiß ein armes liebendes vereinſamtes Herz, dem kürzlich irgend ein theures Angehöriges ſtarb. Das denkt da im Schnee an die Weihnachtfreude der ganzen Welt, die ihm zu theilen nicht beſchieden iſt. Es hat's hinausgezogen in die kalte Winternacht und vom Grabe ſeines Theuern ſchaufelt's den Schnee weg, um wol einen Kranz darauf zu legen.

Und wie gedacht, ſo war es faſt.

Wenigſtens ſtand die Laterne ſtill, mitten auf dem Friedhofe ſtand ſie ſtill. Einen Durchgang gab's hier nicht, ich kannte ja, gelt Malvina, ich kannte alle Wege in euerm Neſt, die offenen und die geheimen gar ſchon.

Alſo es war ein Trauernder.

Natürlich ritt ich weiter, ritt ins Thor, ritt die Straße hinauf zu Liebchens Hauſe, pochte und kam juſt zu rechter Zeit zum Weihnachtbaum, den ich ſelbſt noch ſchmücken wollte und der ſchon weit mehr für mich geſchmückt war, — wie immer!

Mein Gaul war im Stalle des Vaters, die Beſcherung war vorüber, wir ſaßen ſchon traulich am warmen Ofen eines Nebenzimmers, verzehrten die kaum aus dem Ofen gekommenen Weihnachtſtollen und wärmten uns an der Spende einer kräftig dampfenden Bowle, während die kleinere Welt nebenan den dunkelgewordenen Chriſt-

baum nicht mehr anſah vor Intereſſe an den Einzelheiten der Beſcherung, einem Intereſſe, das von Bewunderung, wie auch wol ſonſt im Leben, zur Zertrümmerung überzugehen pflegt, — als wir plötzlich auf der Straße es laut werden hörten. Stimmen ſprachen durcheinander, Klingeln von einem Schlitten vernahm man und bald auch wurde heftig die Hausglocke gezogen.

Mein Schwiegervater war, was auch ich werden wollte, Arzt.

Ein Kranker oder Verunglückter! hieß es.

Wir ſprangen aus unſerm traulichen Kreiſe auf und in der That begehrte man die Hülfe des Vaters.

Eine Anzahl Menſchen ſtand vor dem Hauſe und theilte ſich die Thatſache mit. Auf dem Kirchhof iſt Einer erfroren! hieß es. Es iſt der Pfeffer-Matthes!

Mein Schwiegervater war ſchon in den Kleidern, mein Liebchen da hatte ihm ſchon den Pelz übergeworfen.

Noch war die Möglichkeit, wie und wo der Pfeffer-Matthes, ein wie ich ſogleich erfuhr, allgemein bekannter Mann, ein Wohlhabender der Stadt, dem man zum Spott einen Namen gegeben hatte, der von ſeinem Gewerbe kam, erfroren ſein konnte, nicht erörtert, als ich mich ſchon dem Vater angeſchloſſen hatte.

Bei der Nachricht, man hätte Herrn Matthes erfroren auf dem Kirchhofe gefunden, mußte mein Intereſſe nur

wachſen. Schon im Gehen auf der Straße erzählte ich von dem Lichte, das ich auf dem Friedhofe geſehen.

Indem waren wir bereits in das Haus des Verunglückten getreten, das eins der ſtattlichſten am Markte war.

Die Menſchen, die die plötzliche Unruhe in der ſonſt ſo ſtillen und nur von Kindertrompeten und Trommeln heute etwas alarmirten Stadt und die Neugier auf die Straße trieb, nahmen, ſah ich wohl mit Befremden, zu dem Vorfall eine eigene Miene an Wie ein Lauffeuer ging durch alle Anweſende, die uns begleiteten und ſich ins Haus, in das man den Pfeffer-Matthes ſchon getragen hatte, mit eindrängten, eine Allen gemeinſame Auffaſſung des Vorfalls.

Hat er's nun weg, der Geizhals? hieß es. Straft ihn ſeine Frau nun Lügen? Muß er nun wenigſtens zu ſeinem Begräbniß herausrücken, der Heimtücker!

Eine Aufklärung dieſer Bemerkungen zu bekommen war für mich nicht möglich, da ich mit dem Vater beſchäftigt war, den Erſtarrten ins Leben zurückzurufen.

Man hatte ihn in ſein Schlafzimmer gebracht, dies ſchnell geheizt, ihn dicht mit wollenen Decken umhüllt, unter denen man den Halbentkleideten mit herbeigeholtem Schnee, mit Spiritus und flüchtigen Salzen rieb.

Die Dienſtboten, die Ladenburſche mußten zu dieſem Hülfswerk angefeuert werden, ihre Freude an der Wiederkehr von Lebenszeichen war erſt allmälig aufrichtig, erſt

der Erfolg ermunterte ſie. Zu lange konnte der wie man ſah nicht beliebte Mann nicht im Zuſtande der Erſtarrung gelegen haben. Seine Kleider waren von der umgeſtürzten Laterne verbrannt. Man hatte vom Wege die Flamme geſehen, die den alten grauen Mantel ergriffen hatte, und ſo war die Hülfe von zufällig Vorübergehenden beſchleunigt worden.

Unſern angeſtrengten Bemühungen gelang es, bis gegen Mitternacht die entſchiedenſten Zeichen des rückkehrenden Lebens zu gewinnen. Wir konnten ein leichtes Einflößen von heißem Thee verordnen und uns mit der Hoffnung entfernen, daß die geſteigerte Bettwärme bis zum Morgen das Werk der Wiederbelebung würde vollendet haben.

Es war eine grimmig eiſige Nacht, als wir erſchöpft über die nun todtſtillen Straßen ſelbſt die Ruhe und unſer warmes Lager zu gewinnen eilten.

In aller Frühe war der Vater ſchon wieder am Markte bei dem Pfeffer-Matthes.

Ich erfuhr gerüchtweiſe, daß der Gerettete ſchon aufgeſtanden war und hatte inzwiſchen mancherlei Anderes, was mich in Anſpruch nahm.

Zu Mittag, als der Mutter faſt die köſtliche Gans zu lange am Feuer ſtand, weil Papa nicht endlich heimkam, erfuhren wir, daß es mit dem Pfeffer-Matthes nicht ſo gut ausſah, als man anfangs geglaubt hatte.

Zwar hatte ihn der Vater ſchon auf und im rührigen Zuſtande gefunden, aber der Unfall hatte, wie ſeine Reden, ſein Gebahren und Thun bezeugte, ſeine Geiſteskräfte angegriffen.

Gleich nachdem er aus dem Bette ſich erhoben und kaum angezogen, war er in den Laden hinuntergegangen, hatte alle Käſten aufgezogen, hatte Roſinen, Mandeln, Backpflaumen zu kleinen Haufen gethürmt und wollte aller Welt beſcheren.

Seine Dienſtleute ſtaunten. Jedem verſprach er goldne Berge und als der Vater zu ihm gekommen war, hatte er auch Dem verſichert, daß er zu Weihnachten auf ihn rechnen könne und daß Weihnachten noch gar nicht angebrochen wäre.

Herr Matthes, Herr Matthes, hatte der Vater geſagt, hören Sie denn nicht nebenan in der Kirche ſingen? Es iſt ja ſchon heute der zweite Gottesdienſt.

Matthes hörte auf keine Widerlegung, ſchüttelte den Kopf und verſicherte, ſeine Frau hätte ihm die bitterſten Vorwürfe gemacht, daß er den Kindern nichts gäbe, den Hausleuten nichts gäbe, die Ladenburſche auf das neue Jahr vertröſtete und ähnliche Verſäumniſſe ſich zu Schulden kommen ließ.

Auf ſeine Bedeutung, daß Frau und Kind ihm ja längſt geſtorben wären, hatte ein offenbarer Irrſinn geantwortet. Die Nacht auf dem Friedhofe war nicht über-

wunden; das phyſiſche Wohl war da, aber der Froſt hatte das Gehirnleben zerſtört.

Der Zuſtand änderte ſich nicht.

Die Erben ließen nicht auf ſich warten. Sie beantragten, den Zuſtand des Pfeffer-Matthes zu conſtatiren und deſſen möglichen Folgen gerichtlich vorzubeugen. Man verwaltet ſein bedeutendes Vermögen und läßt ihn nun hier auf der Landesirrenanſtalt unter bequemen und ganz angenehmen Verhältniſſen ſein Weſen forttreiben. Er hat die Manie des Beſcherenwollens, er ſchnitzelt und zimmert Chriſtbäumchen, er ſchmückt ſie und vergoldet Aepfel und Nüſſe und holt nach, was er wol an zwanzig Jahre ſeines Lebens verſäumt hat.

Denn der Pfeffer-Matthes war ſo geizig geweſen, daß er jede nothwendige Ausgabe auf ihr Minimum reducirte, jede, die er überflüſſig nannte, ganz beſeitigte. Wer ihn zu Gevatter bat, dem ſagte er, es wäre merkwürdig, alle Kinder, denen er Pathe geſtanden, ſtürben ihm. Wer ihn zur Hochzeit lud, dem erzählte er Geſchichten über Geſchichten, daß jede Ehe, wo er dem Jaworte beigewohnt, in Unfrieden geendigt hätte. Und weil er die Beſcherung zur Chriſtzeit, dieſen ihm beſonders fatalen Luxus, nicht vermeiden konnte und die üble Nachrede fürchtete, ſo ſchützte er, um die Weihnachtgeſchenke zu vermeiden, den einſt allerdings in die Weihnachtzeit gefalle-

nen Tod ſeiner Frau und ſeiner Kinder vor, um ſich von dem allgemeinen Feſte der Freude dispenſiren zu können.

Seit Jahren hatte er eingeführt, daß bei ihm von einer Weihnachtzeit nicht die Rede ſein durfte. Schon manche Dienſtmagd hatte ihn deshalb verlaſſen, ſchon mancher Hausknecht, mancher Laufburſche und Ladendiener hatten die wahren Motive der traurigen und düſtern Weihnachten in Pfeffer-Matthes Hauſe in Umlauf gebracht; er ließ ſich nicht irre machen, er behauptete, ſeinem gefühlvollen Herzen, ſeiner nur dem ſchmerzlichſten Andenken gewidmeten Feiertagszeit dürfe kein Menſch mit Beſcherung und ähnlichen Luſtbarkeiten kommen. Um dann die Ausrede ſeines liebevollen Herzens zu Gunſten ſeines Geldbeutels auch ganz wahrſcheinlich zu machen, ging er regelmäßig an jedem Weihnachtabend an das Grab ſeiner „theuern Verblichenen,“ behauptete, daſelbſt, während Alle ſich freuten, eine Stunde der ſchmerzlichſten Erinnerung zu weihen, und trieb dieſe Verſtellung Jahr ein Jahr aus ſo conſequent, bis einmal bei 20 Graden Kälte ſeine Pelzſtiefeln und der alte große Mantel ihren Dienſt verſagten und der Wucherer mit ſeiner Lüge einſchlief und erfror.

Zu Ende der Mittheilung des Arztes hatten ſich die Kinder wieder eingefunden und der ernſtkomiſche Eindruck, den die Erzählung hervorbrachte, war von der Kleinen harmloſem Sinne bald wieder verwiſcht.

Dennoch konnt' ich nicht umhin, als ich dankend und zum Gehen mich anſchickend mich erhob, zu bemerken: Dieſe Nemeſis hat Methode. Was zwanzig Jahre in dem ſtarren Geiſte als eine Lüge unterdrückt wurde, bricht zuletzt unbewußt mit der ganzen Kraft der niedergehaltenen Springfeder empor und macht ſich nun wie von ſelber geltend. Schade, daß dem Alten die bewußte Reue fehlt.

Wer weiß! bemerkte die Hausfrau. Ich kannte die Familie des Pfeffer-Matthes nicht, ich war zu jung; aber ich hörte, daß ſeine Frau eine brave und gute Seele war und daß der Geizhals ſchon ſeine Kinder regelmäßig um die Weihnachtzeit betrogen hat. Ich muß mir immer denken, daß ihm in jeder Weihnacht, wo er auf dem Kirchhofe an ihrem Grabe hockte und die Ausgaben berechnete, die er durch eine Lüge erſparte, dieſe gute Mutter ihm erſchienen iſt und ihm zugerufen hat: Du heilloſer Matthes, ich ſtarb dir ja keineswegs am Heiligen Abend, und wenn auch, wie könnteſt du denn mein Andenken beſſer feiern, als indem du Andere glücklich machſt? Was mußt du denn mit der Trauer über mich auch Andere traurig machen? Und da hat ſie ihm denn gewiß in der Nacht, wo er erſtarrte und ſchon die Geiſterſtimmen hörte, befohlen, Alles wieder gut zu machen, was er am Chriſtkindchen je verbrach. So ämſig würde er da oben nun nicht ſitzen und ſeine vergeſſenen Weihnachtbäume ſchnitzeln, wenn er nicht die ſchrecklichſte Furcht hätte. Das bleibt

gewiß! Die Weihnachtzeit gehört den Frauen und den Kindern. Wehe dem, der den Weihnachtmann und wenn's bei der bitterſten Armuth wäre, nicht irgendwie in Nahrung ſetzt.

Da ſehen Sie, ſagte der Doctor beim Abſchied, ſo eine Frau weiß doch Alles zu ihrem Vortheil herumzukriegen. Der Alte da oben koſtet mir jährlich eine ganz hübſche Summe Geld! Red' ich das ganze Jahr meinem Weibchen von ſchlechten Zeiten, von Krieg, von Steuern, von Einſchränkungen und allen Plagen der traurigen Situation, in der ſich Europa gegenwärtig befindet, ſo bin ich das ganze Jahr damit auch am Platze und bekomme immer Recht. Zu Weihnachten aber, da erhalt' ich regelmäßig auf alle dieſe ſonſt ſo vernünftigen und höchſt gebilligten Klagen keine andere Antwort als die: Geh! Geh! Nimm dich in Acht oder das Chriſtkindchen macht aus dir auch ſo einen Pfeffer-Matthes!

Um die Nutzanwendung dieſes Stückleins allgemein zu machen, möge jede Ehefrau, die es etwa leſen ſollte, ihrem Mann es wiedererzählen zum Advent, vier Wochen vorm Feſte, wo man über das Weihnachtbudget noch immer einige gute Entſchlüſſe faſſen kann.

IX.

Die Nemeſis.

Dorfgeſchichtlich.

Der Holzenbauer war in Ravensburg und brachte Getreid zu Markt.

Als er ſein Sach verkauft hatte, ließ er ſein Geſpann mit zwei muthigen Gäulen, die es jetzt, nach dem Holzenhof zurück, leicht hatten, auf dem Markte dicht am Brunnen ſtehen und ging hinüber ins Wirthshaus zum Ochſen. Er wollte ſich nur an einem Schöpple Unter-Türkheimer erquicken, denn vom vielen Reden beim Handeln wär' ihm die Zung' trocken geworden. Die Weiber, ſagt' er auch, ſind am Brunnen indeſſen genug und werden ſchon aufpaſſen, daß die Gäule gut thun.

Im Ochſen fand der Holzenbauer den Wieſenbauer, den Lerchenbauer und den Sonnenwirth von Heidheim und ſonſt noch einige gute Bekannte, die ihm mit ihrer überaus großen Freundſchaft, weil ſie getrennt von einander lebten und ſich nur auf dem Markte zu Ravensburg zuweilen ſahen, das Herz ſchwer machten und auch den Kopf. Sie waren über Krieg und Frieden, über die Steuern und die Getreidepreiſe ganz Eins, nur über den Unterſchied vom Ober- und Unter-Türkheimer ſtritten ſie ſich und da Jeder von ihnen dem abweichenden Geſchmack

einen andern Namen zu geben wußte und immer noch ein Tüftele beſſer ſagen konnte, wodurch man dieſe gar herrlichen Neckarweine zu unterſcheiden hätte, ſo läßt ſich begreifen, daß Jeder von ihnen mehr als Einen Schoppen trank.

Als der Holzenbauer nach einer Stunde und länger ſeine Schuldigkeit entrichtet hatte und ſich früher auf den Weg machen wollte, als ſeine Freunde, die es nicht ſo weit hatten, wie er nach Stetten, trat er auf den Ravensburger Markt hinaus und ſuchte ſein Gefährt am Brunnen. Da er nichts dort von zwei Roſſen und einem Wagen mit vier Rädern antraf, ſo glaubt' er erſt, daß der Knecht im Ochſen das Geſchirr in den Hof möchte gezogen haben und die Gäule in den Stall. Der Knecht ſtand aber ſchon bei ihm und verſicherte ihm das Gegentheil. Ravensburg iſt nun nicht ſo groß, wie Ravenna in Italien, das man das welſche Ravensburg nennen möchte, aber auch nicht ſo klein, daß man nicht Leute genug auf dem Markte angetroffen hätte, die ſich fragen ließen, wo iſt das Gefährt hingekommen da vom Brunnen, mit den zwei ſchwarzen Gäulen? Vor einer halben Stunde hatten's alle noch geſehen, ſeitdem aber nimmer. Dem Holzenbauer war ſein Fuhrwerk entweder durchgegangen oder man hatte es ihm geſtohlen.

So etwas kommt in Ravensburg und überall vor. Und in Ravensburg dazumal noch ehnder als anderswo,

denn es war juſt ein gefährlicher Dieb aus dem Zuchthauſe in Gmünd ausgebrochen und machte ſchon lange die Gegend unſicher, von den obern Steigen herab bis hinunter an den Bodenſee, trotz der vielen Brigadiers, die im Auftrage der öffentlichen Sicherheit eine ſo weite Strecke entlang aufgeſtellt ſind. Es lief auch gleich Allen, die das Schreien und ſchreckliche Wundern des Holzenbauern hörten und herzuraunten, der Name Jäckle auf die Zunge; Jäckle hieß der ſchreckliche Dieb, vor dem ſich männiglich ſeit ein paar Wochen in der Gegend nicht genug hüten konnte. Und ob es nun der Jäckle war oder ſonſt ein ſchlechter Kerl, die Gäule des Holzenbauern waren eben fort und der Wagen mit ihnen.

In Ravensburg ſtand damals ein ſehr verdienſtvoller Brigadier. Er hieß Speidle. Wie die Leute ſich auf ihn verlaſſen konnten, erſah man daraus, daß kaum der Jammer und das Hin- und Wiederrufen des Holzenbauern, der ſich einbildete, die Gäule müßten ſein Ho! Ha! He! unter allen Umſtänden, wenn ſie nicht eben gar zu weit wären, doch vernehmen, den Markt entlang ſcholl, auch ſchon der Speidle zur Hand war und erklärte: Das iſt ein Stückle vom Jäckle; der Lump iſt heute früh auf der Altdorfer Straße geſehen worden!

Zehn Kronenthaler, ſchrie der Holzenbauer, zehn Kronenthaler geb' ich, wer mir mein Gefährt wieder ſchafft und wären's nur die Gäule allein!

Das war ein Wort! Der Holzenbauer hatte etwas Großes ausgerufen. Zehn Kronenthaler! Er hatte Zeugen ringsum und nicht nur Einmal wiederholt' er's, sondern so oft, daß es auch der Brigadier hören mußte, auch wenn eine Belohnung nicht im Mindesten das war, um was allein schon er das Fuhrwerk einholen mußte und den muthmaßlichen Räuber ohnehin. Daß er noch zögerte und nicht schon sein Pferd, welches im Ochsen stand, vorgeführt begehrte, lag nur noch an den Informationen, die er sich am Brunnen von Frauen, von einigen Kindern und alten Männern, die unter den vielen Wägen, die auf dem Markte leer standen, auch den des Holzenbauern noch, wie gesagt, vor einer halben Stunde gesehen haben wollten, holen zu müssen glaubte, ehe er an's Werk ging. Doch scholl auch ihm das Wort: „Zehn Kronenthaler geb' ich!" mit seinem ganzen hellen Silberklang ins Ohr und es spornte nicht wenig seinen Eifer, ob er auch so that, als spräche nur der Vorfall ganz für sich selbst und lohne sich die Wiedereroberung am allerbesten dadurch, daß sie gelänge.

Waren dem Holzenbauer beim Heraustreten aus dem Ochsen vom vielen Streiten über den Türkheimer, den obern und den untern, zwar die Häuser von Ravensburg — ich will nicht sagen, daß sie alle so fest stehen und daß man ihrer etliche nicht auch ohnehin müßte wacklig nennen — wie in einem Nebel durch einander gegangen, so

hatte ihm doch jetzt ſein jäher Schrecken ſo ſehr die Beſinnung wiedergegeben, daß er nicht nur die Condolationen, ſondern ſchon die Tröſtungen ſeiner guten Freunde nicht nur, ſondern von halb Ravensburg mit klarem Bewußtſein entgegennehmen konnte. Von allen Seiten ſcholl es laut wieder: Der Speidle macht's! Der Speidle, das iſt Einer! Der Speidle bringt die Gäule wieder! und mitten durch rollte es durch die Umſtehenden, gerade ſo rund, als wären ſie ſchon ausgezahlt: Zehn Kronenthaler kriegt er! Man ſagte das nicht allzulaut; denn Speidle hielt auf ſeine Würde als Brigadier, geſtattete keine Vertraulichkeit und war nicht umſonſt in Ludwigsburg fünf Jahre Exerciermeiſter auf dem Glacis geweſen. Aber laut genug war's, daß der Holzenbauer doch den gewaltigen Anklang des Preiſes vernahm, den er ausgeſetzt hatte. Schon als er lange nicht mehr rief: Zehn Kronenthaler geb' ich! riefen's die, die um ihn her ſtanden, und ſchon ſaß Speidle auf ſeinem Braunen, ſchnallte die Zügel länger, rief ſeiner Frau noch zu, wenn er über Nacht ausbliebe, thät's nichts — ſie war's ſchon gewohnt, daß der Mann zuweilen in den Wäldern campirte — gab dem Braunen die Sporen, und auf und davon ſprengte er zum ſüdlichen Thore hinaus auf Stadel zu; denn das wußt' er ſchon, war es der Jäckle, der das Gefährt geſtohlen hatte, ſo hatte der damit geſucht, in's Weite zu kommen und wo möglich den See und von da das Schwei-

zergebiet zu erreichen, auch wenn er die Gäule hätte ſollen eine halbe Stunde weit vom Dampfſchiff, das bei Mörsburg landet, im freien Felde ſtehen laſſen.

Lieber Leſer, es iſt ſchon gar lange her, daß ich mich auf die Gerechtigkeitspflege in Würtemberg nicht mehr ſo verſtehe, um dir genau zu ſchildern, wie der Ritt eines Brigadiers auf der ſtaubigen Landſtraße ſich äußerlich gemacht hat. In meinen jungen Jahren konnte man nicht von Stuttgart nach Heidelberg reiſen, ohne nicht immer ſeinen gehörig vidimirten Paß den Brigadiers herauszubändeln. Tragen ſie grüne Uniformen mit rothen Aufſchlägen und Casketts von glänzenden Wachsleinen, oder haben ſie auch die preußiſche Sturmhaube ſchon über ſich kommen laſſen, ich weiß es nicht, und nur das kann ich vom Speidle ſagen, daß ſein Säbel nicht wenig klapperte, ſein Brauner nicht wenig ausſprang und daß er ſchon im nächſten Dorfe über ein raſch dahin fliegendes leeres Bauergefährt Mittheilungen erhielt, die ſo gut wie eine entdeckte Spur waren.

Dieſe Spur ging aber vom See ab und auf das Badiſche. Dank unſrer kräftigen und das Vaterland ſo ſtark machenden deutſchen Einheit, der würtembergiſche Brigadier brauchte vor dem badiſchen Grenzpfahl nicht zu ſtutzen. Sein Roß durfte, ſo ſchweißgebadet es war, ſich weiter tummeln auf Salem zu. Es war keinem Zweifel unterworfen, Speidle war dem Räuber auf der Fährte.

Alle Zeichen trafen zu, alle Aussagen bestätigten die eilende Hast eines Bauernwagens mit zwei Gäulen, und auch das verwilderte Ausschauen des Führers war bereits diesem Feldarbeiter und jenem Schäfer genugsam aufgefallen.

Inzwischen war es Abend geworden. An einem Spätsommertage geht die Sonne noch immer nicht so zeitig zur Ruhe, aber gegen acht Uhr wird es doch schon dunkel und bereits gab Speidle auf, wenigstens mit dem Gaule, den er noch ritt, den flüchtigen Dieb zu erreichen. Er war von Mittag eilf bis acht Uhr Abends ununterbrochen, hier und da nur seinen Braunen in der Eile ein wenig verschnaufen lassend, geritten. Nur der Jäckle konnte der Dieb gewesen sein. Ohne Zweifel suchte der aber den See just zu vermeiden, hielt sich an die waldigeren Wege und wollte zuletzt wol über Schaffhausen zu in die Schweiz brechen. Jäckle war einer der gefährlichsten Verbrecher, doch von keinem persönlichen Muthe. Speidle hatte zwar seine Pistolen in den Halftern schußfertig, aber er wußte, daß er nur auf den Jäckle anzulegen brauchte, um ihn sogleich zu Stand zu bringen. Und beinahe wär' es dazu gekommen. Denn schon im Begriff, in St. Gilgen, einem Dorfe oberhalb Ludwigshafen, sein Pferd im Wirthshaus zum Löwen einzustellen und sich irgendwie ein frisches zu verschaffen, und wär' es ein Bauernpferd, das er als tüchtiger Reiter schon in Gang zu bringen

verſtand, entdeckte er die unmittelbarſte Nähe des Flüchtlings. Auf der Landſtraße jagte der mit dem Wagen dem Walde zu. Speidle ihm nach. Der Wald war noch nicht erreicht, als der Dieb, den Speidle ſogleich als den entſprungenen Jäckle erkannte, vom Wagen ſprang. Er ſtürzte. Das Fuhrwerk hielt ſtille. Jäckle raffte ſich wieder auf und lief ſpornſtreichs zum Wald. Speidle hätte ſeinen Gaul nur noch ein klein wenig anſpornen dürfen und er würde den Verbrecher ergriffen haben. Aber ſo geht es den Menſchen, ſelbſt den in grüner Uniform mit rothen Aufſchlägen. Das Wort: Zehn Kronenthaler! hatte den Speidle ſo in Beſchlag genommen, daß er, wie er nur des Holzenbauern todtmüde Gäule vor ſich und nur den neugebauten, ſtattlichen Leiterwagen mit ſeinen dampfenden Achſen ſahe, augenblicklich das Gefühl hatte, als müßte er ſagen: Je nun, das Ziel deiner Mühe iſt erreicht. Mit dem Jäckle hat's heute nicht ſo eilig!

Der Augenblick der Genugthuung, den Wagen und die Pferde des Holzenbauern zu beſitzen, war allerdings nur kurz, nicht länger als eine freudige Betrachtung über die vorläufig gelungene Hauptſache ſeiner Bemühung, aber immer lang genug, um den Jäckle bis dicht an den Wald entfliehen zu laſſen. Speidle jagte ihm zwar einige Roßlängen nach. Er hätte aber, als er im Gebüſch verſchwand, abſteigen, ſein Pferd anbinden, mit geladenem

Piſtol ihm folgen müſſen — heute lagen zehn Kronenthaler zwiſchen ihm und ſeiner Pflicht. Er ließ den Jäckle laufen und kehrte zu ſeinen Trophäen zurück, die er nach St. Gilgen führte und im Wirthshaus zum Löwen unterbrachte. Den drei Roſſen that die Ruhe noth, wie ihm ſelbſt. Er übernachtete in St. Gilgen.

Am folgenden Morgen machte ſich Speidle gemächlich auf den Heimweg.

Ein Knecht übernahm für ein Billiges, das Fuhrwerk zu regieren. Speidle ritt hinterher.

Wie er ſo allem Vorgefallenen von geſtern nachdachte, kamen ihm ganz eigene Gedanken.

Es war an ſich zwar tröſtlich und konnte ſeinem Stolze nur ſchmeicheln, ſich zu denken: Heut Abend ziehſt du in Ravensburg ein und bringſt das Gefährt des Holzenbauern, den läßt man auf morgen in die Stadt rufen und der Amtmann übergiebt ihm feierlich, was ihm wieder der Brigadier Speidle gerettet hat!

Indeſſen, wenn er nebenbei, an Händen und Füßen geſchloſſen, oder an ſeinen Gaul gebunden auch den Jäckle hätte neben ſich laufen gehabt, es hätte ihm faſt wohler gethan.

Er hatte zwar in ſeinem Gewiſſen eine Menge guter Fürſprecher, die ihm ſagten: Ei, Speidle, ſei kein Narr, gieb dich mit dem, was gelungen iſt, zufrieden! Aber dieſe guten Fürſprecher und Freunde, die wir in ſolchen

Fällen in unſerm Gewiſſen Kreuzfeuer ſchießen haben und die Skrupel zum Teufel jagen und uns zuletzt mit einem ſchönen weißen Unſchuldsmäntelchen als Triumphator ausſtaffieren, werden mit der Zeit in ſolchen Fällen immer kleinlauter, verſchießen ihr Pulver immermehr und wenn es recht an's Triumphiren gehen ſoll, iſt das Mäntelchen ſo klein, ſo kurz, ſo knapp, daß es kaum unſre Blöße bedeckt, geſchweige gar uns mit Würde und Erhabenheit bekleidet ... Speidle war ein ſo großer Exerciermeiſter in Ludwigsburg geweſen, er hatte für mehrere Capitulationen an ſeinem Arme ſo prächtige, ſilberne Litzen tragen, er war ein Brigadier, dem es nicht fehlen konnte, irgendwo noch zuletzt bei einem Rent- oder Gefäll-Amte einen achtbaren Ruheposten für ſeine alten Tage zu bekommen, er hielt ganz Ravensburg, ſelbſt den Amtmann ſo in Reſpekt, daß ihn Niemand vertraulich zu behandeln wagte und am wenigſten etwa ein Bauer auf die Schulter klopfen und mit einem Hört einmal, er! anreden durfte — dafür war er, wie er zu ſagen pflegte, zu lange in Eßlingen auf „die hohe Schule“ gegangen — und nun hätte möglicherweiſe der Amtmann doch ſeine goldne Brille in die Höhe ziehen und wiederholen können, was ſchon ſeit geſtern Abend vor'm Einſchlafen ſein Gewiſſen ſagte: Aber Himmeltauſendſakkerment! Den Jäckle einzufangen wäre denn doch, dächt' ich, wichtiger geweſen, als nur das Gefährt vom Holzenbauern: der Zuchthausverweſer von Gmünd

hätte Ihnen einen ſchönern Dank geſagt, der heller im Lande und vor Ihrem König geklungen hätte, als den die zehn Kronenthaler vom Holzenbauer geben werden!

Indeſſen es war nun nicht anders. Speidle brachte nicht den Jäckle, ſondern nur den Wagen und die Pferde des Holzenbauer heim. Und ſein rebelliſcher Brummer im Herzen hätte auch ſchweigen können, wenn's auf die Ravensburger angekommen wäre. Denn die liefen aus allen Thüren und guckten aus allen Fenſtern als es hieß: der Brigadier hat's richtig wieder gewonnen! O das iſt Einer! Und die Art, wie er's gewonnen, hatte er wohl ſchon ein dutzendmal erzählen müſſen, ehe nur ſein Brauner wieder beim Ochſenwirth im Stalle ſtand — das Thierle war dort in Koſt und Logis — und im Protokoll auf dem Amte mußt's dann auch noch ausführlich geſagt werden und was das ſchönſte war, der Herr Lechler, Amtmann in Ravensburg, war dem Brigadier in alle Wege gewogen. Er ſchüttelte zwar etwas lächelnd den Kopf über den nicht mitgebrachten Jäckle. Er ſchrieb gleich ins badiſche Waldgebirg hinauf und zeigte denen da um Waldhut herum an, vor Wem ſie ſich nächſt dem Hecker und Struve dort am meiſten jetzt in Acht zu nehmen hätten... einige Hms! Hms! Ei, ei! unter ſeinem Schnurrbart und ſein Schade um den Jäckle! ſo hervorgebrummt, waren für Speidle nur kurz ſchmerzende Stiche in's Gewiſſen; indeſſen ein Aufhebens machte Herr Lechler doch nicht davon. Seinem Brigadier gönnte er zehn

Kronenthaler von ganzem Herzen. Hat man dann noch eine muntre und resolute Frau und Kinder, denen ein paar neue Hosen gar nicht schaden können, so kommt man in solchen Fällen auch über das Gewissen hinweg.

Wie es mit dem nun fast beim Speidle schon zur Ruhe gegangen war und seine Erwartungen nur noch in dem nächsten Morgen lebten, wo der Holzenbauer zu verhoffen stand, um sich sein Eigenthum abzuholen, da mußte es ihm denn freilich wie ein furchtbarer Donnerschlag kommen, daß am selbigen nächsten Morgen der Holzenbauer in seiner zufälligen Abwesenheit auf dem Amte in Ravensburg angekommen, dort die Protokolle sämmtlich unterschrieben, die Gebühren auch, auch was für den Knecht aus St. Gilgen und für Fütterung im Löwen und sonst verlegt worden war, bezahlt hatte, ihm dann aber gerade beim Hinuntersteigen der Treppe im Amtshause begegnete und auf ein Schön Dank! das er dem Brigadier nicht versagte, auch nicht die mindesten Anstalten folgen ließ, die ausgerufnen zehn Kronenthaler zu bezahlen. Es standen ihrer Leute genug in der Nähe, die die vorgestrige Versicherung, die wie ein amtliches Ausschellen so feierlich erklungen, gehört hatten und dem Holzenbauer jetzt einen Lumpen über den andern nachrufen konnten, als er sich vorm Amtshause auf seinen Wagen setzte, die Peitsche ergriff und mit einigen derben Flüchen über die Kosten, die er ohnehin schon genug gehabt hätte, und die Versäumniß

vollends richtig auf und davon machte. Von den zehn Kronenthalern ſelbſt war und blieb keine Rede mehr.

Speidle ward erſt kreideweiß. Er war zu ſtolz, den Pferden des Holzenbauern in die Zügel zu fallen, aber das konnte er ſich doch nicht verſagen, zitternd auf die Amtsſtube zu fliegen und dort zu fragen: Hat der Holzenbauer wirklich die zehn Kronenthaler nicht bezahlt?

Hier kam ihm zu Gehör, daß man den allerdings an ſeinen Preis erinnert, doch nur ein halb verlegnes, halb dummdreiſtes und eigentlich recht ſpitzbübiſches Dreinlachen geerntet hätte.

Speidle ſah verbiſſen und krampfhaft den Amtmann an. Lechler zuckte die Achſeln und meinte: Es iſt darüber nichts Schriftliches aufgeſetzt worden. Dieſe Bauern ſind eben nicht anders und der Holzenbauer iſt ſchon einer von den ſchuftigſten!

Speidle hatte ſeinen Zorn weg und ſeinen ganzen unbeſchreiblichen Schmerz. Er war ſchon mit dem bürgerlichen Leben genugſam vertraut, um zu wiſſen, was es heißt, wenn von einer Verbindlichkeit geſagt wird, ſie iſt nicht zu Papiere gebracht. Es ging dann nun wohl noch durch die ganze Stadt wie ein Flugfeuer, was der Holzenbauer für ein Lump wäre, die Einen verwünſchten ihn, Andre lachten aber auch ſchon längſt, denn der Polizei einen Aerger gemacht zu ſehen, thut Manchem wohl, ſelbſt

Leuten, die noch nicht zu den Schlimmen gehören. Lacht mancher doch unwillkürlich, wenn ein Andrer auf dem Eise ausgleitet. Es mag auch possirlich genug gewesen sein, die Vorstellung sich auszumalen, wie der Brigadier nach Hause kam und seine Frau, die nicht aus Ravensburg war, sondern aus Biberach und in Biberach schon Vieles besser gefunden haben wollte, als in Ravensburg, zu ihm sagte: Nun, wo hast du deine zehn großen Thaler? und der Speidle ihr dann sagen mußte: Es ist halt nichts; wir müssen sehen, wie wir mit unsern alten Gardinen noch so lange auskommen und mit den Ueberzügen der Betten, ob sie's gleich nöthig hätten, daß sie ausrangirt würden; die Zeiten sind nun eben nicht darnach!

So malte man sich's aus und wie es auch war und was auch die Frau Speidle gesagt haben mochte, der Brigadier hatte seinen Schmerz weg, und wenn wir's offen sagen sollen, so sah er ihn schon lange für eine Strafe an und wußte recht gut, wofür. Er brauchte nur dem Amtmann ins Gesicht zu sehen, da stand in Fraktur geschrieben: Es geschieht Euch schon recht, Speidle! Und jedes Tintenfaß auf der Kanzlei sprach so und jede abgestumpfte Feder und jeder leere Bogen Protokollpapier sagte: Sei nur froh, Speidle, daß es nicht noch schlimmer kommt!

Der Holzenbauer aber hatte sein Gefährt und war froh, daß die strengen aber warlich begründeten Vorwürfe

ſeiner Mareili daheim allmälig nachlaſſen mußten. Denn die Schrecken, die er an demſelbigen Markttag hatte überſtehen müſſen, als er auf den Holzenhof Abends zu Fuß heimkehrte und auf das kurze aber zum Tod verwunderte: Jo, aber Sepple wie kommſt mir denn vor? ſeines Weibes nur ſeine klägliche Geſchichte vom Brunnen und vom Ochſen und vom Ober- und Unter-Türkheimer erzählen konnte und nichts, aber auch rein gar nichts zu ſeiner Entſchuldigung hatte vorbringen können, als die „unmenſchliche“ Freundſchaft des Wieſenbauern und des Lerchenbauern und des Sonnenwirths, wünſchte er ſich nicht zum zweitenmale.

Das Mareili war auch nach dem Wiedererlangen des Verlornen noch lange nicht zu beruhigen. Erſt die mit Behagen empfundene Thatſache, daß der Holzenbauer wenigſtens die „fürchtige Dummheit“ nicht begangen und dem Volk da in der Stadt noch zehn Kronenthaler, wie ſie ſagte „in den Rachen hinein gejagt“ hatte, milderte allmälig die Spannung und den Druck, der auf dem Holzenhofe das ganze Wohlgefühl über die leidlichen Getreidepreiſe für den heurigen Herbſt zu beeinträchtigen gedroht hatte.

Im Holzenbauer aber ſelbſt nagte und wurmte etwas, dem er nicht gut Worte zu geben wußte.

Gewiſſensbiſſe über eine, nicht mit Ehren eingehaltene moraliſche Verbindlichkeit möchte ein etwas zu vornehmer

Ausdruck ſein für das was in Sepple's Innern vorging. Hatte er doch ohnehin zu behaglich in ſich hineingelacht, als er ſo mir nichts dir nichts von dem Amte in Ravensburg mit ſeinem Gefährt abfahren konnte und dem Brigadier, der es ihm gerettet, das Nachſehen ließ. Im Wirthshaus zu Stetten, wenn er den Unfall erzählte, hatte ohnehin Mancher gelacht über den Spaß und den Holzenbauer jetzt für einen rechten Schlauen erklärt, den die Gemeinde früher von ſo einer pfiffigen Seite noch gar nicht gekannt hätte. Daß es eines Brigadiers verdammte Schuldigkeit ſei, für das Wohl und Wehe der Menſchen in Würtemberg zu ſorgen, ſtand ja bei jedem geſegneten Kreuzer feſt, den man an ſchweren Steuern zu entrichten hatte. Ja, ſo verſchiedenartig ſind die Begriffe von dem, was die Menſchen Anſtand, Muth und Klugheit nennen, daß man ſich auf drei Stunden Weges rings um Stetten ſchwerlich hätte nehmen laſſen, den Holzenbauer, wenn er wirklich die zehn Kronenthaler gezahlt hätte, ſein lebelang, da er der Mann nicht war, derlei als etwas Großes von ſich zu geben und mit einem Nimbus und zu einem: Man muß aber ſagen, der Holzenbauer! herauszuſtellen, zum Stichblatt und Spott aller Wirthshausunterhaltungen zu wählen. Bis in einige und noch ein paar Generationen hinaus hätte man ſich die Geſchichte von dem Holzenbauer dazumal erzählt, wie der kläglich ſein Gefährt in Ravensburg verloren und, als ers wiedergekriegt,

noch zehn Kronenthaler hätte obenein bezahlen müſſen! Kurz, die Geſchichte, wie ſie jetzt lag, gereichte dem Holzenbauer eher zum Zuwachs als zur Abnahme ſeiner gemeindlichen Geltung und örtlichen Würde.

Anders war es aber mit des Holzenbauern Namen in Ravensburg. Es konnt' ihm zwar gleich ſein, ob ihm der Wirth im Ochſen keinen guten Tag bot, wenn er den Markt beſuchte; er kehrte vorm Thore eben im Waldhorn ein. Auch vor dem Speidle ſelbſt, dem er oft begegnete, half ihm ſein verlegnes Lachen. Das kam immer noch kecker hervor, als Speidle ertragen mochte; denn der blickte ſchon viel früher zur Erde, wenn er den Wortbrecher ſah, als der Holzenbauer. Und ich will da nicht vom Gewiſſen reden. Angeführt zu werden, von einem ſo dummen Bauer aus Stetten, das war ihm ſicher beſchämender, als dieſem ſein gebrochenes Wort.

Nun gehen aber im Menſchen, ſelbſt wenn er nur im langen Rock mit metallnen Knöpfen, einer rothen Weſte, gelbledernen Hoſen und einem dreieckigen „Nebelſtecher“ durch die Welt zwiſchen dem Holzenhof, ſeinen Aeckern und der Gemeindewaldung von Stetten ſo hin und her trottelt, gar ſeltſame Grillen durch den Kopf. Allerlei Dämonen, die nicht gut nicht böſe ſind, ſind immer in der Menſchenbruſt geſchäftig, der Eine zu rathen, der Andre zu verwarnen und beſſer iſt beſſer! und, Faß' es lieber beim Schwanz als bei den Hörnern! und dergleichen uralt

Ewiges und ſo lang die Welt ſteht Grundwahres ihm zuzuwiſpern. Die Köpfe, die ſo ganz in Nichts verſunken ſind und nur auf das nächſte Mittagsbrod gerichtet, ſollen ſelbſt unter denen, die nur die Kühe hüten und ſich die Sonne in den Mund ſcheinen laſſen, noch geboren werden. „Es ſtrebt der Menſch, ſo lang er lebt.“

Der Holzenbauer konnte nicht ganz über das Gefühl hinweg, dem Brigadier doch einen ſchlechten Streich geſpielt zu haben. Er war zwar weit entfernt von der Zartheit der Gefühle, die ihm ein Wiedergutmachen ſeiner Schuld angerathen hätte, doch tappte er in dem beneidenswerthen Dunkel, in dem ſich das Gewiſſen aller dieſer Menſchen über die merkwürdigſten Dinge, die Unſereins ſchon längſt in Verzweiflung gebracht hätten, zu halten verſteht, ſo allmälig und allmälig in eine Stimmung hinein, die es ihm als eine höchſt reſpektable und eigentlich einer öffentlichen Belobigung, etwa im Schwäbiſchen Merkur, würdige That erſcheinen ließ, wenn er z. B. von ſeinen im September nunmehr geernteten Grundbirnen (Kartoffeln) einen Sack voll und keineswegs den ſchlechteſten, ſondern im Gegentheil den ſtrammſten und gefüllteſten, dem Brigadier Speidle in Ravensburg für den Winter zum Geſchenk machte!

Unſer geläutertes Gefühl wird ſagen: Ja, warlich! iſt denn da von jenen zehn verweigerten Kronenthalern ein Uebergang möglich zu einem dennoch geſpendeten

Sack mit Grundbirnen? Wie kann ein Menſch, der uns die Hoffnung auf ſieben und zwanzig Gulden dreißig Kreuzer geraubt hat, annehmen, daß ein Gegenſtand von fünf Gulden dem Betrognen Erſatz bieten könnte? Und wie iſt überhaupt dem Holzenbauer noch eine Anknüpfung an das Ehrgefühl des Brigadiers möglich geſchienen?

Das mag bei Euch, die Ihr dies leſt, unglaublich erſcheinen. Dem Holzenbauer aber, in einem mit mäßigem Phosphor erleuchteten Schädel, deſſen Welt ſchon am nächſten Heck die Sicherheit des gewohnten Denkens verliert, geſtalteten ſich wunderliche Ideengänge. Mit demſelben Lachen, mit dem der Holzenbauer damals vom Amte, ohne die zehn Kronenthaler erlegt zu haben, wegfahren konnte, konnte er ſich auch jetzt wieder und noch dazu ohne viel Sentimentalität ſagen: Der arme Kerl da, der Brigadier hat nun gar nichts bekommen, aber ein Sack mit Grundbirnen iſt doch immer noch beſſer, als gar nichts! Und in dieſer Hoffnung auf Annahme, dieſem Gefühl, das aus der Spekulation entſtand, erſtens in Ravensburg wieder im Ochſen einkehren zu können, der ihm ſeiner guten Freunde wegen allerdings zuletzt genehmer blieb, und zweitens die ewige, zwar nicht läſtige, aber doch abſchlußloſe Beunruhigung ſeines Nachdenkens durch die Erinnerung an jene Vorfallenheit ein für alle mal zu beſchwichtigen, lud er denn in der That eines Morgens,

an einem kalten October-Tage, wo er wieder in Ravensburg Geschäfte hatte, den vollsten Sack mit Grundbirnen auf seinen Wagen mit dem festen Vorsatz, beim Speidle anzufahren und ihm für den Winter sothanes freiwilliges Geschenk zu überbringen.

Und er durfte sich, als er so nach Ravensburg hinüber fuhr, eingestehen, daß ihm seine Pfeife besser schmeckte denn sonst. Die Pelzkappe wärmte ihm sein mit einem großen Gedanken beruhigtes Gehirn, und wenn er offen sein wollte, so mußte er gestehen, daß er sich vorkam, wie der Gerechtesten Einer, vor dem jeder Heilige, an dem er vorüber fuhr und seine Kappe lüftete, einen ordentlichen Respekt haben mußte.

In dieser Stimmung fuhr er beim Speidle vor, hielt die Gäule an, hob den schweren Sack selbst vom Wagen und trug das Geschenk sofort in die Hausflur.

Der Brigadier wohnte eine Stiege höher und war just zu Hause und stand draußen am Gatter der Stiege und putzte sich, wie er das zuweilen mußte, die Knöpfe seiner Uniform mit geriebener Kreide und Spiritus blank, färbte die weißgewordenen Nähte mit aufgelöstem Kupferwasser und die abgeblaßten gelben Litzen mit einer andern zweckdienlichen Tinktur.

Frägt halber Stiege hinauf der Holzenbauer, ob er dem Brigadier nicht unangenehm käme?

Antwortet der, finster die Augenbrauen zusammen-

ziehend, und voll Erſtaunens: Wer iſt da? Was ſoll es? Was wollt Ihr?

Der Holzenbauer kommt die Stiege herauf näher und bringt höflichſt ſein Erbieten an, und ſchließt mit einem ſehr reſpektvollen: Nehme Sie's! Herr Brigadier! Sei er ſo gut, nehme Sie's!

Speidle, die Stimme erkennend und ſich kaum umſchauend, ſtand voll Grimm.

Die Grundbirnen an ſich hätten ihm ganz wohlgethan; ſeine Frau kam auch ſchon der Küchenthür heraus und dachte nach Frauenart gerade wie der Bauer: Etwas iſt beſſer als gar nichts! Aber das offenbare Zugeſtändniß, das da nun wirklich der Bauer ſelbſt machte, ihm etwas ſchuldig zu ſein, das Untergebot von zehn Kronenthalern auf einen Sack Kartoffeln, das wühlte des Brigadiers verhaltne Empfindungen ſo auf, daß er ſich kaum beherrſchend erſt nur rief: Kapp herunter, Kerl! wenn einer wie Du mit dem Brigadier ſpricht!

So ſchlug er dem Sepple auch gleich die Pelzkappe herunter.

Die Schwaben haben in ſolchen Fällen der ſtutzenden Verwunderung und der ſich ſchon rüſtenden Gegenwehr eine Wendung, die zwei einfache, aber eigenthümlich betonte Worte bezeichnen. Sie lauten halb überraſcht halb fragend: Ha! No?

Der Holzenbauer ſtieß ſein Ha? No? trotzig genug

hervor, bekämpfte ſich indeſſen und bot der Frau, mit der er lieber allein zu thun haben wollte, wieder ſein Geſchenk an und ſagte wiederum höflichſt jetzt zu ihr allein: Nehme Sies'! Frau! Unten ſteht mein Sack! Nehme Sie's!

Den Brigadier überwallte der Zorn. Er vergaß ſeine Stellung in der Geſellſchaft, ſein Amt, ſeine Würde, rief: Nehme Sie's? Er da? Er nehme das da! und ſo faßte er über die Stiegenlehne hinüber den Holzenbauer ins Genick, ſchüttelte ihn und warf ihn ſo der Länge nach die fünfzehn bis zwanzig Stufen hinunter, daß der Holzenbauer zwar unten lebendig ankam, aber doch ein paar Male mit dem Kopfe an die Wand ſchlug und bei ſeinem Grundbirnenſack der Länge nach mit einer blutenden Stirne hin ſtürzte. Und unſerm nun einmal wild gewordenen Speidle noch nicht genug. Der Zorn trieb ihn die Stufen hinunter, ließ ihn die Hausthüre aufreißen, und obgleich die Frau nacheilte, um den wüthigen Mann um Gotteswillen zu beſänftigen, ſo warf er den Holzenbauer noch auf die Gaſſe hinaus, den Sack hinten nach, ſo daß der nur loſe zugeknüpfte aufging und die Grundbirnen hell über die Gaſſe rollten und nun ſchlug er die Hausthür zu und ſagte mit knirſchenden Zähnen: So iſts recht! So Nehme Sie's! So Nehme Sie's!

Der Holzenbauer lief blutend und voll ohnmächtiger Rachſucht, wie er war, aufs Amt.

Er klagte. Der Thatbeſtand ſprach ſogleich gegen den

Brigadier. Der Amtmann mußte ſeinen eignen Untergebnen aufs Amt rufen laſſen und als er kam und der Anklage nicht widerſprechen konnte, zu fünf Gulden Strafe verurtheilen. Speidle! Speidle! ſagte Herr Lechler halblaut, als er fünf Gulden für ihn vorlegte, die ihm ſpäter an ſeinem Gehalt abgezogen werden mußten, und dem Holzenbauer hingab: Speidle, die Nemeſis rächt ſich furchtbar an Ihnen! Was haben Sie Aermſter ſchon alles um den Jäckle ausgeſtanden, den ſie in Gmünd noch immer nicht eingefangen haben!

Speidle ſtand voll Ergebenheit. Er kannte ſein Vergehen, wußte auch, wie ſchlimme Thaten eine ganze Kinderſchaft von üblen Folgen nach ſich ziehen und ſpäter auch konnte er ſich von Herrn Lechler erklären laſſen, wie das alles mit dem Worte zuſammenhing: Die Nemeſis hat ſich an Ihnen furchtbar gerächt.

Wie ſehr er dieſe Nemeſis empfand und erkannte, daß jede vernachläſſigte Pflicht eine ganze, unabſehbare Reihe von Vergeltungen nach ſich ziehen kann, brauchen wir nicht des Weitern zu ſchildern. Erwähnen jedoch müſſen wir, daß dieſer brave Staatsdiener es war, der zuletzt doch noch den Jäckle einfing, eine merkwürdige Unternehmung, die wir unſern Leſern vielleicht ein andermal mittheilen werden.

Im Holzenbauer aber ſieht es ſeither noch wüſter als früher aus. Zehn Kronenthaler — ein Sack Grundbirnen

— Nehme Sie's — der blutige Kopf und dafür noch fünf Gulden Schmerzengeld obenein! Das ist ein solches Chaos sittlicher Combinationen in ihm geworden, daß er sich seinem Pfarrer anvertrauen und von diesem hören mußte, wie man aus allen Fährlichkeiten äußerlich mit heiler Haut durchkommen und innerlich doch nicht zu Recht bestehen kann. Vielleicht sagte ihm derselbe gute Seelsorger, daß von allen Heiligen die Sancta Nemesis schon die allerwunderlichste ist, auch wenn wir nur dazu gedient haben, „für Andere Schicksal" zu werden. Der Eine begeht die Schuld, ihn trifft auch die Strafe, der Andere aber, der für Schuld und Strafe der eigentliche Anlaß wurde, geht nur deßhalb leer aus, um desto längere Zeit zur tiefern Reue zu behalten.

X.

König Franz in Fontainebleau.

Novelle in altem Styl.

Das war in den Tagen, da Kaiſer Carolus quintus, um von Hiſpanien nach Gent in Flandern zu kommen, durch Frankreich zu reiſen begehrete und groß Rathſchlagens geweſen war, ob König Franciscus ihm ſollte frei Geleite geben oder nicht.

Konnten es aber die ſchlauen Rathgeber nicht erlangen, den Kaiſer zur Strafe für ſein allzeit ſieghaft Glück gegen Frankreich erſt ſicher zu machen und dann mitten auf dem Wege zu fahen; welchen Vorſchlag auch bald die Räthe des Königs verworfen hatten, da ſie gar wohl wußten, wie ſehr deſſen ritterlich Gemüth derlei Anſchlägen abgünſtig war.

Kaiſer Carolus hatte Frankreich, nicht ohne bei denen Ehrenbezeigungen, ſo man ihm erwies, rechts und links vorſorglich und auf ſpaniſche Art gar mistrauiſch ſich umzuſchauen, verlaſſen und König Franz fühlte wieder, wie ſchwer dieſe großen Angelegenheiten der Welt auf ſeinen hinfälligen Körper drückten.

Müde von allen denen prächtigen Turneyen und kunſtvollen Ringelſtechen und was ſonſt zur Bewirthung ſeines hohen Gaſtes war ausgeführet worden, fühlte der

König das Bedürfniß der Einſamkeit, die ihm ſchon lange die liebſte Geſellſchafterin war außer dem ſchönen Frauenzimmer.

So beſchloß er auch ſogleich wieder nach ſeinem Schloſſe Fontainebleau zu reiſen, welches er nebſt St.-Germain en Laye vorzugsweiſe ins Herz eingeſchloſſen hielt.

Hatte er doch beide ſtattlichen Gebäude mit den koſtbarſten Gärten umgeben und beſonders Fontainebleau mit allen Meiſterwerken ſchmücken laſſen, welche hochberühmte Künſtler von Mailand und Florenz auf Befehl des freigebigen Königs hier verfertigen mußten.

Seine Geſellſchaft waren unter den ſchönen Baumgängen und prächtigen Bildſaulen und Gemälden Fontainebleaus am liebſten nur einige Hofbediente, die ſchönen Dienerinnen und Ehrenfräulein der gnädigen Herzogin von Etampes, nicht zu gedenken ſeines Arztes Meſſire Claude, welches ein kleiner buckliger, aber ſehr gelehrter Mann war, der ſchon ſeit lange des Königes ganze Freundſchaft beſaß.

Denn da der mächtige König Franciscus von Gallien ſchon ſeit einigen Jahren kläglich an ſeiner Geſundheit litte und für ſeine noch nicht zu alten Tage auf eine gar betrübende Weiſe zuſammenging, ſo mochte er doch um ſein Leben nicht vergeſſen, daß er einſt der ſchönſte Edelmann, geſchweige der ſchönſte Fürſt ſeiner Zeit geweſen war und ſelbſt in einem feindlichen Lande, während ſeiner

Gefangenſchaft in Hiſpanien, das Herz mancher ſchönen und edlen Dame gerühret hatte.

Der gute König liebte es, zumal wenn die gnädige Frau Herzogin von Etampes nicht zugegen war, ſich ihren zurückgebliebenen Damen und Freundinnen und wer ſonſt vom ſchönen Frauenzimmer, ob adelig, bürgerlich oder ſelbſten vom ehrlichen Handwerkerſtande in ſeine Nähe kam, gar gefällig zu erweiſen.

Mancher junge Edelmann, der im Stillen vielleicht über des Königes graue Haare und nur gezwungenermaßen aufrechten Gang lachte, konnte ſich an ſeiner adeligen Manier, mit dem ſchönen Frauenzimmer zu ſcherzen, ein Beiſpiel nehmen; hat es doch oft ſchon Zeiten gegeben und wird wiedergeben, wo die jungen Mannſen ſich in denen Dingen, die ihnen vorzugsweiſe wohlanſtändig wären, von denen alten können beſchämen laſſen.

Es war aber zu ſelbiger Zeit auf dem Schloſſe Fontainebleau ein Caſtellan, der Naudet geheißen hat und ein ſchon alter Mann war.

Dieſer hatte einen Sohn, von dem wir nichts berichten können, als daß er ſich in die Fremde nach Avignon verheirathet hatte, daſelbſt vor der Zeit geſtorben war und ein gar ſchön Töchterlein hinterlaſſen, welches Blanche genannt wurde.

Weil nun auch die Mutter der ſchönen Blanche in Avignon geſtorben war und dem zarten Kinde daſelbſt die

nöthige Liebe und Pflege fehlen konnte, ſo beſchloß der Caſtellan, ſeine Enkelin zu ſich zu nehmen und ſo denn kam es, daß eines Tages der König hocherfreut war, in denen Baumgängen ſeines Gartens, als er mit ſeinem Hofe allda ſpazierete, einem gar anmuthigen Mägdlein zu begegnen, welches ihm Blanche Naudet genennet wurde und die Enkelin des Caſtellans war, weit älter bereits, ſchöner und liebenswürdiger, als man erwartet hatte.

Bei St.-Denis und unſrer lieben Frau! rief der König aus und zeigte allen ſeinen Hofherren die unaufhörlich vor ihm knixende Blanche, ſollte man nicht glauben, daß unſres guten und zu früh abgerufenen Meiſters Lionardo da Vinci reizende Mona Liſa leibhaftig vor uns ſteht?

Die Räthe und Hofherren, deren einige kurzſichtig waren, kniffen die Augen zuſammen und ſagten: O ja, Sire! Man möchte es faſt meinen!

Und der Verwalter des königlichen Schatzes ſprach ſogar: Hätte man dieſes Mägdlein früher geſehen, würde mein gnädiger Herr und König dem Meiſter Lionardo haben oft ein wenig von ſeinen Gemälden wegen der Koſten abhandeln können!

Worüber der König gar ſehr lachte und erwiederte: Ich wette, mein guter Herr von Montchenu, ihr gedenket noch in dieſem Augenblicke mit Schmerz der 12,000 Livres, welche uns der Ankauf jenes in der Chriſtenheit einzigen Bildes gekoſtet hat.

Montchenu war aber ein ganzer Hofmann. Er wußte wohl, daß es den König freuete, wenn er ſagte: Mein gnädiger Herr, die ſchönen Frauen und ihren Werth im Allgemeinen und im Beſondern zu beurtheilen, das iſt nicht meine Sache! Auch hab' ich zu blöde Augen, um die Aehnlichkeit dieſer Enkelin des Caſtellans mit dem ſchönen, aber ſehr theuren Bilde des Meiſter Lionardo des Genaueren zu vergleichen. . .

Da aber ging der König auf Blanche zu, faſſete ſie unters Kinn und ſagte: Sehet da das ganze Antlitz der ſchönen Mona Liſa del Giocondo, die der ſchlaue Lionardo da Vinci in ſeiner beſten Zeit vier Jahre lang malte, weil er nicht ſatt werden konnte, ſich an ihrer Schönheit zu weiden. Sehet da, dieſelben feuchten und wie mit einem himmliſchen Glanze belebten Augen! Dieſe kleinen röthlichen Lichter, die ſie umgeben! Dieſe Naſe, von gleichem Ebenmaße! Dieſer Mund, von gleicher Roſinfarbe! Und ich wette, wir haben nicht ein mal nöthig, wie Meiſter Lionardo da Vinci gethan, dieſe kleine Perſon mit Blumen, mit Geſängen und Muſik zu umgeben, damit ſie den etwas ſtrengen Ausdruck der vier Jahre lang von dem Maler zum Sitzen gezwungenen Mona Liſa del Giocondo verlieren und ſo anmuthig lächeln möge, wie es oben in meinem Cabinet die nur künſtlich erheiterte edle Dame thut; dieſes kleine Ding würde ſchon von Natur ſo freund-

lich dreingesehen haben, wie Meister Lionardo es jener vornehmen Dame durch Kunst abgewinnen mußte!

Blanche wurde über alles Dieses gar roth und konnte kein Wort erwidern.

So viel Gnade hatte sie vom Könige nicht erwartet, obgleich sie wohl wußte, daß sie ihm nicht misfallen würde.

Alles lächelte und bewunderte die Güte des Königs, die sich auch später, ob er nun von Messire Claude, dem buckligen Doctor aus Paris, leichte oder strenge Verhaltungsmaßregeln erhielt, gegen dies, wie gegen alles Frauenzimmer gleich blieb. Der König war hinfällig und scherzte oft nur, weil er seinen Zustand gern verbarg und nicht hören mochte, daß die Natur eine unerbittliche Regentin selbst über die Mächtigsten der Erde ist.

Die schöne Blanche hatte aber von Avignon eine sehr zärtliche und treue Liebe mitgebracht für einen jungen weiland Soldaten, Namens Firmin Allard.

Firmin Allard war seines Zeichens, um es richtiger zu sagen, ein Waffenschmied und hatte, da es gerade den Anschein nahm, als würde nun zwischen Frankreich und dem Kaiser ein sogenannter ewiger Friede bestehen, in Avignon wieder seine alte Handtierung ergriffen und war, da er einige Mutterpfennige besaß, in seinem Gewerbe sogar ein Meister geworden.

Es ist indessen bekannt, daß Avignon mehr ein frommer denn ein kriegerischer Ort ist, und so geschah es, daß

Meiſter Firmin Allard in ſeiner Werkſtatt zwar fürtreffliche neue Werkzeuge hatte, aber wenig damit verdienen konnte.

Ueberdies war dieſer Firmin ein ſo großer, ſtattlicher, ſchöner junger Burſche, daß er ſchon oft, wenn er verdrießlich in ſeiner neuen Werkſtatt zu Avignon ſtund und nur Mönche, keine Ritter an ihr vorübergehen ſah, ein zornig Wörtlein fallen ließ, wie es doch wohl beſſer wäre, ſtatt Waffen zu ſchmieden, irgendwo lieber in der Welt ſie ſelbſt wieder zu ſchwingen.

Denn, fügte er hinzu, Krieg gäb' es wol irgendwo in der Welt, man müſſe ſich nur recht danach umſehen.

Wie aber die kleine ſchöne Blanche das hörete, weinte ſie bitterlich und ſchwur, ſie würde es doch dahin bringen, daß Firmin Allard von ſeiner Kunſt mehr Verdienſt haben ſollte als von ſeiner Neigung, ſie und ſeine friedliche Handtierung zu verlaſſen.

Firmin Allard ſagte: Wie wollen wir das anfangen, Blanche?

Blanche erwiderte: Das ſollſt du ſchon ſehen, Firmin! und gab ihm den Abſchiedskuß; denn es war dies gerade ihr letztes Geſpräch geweſen, als ſie ſich auf die Reiſe machte von Avignon nach Fontainebleau.

Blanche dachte aber dabei an Niemand anders als an ihren Großvater, der Caſtellan im Schloſſe des Königs war.

Und wie ſie erſt einen Tag bei Meiſter Naudet geweſen und von dem guten König Franz mit der ſchönen Mona Liſa del Giocondo des berühmteſten Meiſters Lionardo da Vinci verglichen wurde, ging bereits ein Schreiben ab nach Avignon und lud Firmin Allard ein, auf das ſchleunigſte ſich aufzumachen und nach Fontainebleau zu kommen, denn es wäre, ſchrieb ein Franciscanermönch aus der nahgelegenen Abtei im Auftrage des Großvaters und der Enkelin, die Beide nicht ſchreiben konnten, es wäre gar eine ſchöne Ausſicht vorhanden, daß der König den Firmin Allard in ſeine Armoirie aufnähme und einem ſo guten Meiſter Gelegenheit gäbe, bei der königlichen Schmiede, was man hier im eigentlichen Sinne des Wortes ſagen konnte, in die rechte Schmiede zu kommen.

Kaum geſchrieben, ſchon gethan.

Der junge Meiſter Firmin kam ſo ſchnell, als ſeine Füße ihn tragen mochten.

Es war, als man nunmehr zu Fontainebleau ſeiner anſichtig wurde, ein ſo ſchöner ſtattlicher junger Mann, daß der Großvater, der daſelbſt ſchon ſeit lange keine jungen und ſchönen Männer mehr geſehen hatte, höchlichſt erſtaunete, wie dergleichen Gewächs noch auf Gottes Boden wachſen könnte. Ob aber der Alte gleich ſich mühte, in ſeiner Art auch etwas von denen Sitten und feinen Kunſtgriffen des Hofes ſich anzueignen, ſo war er

doch darin zu beſchränkten Geiſtes, daß er hätte errathen können, warumb nur in Fontainebleau und überall in der Nähe des Königs Jugend und Schönheit nicht mehr vorhanden war, außer beim weiblichen Geſchlechte.

Daher war es ein großes Glück, daß Blanche mehr Schlauheit beſaß denn ihr Großvater.

Konnte es auch anders ſein, ſeitdem der König dieſes ſchöne Kind ſeiner ganzen Aufmerkſamkeit für würdig hielte, ja ein koſtbares damaſtgewirktes ſchweres Kleid aus Lyon und einen Ring ihr geſchenket hatte, den er ſich ſcheinbar ſelbſt vom Finger zoge, aber vorher, wie ſich wol denken läßt, ſchon aufgeſteckt hatte zu dieſem gnädigen Fürhaben?

Die Ehrenfräulein waren nicht wenig erboſt über dieſes Glück, welches die kleine Blanche bei dem Könige machte.

Oft wenn er ihr in den ſchönen Bosketts ſeines Gartens begegnete, that der König ſogar, als wenn er ſie haſchen wollte, welches er auch würde ausgeführet haben, wenn ihn nicht die Schwere ſeiner Füße gemahnet hätte, ſogleich wieder die würdige Haltung anzunehmen, die ſich für einen König geziemet.

Es geſchah nun, daß Blanche ſchon vorher, als ſie noch vor Ungeduld brannte, ihr geliebter Firmin Allard möchte endlich in Fontainebleau angekommen ſein, dem

guten König gestund, wen sie schon lange in ihr Herze eingeschlossen hatte.

Da sie sehr schlau war, hütete sie sich wohl, zwei Dinge, die den König überraschen mußten, gleich auf Ein mal vorzubringen.

Es war dies erstens das Vorhandensein eines Waffenschmiedes von Avignon, den sie liebte, überhaupt, sodann aber ihre nähere Absicht auf eine Stelle in des Königs Armoirie.

Beinahe hätte sie auch diesen ihren zweiten Stein vom Herzen schon fallen lassen, da der erste vom König nicht ungnädig aufgenommen wurde.

Denn: Hast du einen Geliebten, dem dein Herz angehört? hatte der König gesagt und dabei gelächelt.

Er hatte dies nicht ohne einen kleinen Schimmer von Traurigkeit in seinen kranken Gesichtszügen gethan.

So will ich wünschen, fuhr er dann fort, daß er deiner würdig sein möge, Blanche, und wenn er aus Avignon ankommt, so will ich das Vergnügen seiner persönlichen Bekanntschaft haben und vielleicht vermögen wir es, ihm nützlich zu sein; denn an Waffen können die Könige von Frankreich nie Vorrath genug haben.

Als dieses Blanche hörte, war sie schon über die maßen fröhlich, küssete auch die Hände des Königs, was er besonders gerne sahe, da die Weiße und Zartheit seiner Hände für untadelig gelten konnten.

Leider verſah ſie es aber ein wenig, als ſie begann, die Vorzüge und Schönheit Firmin Allard's zu rühmen und überaus zu preiſen.

Denn als ſie ſeines Lobes kein Ende finden konnte und ſogar von der jugendlichen Stärke ihres Geliebten ſprach, rümpfeten die Ehrenfräulein gar ſpöttiſch die Naſe, wandten ſich abe und verbargen ihr künſtliches aber vielleicht nur zorniges Gelächter unter denen Fächern, die ſie ſich bis tief unter die Augen vorhielten.

Aber auch der König zog ſeine gefärbten ſchwarzen Augenbrauen düſter zuſammen und wandte ſich zum Gehen.

Es war Blanche'n ſogar, als hätte der finſtere, krumme und ſchielende Herr von Montchenu ein Wort fallen laſſen, das möglicher Weiſe ſo lauten konnte wie: Welche dumme und einfältige Gans iſt dieſes Mädchen! Sie hatte es nur nicht ganz deutlich gehört.

Aber ſie überlegte lange, welche Thorheit ſie denn eigentlich begangen hatte.

Und als ſie nun den ganzen Hof hinter den König ſich wenden und ihm nachfolgen ſah, ſiehe! da kam es ihr plötzlich wie eine Erleuchtung von oben, oder, um keinen Misbrauch mit heiligen Dingen in ſolchen profanen Angelegenheiten zu machen, die Zuflüſterung des ſchalkhaften Gottes der heidniſchen Liebe ſagete ihr, daß es wol eine große Thorheit mochte geweſen ſein, zu einem alten und

ſehr kranken Könige von der Jugend und Geſundheit anderer Menſchen zu reden.

Und ſiehe! in dieſem Augenblicke entdeckte ſie auch, daß im Grunde von allen denen anweſenden Herren des Hofes dennoch der König noch immer der Schönſte und Gefälligſte war; denn ſeine ſämmtlichen Ritter und Räthe hinketen, ſchlorrten und gingen ſo krumm oder waren dermaßen misgeſtalt, als kämen ſie des gerades Wegs aus einem Siechenhauſe und ſchleppeten nur mühſam noch das Leben hin.

Kaum hatte Blanche dieſe Entdeckung in Erfahrung gebracht, als ihr noch zum Zweiten etwas Neues einfiel und ſie ausrief: Bei unſrer lieben Frau von Paris! Der Herr von Montchenu iſt ja nur kurzſichtig, wenn er mit dem Könige geht, und wenn Herr von Brion mit mir allein ſpricht, kann er wie jeder Andere gerade aufrecht ſtehen, und der Großkanzler Herr von Tournon ſpringt ja, ſo alt er iſt, noch wie ein Rehlein durch die Alleen des Gartens, ſo er ſich von Niemanden beobachtet glaubt, beginnt aber ſogleich gar erbärmiglich zu hinken, ſo er in den Schloßhof eintritt und etwa von denen Fenſtern unſres gnädigſten Königs und Herrn meinen könnte des Näheren beobachtet zu werden.

Wie ſich nun ſo abenteuerliche Dinge zuſammen vereinen ſollen, das zu ergründen, würde für einen Mann, der darüber die Bücher der Gelehrten hätte aufſchlagen

und die Meinung der Weiſen befragen müſſen, ſehr lange gedauert haben.

Ein weibliches Herz iſt ſchlau und begreift die ſchwierigſten Dinge gemeiniglich ſehr raſch, womit ich nicht geſagt haben will, daß es nicht auch könnte Ausnahmen geben.

Blanche hatte nicht nöthig, erſt ihren Großvater zu fragen, der ihr ohnehin keine Auskunft geben konnte, auch nicht ein mal dem guten Franciscanermönche aus der Abtei, der ihr Beichtvater war, vertraute ſie ſich ganz, ſondern ihre fünf Sinne ſagten ihr, als ſie den Firmin Allard endlich in der Ferne von dem Berge der Dreifaltigkeit bei Fontainebleau herabſchreiten und ihr oben an der Kapelle ſchon mit ſeinem Hut und einem Tuche, das ſie ihm ſelbſt in Avignon geſchenkt hatte, wie außer ſich für Freude winken ſahe: O du liebe Zeit! Das wird ſchlimm werden! Mein guter Firmin iſt für Fontainebleau ja viel, viel zu hübſch!

Es iſt aber, wie wir Männer wiſſen werden, denen Frauen nicht gegeben, Alles, was ihr Herz bedruckt, ſogleich immer auszuſprechen.

Auch hatte Blanche eine viel zu große Freude an der ſtattlichen Schönheit ihres Firmin, der im leichten Lederwammes mit gepuffeten Hoſen, einem weißen Hute mit wenn auch kleinen doch rothen Federchen, wie ein junger Trompeter von denen Musketieren des Königs an ihrem

Arme ſtolzierte und ganz gut eine große rothe Feder am Hute hätte tragen können, um für einen der anmuthigſten Cavaliere der Garden des Königs gehalten zu werden.

Immer noch hoffete ſie auf eine günſtige Gelegenheit, dem Könige bei guter Laune zu begegnen und ihm ihr Anliegen wegen der Armoirie und ihrer Heirath auch ohne Firmin Allard vorzuſtellen.

Wie es nun aber geſchieht, daß man lange über einen Plan nachſinnet, deſſen Gelegenheit uns plötzlich, ehe noch ein Entſchluß deſſentwegen fertig geworden iſt, wie man zu ſagen pflegt, ungedunken überkommt, ſo wandelte Blanche auch einſtens durch eine von hohen Linden überſchattete Taxushecke mit ihrem geliebten Firmin in des Königs Garten und hatte gerade den Arm des ſchlanken, freundlichen und liebevollen Jünglings auf ihrer Schulter ruhen, als wider Erwarten aus einem Querwege der ganze Hof dahergeſchritten kam, den König an der Spitze und wie es ſchien heute nicht mit der freundlichſten Geberde.

Alle gingen ſehr raſch, denn der bucklige Meſſire Claude hatte das dem Könige der beſſeren Erwärmung ſeines Blutes wegen für einige Zeit angerathen.

Wie Blanche von ferne her den Hof und den König eilends ihr zuſchreiten ſahe, gab ihr der Anblick der ſchönen Damen und der wiederumb um den etwas wie im Hahnentritt ſchreitenden König verſammelten alten und häßlichen Männer den plötzlichen Gedanken ein, auszurufen:

Bei allen Heiligen, Maria, Joſeph und deinem Schutzpatron! Ich bitte dich, Firmin, hebe ein wenig eine deiner Schultern in die Höhe und laß den König glauben, daß du miswachſen wäreſt! Es wird uns beſſer thun unſer ganzes Leben lang!

Da Firmin ſolches hörete, ſprach er:

Blanche, iſt es deine Abſicht, um Meſſire Triboulet's Stelle für mich anzuhalten und aus mir des Königes Hanswurſten zu machen?

Nein! Beim Heil aller Seelen! erwiederte Blanche mit heftigſtem Zittern und weinendem Tone: Guter, lieber Firmin! Gib den Stolz auf deine prächtige Leibesbeſchaffenheit einen Augenblick hin und beleidige das Auge des großen Königes nicht durch deine gefährliche Jugend und hier nur ſtörende Anmuth. Du biſt mein allerliebſter und ſchönſter Firmin auf der Welt und ich möchte dich gleich hier vor denen fürnehmſten Herrſchaften Frankreichs küſſen; aber ich bitte dich! Einige Augenblicke Miswachs bringen uns, ſo Gott will, fünfzig Jahre guter Ernte ein!

Und als Blanche alſo geſprochen hatte, war der Hof auch ſchon dermaßen nahe, daß es die höchſte Zeit wurde, einen Entſchluß zu faſſen.

Und wie es denn geht, daß in dem Beiſpiele anderer Menſchen oft eine gar anſteckende Kraft liegt, die uns ſogar in die Lage bringen kann, wider unſern Willen unter hundert einfältigen Menſchen zuweilen am eigenen Ver-

ſtande irre zu werden und ebenſo dumm zu werden, wie es andere ſind, ob ſie gleich die Halskrauſe eines Rathsherrn tragen mögen, alſo zog es auch den Firmin Allard gleich wie unwillkürlich, in dem Augenblicke, da er nur Menſchen mit denen Gebreſten des Alters vor ſich ſahe, ordentlich mit Gewalt, den kecken Trotz ſeiner anmuthigen Jugendlichkeit aufzugeben und voll Schüchternheit gerade ſo, wie es ſeine geliebte Blanche gewollt hatte, ſich gleichfalls als einen Mann fürzuſtellen, den die gütigſte und beſte der Frauen, die gute Mutter Natur, trotz ſeiner ſchönen Geſichtszüge und ſeiner anſehnlichen Leibeslänge doch gar ſchadenfroh an unrechter Stelle mit Ueberfluß bedacht hatte.

Nicht auf den Plotz, ſondern in allmäliger Vorſicht hob er langſam von ſeinen Schultern die rechte in die Höhe und ſtunde vor dem Könige, als dieſer nunmehro herangeſchritten war, wie das ſeltſamſte Ungethüm da, das ſich auf Jahrmärkten hätte können in Schaubuden ſehen laſſen.

Hatte der König aus Aerger über den ſtrengen Arzt Claude vorher gar finſter und verdrüßlich geſchauet, ſo ergriff ihn jetzt beim Anblick eines viel unangenehmeren Verdruſſes, den Blanche's ſchon in der Ferne gleich für dieſen erkannter Liebſter zu tragen hatte, eine ſolche ausnehmende Heiterkeit, daß er in das Gelächter des ganzen Hofes einſtimmete und betheuerte, es müſſe doch wahrlich

eine Unordnung in den Gestirnen vorgekommen sein, daß jetzund in Frankreich so viele misgestalte Krüppel geboren würden; denn selbst die schönsten Männer, die man aus dem anmuthigen Lande der Provence mit Sehnsucht erwartet hätte, träfen mit Schäden ein, die selbst der Doctor Claude nicht heilen könnte, anmaßen es dieser wohl an sich selbsten würde gethan haben.

Und so groß war nun das Vergnügen des Königes, daß er auch jetzt dennoch wiederumb der schönste Mann in Fontainebleau geblieben war, daß er zu Firmin Allard heranschritte, ihme vom schuldigen Niederknieen gnädiglich abwinkte und die Hand auf seine rechte Schulter legende die Worte sprach:

Mein armer Firmin Allard, hast du so lange den Hammer geschwungen, daß dir am Ambos zuletzt die Schulter so störend herauswachsen mußte, du armer Junge?

Blanche, mit schneller Besinnung und ängstend, ihr Firmin würde aus Verlegenheit etwas Unschickliches sprechen, fiel rasch ein:

Nein, mein gnädigster König und Herr, das hat der Firmin von einem bösen Falle, da er noch nicht laufen konnte. Es hindert ihn indessen nicht, der beste Diener seines Königs zu sein und es giebt Schwerterklingen von ihm genug, die so schön gearbeitet sind, daß man sie wie im Kreise biegen kann, was leider zum Theil in seiner Jugend hätte mit dem Firmin selbsten geschehen sollen.

Bei St.-Denis, antwortete der König voll ſichtlichem Wohlbehagen an dem artigen Schatten, den ſein Körper noch immer in wohlgeſtalter Ordnung längs der röthlichen Abendſonne, die gar lieblich durch die Blätter des grünen Parkes ſchien, warf, dann wünſcht' ich, Blanche, daß er ſich ſelbſten noch unter ſeinen Ambos kriegen könnte, um ſich gerade zu klopfen. Ich will ihn dazu als Werkmeiſter in meiner Armoirie anſtellen. Heirathet Euch bei Zeiten, damit man in Paris Euch dieſen ſchmucken Burſchen nicht rauben möchte, Blanche. Und wie ſehr ich euch Beiden in Gnaden gewogen bin, werdet Ihr ſogleich ſehen.

Damit lachte der König wieder über die maßen und ging mit dem ganzen Hofe, der gleichfalls, wie ſich gebührte, in ſeine gute Laune mit einſtimmete, vorüber, um in einem nahegelegenen Pavillon die Beſtallung Firmin Allard's in einem Briefe an den Hauptmann ſeiner Armoirie eigenhändig niederzuſchreiben.

Aber es lachten die Meiſten der Geſellſchaft auch deshalb, weil ſie der kleinen und vom Könige ſo bevorzugten Blanche die Demüthigung gunnten, ihren anfangs ſo geprieſenen Liebhaber als einen nunmehro doch eben auch nur Verwachſenen vorſtellen zu müſſen; nur einige Wenige, die den Firmin Allard vorhero ſchon geſehen hatten, ſchüttelten den Kopf über die Dreuſtigkeit dieſes Mädchens und des jungen Burſchen Verſchmitztheit. Wenn ſie nicht ſelber alle in Paris viel leichter gehüpft und geſprungen

wären denn in Fontainebleau, ſo würden ſie auch nicht geſchwiegen haben. So aber hüteten ſie ſich wohl, den verdrüßlichen und grämlichen König auf den Betrug aufmerkſam zu machen, den man mit ihm geſpielet hatte, ſo ſehr ſie auch innerlich über die ganze Welt ergrimmet waren und dem Könige eigentlich von Herzen gunnten, ein mal zu entdecken, wohin ſeine Eitelkeit und ſchon zur Gewohnheit gewordene Gefallſucht die Menſchen, die ihm dienen wollten, führen müſſe.

Während der König jetzt zum Pavillon ſchritte, um das Patent für Firmin Allard auszufertigen, folgten die beiden Liebenden für Freude lachend und beinahe nach franzöſiſcher Art ſingend.

Den Ehrgeiz, ein ſchönes Paar zu ſein, hatten ſie ſo vielen vornehmen Herrſchaften gegenüber zwar in den Wind geſchlagen, aber Blanche zwickte dem Firmin faſt die Finger ab, um ihr Lachen zu verbergen, und dieſer ſtunde mit ſeiner hohen Schulter verdutzt und unentſchloſſen, ſo lange der Hof auf einige Zeit verſchwunden war.

Blanche, ſagte er dann, welche Poſſen treibſt du!

Dieſe aber, ſtatt aller Antwort, zog ihn in ein Gebüſch, küſſete ihn und ſprach:

Ruhe dich ein wenig aus, mein lieber Junge! Ich werde Wache ſtehen, bis der König aus dem Pavillon zurückkommt. Haben wir das Patent für des Königs Armoirie, ſo ſetzeſt du dich auf ein gutes Pferd und reiteſt

ſogleich gen Paris. In drei Wochen ſegnet uns der fromme Bruder Franciscus auch auf dem halben Wege zwiſchen hier und Paris ein, wo es ſicher wie in der Chriſtenheit überall eine gute Kapelle mit dem zu einer richtigen Heirath Nöthigſten geben wird.

Es traf ſich nun aber, daß der König im Pavillon dem Leibarzte Meſſire Claude begegnete und mit ihm nach einigen Zeilen, die er an den Gendarmen-Hauptmann von Montaigu, den Vorſteher ſeiner Armoirie, geſchrieben, in folgender Weiſe ein Geſpräch anknüpfte:

Saget mir nur, Meſſire Claude, woher trifft es ſich, daß die Leute Eurer Statur in meinem Königreich jetzt ſo unnatürlich um ſich greifen?

Meſſire Claude war ſchon gewohnt, daß der gute König ſich gern auf Koſten anderer Menſchen im Spiegel ſeiner eingebildeten Vorzüge erblickte.

Er erwiderte daher, ohne im mindeſten beleidigt zu ſein:

Mein gnädigſter Herr und König! Ohne im geringſten einräumen zu können, daß ſich dieſe traurige Entdeckung wirklich beſtätigen ſollte, ſo könnte, wenn ſie wahr wäre, nur der Leichtſinn mancher Mütter Schuld daran tragen, welche ihren Kindern nicht die liebevolle Obhut ſchenken, die ſie von Gott und Rechts wegen verdienen. Würdet Ihr auf jedes im Verlaufe der Erziehung verwachſende Kind eine Steuer, ſo die Aeltern zu zahlen hätten, legen, ſo könntet Ihr verſichert ſein, edler Herr,

daß die Franzoſen bald alle wieder ſo ſchlank und ebenmäßig wie dort die Pappeln wachſen würden.

Nun, bei Gott, ſagte der König und ſtreute den Sand auf den Zettel an den Hauptmann von Montaigu, wahrhaftig, Meſſire Claude, dann hätte unſer Schatzmeiſter gute Tage und die Löhnung meiner Gendarmen ſollte mir keine Sorge mehr machen; denn die Buckel nehmen überhand. Saget mir nur, guter und gelehrter Doctor, iſt dieſes unnatürliche Uebel denn mehr ein wildes Fleiſch oder ein knorpelhafter Anwuchs, oder worin gefällt es der Laune der Natur, die ſonſten eine ſo herrliche und gemäßigte Künſtlerin iſt, bei Euresgleichen, wie es Meiſter Lionardo von denen jungen Malern ſeiner Zeit ſagte, ſo ſtark aufzutragen?

Während der Hof die Heiterkeit des Königes durch Gelächter unterſtützte, ergab ſich Meſſire Claude ruhig in ſein Schickſal, ſo gefoppt zu werden.

Er wußte wol, daß der König dieſe Art zu ſpotten für eine beſondere Gnade angeſehen wiſſen wollte und entgegnete dahero auch nur dieſe einfachen Worte:

Es würde zu weit führen, mein gnädigſter Herr und König, Euch den Bau eines richtigen Buckels auseinanderzuſetzen. Er muß zunächſt aus einer Verkrümmung des Rückgrates hervorgehen, wird dann eine Verwilderung des Zellgewebes und zuletzt eine ganz unſchädliche Zierde aller Männer von Witz und Scharfſinn; denn Ihr werdet

nicht leugnen wollen, gnädiger Herr, daß die Natur ſchon von des fabuloſen Aeſopi Zeiten an bis auf den Doctor Claude herab bei meines Gleichen für die Unzierde des Höckers immer wieder einen Erſatz an Verſtandesgaben geſchenkt hat, was bei denen Lahmen, Gichtiſchen, denen Podagriſten, denen Schielenden und Einäugigen keinesweges der Fall iſt.

Dieſe Worte betonte Meſſire Claude aber mit einem ſo ſcharfen Blick auf die Umgebungen des Königs, daß dieſe im Gefühl ihrer wirklichen oder übertriebenen Gebrechen zu lachen aufhörten und es lieber gehabt hätten, dieſer Gegenſtand wäre nun von dem Könige verlaſſen worden.

Indeſſen täuſchten ſie ſich in ſelbiger Hoffnung.

Denn der König hörete nicht auf.

Das iſt gut geantwortet! ſagte er geſchmeichelt durch den Aerger ſeines Hofes und wandte ſich von denen Stufen des Pavillons wieder in den Garten zurück, den die Abendſonne gerade mit anmuthig ſpielendem Lichte erfüllte.

Und indem er nach Blanche und Firmin Allard, die ſich auch ſchon voll glücklichſter Hoffnung von ferne näherten, ausſchauete, fuhr er fort:

Nur das iſt doch eigen, Meſſire Claude, daß Eure tolle Spielart der Natur keine gleich wiederkehrenden

Geſetze zu beobachten ſcheint. Ich habe doch ſchon Buckel geſehen, die wie Mantelkrägen oder Krauſen von Rathsherren um den Hals zierlich aufgeſetzt ſchienen, andere, die ſich wie das Vordertheil einer Gondel ſo hinten an einen Menſchenrücken paßten. Wo aber das Uebel blos in die Schulter gefahren iſt, da hab' ich doch gefunden, daß es ſich weit öfter in die linke als in die rechte Schulter zieht. Obwol ſich auch darin Ausnahmen finden. Jener Burſch z. B., den ich ſoeben nach Paris in meine Armoirie als Werkmeiſter ſchicken will, macht eine fürnehmliche Ausnahme. Ihm iſt das Uebel in die rechte Schulter gefahren. Ich ſah ihn ausdrücklich vorhin darauf an. Da er ſeines Gewerbes ein Waffenſchmied iſt, ſo wird ihm gut thun, nicht länger ſelbſt den Hammer zu ſchwingen, ſintemalen ſonſt Gefahr ſteht, der Arm des guten Firmin möchte nicht mehr im Stande ſein, zum ſchönen Urbild der Joconde herabzureichen, dieſem hübſchen Mädchen, dem ich wahrhaftig einen beſſern Geſchmack zugetraut hätte.

So ſcherzend und auf Königs- oder Löwenart im Gefühl ſeiner Stärke mit dem Schwachen ſpielend, nahte ſich Franz mit dem Hofe wieder dem harrenden Paare.

Blanche hatte Wache geſtanden und Firmin Allard aus dem Buſch, wo er die Schulter ausruhte, wieder hervorgerufen, da ſie des Königes anſichtig wurde.

Firmin Allard ſtand juſt neben Blanche, aber zufäl-

ligerweiſe dieſes mal auf einer andern Seite denn vorhin bei des Königes erſter Begrüßung.

Ohne ſeines Irrthums gewahr zu werden, hatte Firmin aus natürlichem Triebe die Schulter an derjenigen Seite gehoben, wo gerade neben ihm nicht Blanche ſtund.

So vorerſt die rechte und dieſes mal, ohne daß er es merkete, unglücklicherweiſe die linke Schulter.

Wie der König nun näher kam und noch eben von Firmin's Verdruß an der rechten Schulter ſprach und gegenwärtig dieſe auffallende Veränderung wahrnahm, blieb er anfangs wie erſchröckend ſtehen.

Alle Anweſenden ſahen ſogleich, was ihn ſo ſtutzig machte.

Wie? was iſt das? rief der König, als er die Misgeſtaltung jetzt an Firmin's linker Schulter erblickte.

Wohl beſann er ſich, daß er früher ſeine rechte Hand erheben mußte, um ſie dem jungen Mann auf ſeine rechte Schulter zu legen, und nun hätte er dazu die linke wählen müſſen.

Darob verfinſterte ſich des Königes Auge.

Zornig that er einen Schritt zurück.

Der ganze Hof folgte ſeinem Beiſpiel und ſo gewohnt war der König Franz, in Augenblicken, die ſein Nachdenken oder ſeine wahre königliche Würde in Anſpruch nahmen, die Einflüſterung der Eitelkeit abzulehnen, daß er

ſogleich die abſichtliche Täuſchung erkannte. Er murmelte einige unverſtändliche, aber ſehr zornige Worte und verrieth, daß zu ſeinem heftigſten Unmuthe ſich auch die Beſchämung geſellte.

Das Papier zitterte in ſeiner Hand. Die Vorſtellung, daß es ſchon für eine ausgemachte Sache galt, Jugend und Schönheit beleidigten ſein Auge und ſein eitles Herz, wirkte ſo niederſchlagend auf ihn, daß er bebte.

Blanche ſah ſogleich die traurige Veränderung und wußte voll Todesangſt keinen Rath; denn auch Firmin Allard hatte nunmehro alle Dreuſtigkeit verloren und verſtellte ſich nimmer.

Ueberwältigt von ihrer Angſt warf ſich Blanche dem Könige zu Füßen und bat weinend um Vergebung, wenn ſie den edlen Herrn irgendwomit beleidiget hätte.

Womit? fragte der König voll Grimms und den Firmin Allard, der ſchon vor Angſt ganz in ſeiner natürlichen Geſtalt vor ihm ſtunde, zurückſtoßend, ging er hurtig von dannen, begleitet von denen lautloſen Hofleuten, die nun den Schelmenſtreich insgeſammt erkannten und von der Leidenſchaft des beleidigten, in ſeiner ſchwachen Thorheit grauſam aufgedeckten Königes die bitterſte Strafe für die beiden jungen Leute erwarteten.

In dieſem Augenblicke geſchah es aber glücklicherweiſe, daß gerade fernher von der Abtei derer Franciscaner ein Glöcklein ertönte.

Es war die Stunde des Angelus, welches jeder rechtgläubige Chriſt beten muß, wenn er das Glöcklein höret, ſei es auf dem Felde oder im Walde oder wo ſonſt draußen oder in ſeinem Hauſe, ſei's Hütte oder Palaſt.

Mitten in ſeinem Zorne und ſeiner Beſchämung mußte der König nun ſtill ſtehen.

Und er hielte ſeinen Hut, den er ſich abgenommen, vor den Augen, um zu beten, ſo lange das Glöcklein lautete.

Und Alle folgten ſeinem Beiſpiele und neigeten ſich ſcheinbar vor Demuth; doch lugeten ſie unter ihren Fächern und Hüten nur nach dem Auge des Königes, der noch zerknittert das Schreiben an den Hauptmann von Montaigu in ſeinen Händen hielt.

Einige zwanzig Schritte davon lag Blanche auf denen Knieen und Firmin Allard ſtund ihr zur Seite, als drohte ihnen eine Strafe, die im mindeſten ans Leben gehen konnte.

Nur der König allein ſchien ganz mit jener Auffoderung zum Gebete beſchäftiget, die das Glöcklein von der Abtei an alle Menſchen richtete, die es gerade hören kunnten, mochten ſie auch mitten im Ausbruch einer Leidenſchaft oder mitten in einem Werke begriffen ſein, wo dem ſündigen Menſchen eine derlei Mahnung des Himmels nicht ungelegen kommen kann.

König Franz betete ernſtlich und ſchien in ſeinem Hüt-

lein ſich zu beſinnen, daß auch er ein gnadebedürftiger Menſch wie Alle war.

Als der letzte Ton des Angelus verklungen, ſagte er mit noch leiſer aber nicht mehr böſer Stimme, daß Alle horchten:

Wir wollen morgen nach Paris zurück, wo ich bisher geglaubt hatte, daß man allein die teufliſche Kunſt der Lüge und Verſtellung übe. Ich ſehe mit wahrer Betrübniß, daß auch unter dieſen meinen ſchönen Bäumen von Fontainebleau keine Wahrheit mehr zu finden iſt!

Und dann rief er einem Kämmerling und gab ihm das zerknitterte Blatt mit den Worten:

Kämmerling, gehet zu dieſer böſen und ſpitzbübiſchen Blanche, die ohne Zweifel den armen Tropf gezwungen hat, ſeine jugendliche und wohlgefällige Geſtalt vor mir zu verbergen. Den Augenblick ſoll ſie mit dem Werkmeiſter meiner Armoirie nach Paris reiſen. Ich mag ſie nie wieder hier in Fontainebleau noch ſonſt mit Augen wiederſehen.

Dieſer Kämmerling ging und vollzog des Königes Befehl.

Das junge Paar hatte den ſchönen Ausgang nicht erwartet.

Es wollte nun dem Könige nacheilen, um durch einen Fußfall zu danken.

Der Kämmerling ſagte aber, daß der König ſolches

verboten hätte, hielte ſie zurück und wehrte ihnen im Ernſt zu folgen.

Er wiederholte:

Der König will Euch Beide nicht in Fontainebleau überhaupt und ſonſt nirgends mehr ſehen.

Als die jungen Leute das höreten, waren ſie zwar anfangs betrübt.

Wie ſie aber allein ſtunden und das Papier geleſen hatten, das der König an den Hauptmann von Montaigu eigenhändig geſchrieben hatte, wurden ſie wieder froh, umarmten ſich und ſagten:

Das hat Gott gewollt! So gut haben wir es nicht erwartet.

* * *

Der König hatte das aber vom Nichtwiederſehen nur ſo geſagt.

Er blieb darum doch dem jungen Paare, als es ſich geheirathet hatte und nach Paris gezogen war, gar gnädig und ſah es in Paris noch oftermalen, und als Blanche Allard den erſten Sohn geboren, bat ſie den König durch ein ſchönes Schreiben, welches ihr wieder der gute Bruder Franciscaner aufgeſetzet hatte, als er gerade zu Paris in Ordensgeſchäften war, er möchte doch aus hohen Gnaden des Kindes Pathe ſein.

Und König Franz hub es auch aus der Taufe durch ſeiner Kammerherren Einen.

Es wurde jedoch in die Kirchenbücher von St.-Germain Auxerrois, welches die führnehmſte Kapelle dicht am Louvre iſt, ſo eingetragen, als wenn es der König ſelbſten gethan hätte.

Und als er nach der Taufe ſeine junge Frau Schwertfegemeiſterin eines Tages beſuchen und überraſchen wollte, hatte man vom Louvre aus es ihr vorher, wie das ſo geſchiehet, ſchon geſteckt.

Ihr Mann, der eben von der Werkſtatt kam, wollte raſch eilen um ſich zu waſchen und wie ſich gebühret aufs ſauberſte zum Empfang des Königs, nunmehro ſeines Gevatters, zu reinigen und zu kleiden, denn er war ſo ſchwarz, als käme er geradewegs aus der Hölle.

Blanche jedoch ſagte zu ihm:

Laß das nur, lieber Firmin, bleibe ja ſo, wie du biſt!

Und wie der König kam, da ſchiene ihm das baß zu gefallen, denn nachdem er Allard draußen begrüßet hatte, und bei der ſchönen jungen Frau nun ſelbſten eintrat, ſagte er:

Pfui! Blanche! Pfui! Was iſt dein Mann für ein großer ſchwarzer Teufel!

Blanche lachte aber ſehr und der König wollte nun nichts mehr, da ſie davon anfing, von Fontainebleau wiſſen, ſondern war ſo gnädig, daß er der ſchönen jungen

Frau und ſeiner Gevatterin ein prachtvolles, ſchweres goldenes Schauſtück umhenkete, darauf er ſelbſten abgebildet war, nicht ſo, wie er jetzt ausſchaute, ſondern ſo ſchön und anmuthig, wie er einſt in ſeiner Jugend geweſen war.

Es wurde aber zuletzt recht ſchlimm mit König Franz.

Er legete ſich und verließ auch in Kurzem dieſe irdiſche Welt, wo nichts vergänglicher iſt als Schönheit und Jugend und ſelbſten für Könige nicht beſtehen bleiben will, wenn ſie es auch gemeiniglich, wie noch vieles Andere, was anzuführen hier zu weit würde geführt haben, nicht gerne hören und erſt nach langer Zeit durch einen ſolchen Zufall entdecken mögen, wie damals König Franz in Fontainebleau.

Die kleine Narrenwelt.

Von

Karl Gutzkow.

Zweiter Theil.

„Der Mensch, die kleine Narrenwelt —“
Mephisto.

Frankfurt am Main.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1856.

Karl Gutzkow:

Kleine Narrenwelt.

II.

In demſelben Verlage ſind erſchienen:

Jean Paul: Der Papierdrache. Jean Paul's letztes Werk, herausgegeben von deſſen Schwiegerſohn Dr. E. Förſter. 2 Bände. Thlr. 2.

Auguſt von Platen: Polenlieder. 7½ Sgr.

G. F. Daumer: Polydora, ein weltpoetiſches Liederbuch. 2 Bände. Thlr. 2½.

Reichard: Geſchichten und Sagen aus der Schweiz, in Dichtungen. Elegant kartonirt. Thlr. 2.

Theodor Creizenach: Gedichte. Thlr. 1.

Wolfgang Müller: Rheinfahrt. Gedicht in 30 Geſängen. Thlr. 1⅓.

" " Gedichte. Thlr. 2.

Moritz Hartmann: Der Krieg um den Wald. Ein Roman. Thlr 1.

F. M. Heſſemer: Juſſuf u. Naſiſſe. Ein orientaliſches Epos. Thlr. 1⅓.

Alfred Meißner: Studien aus Paris (1849). 2 Bände. Thlr. 2.

Petöfy: Gedichte. Aus dem Ungariſchen. Thlr. 2.

Th. Ruoff: Zaire, Tragödie von Voltaire. Metriſch überſetzt. Thlr. ½.

Uhland's poems, translated by Platt. Thlr. 2.

Juſtinus Kerner: Franz Anton Mesmer aus Schwaben. Erinnerungen an ihn. Thlr. 1.

Dr. David Strauß: Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nikodemus Feiſchlin. Beitrag zur deutſchen Kulturgeſchichte der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts. Thlr. 2.

Dr. Löwenthal: Klaſſiſche Vorſchule, Geſchichte der griechiſchen und römiſchen Poeſie, mit umfangreichſter Auswahl des Schönſten und Bedeutendſten aus den antiken Dichtern. 5 Bände. Thlr. 4.

Carl Vogt: Ocean und Mittelmeer, humoriſtiſch-naturwiſſenſchaftliche Reiſebriefe. 2 Bde. Thlr. 1½.

— — Unterſuchungen über Thierſtaaten. Thlr. 1½.

— — Bilder aus dem Thierleben. Mit 120 Abbild. Thlr. 1½.

— — Zoologiſche Briefe, oder Naturgeſchichte der lebenden und untergegangenen Thierwelt. 2 Bände mit 1150 in den Text gedruckten Abbildungen. Thlr. 4.

Die

kleine Narrenwelt.

Von

Karl Gutzkow.

Zweiter Theil.

„Der Menſch, die kleine Narrenwelt —“

Mephiſto.

Frankfurt am Main,

Literariſche Anſtalt.

(J. Rütten.)

1856.

Druck von C. Krebs-Schmitt in Frankfurt am Main.

Inhalt.

Die Nihiliſten:

Seite

1. Cap. Das Recht der freien Selbſtbeſtimmung . 3
2. Cap. Conſtantin Ulrichs 27
3. Cap. Rechte und Pflichten 47
4. Cap. Frieda, das Kind Gottes 69
5. Cap. Das Pfarrhaus in Lieberbach 87
6. Cap. Der Stiftshof und die Symbolik eines Ringes 113
7. Cap. Bewährungen und Ausgänge 153

Pariſer Skizzen:

I. Die Ankunft 191
II. Die Kamelien-Dame 208
III. Ein Abend in der Großen Oper 213
IV. Die Frauenwelt 230

Die Nihiliſten.

Eine Erzählung.

Erſtes Capitel.

Das Recht der freien Selbſtbeſtimmung.

In einem traulich eingerichteten Zimmer deckte ein junges Mädchen den vor dem Sofa ſtehenden runden Tiſch mit einer grauglänzenden, buntgemuſterten, großen Theetiſchdecke von Damaſt. Sie ſtellte von einer Etagere, auf der ſich allerhand buntes Glas und Porzellan befand, auf dieſe Decke drei goldgerändete Taſſen, ordnete Teller, Zuckerſchale, Meſſer, die ſie in kleine zierliche Servietten einſchlug, rückte an den Stühlen, legte die Sofakiſſen in Ordnung und verrichtete ſomit eine Reihefolge von Handlungen, die wir nicht beſchreiben würden, wenn die junge Dame ſich auf den Beſuch, den ſie zum Thee zu erwarten ſchien, nicht mit einem Ernſte und einer Feierlichkeit vorbereitet hätte, die ſelbſt die darauffolgenden Rüſtungen der kleinen Lampe, der Theemaſchiene, der von einer Magd hereingetragenen bezuckerten Bäckereien, des Milchtopfs und welche Vorſorgen alle zu einem behaglichen

Theeabende gehören, mit einer ſo überdachten und faſt heroiſchen Miene verrichtete, daß man eine Fee, die zu geringer Erdenarbeit verurtheilt wurde, zu ſehen glauben muß, auch wenn nicht das ernſte, ſchöne, junge Weſen vom Dienſtmädchen bei jedem dritten Worte Gnädiges Fräulein! Gnädiges Fräulein! höchſt reſpectvoll wäre angeredet worden.

Das gnädige, junge Fräulein hieß Hertha Wingolf und gehörte nicht dem Adelſtande an.

Unbeſtreitbar aber war ſie von der ſogenannten „höhern Geſellſchaft.“

Wenn Hertha Wingolf zu ihrer Theeabendrüſtung einen Stuhl erhob, ſo geſchah dies mit einer Armbewegung, wie wenn Semiramis den Grundſtein eines neuen Tempels in Babylon gelegt hätte.

Sie erkundigte ſich bei Liſetten, ſo hieß das Dienſtmädchen, nach dem heißen Waſſer. Das geſchah in einem Ton, mit einem Ausdruck, wie wenn eine isländiſche Seherin den Prieſter gefragt hätte: Wie geht es mit dem Geyſer oder mit den heißen Schlacken des Hekla?

Sie ließ ſich ſogar herab, Hertha Wingolf, mit Liſetten von einem Teller mit Wurſt und einem mit Schinken zu ſprechen, zwei Tellern, die des Geruchs wegen noch beide in der Küche harrten, aber den Preis der Wurſt und den Preis des Schinkens notirte ſie in ein ſauberes

Notizbüchelchen, das ſie inzwiſchen aus einem Schranke genommen.

Hertha's weiße, zarte, längliche, ganz der Carus'ſchen „ſchönen Seele“ entſprechende Finger, glänzten wetteifernd mit dem ſilbernen Crayon, mit dem ſie bedächtig die Worte niederſchrieb: Ein Viertel Schinken zwei Groſchen, ein Viertel Wurſt zwei ein halb Groſchen! . . .

Zwei und reſpective zwei und ein halb Groſchen? werden unſere wirthſchaftskundigen Leſerinnen fragen. Sie werden den Namen einer Stadt zu hören wünſchen, wo es ſo billige Preiſe gibt. Wo liegt dies Eldorado der erfreulichſten Erübrigungen am Wirthſchaftsgelde, die ein ſtillangelegtes Sparen für gewählteren Toiletten möglich machen?

Wir könnten den Namen der Reſidenz eines großen deutſchen Mittelfürſten nennen; aber man gebe ſich über die dortigen Fleiſchpreiſe keinen Täuſchungen hin! Wir dürfen nicht verſchweigen, daß Liſette bei Nennung dieſer geringen Summen ganz eigen ihre kleinen braunen Augen zuſammendrückte. Innerlich gewiß lacht etwas in unſerer Zofe. Das vornehme, in einem ſeidenen Kleide dahinrauſchende junge Mädchen, das ſich einbildet, die ſämmtlichen in ihrem eleganten Wirthſchaftsbüchelchen verzeichneten Preiſe für Frühſtücksſemmel, Butter, Kaffe, Eſſen aus dem Speiſehauſe, Thee, Zucker, Schinken und Wurſt entſprächen wirklich den üblichen Preiſen des Marktes,

der Fleiſchbank und des Specereikrämers, dies gläubige vornehme Mädchen iſt es, das ihr lächerlich vorkommt.

Liſette jedoch, wohlweislich ihr Lachen verbergend, geht in die Küche zurück, nicht ohne die Verſicherung, daß Frau von Zabel, eine höhere Beamtenwittwe, bei welcher Hertha Wingolf zur Miethe wohnte, doch nun bald „jeden Augenblick“ aus der Stadt zurückkommen müßte.

Hertha Wingolf hatte ſich überzeugt, daß ihre Vorbereitungen zu einem Thee à trois mit ſo viel Umſicht getroffen waren, als man bei einem im Leben „ſelbſtändig daſtehenden“ Weſen erwarten durfte, öffnete nun das Fenſter und ſah hinaus in die Schatten des Abends, die duftig und ſchon kühl ſich niederſenkten.

Hertha's Wohnung lag vor den Thoren. Es war nicht die elegante Vorſtadt der wirklich anſehnlichen und mit zehn bis zwölf an ihren höchſten Spitzen jetzt noch vom Abendſonnenſchein vergoldeten Thürmen vor ihr liegenden Reſidenz, die ſie bewohnte; es war eine minder beachtete Gegend, ein Viertel, halb den wirklich Armen, halb den verſchämt Armen angehörend. Mancher zu der troſtloſen Nothwendigkeit, die man Einſchränkung nennt, Gezwungene zog ſich hierher zurück. Keine Paläſte und keine Hütten; aber behagliche Mittelſtockwerke mit mancher gefälligen Einrichtung wie bei Frau von Zabel. Eine freundliche Gartennatur durchzog dieſen entlegenern Stadttheil und die rings um die Reſidenz ausgebreiteten Gar-

tenanlagen durchkreuzten ſogar die kleinen Gäßchen und Winkelchen ſelbſt. . . .

Da mußte ein Blick durchs Fenſter — es war noch nicht ſieben Uhr und ſchon dunkelte es und die Luft ging octoberhaft herbſtlich — ein ſo beredtſames Schweigen auf den Gärten antreffen, das Ohr ein ſo heimliches Summen hören, wie es vom Baum zu Buſch zog, ein ſo grüner Friede mußte durch die Natur waltend vernommen werden, daß nur noch das fernher erklingende Abendläuten fehlte, Herzen weich und feierlich zu ſtimmen.

Die Glocken läuteten dann wirklich. Aber Hertha ſtand entweder über ſentimenaler Naturauffaſſung überhaupt oder eine auf ihrem Antlitze ruhende Spannung ließ weiche Empfindungen nicht aufkommen. Von Minute zu Minute ſchien ſie unruhiger zu werden. Ein mal nach dem andern nahm ſie von ihrer Bruſt die goldene Uhr und ſah danach. Dann ſchloß ſie das Fenſter; die Nachtluft war zu kühl. Nun zündete ſie die Lampe an. Unruhig ging ſie auf und nieder und blieb endlich vor dem, an der Wand hängenden eleganten Bücherborde ſtehen, nahm davon ein Buch herab, ſetzte ſich in die Sofaecke und begann, um ihrer Empfindungen Herr zu werden, an einer Stelle weiter zu leſen, wo ein hübſch geſticktes Leſezeichen andeutete, daß ſie in ihrem Studium — Feuerbach's „Weſen des Chriſtenthums“ läßt ſich nicht leſen, ſondern nur ſtudiren — zuletzt ſtehen geblieben war.

Während wir die ſchlanke, edelgebaute Hertha Wingolf in ihrer Sofaecke den Feuerbach leſen laſſen, wo von ihrer freien hellen Stirn die mächtigen, ſchöngeringelten, blonden Locken gerade auf die Stelle niederglitten: „Die praktiſche Anſchauung iſt eine ſchmutzige, vom Egoismus befleckte Anſchauung; bei ihr ſchau' ich ein Ding nicht um ſeiner ſelbſt willen an, ſondern nehme es, wie wenn man ein Weib nur um der Sinne Willen liebt. Die praktiſche Anſchauung iſt in ſich nicht befriedigt, nur die theoretiſche iſt es, ſie iſt freudenvoll, ſie allein iſt ſelig; ihr iſt der Gegenſtand der Liebe ein Gegenſtand der Bewunderung ...“ während wir Hertha, ſagen wir, über dieſe Worte nachſinnen laſſen, erblicken wir aus dem hohen ſtattlichen Gebäude, welches in der Reſidenz ſeit Jahren das Juſtizminiſterium dieſes bedeutenden Mittelſtaats inne hatte, eine in einen leichten Sommermantel gehüllte Geſtalt treten.

Der Portier kennt die Geſtalt ſchon, kennt ſchon die nächtlichen Ausgänge des Geheimraths, der ſeit einem halben Jahre die Geſchäfte des Miniſteriums verſorgte und nur noch ohne den Namen des Miniſters wirklich der Miniſter ſelbſt war. Die verhüllte, eilend von der breiten Stiege tretende Geſtalt fand die ſchwere Pforte ihres Hôtels raſch aufgezogen, raſch fiel ſie hinter ihr zu. Des Geheimraths Gattin war im Theater. Sie ſchien ge-

wohnt, ihn des Abends, wenn ſie von mancher guten Vorſtellung heimkam, nicht mehr anzutreffen.

Mit feſtem ſichern Schritte legte die hohe Geſtalt des Geheimraths eine Straße nach der andern zurück. Durch die belebteſten Gegenden drängte ſich der Dahinſchreitende, nicht ohne da und dort raſch von einem Vorübergehenden erkannt und feierlichſt begrüßt zu werden. Man zündete ſchon die Laternen an.

Endlich kam der eilige Wanderer zu jenem Thor, das in die bezeichnete Vorſtadt führte. Er ſchlug den Weg zur Wohnung der Frau von Zabel ein. Ein Blick nach den Fenſtern Hertha Wingolf's überzeugte ihn, daß ſie daheim war. Raſch zog er die Hausklingel. Die geſchloſſene Thür öffnete ſich. Trotz des Dunkels fand ſich der Beſuchende zurecht; er kannte die Stiege. Oben leuchtete Liſette. Der Ausruf: Herr Geheimrath! kam von ihr in etwas befremdetem Tone. Mit wenig Schritten war der Beſuchende in Hertha Wingolf's Zimmer.

Du biſt es? ſagte ſie erſtaunt.

Ja Hertha, ich bin es! ſagte der Gaſt und legte den Mantel ab. . . .

Hertha's Gruß war ſo gezogen, ſo langſam, ſo fragend gekommen, daß man erkennen konnte, wie ſie dieſen Beſuch am wenigſten erwartet hatte.

Geheimrath Wingolf küßte Hertha's Stirn und auch auf die erſte Ueberraſchung nur mochte ihre Miene einen

befremdeten Ausdruck zeigen. Sie ſammelte ſich. Sie beſaß das Taktgefühl eines edeln Herzens und — erblickte ſie in den Augen des Gaſtes nicht eine Thräne? Die Thräne konnte von der herbſtlichen Abendluft kommen, vielleicht von innerer Rührung.

Der Beſucher war ein Mann, den ſie liebte, ihr Vater.

Zwei Menſchen ſtanden ſich gegenüber, an denen der Schöpfer oder ſein Nachahmer, der Künſtler, Freude gehabt hätte.

Die Tochter des Vaters Bild. Der Vater, ſchon den Funfzigen nahe, aber noch von jugendlich feſter Haltung ſeiner hohen Geſtalt, von reichem, lockigem, wenn auch ergrautem Haar, von Milde im braunen Auge, voll Ernſt im feſtgeſchloſſenen Munde. Die Hand, die er ſeinem Kinde bot, ſo weich, ſo warm. So war auch ſein Gruß, den Hertha, ihm gleich an Hoheit und Adel, nach kurzer Sammlung herzlich erwiderte.

Der Vater ſetzte ſich. Er ſah ſich um. Die Zurüſtungen des Thees, die er bedauern mußte geſtört zu haben, die Taſſen, die er nicht gezählt und zur Veranlaſſung einer Frage genommen, mit Wem Hertha, außer Frau von Zabel, heute zu Dritt ſein würde, das Gebäck, der nun von Liſetten hereingebrachte Fleiſchvorrath, alles Das änderte freilich ſchon die Stimmung. Aus des Vaters Auge blickte Wehmuth und um ſeinen Mund ſpielte bald auch etwas von Ironie.

Einen Gruß von Eugenien! ſagte er.

Ein ſtummes Nicken war der Tochter Dank.

Der Herbſt kommt mit Macht! fuhr der Vater das Haupt ſtützend fort. Die Abende werden lang. Du wirſt dich hier einſam fühlen.

Doch nicht! erwiderte Hertha, mit eigener Feſtigkeit und legte den Feuerbach von der Sofalehne, nicht damit ihn der Vater nicht ſähe, ſondern damit er bequemer ſäße.

Nun trat eine Pauſe ein.

Hertha nahm eine vierte Taſſe von der Etagère der Frau von Zabel; es war eine eigenthümliche Taſſe, eine verwitwete gleichſam, es ſtand wenigſtens darauf: Für den Hausherrn. Herr von Zabel hatte, als er noch dem Staate, ſeiner Hausfrau und ſich ſelbſt lebte, daraus gefrühſtückt. Wingolf lehnte die Taſſe und ein Couvert ab und da ihm Hertha mit kleinen und unweſentlichen Erkundigungen kam, ſo ſagte er:

Hertha, wann hört die ganze Thorheit auf?

Hertha verſtand ſogleich, was der Vater unter ganzer Thorheit meinte.

Ihr ſchönes dunkelblaues Auge verfinſterte ſich. Sie ſchwieg aber und blickte nur nieder. . . .

Ich habe, fuhr der Vater fort, die Richtung, die nach dem Tode deiner Mutter dich überkam, ſo lange für eine ungefährliche genommen, als du unter meinen Augen lebteſt. Zehn Jahre der Selbſtändigkeit, von deinem

eilften bis zu deinem einundzwanzigſten, haſt du in unſerm kleinen Provinzleben die Blume der Wunderwelt, der träumeriſche Geiſt des Aparten und Barocken ſein dürfen, ſo lange ſich das väterliche Dach darüber wölbte. Jedermann hatte Gefallen an deiner Entwickelung und ſo wie du warſt, ſo nahm man dich. Daß ich leider dann die „Thorheit“ begehen mußte . . . noch an mein Herz zu glauben. . . .

Vater! erwiderte Hertha auf dies letzte beſonders ſchmerzlich hervorgehobene Wort und ergriff des bewegten Mannes Hand und bat ihn, ſich nicht durch eine Erörterung aufzuregen, deren eigentliche Abſicht doch, wie er ja wiſſe, ihr Ziel verfehle, verfehlt hätte und ewig verfehlen würde.

Ich kann dort das Bild deiner Mutter nicht ſehen, fuhr der Vater mit einem Blick auf die an der Wand hängenden Büchergärten und was ſich darüber an Bildern erhob, fort, ich kann es nicht ſehen, ohne nicht den Drang einer Rechtfertigung zu fühlen. Luiſe ſieht ſo ruhig, ſo verſöhnt auf mich nieder! . . .

Hertha unterbrach dieſe Erörterung. Sie wußte, daß ihre verklärte Mutter dem Vater ein Geiſt war, der auf dieſer Erde ſeine wahre Stätte nicht gefunden und deshalb frühe ſcheiden wollte. Sie wußte, daß der Vater an dieſen Geiſt nie dachte, ohne nicht etwas zu fühlen, wie wenn ein Beethoven'ſcher Accord durch die Lüfte zog. Eine elf-

jährige Ehe war die Harmonie ſelbſt geweſen. Zehn Jahre hatte dann der Vater dem nachklingenden Tone des Glücks noch gelauſcht, ihn nur allein aus dem Leben als ſeinen Führer ſich herausgehört. Da kam das äußere Weltglück an Wingolf's Hausespforte, pochte an ſein Leben mit Ueberraſchungen an, von denen er nie eine Hoffnung haben konnte. Er wird Chef eines erſten Gerichtshofs. Eine Mahnung der Stände wirft der Juſtiz des Landes Vernachläſſigung der Reformen vor. Man ruft, um der öffentlichen Meinung eine Befriedigung zu geben, Wingolf in die Reſidenz, gibt ihm die Stellung eines Miniſters, deſſen Rang er ablehnt, weil er die Vorliebe des Souveräns für alte Namen kennt und ſich die Stellung eines Aufgedrungenen nicht zu ſehr erſchweren will. Dieſe frohe Wendung ſeines Lebens erfüllt ihn mit geſteigerter Empfänglichkeit für die Schönheit des Daſeins. Er wählte eine zweite Gattin. Aus wirklicher Neigung. Er war wie ein aufgegebener Baum, in dem ſich wieder mit dem Frühling plötzlich ein Wachsthum regte. Eugenie von Saalfeld wird ſeine Wahl, die Freundin ſeiner Tochter. Beide ſpielend und tändelnd um ihn als Kinder ſchon. Als beide erwachſene Jungfrauen waren, er nach der Reſidenz als Miniſter ſcheiden ſoll, da Eugenien von Saalfeld, die eine Waiſe bei Verwandten an ſeinem frühern Beſtimmungsorte lebte, die Freundin ſeiner Hertha, noch einmal betrachtet, wagt er ihr das ſchwere Loos

anzutragen, an der Seite eines faſt funzigjährigen Mannes durchs Leben zu gehen. Eugenie, ein blühendes, edles Mädchen erſchrickt anfangs, hört aber die wiederholte Bitte und willigt ein, ſich aus Scheu und Schamgefühl jedoch der Freundin, der ſie Mutter wird, nicht ſogleich erklärend. Dieſe reiſt mit dem Vater ab. Unterwegs geſteht er der Tochter ſeine Wahl; ſie ſinnt und ſinnt und an dem Tage, wo Hertha's Freundin, aus der Provinz als des Vaters Gattin von ihm abgeholt, in die neue, prachtvolle amtliche Wohnung der Reſidenz eintritt, hatte Hertha das väterliche Haus verlaſſen. Sie ergriff dieſe Wendung als das Ende einer ſchon lange in ihr gährenden Kriſis. Sie nahm ſie als einen Fingerzeig des Schickſals, einem ſchon längſt in ihr unwiderſtehlich gewordenen Drange nach Freiheit und Selbſtändigkeit zu folgen. Durfte es ihr an ſich genommen ſchon peinlich ſein, eine Freundin als Gattin ihres Vaters zu begrüßen, hatte ſie hier volle Gelegenheit, das Loos der Frauen zu verwünſchen, über die der „Zufall“, das „blinde Spiel des Würfels“ entſcheide, durfte ſie ausrufen: Ein Vater, der der Freier meiner Geſpielin wird! und dachte ſie ſchon längſt mit Ingrimm an Das, was die Menſchen Liebe nennen, ſo hatte ſie jetzt ganz der ihr immer nahe geweſene Geiſt der „Selbſtbeſtimmung“ ergriffen, der keinen Zügel mehr dulden mochte. Sie konnte ſich das Glück des Vaters an der Seite Eugeniens denken; ſie gönnte es

ihm; aber ſie mochte dieſe Hingebung eines jungen Mädchens an ein ſolches Leben der ſich beſcheidenden Pflicht nicht ſtören. Sie verließ die Wohnung des Vaters, vertraute ſich einer älteren Freundin ihrer Mutter und bezog bei ihr dieſe kleinen Zimmer, in denen ſie ſich eine Exiſtenz geordnet hatte ganz nach dem Drange ihres Bedürfniſſes. Und litt auch der Vater unter dieſem tief aus ſeiner eigenen Natur kommenden Sinn ſeiner Tochter, litt er in ſeinem Innern ebenſo ſehr wie vor der Geſellſchaft — denn kaum in ſeine neue Würde eingeſetzt gab ihm ſein Kind ein ſolches „Aufſehen“ — ſo ertrug er doch ſeit mehren Monaten ſchon mit Geduld eine Wendung, die ſich bei dem ſchon früh in dem ſelbſtändigen, durch Penſionen und Erzieherinnen zum Eigenwillen geſteigerten Sinne Hertha's nicht ändern ließ.

Darum ſtaunte Hertha, als der Vater heute von Neuem mit ſeiner Einſprache kam. Sie hatte ſeine Unterſtützungen, die, wenn auch noch nicht ganz, doch in abſteigendem Maße eingehen ſollten, doch immer noch angenommen. Es ſollte deren von Monat zu Monat weniger werden (daß die Preiſe für ſie ſo niedrig geſtellt wurden, wie wir vorhin an dem Lächeln Liſettens und den beiden Tellern mit Fleiſch ſahen, beruhte auf einer Verabredung Eugeniens, ihrer Mutter, mit Frau von Zabel), ja ihr Ideal war eben in ermuthigender Folge jener Wohlfeilheit des Daſeins dies geworden, ſich ihre Exiſtenz ſelbſt

verdanken zu wollen. Aber der Vater wollte heute dagegen Einſprache thun. Er war in der Abſicht gekommen, ſeine Tochter zu fragen, ob es wahr wäre, daß ſie in einem ihr befreundeten Hauſe muſikaliſchen Unterricht zu geben gedächte?

Ja, bei Frau von Reiſig, ſagte Hertha mit ruhiger Beſtimmtheit; ich komme immer mehr zu der Erkenntniß, daß wahres und dauerndes Glück nur durch Das geboten wird, was man ſich ſelbſt erwirbt. Das weibliche Geſchlecht iſt der Paria der Civiliſation. Wir haben uns begnügt, uns, wie mir von hundert Freiern geſchah, ſchöne Dinge über unſere Außenſeite ſagen zu laſſen und ſind Sklavinnen des Innenlebens geworden, wenn die Feſſeln, die wir tragen, auch noch ſo vergoldet ſchimmern. Wie ſehr wir im Leben ohne Würde daſtehen, kann ein Mann kaum fühlen. Man muß jene ganze Kette von Untugenden kennen, die ſich tief im Leben der Frauen angelegt hat, um recht zu begreifen, was ich meine. Der Wahn der Eitelkeit iſt durch Erziehung und Bildung der Mittelpunkt aller unſerer Beſtrebungen geworden. Ihm bringen wir ſtündlich ſchmachvollſte Opfer, ihm huldigen wir mit unſerer eigenen Entwürdigung. Man laſſe nur den Frauen einmal Raum, ihren Muth, ihre Ausdauer und ihre wahre Hingebung an die Pflicht zu prüfen! Wir ſind ein ſpartaniſches Geſchlecht, Vater, während die Männer

uns für ſo verweichlicht halten, als ſie es jetzt vielleicht ſelbſt ſind. . . .

Der Vater ſchüttelte ſein Haupt, doch mehr ſpottendes Erſtaunen als Zorn erfüllte ihn.

Hertha ſchloß mit der Bitte, ihr zu geſtatten, ſich eine Exiſtenz ſelbſt zu begründen und mit jenem Unterricht bei den zahlreichen Stiefkindern der reichen und liebevollen Frau von Reiſig den Anfang machen zu dürfen.

Der Vater ſtand auf.

Er war erregt. Er hatte die Abſicht gehabt, ſich zu mäßigen. Er konnte aber jetzt den Zwang nicht mehr über ſich gewinnen; er verbot mit einer Entſchiedenheit, die Hertha an ihm trotz aller Güte ſeines Weſens kannte, jedes Unterfangen dieſer Art . . .

Ich bin dieſes Verbot, ſagte er, meiner Stellung ſchuldig. Ich geize nicht nach höhern Auszeichnungen, als die mir ſchon zu Theil wurden. Ein Bürgerlicher weiß ich, daß ich dem Souverän nur durch die Umſtände aufgedrungen bin, und ich erleichtere mir meine Beziehung zu ihm durch den Wunſch, eine gleichſam nur interimiſtiſche Stellung einzunehmen. Indeſſen will ich den Makel, den man an mir findet, nicht noch vermehren. Ich mag nicht, daß mein Familienleben Gründe des Vorwurfs und des Spottes für mich darbietet. Magſt du in einer idealen Welt leben, deren Ausſchreitungen ich in meiner Stellung ſogar gezwungen bin, zu bekämpfen, bis zur Caricatur

darf dein Handeln nicht ausarten. Ich verbiete dir diesen Unterricht. Ich lege dir eine Summe hierher, die dir erlauben wird, deine unsinnige Emancipation vielleicht noch bis zu einem Luxus zu treiben, für den ich ja dort auf dem Simse des Kamins die vollständigsten Vorbereitungen antreffe!

Wingolf zeigte mit zitternder Hand auf einen zierlichen Becher zum Einsammeln von Tabacksasche und einige bunte Papierchen zum Anzünden von Cigarren.

Er nahm den Hut, nahm den Mantel und wollte voll Erschütterung gehen . . .

Hertha hielt ihn jetzt zurück.

Sie hielt ihn zurück nicht mit dem Gefühl einer im Gemüthe um die Kränkung des Vaters besorgten Tochter, sie hielt ihn zurück mit der Entschlossenheit eines Charakters, der bei seinen Auseinandersetzungen einer überredenden Kraft gewiß zu sein glaubt und im äußersten Falle nur noch Alternativen stellt.

Vater, sagte sie, ich bitte, mir zu gestatten, neben den Rechten, die d u über mich ausübst, noch eine andere Autorität einzusetzen, die Rechte eines Mannes, den ich liebe . . .

Du würdest, fuhr sie, da der Vater zusammenfuhr, ohne zu stocken, fort, du würdest mich glücklich machen, wenn du jetzt bliebest, Vater. Ich lernte einen Rechtsgelehrten kennen, der sich für die akademische Laufbahn vorbereitet, den jungen Doctor Constantin Ulrichs. In

Gegenwart der Frau von Zabel ſah ich ihn ſeit vierzehn Tagen faſt jeden Abend an dieſem Tiſche, den wir nur deshalb wählen, weil das Nebenzimmer ein unbequemes iſt. Conſtantin Ulrichs iſt einer der ſeltenſten Menſchen, die aus dieſer trüben Gegenwart der Zukunft entgegenreifen. Ich liebe ihn, wie wir Frauen Männer lieben ſollen, als den Führer und den Halt meines Daſeins. Conſtantin's Vorzug vor den Andern, deren Werbung ich zurückwies, iſt der, daß die Welt ſeiner Anſchauungen glücklicherweiſe die meinige iſt und daß ich mich ſtark, gehoben, mit wunderbaren Schwingen mich getragen fühle, wenn ich in ſein Auge blicke, von ſeinem Geiſte die Funken in mir ſelber elektriſch zucken fühle. Conſtantin iſt der älteſte Sohn jener genialen Familie Ulrichs in unſerer öſtlichen Univerſität. Sein Vater iſt ſelbſt ein gefeierter Gelehrter, im Fache der Geologie eine Zierde jener Hochſchule. Seine Geſchwiſter tragen den Stempel des Genius. Frieda Ulrichs, ſeine älteſte Schweſter, iſt die Poeſie ſelbſt. Vater, ich ſage dir mein Geſtändniß mit der ganzen Sammlung, die der Ernſt eines ſolchen Gefühls und dein Recht auf mich erfordert und ich bitte dich, entweder jetzt, wo wir Conſtantin erwarten, zu bleiben oder zu geſtatten, daß er dich morgen in der Frühe ſelbſt beſucht.

Es iſt im Leben eines Vaters wol einer der heiligſten Momente, wenn ſein Kind, das wie in träumeriſcher Un-

bekanntſchaft mit der Doppelnatur der Menſchen aufwuchs, ſich plötzlich in die allgemeine Reihe der gleichen Empfindungen aller Herzen ſtellt und jenen Kreislauf der Jahrtauſende, der die zärtlichen Triebe zur Bürgſchaft des Menſchengeſchlechts für ſich ſelbſt gemacht hat, in ſeiner jungen Seele — nun auch fortſetzt! Das gleiche Loos des Glückes, der Schmerzen, der Hoffnung und der Täuſchung an Alle ausgeworfen und nun auch da — an mein liebes, holdes, jungfräuliches Kind! Sieht dann ein Vater einen Sohn zum erſten male in dem Bann jener Empfindungen, die dem Jüngling ſelbſt einſt das Leben gaben, ſo wird des Vaters Wort eher zum Staunen, ja zum Scherze geneigt ſein; das wilde junge Herz bedarf des Zügels und mancher Vater tobt dann wol mit künſtlichem Spott oder mit gemachtem Ingrimm gegen die Frauen überhaupt auf, nennt es ein unwürdiges Geſchlecht, ein Geſchlecht, nicht der Beachtung werth für einen Jüngling, dem die Welt gehöre. Aber eine Tochter! Bringt ein Vaterherz in ſolche Erfahrung die Neigung einer Tochter, ſo wird ſein künſtlicher Humor, all ſein erziehender Spott die Waffen ſtrecken, wird ſich mit Rührung und oft mit Schmerz der Nachricht gefangen geben, daß ein ſo an die Penaten des Hauſes gebunden geſchieneuer Geiſt, eine ſo ſtille traumſelige Unſchuld, die bisher nur ihren Eltern gehörte, nun auch von jenem Baum im Paradieſe erfahren haben ſoll und von den Aepfeln der Erkenntniß, die oft

ein ganzes Daſein vergiften! Der Gedanke, ein unbekanntes, wer weiß mit welchen Fügungen der Zukunft bedrohtes fremdes Leben ſo an ſein geliebtes reines Kind herantreten zu ſehen, die zarte, nur ihm bisher gehörende Unſchuldswange von eines fremden Mannes Hauch und Kuß berührt zu wiſſen und ſein Kind nun hintaumeln zu ſehen mit blinder Leidenſchaft in ein unter allen Umſtänden fernes räthſelhaftes Schickſal, das kann ihm ſelbſt jene edlere, ja tiefe Eiferſucht wecken, die der Menſch in allen Dingen weit mehr ſich eingeſtehen darf, als man ſo obenhin einzuräumen pflegt, wenn die Eiferſucht nur auf das Gute geht und Das, was unſers Werthes Bürgſchaft iſt. Und mehr als dies, für einen Augenblick kann ein ſolches Geſtändniß einem liebenden Vater die Faſſung rauben.

Wingolf's Erſchütterung mußte aber noch größer ſein.

Denn naht ſich den weiblichen Lippen das Geſtändniß der Liebe ohnehin ſo langſam, wie eine Schnecke nicht ganz ihr Gehäuſe verläßt, ſo wird es doch vollends vor einem Vater nur ausgeſprochen werden faſt wie eine Schuld, wie ein Verbotenes und ganz Unſagbares. Der Vater wird das Geſtändniß hervorlocken müſſen und in früherer Zeit war Hertha doch oft erröthet, wenn Wingolf ſcherzend von einer möglicherweiſe in ihr aufgetauchten Neigung ſprach oder ernſthaft berichten mußte von einer ihr deutlich gezeigten Bewerbung. Daß nun daſſelbe Kind ſich

ihm jetzt ſo gegenüber ſtellen konnte, ſo in einer einzigen ruhigen Rede die Empfindungen bloßlegen, die die Bedingungen ihrer ganzen Zukunft werden mußten, das hätte er ſich niemals möglich gedacht. Er konnte wol nicht in Zorn aufwallen; dieſes ruhige Bekenntniß, von der feſten Willenskraft ſeines Kindes gegeben, dieſe ſichere Andeutung einer demnächſt ihm in Ausſicht ſtehenden Bewerbung, dieſes klare Zeugniß für ſich ſelbſt, vorgetragen von den jugendlichen Lippen unter einer erblaßten, nicht ſich röthenden Färbung der Wangen, unter einem ruhigen Aufſchlag der tiefblauen Augen, die klar und ſtolz in das Angeſicht des Vaters blickten, entwaffnete, übermannte ihn. Ohne ein Wort zu erwidern, wandte er ſich zum Gehen. Man hörte nebenan die Fragen und unruhigen Erkundigungen der eben lärmend angekommenen Frau von Zabel. Er ſagte nur: Gute Nacht, Hertha! wandte ſich, ergriff den Drücker der Thür und ſchied von einer Tochter, die nichts weiter that, der Wirkung ihres Geſtändniſſes ſich zu verſichern. Sie hatte geſagt, was ſie ſagen mußte. Die Art, wie man es aufnahm, kümmerte ſie nicht.

Der Vater ging.

Conſtantin Ulrichs! Der Name klang ihm nun — wie doch —? im Ohre; es war ein Wort wie eine neu entdeckte Inſel im fernſten ſtillen Ocean.

Conſtantin Ulrichs! Ein ſolches Weſen alſo exiſtirte...

Wie der Vater einige Schritte durch die Boskets der

Anlagen zurückgelegt hatte, hörte er hinter ſich die Klänge einer Beethoven'ſchen Sonate auf dem Piano. Er ſtand ſtill. Das konnte nur Hertha ſein, die ihm dieſe Töne nachſandte. Sie mußte doch mehr ergriffen geweſen ſein, als ſie zeigte, dachte er zu ſeinem Troſt. Daß Hertha ſtatt der ohne Zweifel eben eintretenden, ohne Zweifel ſie mit hundert Fragen beſtürmenden Frau von Zabel zu antworten, ſich doch ſtill an den offenen Flügel ſetzte, doch vielleicht in ſich erbebend die mächtigen Accorde der Sonate pathétique anſchlug, das verſöhnte etwas ſein Gemüth und Thränen im Auge ſchritt er weiter.

Eben im Begriff zum Stadtthor einzulenken, bemerkte er am Eingang der Promenade zwei junge Männer im lebhaften Geſpräch. Sie ſchienen in einem Wortwechſel begriffen, deſſen Ausbrüche ſie nur milderten, wenn in den einſamen Gängen Schritte hörbar wurden.

War der Name Hertha oder Conſtantin an ſein Ohr gedrungen oder welcher Anlaß war es, daß Wingolf ſtillſtand, den Mantel vor die Augen zog und die Streitenden an ſich vorüberließ, ja ſogar ihnen folgte?

Der Eine war hoch und ſchlank, unruhig, aufgeregt, der Andere von kleiner Statur und nicht minder in Bewegung. Jener machte dem Kleinen Vorwürfe, ja ſeine Oberherrſchaft über dieſen ging ſo weit, daß dieſer ſogar ſich gefallen ließ, von ihm gedrängt, ſelbſt gerüttelt zu werden.

Wingolf, ſtaunend, hörte Vorwürfe, hörte Bezeichnungen, die er hätte deutlicher verſtehen können, wäre er ihnen näher geblieben. Der Kleine lachte trotz der Mißhandlung und machte oft wunderliche Sprünge. Zuletzt ſtanden Beide ſtill. Der Größere benutzte das Licht einer Laterne, zog ſein Portemonnaie und gab dem Kleinern Geld.

Wingolf hatte die Phyſiognomieen deutlich überſehen. Der größere war ein junger Mann von geiſtvollem Geſichtsausdruck, mit dunklem Bart um Lippe und Kinn, der Kleine ſchien bartlos, war blaß und von einer beweglichen unedlen Phyſiognomie.

Nachdem der Letztere einige Geldſtücke empfangen, begleitete er den unwilligen und aufgeregten Geber in die jenſeits des Fahrwegs beginnenden Häuſerreihen.

Vor Hertha's Hauſe hielten ſie in der That an. Der Kleinere erhielt noch mit der Hand ein ziemlich derbes Andenken von dem aufgeregten Größern, der die Klingel zog und verſchwand. Wingolf wartete auf den vor ihm vorbeiſchießenden Gefährten eines Mannes, der alſo ohne Zweifel Conſtantin Ulrichs geweſen war . . .

Dieſer hüpfte mehr, als er ging, an ihm vorüber, pfiff, trällerte. Das empfangene Geld ſchien ihn luſtig zu ſtimmen. Wingolf konnte nicht umhin, ihm zu folgen. Er war im Stadtthore faſt dicht an ihm, dann ſchlug er eine andere Richtung ein, als die ſeinige hätte ſein müſſen. . .

Dennoch begleitete er ihn noch eine Strecke. Erſt als der Kleine in einem übel berufenen Viertel verſchwand, gab er die ihn unwillkürlich ziehende Abſicht, wenigſtens die Geſichtszüge dieſes Gefährten, der ſich ſo leichten Sinnes von Conſtantin Ulrichs mit Geld ausſtatten und dann mißhandeln ließ, genauer ins Auge zu faſſen. Es war nicht möglich geweſen. Er beſtieg einen Miethwagen und fuhr in ſeine Wohnung.

Eugenie, Wingolf's junge Gattin, war noch im Theater. Gewöhnlich wenn ſie zurückkam und noch ein einſames Lämpchen an einem Fenſter, das in den Hof ging, brennen ſah, wußte ſie, daß ſchwierige Arbeiten angekommen und der zärtliche Gatte ihr lieber erſt am nächſten Morgen gehörte.

So heute. Wingolf fand heimgekehrt verwickelte und verdrießliche Aufträge.

Es war damals jene vormärzliche Zeit, wo die Feinde der Ordnung nicht wie jetzt in den Handwerkſtätten aufgeſucht wurden, ſondern mehr unter den Studirenden, unter den Gelehrten. Eine Reihe von verdächtigen Namen lag vor dem neuen Verweſer der Juſtiz. Es waren Namen, die er wegen einiger neuentdeckter Dinge in Anklageſtand verſetzen ſollte. Die Verdachtsgründe beruhten auf Thatſachen, die actenmäßig neben ihm aufgeſchichtet lagen.

Wingolf las. Ganz hingegeben der ſchwierigen Auf-

gabe ſchüttelte er oft den Kopf. Endlich ſtieß er — erſtaunend und betroffen genug — auf einen Namen, den hier zu finden, zu ſeinem Kummer noch eine neue Verwickelung brachte.

Auch der Doctor der Rechte Conſtantin Ulrichs ſtand auf dem Verzeichniß . . .

Bis tief in die Nacht las Wingolf die Vergehen, deren ſich ein Mann ſchuldig gezeigt haben ſollte, der, nach Hertha's ſchwerlich je zu beugendem Charakter zu ſchließen, früher oder ſpäter beſtimmt war, ſein Sohn zu werden.

Zweites Capitel.

Constantin Ulrichs.

Constantin war deshalb so spät zu Frau von Zabel gekommen, weil er die Widerwärtigkeiten, die ihn bedrohten, schon in Erfahrung gebracht hatte.

Benachbarte größere Staaten gaben den mittlern und kleinern damals und vielleicht noch jetzt die nähern Kennzeichen derjenigen Richtungen an, die sie bei sich nicht dulden sollten. Die Bedrängniß, die dann über den Einen verhängt wurde, kam bald auf die Andern, zu denen Jener sich hielt. Papiere wurden mit Beschlag belegt, Aeußerungen zu Protokoll gegeben und ähnliche Tendenzproceduren vorgenommen, die bei dem eigenthümlichen patriarchalischen Wesen unsers deutschen Staatslebens Vergehungen dieser Art immer wie persönliche Kränkungen der Staatsoberhäupter heraustreten lassen und Dem, der einmal einem solchen Makel verfallen ist, oft sein Leben lang nicht wieder verziehen werden und im Grunde ihm anrathen sollten, den Boden des Vaterlandes für immer zu verlassen.

Conſtantin Ulrichs hatte ſeine Gefahr an jenem Abend Hertha mitgetheilt.

Man kann ſich denken, wie von ihr, der ohnehin ſchon Aufgeregten, dieſe Mittheilung aufgenommen wurde. Nicht mit Furcht, ſondern mit Entrüſtung.

Schon in aller Frühe war ſie zu ihrem Vater geeilt und hatte natürlich alle Waffen ihrer neugewonnenen Ueberzeugungen mit ſich genommen und angewandt. Wir können nach dem Vorangegangen die Scene, die zwiſchen Vater und Tochter ſich ereignete, uns ausmalen . . .

Den Ausgang dieſer Unterredung erwartete Conſtantin in ſeiner Wohnung.

Er freilich mit großer Spannung und brennender Unruhe. Selbſt die geringſte üble Folge, die er für ſeine Perſon fürchten konnte, Ausweiſung aus dieſer Stadt, war ihm bei der Beziehung, die er zu Hertha gewonnen, das Verdrießlichſte. Verbannt aus Verona, iſt aus der Welt verbannt! ſagte Julia Capulet in einer Zeit, wo zwiſchen Mantua und Verona noch keine Eiſenbahn ging; aber auch jetzt noch würde Julia Capulet in einem Verbannt von Verona nach Mantua! Schrecken gefunden haben läſtigſter Art, falls ſie nicht zu dem äußerſten Mittel griff, mit Romeo nach Mantua zu entfliehen.

Das Verhältniß zwiſchen Hertha und Conſtantin hatte ſich in dem ſchon beſprochenen Freiherrlich Reiſig'ſchen

Hauſe angeknüpft, in das dieſen jungen Mann Empfehlungen eingeführt hatten.

Hertha hatte dort dem Eindruck, den ihr Conſtantin machte, bald Rede geſtanden, hatte beobachtet, wie Conſtantin's Geſtalt, ſein zwar unſtetes aber blitzendes Auge, noch mehr aber ſeine immer ſprungweiſe gegebenen, abgeriſſenen, den Hinterhalt einer bedeutenden Weltanſchauung verrathenden Aeußerungen auf ſie wirkten.

Auch er machte dieſe Entdeckung.

Ob es Liebe war, die Conſtantin für Hertha Wingolf, die Tochter des Miniſters, empfand, iſt ſchwer zu ſagen. Conſtantin ſtand ſeinen Gefühlen nicht gern Rede, ja es gehörte zu ſeinen Grundſätzen, dergleichen Selbſtbeſpiegelung, wie er die Anfänge der Liebe nannte, dergleichen Zergliederung ſeines Innern zu verwerfen. Er fand das ideale ſchöne Mädchen gewiß ſehr intereſſant, ſehr anregend und zeichnete ſie gewiß mit aufrichtiger Hingebung aus.

Man war gewohnt, dieſem jungen Manne überall, wo er auftrat, ein großes Uebergewicht über die Geſellſchaft einzuräumen. Er hatte ſich eine umfaſſende Menge von Kenntniſſen in den verſchiedenartigſten Wiſſensgebieten erworben und in den neueſten Vorkommniſſen der Politik und der Naturwiſſenſchaft war er gewiß immer heimiſch. Er beſaß eine außerordentlich ſichere Art der

Auseinanderſetzung. Jedes Wort, das er ſprach, hatte etwas Gewichtiges, ſelbſt wenn er es nur ſo hinwarf. Selbſt ſein Zweifel konnte für Andere Dogma werden.

Conſtantin war ein umſichtiger und erfinderiſcher Geſellſchafter. Er ging auf jeden Scherz der Damen ein, ohne doch im mindeſten den häßlichen Schein eines Galopins ſich zu erwerben. Man konnte ihn nicht eigentlich gefällig und zuvorkommend nennen, aber er verdarb keinen Scherz und war bereit, an jedem Spiele Theil zu nehmen, ſelbſt mit den älteſten Damen. Kein Wunder, daß Conſtantin Ulrichs die Seele der Geſellſchaften wurde und ſich eine Meinung von ihm verbreitete, die für Hertha geradezu wie ein Strom vom ewigen Quell des Lichtes erſchien.

Conſtantin beſuchte dann bald auch Frau von Zabel. In der ruhigen Art, mit der er ſich in jeder Lage zu geben wußte, wenn er beobachtet wurde, mit derſelben faſt ſieggewohnten Sicherheit zog er ganz in Hertha's Seele und Leben ein. Er wurde der Schlußſtein ihres alten, der Grundſtein ihres neuen Syſtems. Sie bezeichnete ihn ganz einfach: Dies iſt ein Mann! Sie hatte nie vor einem Manne Reſpect gehabt, ſelbſt vor ihrem Vater nicht; denn ſie liebte ihn — einen Vater überſieht ein Kind ſehr bald in allen ſeinen Schwächen und nur in der Liebe vergißt man dann ganz, daß man mit vielen Dingen im Leben Nachſicht haben muß — Conſtantin war der erſte

Mann, der Hertha auch imponirte. Sie liebte ihn anders als ihren Vater.

War Conſtantin Ulrichs allein mit ſich, ſo war er freilich ein Anderer, als ihn Hertha kannte.

Er konnte dann ſeinem Ich den Zügel ſchießen und ſich gehen laſſen.

Seinem älteſten Freunde Jean Reps, wie man dieſen ſchon auf der Univerſität, um den „überwundenen“ Jean Paul zu bezeichnen, nannte (er hieß eigentlich Johann Repſe), einem halbverdorbenen Predigtamtscandidaten, hatte er, wie Wingolf beobachten konnte, am Abend vorher das Geld, das er ſehr oft in die Lage kam, dieſem leihen zu müſſen, mit einigen höchſt wahrſcheinlich verdienten Rippenſtößen gegeben. Conſtantin war auswärts nonchalant, im Hauſe oft pedantiſch bis, wie Jean Reps ſagte, zum Zopf. Conſtantin ſchmähte oft, wenn er die Seinigen beſuchte und die bei ihnen herrſchende etwas geniale Wirthſchaft wiederſah. Er leugnete die meiſten feſtſtehenden Thatſachen, nur nicht ſeine Kleider, ſeine Wäſche, ſeine Schreibmaterialien, die Geräthſchaften der Toilette, die er ſehr gewiſſenhaft zu machen pflegte und ähnliche ſehr wichtige und auf entſchiedenſte Stabilität angewieſene Dinge.

Zu den Ausnahmen von jener allgemeinen Unbeſtändigkeit der Begriffe, die ihm das Weltall zu erfüllen ſchien, rechnete Conſtantin noch ſeine Cigarren und ſeinen Kaffee.

Er konnte über neue philoſophiſche Lehrgebäude, die in Geſtalt eines vom Buchhändler ihm zugeſandten Buchs ſich vorſtellten, höchſt witzig ſpotten, konnte den Unſinn „unmöglicher Beweisführungen“, wie er ſagte, ſehr treffend von ſich weiſen, aber ein Werk über die echte Kaffeezubereitung der Levante ſtudirte er andächtig.

An dieſer Lieblingsbeſchäftigung der Frühſtückszubereitung pflegte ſich Jean Reps faſt jeden Morgen, den Freund noch aus den Federn klopfend, zu betheiligen.

Und ſo trat er auch heute in charakteriſtiſcher Sicherheit durch die weit aufgeriſſene Thürpforte, rief einen Guten Morgen! und warf ſich in die Sofaecke, die ſchon ſeit Jahren erb- und eigenthümlich ihm gehörte.

Und Conſtantin, der gerade am Fenſter mit dem Filtriren ſeines Mokka beſchäftigt war, erwiderte nicht einmal den Gruß. Er nahm den Freund wie ein Fürſt ſeine Höflinge zum Lever an.

Conſtantin konnte mit Jean Reps Vieles, vielleicht Alles machen, was er wollte. Daraus ergab ſich eine ſonderbare Poſition. Jean Reps war Conſtantin eine Laſt und doch bedurfte er ſeiner. Jean Reps war ſo zu ſagen für Conſtantin's Hofſtaat der Ceremonienmeiſter. Dieſer zwei bis drei Jahre ältere Buſen-, Schul- und Univerſitätsfreund, Sohn geringer Aeltern, von Stipendien aufgefüttert, krummbuckelnd durch die Welt gegangen, war der Leibpage und erſte Mammeluk ſeines jüngern

und bedeutſamer entwickelten Freundes. Er ſchlug ſchon ſeit Jahren vor ihm die Pauken der Bewunderung und raſſelte mit den Schellen ſeines von ihm verbreiteten Ruhmes.

Conſtantin Ulrichs, Paſcha der Geiſtreichigkeit von drei Roßſchweifen, mußte Jean Reps das Verdienſt einräumen, daß er, wie dies bei den größten Talenten nie zu verſchmähen iſt, ihm in ſeinen Erfolgen nachgeholfen hatte. Johann Repſe hatte ihm überall die Wege bereitet, nannte ſich ſeines Meiſters Johannes, ſtreute ihm Palmen und Baumzweige auf den Weg, rief ihm Hoſianna und trank dafür natürlich faſt jeden Morgen bei Conſtantin den Kaffee, plünderte ſeine Eßvorräthe, ſeine Cigarren, bemächtigte ſich auch wol ſeines Schreibſecretärſchlüſſels und veranlaßte Conſtantin oft zu der Bemerkung, er wolle dieſe offenbaren Diebeseinbrüche bei ihm ertragen, ſo lange ſie nicht hinter ſeinem Rücken geſchähen. Wenn Conſtantin irgendwo öffentlich zu eſſen pflegte, fehlte gewiß ſein Freund nicht und nur die Abende behielt ſich Jean Reps für ſich und widmete ſie ſeinen altſtudentiſchen Neigungen, die gewöhnlich bei ſeinem ungeheuren Biergenuß mit einem Rückfall in eine Form von Genialität endeten, die Conſtantin Ulrichs nicht leiden mochte und nie gelitten hatte. Man konnte von beiden Freunden ſagen, ſie hatten, wie der Dichter ſingt, ihre Sache auf Nichts geſtellt, allein das Nichts Conſtantin's war ein Nichts, in dem

die Negation des Weltalls noch den Salon übrig ließ, bei Jean Reps aber nur noch die Realität der Kneipe.

Der Verdruß über die Gefahren, die ſich über ihren Häuptern zuſammengezogen, war bei Jean Reps und Conſtantin ein gemeinſamer.

Auch in Betreff der lindeſten Form, der Ausweiſung, da Jean Reps nach Conſtantin's Ausdruck von irgend einer „achtbaren Bürgerlichkeit“ gefeſſelt war.

Das Verdrießliche mehrte ſich, weil beide Freunde in die Lage kommen ſollten, weit weniger für ihre eigenen Irrthümer oder Vergehungen zu leiden als wegen fremder Verſchuldung.

Es war vorzugsweiſe ein anderer junger Mann, der ſchon in ein Amt eingetreten war, Namens Eberhard Ott, der eine gewiſſe Gemeinſchaftlichkeit errichtet hatte, einen Leſekreis, in welchem meiſt ſolche Schriften circulirten, die verboten oder ſchwierig anzuſchaffen waren.

Aus dieſem Leſeclub war manche andere ſolidariſche That entſtanden, die Jeden traf, auch wenn man bei der Abſtimmung gefehlt oder, wie es von Julius Cäſar und Conſtantin Ulrichs hieß, durch „Abweſenheit geglänzt“ hatte.

Da waren flüchtige oder abgeſetzte Lehrer unterſtützt worden, Sammlungen veranſtaltet, von begeiſterten Frauen Lotterieen eingeleitet, kurz, man wird ſich jener Zeit erinnern, die auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft, der Kirche und des theoretiſchen Staates Märtyrer genug ſah.

Dieſe organiſirte Uebereinſtimmung der Gemüther ſollte nun ausgerottet, aufgehoben, ja beſtraft werden und für Eberhard Otto beſonders konnte die Wendung die gefährlichere werden, da gerade er im Begriff ſtand, in die Provinz, eben in jene öſtliche Univerſitätsſtadt H., abzureiſen, um daſelbſt ſchon die glücklich errungene Stelle eines Aſſeſſors, alſo in feſtem Staatsdienſte, anzutreten.

Da in jener Stadt auch Conſtantin's Familie lebte, hätte es nicht Wunder nehmen dürfen, daß Eberhard Ott bald dem ſchon an Conſtantin's Kaffeetiſch ſchwelgenden Jean Reps — („ſtill und bewegt" nannte es Erſterer) — auf dem Fuße folgte.

Er wollte vielleicht nach Aufträgen für Conſtantin's Familie fragen oder die gemeinſame Gefahr mit dem ſonſt für unverwundbar geltenden Doctor beſprechen.

Daß Conſtantin ſelbſt nur ein unverwundbarer Achilles war, gehörte zu den Wirkungen jener Verheißungs- und Prophetenthumshuldigung, die Jean Reps für ihn ſeit Jahren anzubahnen verſtanden. Mit Dem iſt das Glück! Das ſtand feſt. Siegfried und Achill war er Allen, die mit oder bald vor oder bald nach ihm ſtudirt hatten.

Um die Aehnlichkeit mit Achill oder Siegfried noch zu erhöhen, ſprach man oft in einem unendlich geheimnißvollen Tone von gewiſſen Stellen, wo allerdings auch Conſtantin zu den Sterblichen gehörte.

Ja, pflegte Jean Reps wol zu ſagen: Der Koloß von Rhodus macht regelmäßig einen Entrechat, wenn man ſeinen ſchlechten Kaffee gut finden ſoll — es gehört nämlich zur Eigenſchaft ſolcher Naturen, wie Jean Reps, daß ſie Das, was ſie borg- oder ſchenkweiſe erhalten, nur als in Gnaden empfangen quittiren und ſich zuletzt doch immer noch durch den Tadel des Geſchenkten, wie es Conſtantin bei anderer Gelegenheit nannte, den „freien und unbefangenen Standpunkt“ erhalten.

Heute war Reps nahe daran, ſeines Freundes geheime Blöße die Furcht zu nennen. Nicht die gemeine Furcht, ſondern die Furcht vor dem Unbequemen und Widerwärtigen. In den nergelnden Worten, die Conſtantin beim Filtriren unaufhörlich über den „Scandal“ und den „Unſinn der Zeit“ ausrief, lag eine Beſtätigung dieſer Annahme. Doch Reps klammerte ſich an die gute Wirkung der Vermittelungen Hertha's, verbat ſich die ariſtokratiſchen Anzüglichkeiten ſeines „geſinnungsloſen“ Freundes und als dann Eberhard Ott eintrat, ein ruhiger, gelaſſener Mann, eine ſtille und ernſte Natur, da kam Faſſung und Haltung in das gemeinſame Geſpräch. Man verſtändigte ſich über die Ausſagen, die man zu geben gedächte, ſprach die Gefahren durch, denen man mit Ergebung entgegenharren wollte und zeigte ſich, auch wenn man durch Hertha die böſen Gerüchte beſtätigt hören würde, von einer Feſtigkeit, die unter dem Einfluſſe der

ſittlichen Natur eines Mannes wie Eberhard ſtand und nun nicht mehr wanken wollte und nicht weichen.

Als dieſe Verabredung zu Ende, das Frühſtück verzehrt war und Eberhard, der noch heute zu reiſen gedachte, Abſchied nehmen wollte, ſagte Reps:

Bleiben Sie noch, Ott! Conſtantin hat ja einen Auftrag für Sie.

Einen Auftrag, Ulrichs? fragte Eberhard ohne auf Reps zu ſehen, den er ignorirte und nur ſeiner Anhänglichkeit an Conſtantin wegen duldete.

Für Ihre Eltern? Für Wen? Mit Vergnügen bin ich bereit.

Conſtantin erhob ſich.

Etwas verlegen ging er im Zimmer einmal auf und nieder, ſchloß dann ſeinen Schreibſecretär, nahm aus einem Schubfache einen Ring und ſagte zu dem erwartungsvoll den Hut wieder wegſetzenden Freund:

Ja, lieber Ott! Es iſt dies eine eigene Commiſſion. Reps kennt den Gegenſtand. Es iſt mit drei Worten allerdings ein Gefallen, den Sie mir thun müſſen.

Mit Freuden! erwiderte Eberhard und war geſpannt.

Mit dem Ringe ſpielend, trug Conſtantin dann ſeine Angelegenheit vor.

Es war eine Herzensſache.

Seit Jahren, erzählte Conſtantin, feßle ihn an ein junges Mädchen in Liederbach, einem Dorfe, dicht an

dem Aufenthaltsorte ſeiner Aeltern, ein Verlöbniß. Es wäre dieſe ſeine Verlobte die Tochter des dortigen Pfarrers.

Conſtantin erzählte, er hätte ſchon auf der lateiniſchen Schule in H. die Spaziergänge nach Liederbach vorzugsweiſe geliebt, hätte gern den Pfarrer beſucht, Agnes, ſeine Tochter, ſich damals „möglichſt idealiſirt,“ hätte im „gemüthlichen Auflug“ auch ſeine Geſchwiſter öfters mithinausgenommen und ſo wäre denn eine Studentenliebe entſtanden, der die Gewöhnung Bindekraft, jeweilige Abſchiede und Briefwechſel eine Art von Poeſie gegeben hätten und Agnes Planer wäre ein Mädchen, das Manchen glücklich machen könnte, der auf dem Standpunkte der Idylle — Jean Reps rief Mercutios' Worte dazwiſchen: O Fleiſch, Fleiſch, was biſt du verfiſcht worden! — ſtehenzubleiben gedächte. Dieſen Roman müſſe er abbrechen. Die Bekanntſchaft mit Hertha Wingolf, der Tochter des Miniſters, höbe ihn auf. Was auch für Chicanen vom Geſchick zunächſt zu fürchten wären, für Hertha Wingolf ſage die großartige Auffaſſung, mit der ſie den Bund ihres Herzens und Geiſtes mit ihm geſchloſſen, in dem Grade gut, daß er ſich eilen müſſe, „ſtörende Vergangenheit“ abzuthun. Hertha wiſſe bereits von der Exiſtenz einer Agnes Planer. Er hätte ihr ſogleich dieſen Beweis von Offenheit um ſo unbefangener geben dürfen, als er vorausſehen konnte, wie ſie ein ſolches Geſtändniß aufnehmen würde. Sie hätte erſt eine Weile

geſchwiegen, dann gefragt: War ſie von Ihnen geliebt? Er hätte mit voller Wahrheit eingeſtehen dürfen, daß dieſe Liebe in ihm eine längſt überwundene wäre und Hertha hätte dann aus ihren Locken wahrhaft ſchwermüthig in die dunkeln gerade am Horizont vorüberziehenden Wolken geblickt und vor ſich hin die Worte geſprochen: Die Welt iſt trüb! . . . Dann hätte Conſtantin ſeiner eigenen beklemmenden Ungewißheit über Hertha's Empfindungen dadurch ein Ende gemacht, daß er ſeinen Lieblingsſatz ausgeſprochen: „Die Welt leidet ja nur an den Widerſprüchen, in welche wir uns ſelbſt mit ihr ſetzen; folgten wir immer der Natur und gäben uns ſo, wie es uns Bedürfniß iſt, dann könnten wir eine Ahnung von Dem gewinnen, was es heißt, Herrſcher der Erde zu ſein . . .“ da hätte ſich Hertha gewandt und nur allein noch die Worte geſprochen: Conſtantin, folgen Sie Ihrem Triebe! Von dieſem Augenblicke an wäre Agnes Planer nicht mehr für ihn da und es käme nur noch darauf an, mit einer gewiſſen Ruhe und Schonung Agnes in Lieberbach von dieſer Wendung in Kenntniß zu ſetzen. . . .

Conſtantin legte die Cigarre fort.

Verrieth er, als er ſich zum Vollſtrecker ſeines traurigen Auftrags gerade Eberhard Ott wählte, darin große Menſchenkenntniß, daß er ein mildes Gemüth wählte, ſo durfte er ſeine Wahl noch gelungener nennen, wenn er ſeiner Schweſter Frieda gedachte.

Eberhard Otto liebte Frieda Ulrichs.

Es war keine Täuſchung ſeines ſcharfen Auges, wenn Conſtantin ſich ſagte, es zöge Eberhard mit Zugvogelſehnſucht nach dem Orte hin, wo ein ſeit ihrer letzten Anweſenheit in der Reſidenz alle Gedanken Eberhard's erfüllendes Mädchen wohnte und einen ganzen Ort, wie man erzählte, bezaubere.

Mußte nicht Eberhard geneigt ſein, ſich den Bruder eines ſo geliebten Weſens und die Familie zu verbinden?

Noch mehr. Eberhard war gerecht genug, einzuſehen, daß die ihm dem Namen nach wohlbekannte Hertha Wingolf, von der die Reſidenz genug zu ſprechen hatte, die Tochter eines möglicherweiſe künftigen Chefs der ganzen Landes-Verwaltung und Förderers der Lebensſchickſale Conſtantin's, ſein Herz mehr erfüllen durfte als jener „Irrthum von Lieberbach", wie Conſtantin ſagte, und daß es im Leben eines jungen Mannes Kriſen geben könne, wo man vor einer Vergangenheit ſteht wie wiederum nach Conſtantin's oft gebrauchtem Ausdrucke „die Schlange vor ihrer jährlich abgelegten Haut."

Agnes Planer — wer konnte ſie ſein? Ein Pfarrerskind, verblühend ſchon, ohne Reiz für einen entwickelten jungen Mann, der eine Bedeutſamkeit erſten Ranges war, wofür Conſtantin allerdings auch von Eberhard Ott anerkannt wurde.

Und da nun in Conſtantin's Worten nichts vorge-

kommen war, was ſeinen eigenen Sinn verletzt hatte, ſo ergriff Eberhard ruhig deſſen Hand und ſagte:

Mein lieber Ulrichs, Sie geben mir einen Auftrag, der faſt wie das Anſagenſollen eines Todesfalles klingt. Eintreten müſſen in jene kleine Hütte und berichten: Aermſte, dir iſt in der Ferne dein Lieb geſtorben! . . . In der That. . . .

Es iſt noch nicht lang, daß's geregnet hat, fiel Reps weinerlich ſingend ein. Die Blätter, die tröpfeln noch. Ach! Ich hab einmal einen Schatz gehabt. Ach! Ich wollt', ich hätt' ihn noch!

Conſtantin lachte über den böſen Einfall.

Eberhard aber, ſich nur ein wenig umwendend zu dem auf dem Sofa ſich ſtreckenden Spötter, warf ruhig dazwiſchen:

Sie ſind ein ſehr elender Menſch, Repſe! Man möchte glauben, das Wunder von dem Gergeſener See wäre wahr geweſen und in Ihnen ſtäke wirklich noch ſo eine Seele von dem Borſtenvieh, das damals aus den Beſeſſenen fuhr! Es gibt in der That nichts Verruchteres als einen gefallenen und doch noch frechen Prieſter. Wer dem Heiligſten, was der Menſch verehrt, adminiſtrirte und die Handgriffe kennt, die die Menſchheit ſich als Geberde des Segens denkt und dann ſeitabwärts tritt und ſeinem und Anderer Gotte Grimaſſen macht, der iſt denn doch ſchon der ſchlechteſte Kerl von der Welt. Wir Andern

ſind allerdings auch gottlos und fallen auch von unſerer Kindheit und unſerm poetiſchen Glauben ab, aber ſo höhniſch fletſchen wir doch nicht die Zähne und kokettiren ſogar mit unſerm Abfall wie Einer dann von euerm Gelichter!

Zum Henker! polterte Reps auf, was quälen Sie ſich denn mit Ihrem Pathos! Ulrichs fängt an Diplomat zu werden. Ich hatte mich ſchon gefreut, die Reiſe nach Liederbach auf gemeinſchaftliche Koſten zu machen. Dem alten Planer wollt' ich ſeine Würſte und Eier vertilgen helfen und dabei ſo auf Conſtantin im Allgemeinen ſchimpfen, daß ſie's gleich hätten merken müſſen, was ich ſo von hinten herum und über die Speiſekammer weg im Beſondern ſagen wollte. Weshalb ſollen gerade Sie gehen? Weil Fräulein Hertha eine Mutter hat, die ſich Eugenie von Saalfeld nennt? Weil dieſe jenen Mann, der Planer von Liederbach heißt, zufällig ſehr genau kennt und Ergo — weil Seiner Gnaden Graf Ulrichs nicht wollen, daß man von der Mördergrube ſeines Herzens....

Weiter kam Jean Reps nicht.

Mitten in ſeiner Auslegung hatte ihn Conſtantin ſchon ergriffen und mit zwei kräftigen Muskelbewegungen vom Sofa weggeſchleudert und zur Thür hinausgeworfen.

Ein alter Hut flog ihm nach.

Der Riegel wurde zugeſchoben.

Conſtantin ſtand in ſonſt ungewohnter Heftigkeit.

Die Flügel ſeiner Naſe gingen auf und ab, das untrügliche Zeichen eines Zornes, der ſich nicht verſtellt. Er ſagte:

Glauben Sie nicht, Ott, daß ich dieſen traurigen Schritt mit ſolchen Berechnungen mache! Allerdings iſt es wahr, es iſt hier ein eigenes Zuſammentreffen. Die junge Wingolf, die Frau des Alten, iſt zufällig vom Pfarrer Planer erzogen worden. Da ihre Mutter früh ſtarb, gab ſie ihr Vater nach Stiftshof, einem dicht bei Liederbach gelegenen Schloſſe eines Freundes. Dort von Liederbach aus unterrichtete Planer mehre Jahre lang einen Kreis junger adeliger Damen. Ich weiß nicht, beſteht die Verbindung zwiſchen dem alten Planer und der jetzigen Geheimräthin noch oder iſt ſie abgebrochen; kurz, mein Verlöbniß mit Agnes wird ihr nicht ganz Geheimniß ſein. Erfährt ſie nun dieſen Bruch, ſo bin ich wol über die Wirkung, die daraus für mich und Hertha entſtehen würde, ſehr beruhigt. Anders aber könnte allenfalls die Wirkung auf den Vater ſein. Ich habe bisher dieſe ganze adelige Coterie und Alles, was dazu gehört, wie Sie aus meinen Geſinnungen wiſſen, wenig geachtet, aber es kann mir nicht gleichgültig ſein, wenn ich zu gewärtigen hätte, vor Hertha's Aeltern in ſo unmittelbar ihnen erſichtlichem Lichte des Wortbruchs dazuſtehen. Die Trennung Hertha's von ihrem Vater kann ich nicht billigen und unterſtütze ſie nicht; doch für Hertha's Sinn läge ein Wagniß

darin, die Rückkehr zu ihm mit Eifer zu befördern oder wol gar zu verlangen. Erſchein' ich aber ſo dem Vater ſchon als Störenfried ſeines Hauſes, denken Sie ſich dann ferner unſere Calamität mit dem ſo übelgedeuteten Verein und die Verdächtigung unſerer Anſichten, ſo werden Sie mir eingeſtehen, daß ich wenigſtens in Liederbach eines Anwalts bedarf, der meine Handlungsweiſe dort ſchonend vorträgt und mich vor dem grellen Aufſchrei der dortigen Verletzung ſicherſtellt. Agnes iſt empfindleriſch, ſie wird ein trauriges Weſen machen. Der Vater iſt ein Brauſekopf, ein Gegner unſerer Richtung. Ich gewärtige unter ſolchen Umſtänden einen Wirrwarr, vor dem ich geſchützt ſein muß und deßhalb bitte ich Sie, lieber Ott, halten Sie mir in dem gegenwärtigen Handel da in Liederbach wenigſtens ſo lange die Partie, bis ſich meine jedenfalls unendlich intereſſante Beziehung zu Hertha Wingolf geregelt hat. Seit geſtern weiß der Vater von ihrer Neigung. Er erfuhr ſie in demſelben Augenblicke, wo es von ihm abhängen wird, ob gegen uns Unterſuchung aufgenommen werden ſoll oder nicht. Mit Ungeduld erwart' ich von Hertha die Nachricht, was ſie eben bei dem Geheimrath ausgerichtet hat. Sagen Sie mir aufrichtig, was Sie von dem Allen denken? Und ſprechen Sie gerade heraus. Ich kann Ihre Kritik ertragen.

Conſtantin gehörte zu den Menſchen, die die geborenen Herrſcher des Augenblicks ſind.

Man hört nicht ihren Gründen und Meinungen zu, ſondern nur der Art, wie ſie ſie vorzutragen wiſſen.

Dieſe imperatoriſchen Charaktere haben immer Recht. Sie brauchen nur einfach die Frage zu ſtellen: Ja oder Nein? und die Zuhörer, entzückt mehr von der Macht ihrer Perſönlichkeit als von den Gründen ihrer Auseinanderſetzung, geben unbedingt ihre Zuſtimmung, vertrauend ſchon dem Zeichen des Siegs, das für alle und ſelbſt die ſchwierigſten Lebenslagen auf die Stirn dieſer berufenen Menſchen gedrückt iſt und das ſogar der ganzen Gattung als ſolcher, als bewußter Menſchheit, wohlthut.

So ging es auch dem in allen andern Beziehungen nicht minder ſelbſtändigen und ernſten Eberhard.

Mochte es ſein, daß durch die Worte, die Conſtantin ſprach, immer die Lieder ſummten, die einſt Frieda hier auf dieſem Zimmer beim Bruder geträllert hatte oder daß die braunen Augen, in die er ſein ganzes Sinnen ſchon ſeit Monaten verſenkt hatte, um ihn her blitzten und ſo funkelnd hüpften, wie Frieda ſelbſt zu hüpfen und vom Sofa zum Fenſter, vom Fenſter zum Tiſch zu gaukeln pflegte, Eberhard konnte Alles, was ihm Conſtantin vortrug, nur ſehr vernünftig, ſehr billig, ſehr zweckmäßig finden und verſprach, ſich dem Auftrage in Liederbach ſchon an dem erſten Tage ſeiner Ankunft in H. mit aller nur möglichen Schonung zu unterziehen.

Er entfernte ſich, nachdem man noch für den Fall, daß die über ihnen Allen ſchwebende Wolke einer politiſchen Behelligung ſich wirklich entladen und ihre kleinen grünen Lebensernten auf lange Zeit zerſtören ſollte, einige Verabredungen getroffen hatte.

Als Eberhard ſchon die Thür in der Hand hatte, rief ihm Conſtantin noch einmal nach, griff auf ſeinen Schreibſecretär, auf deſſen Sims er den Ring gelegt hatte und gab ihm noch dies faſt vergeſſene Symbol mit.

Eberhard ſteckte mit ruhiger Hingebung den fremden Verlobungsring an ſeinen Finger und noch an demſelben Tage Nachmittags verließ er die Reſidenz.

Die Freunde waren bis dahin unangefochten geblieben.

Drittes Capitel.

Rechte und Pflichten.

Die Erfolge des Morgenbeſuchs, den Hertha ſchon in aller Frühe bei ihrem Vater gemacht hatte, waren nicht die erfreulichſten geweſen.

Wingolf konnte und durfte ſich der Auffaſſung nicht entziehen, die für die vorliegenden Vergehen einmal die officielle geworden war.

Er ſelbſt hatte wol einen freien Ueberblick der Zeit und kannte noch ganz den Trieb der Verfolgung nicht, der bei Staatsdienern, die im Amte ſolcher politiſchen oder Tendenzinquiſitionen zu lange ſtehen, zuletzt eine förmliche Manie werden kann, — eine Manie, bei der es wenigſtens in Frankreich ſchon vorgekommen iſt, daß Spürkräfte, denen der Ruhm auch zu vieler Erfolge geworden, bei neuen Entdeckungen, die ſie gemacht haben wollten, in den Verdacht geriethen, das ſo überaus Gefährliche oft ſelbſt angeſtiftet oder wenigſtens ſich den Fund gerade ſo zurechtgelegt zu haben, wie ſie ihn recht effectvoll betreffen wollten —.

Von dieſem Fanatismus war Wingolf frei. Dennoch konnte er ſich den einmal zur Pflicht gemachten Auffaſſungen nicht entziehen.

Ein Niederſchlagen dieſer ihm mitgetheilten Vergehen war ebenſo unmöglich, wie gar ein Vertheidigen und Rechtfertigen, was Hertha verlangte. Nach Hertha's Sinne hätte der Vater nichts Anderes thun ſollen, als die Sache der bedrohten Neuerer ganz zu ſeiner eigenen machen und dem Fürſten und den Miniſtern und der beſtehenden Geſellſchaft zurufen: Ihr Alle ſeid auf dem Wege des Wahns und früher oder ſpäter verfallt ihr dem ſchrecklichſten Verderben!

Hertha fand es entſetzlich, daß Wingolf, ſo ernſt ſein Auge blickte, über dieſen Vorſchlag ſich eines Lächelns nicht erwehren konnte.

Eugenie hatte allerdings von Wingolf kaum den Namen der Herzenswahl ihrer Freundin vernommen, ſo hatte ſie ausgerufen:

Conſtantin Ulrichs? So heißt ja der Verlobte der Agnes in Liederbach!

Auch über dies Zuſammentreffen war die Erörterung Hertha's mit dem Vater peinlich genug. Wingolf lehnte jede Gemeinſchaft mit einem ihm ſo zweideutig ſich aufdrängenden Sohne ab. Und auch dieſer Ausdruck empörte Hertha. Es trat ein förmlicher Bruch zwiſchen Vater und

Tochter ein. Die Welt bekam Stoff zur üblichen Verbreitung.

Jene Zeit, kurz vor den Februartagen des Jahres 1848, war in vieler Hinſicht vorurtheilsfreier als die gegenwärtige.

Man hatte damals nur an ideelle Umwälzungen geglaubt. Erſt ſpäter, als man erfahren mußte, daß ſich die Revolutionen nicht in Glaceehandſchuhen machen, hat ſich die jetzt herrſchende Abneigung faſt gegen alle idealen Auffaſſungen des Lebens und der Sitte eingeſtellt, eine Abneigung, die man in jenen Tagen ſelbſt in ſolchen Kreiſen nicht kannte, deren Intereſſen auf die Erhaltung des Beſtehenden angewieſen ſind. Conſtantin lebte ſchon lange, mannichfach empfohlen, in der großen Welt und Hertha erntete dort manche Zuſtimmung. Viele fanden den Schritt des Vaters, in ſeinen Jahren noch einmal ſich zu vermählen, in der That unverzeihlich, die Wahl einer Freundin der Tochter gegen dieſe unzart und rühmten Hertha, wenn ſie ihrem ſtarken Geiſte hinlänglich vertraute, um ſich ein Schickſal ſelbſt zu gründen.

Es war in dem allgeſuchten glänzenden Reiſig'ſchen Hauſe, wo Hertha eines Abends in die Lage kam, Eugenien, ihrer Mutter, die ſie ſeit ihrer Heirath vermieden und noch nicht geſprochen hatte, zu begegnen.

Die Gemahlin des Freiherrn von Reiſig, eines reichen

Privatmanns, durfte ſich beiden Gegnerinnen Freundin nennen.

Auch ſie, eine Geborene von Landſchütz, von jenem Stiftshofe zwiſchen H. und Liederbach, hatte einen Wittwer geheirathet, dem ſie die Kinder der erſten Ehe mit liebevoller Sorgfalt erzog. Aber ſie achtete Hertha's Verſtimmung; ſie hatte das junge Mädchen beſonders gern und bei ihr war es, wo die Tochter des dirigirenden Juſtizchefs muſikaliſchen Unterricht ertheilen wollte, ein Plan, den Wingolf ſtörte. Julie von Reiſig ſuchte nun ſchon oft die ſtreitenden Elemente zu verſöhnen. Sie gehörte zu jenen natürlichen Weſen, die gern die Rückhaltungen durchkreuzen. Manchem Wunder wie eingebildeten Weltmenſchen, manchem klugen Lebensphiloſophen hatte ſie ſchon die künſtlichſte Verſtrickung, mit der ſolche ſich zu geben pflegen, mit einem abſichtlich ausgeplauderten Geheimniſſe oder mit offenherzig ausgeſprochenen Vermuthungen zerriſſen. Schon manchen ſich gegenſeitig mit großer Hochachtung behandelnden Feinden hatte ſie geſagt, wenn es bei ihr zum Mittags- oder Abendtiſche ging: Kommen Sie! Setzen Sie ſich Beide zuſammen! Sie können ſich zwar nicht leiden, aber es wird gut thun, wenn ſie ſich beſſer kennen lernen! ... Da man dieſe Art, die bei Julien aus einem guten und fröhlichen Herzen und aus einem ſorgloſen Blick ins Leben entſtand, bei ihr hinlänglich kannte, ſo gab ſich in ihren Sälen und ſtillern Plau-

vercabineten Alles mit größter Natürlichkeit. Schon manche Ausſöhnung war bei ihr zu Stande gekommen und auch in's Wingolf'ſche Haus wollte ſie durchaus Frieden und Eintracht bringen. Sie entſchloß ſich, zur Liſt ihre Zuflucht zu nehmen.

Es war ihr Geburtstag.

Ihr zuvorkommender Gatte machte dem ausgedehnten Kreiſe ihrer Bekanntſchaften die geheime Anzeige, er bäte, ſich am Abend dieſes Tages bei ihm ohne beſondere Einladung einzufinden und ihm Gelegenheit zu geben, ſeine Gemahlin durch ein improviſirtes Feſt zu überraſchen.

Wer hätte da zurückbleiben dürfen? Nie waren die Räume des Reiſig'ſchen Hauſes ſo gefüllt, ſo glänzend und ſo gemiſcht aus allen Ständen und Lebensberufen.

So haben Sie's recht gemacht! ſagte auch über dieſe Miſchung hocherfreut Hertha eintretend zum Wirthe. Das iſt doch einmal ein Tag, wo man Menſchen, nicht eure ſogenannte Geſellſchaft ſieht!

Julie hatte die Genugthuung, ohne ſich eines Verſtoßes gegen die Geſetze der Schicklichkeit anzuklagen, heute den Vater, die Tochter, die junge Mutter und den auch ihr ſehr werthen und allbeliebten Doctor Conſtantin Ulrichs in Einem Salon vereinigt hoffen zu dürfen.

Doch nur für Hertha und Eugenie ſchlug ihr freundſchaftlicher Plan ein. Der Geheimrath konnte erſt ſpä-

ter kommen, da eine ſehr ernſte Miniſterſitzung gerade für dieſen Abend anberaumt war, eine Sitzung, die ſich, wie ſchon oft geſchehen, in die Nacht ziehen konnte. Conſtantin hatte den Gegenſtand derſelben in Erfahrung gebracht. Es handelte ſich um die endliche Entſcheidung über die Maßnahmen, die man gegen ihn und ſeine Genoſſen ergreifen wollte. So blieb auch er aus. Er betrieb die Zurüſtung einer möglichſt ſchnellen Entfernung, die für dieſen Fall längſt die wenn auch ſchmerzlichgegebene doch unabweisliche Zuſtimmung Hertha's gefunden hatte.

Hertha's junge Mutter, ihre Freundin Eugenie, fand ſich vorläufig allein ein. In einem kleinen Gemache, das einer überwölbten Weinlaube glich, wurde Hertha von Julien ſo geſtellt und in die Enge getrieben, daß jene nicht entſchlüpfen konnte, und ein tiefherzliches „Aber Hertha! Hertha!“ war Eugenien's Gruß, dargeboten der Freundin, deren Mutter ſie geworden und die ſie in dieſer Eigenſchaft heute zum erſten male ſprach.

Julie ließ die Gegnerinnen allein.

Auf einem kleinen Sofa ſaßen ſie dicht beiſammen, Hertha mit dem Schmuck ihrer edeln Einfachheit, Eugenie mit dem äußren Glanze, der ihrer Stellung gebührte.

Eugenie war kleiner als Hertha, runder, weicher. Ihr ſchwarzſeidnes, im Sitzen ſich bauſchendes Kleid zurückſchlagend, beantwortete ſie die gleichgültigen Fragen, die Hertha, um den trennenden Differenzen auszuweichen,

ſogleich raſch an ſie richtete, nur flüchtig und kam auf ihr „Aber Hertha! Hertha!“ immer wieder zurück mit dem ganzen Schmelz, der dem guten weiblichen Herzen ein Arſenal von feindlichen Waffen zu Füßen legen kann, wenn ein ſolcher Ton vom Herzen kommt und wieder auch zum Herzen geht.

Wie konnt' ich denn anders als fliehen, ſagte aber Hertha zu Eugenien, wie konnt' ich den Vater im ausbrechenden Nachfrühling ſeiner Empfindungen ſtören wollen! Nachfrühling; ſo nannt' er ſeine Liebe und ich will glauben an die Möglichkeit, daß auf dem Scheitel eines Mannes die Locke ſchon ſich ſilbern färbt und vor dem Winter doch noch einmal ſeine Zweige Blüten treiben! Es hat mich mit unausſprechlicher Trauer erfüllt, als ich dieſe Erfahrung machte — und mit dir! Mit dir! Doch kein Vorwurf! Ich will's verſtehen dies Bedürfniß des Glücks und der Liebe und du haſt vielleicht Recht gethan, als du ein ſolches Opfer deiner eigenen Jugend brachteſt.

O Schweſter! unterbrach Eugenie und pries Wingolf's Herz und Charakter mit dem einzigen: Er iſt ſo gut, ſo gut — —

Als ſie mit der Schilderung ſeiner Werbung, ihrer Beklommenheit, ihrer Furcht vor der Freundin geendet hatte, lenkte ſie auf Hertha ein.

Ein weibliches Herz, das Liebende in Nöthen ſieht, wird ſich immer berufen fühlen, zu helfen.

Sie ſprach von Conſtantin.

Hertha wies die Anklagen des Geliebten zurück.

Eberhard Ott war ja ſeit acht Tagen fern, hatte ja geſchrieben, hatte ja Verſicherungen gegeben, daß man ſich über den Liederbacher Eindruck von Conſtantin's veränderter Geſinnung vollkommen beruhigen könnte.

So ſchwand ſchon dieſer Makel von Conſtantin's Bilde und Eugenie durfte immerhin ſagen:

Ich kenne dies ſanfte und einfache Mädchen, ſchätze ſie und weiß, daß ihr der ganze Himmel ihres Lebens zuſammenbricht mit dem Verluſte Conſtantin's!

Mußte ſie doch auch hinzuſetzen: Aber ich verdenke es einem Manne, wie Ulrichs, nicht, wenn er ſich von Jugendfeſſeln dieſer Art befreit im Beſitz einer Liebe, die ihm eine Hertha widmet!

Sie ließ dann die Aeußerung fallen:

Für dich ſelbſt aber müßte es peinlich ſein, Hertha, dir ein fernes, einſam trauerndes Mädchen zu denken, dem du doch all ſein Lebensglück genommen haben wirſt?

Sie that dieſe Frage, weil ſie von Conſtantin keine günſtige Wirkung auf die Freundin überhaupt erwartete.

Darauf erwiderte Hertha mit ihrer gewohnten feierlichen Redeſtellung.

Ein Bedenken dieſer Art erfaßte mich, als mir Conſtantin's Geſtändniß einen Beweis ſeiner Aufrichtigkeit

gab. Ich prüfte mich und erkannte eine neue Veranlaſſung zu jenem Cultus der Wahrheit, dem wir leider weniger Opfer darbringen, als dieſer quälenden, kleinlichen, unſere ganze Geſellſchaft untergrabenden Lüge. Ich ſollte alſo nun auch handeln nach jener unglückſeligen Weltordnung, die wir zur herrſchenden gemacht haben, nach jener Theorie der Entſagung, die der Fluch des modernen Daſeins iſt? Nein, Eugenie! Dieſe Selbſtkaſteiung, die in einem ſolchen Falle verlangt, daß ich mein Heil allein in Thränen ſuche, halt' ich für das jammervolle Symptom des großen Siechthums in allen unſern Empfindungen und Handlungen, eines Siechthums, von dem die antike Welt nichts wußte und dadurch groß war. Ich bin nicht willens, hierin dem Allgemeinen zu folgen. Ich will ruhig ertragen, daß man mich verurtheilt. Wohl fühl' ich, daß es Muth koſtet ſolche Entſchlüſſe zu faſſen und weit entfernt bin ich, den Ernſt, den ſie hervorrufen, aus meiner Seele zu bannen oder leichtſinnig wegzutändeln, aber ich werde mich nicht dem Gewöhnlichen beugen, ich werde dieſe, allerdings überbleibende herbe Empfindung des Gemüths als die unausweichliche Folge tragen, die nicht ausbleiben kann, wenn wir aus uns einmal anerzogenen und angeborenen Geſinnungen heraus es wagen, eine neue Welt nach Kräften miterbauen zu helfen.

Eugeniens einzige Erwiderung war auf die Gefahren gerichtet, denen ihr Hertha entgegenzugehen ſchiene.

Da flammte Hertha auf und rief:

Gefahren? Wo ſind ſie denn drohender als da, wo wir dem gemeinen Laufe der Dinge folgen? Sich einzwängen in Unnatur und Rückſicht, iſt das nicht eine unendlich größere Gefahr? Aufgeben müſſen jeden Willen, jedes Urtheil, iſt das nicht eine Todesgefahr des Geiſtes, unter deren Schrecken wir ewig zittern? Wie elende Geſchöpfe ſind wir Frauen doch! Ohne jede, ohne die kleinſte Berechtigung, ſobald wir zurückblicken in die Zeiten. Immer gedrückt und unterthan; nur da, wo es ſchon andere Sklaven gab, da athmeten wir eine Weile unbeengt und konnten den Herd des Hauſes als Prieſterin, nicht als Magd hüten. Ha! Die Dichter erbarmten ſich unſer und ſchilderten unſer Leid! Die Thoren! Sie vergrößerten die Gefahr. Die Ausſchmückung unſers Werths hat uns die unglücklichſte Eitelkeit eingeimpft, ſie, die der Fluch unſers Geſchlechts werden mußte. Für tauſend Unterdrückungen eine einzige Huldigung, von den Sinnen der Männer den Sinnen dargebracht! Wie fein berechnet dieſe Tyrannei! Die ganze Erziehung auf die Schmeichelei begründet! Für ein einziges Zugeſtändniß an unſere Schwäche wird die größere Hälfte, ja der ganze Werth des Lebens uns geraubt. Die Liebe! Dieſes bemitleidenswerthe, entweihte Wort! Welchen Zweck hat ſie denn, dieſe edle Flamme,

die vom Sitze der Götter kam, um die Thorheiten und Jämmerlichkeiten der Männer auszugleichen! Liebe! Wen beglückt ſie denn? Wem opfert ſie denn? Wem ſchmückt ſie denn das Daſein? Um wen duldet ſie denn? Um Die, die für unſer preisgegebenes Daſein mit den wohlfeilen Blumen der Poeſie zu entſchädigen gedenken und die Lehre von den Pflichten erfunden haben, die ſie aus der Natur der Dinge, ſtatt aus ihrer Trägheit herleiten? Wo ich hinblicke, ſeh' ich weibliche Herzen zermalmt, ächzend, jammernd zwiſchen den Mühlſteinen unruhiger, ungeduldiger, charakterloſer, ſich ewig um ſich ſelbſt bewegender Männernaturen. Jammervoll, dieſe Hülferufe zu hören und nicht helfen zu können. Denn wenn die Frauen nicht anfangen, die Geſetze ihrer Stellung zum Leben ſich ſelbſt zu ſchreiben, wenn die Gattin ſich nicht von dem Gatten, die Geliebte von ihrer Anbetung, ja ſelbſt ein Kind ſich nicht von dem oft ſchaudervollen Chaos häuslicher Wirren loszureißen wagt, wird es nicht beſſer werden. Es wird eine Zeit kommen, ja ich ſehe ſie ſchon im Geiſte, wo die Männer ſich untereinander rathlos betrachten werden und auf die Frauen blicken, auf uns, auf uns und unſern Rath. Dieſe Zeit iſt ſchon da. Blicke um dich! Sieh' dort die Vorſteherinnen des Frauenvereins, da des Hülfsvereins, da des Krankenvereins, ſieh', welche Schäden dieſes grundverdorbenen Europa ſchon einzig und allein auf uns, uns Frauen angewieſen ſind!

Eugenie war ſelbſt Mitvorſteherin eines dieſer Vereine geworden und hatte des Jammers genug in nächſter Nähe geſehen.

Sie konnte dieſem gewaltigen Zorne nichts erwidern, wenn auch die Beweisführung Hertha's ihrer innerſten Natur widerſtrebte und ſie mit Schrecken ſah, wie ſich an dieſem ihr unbekannten, jetzt doppelt dämoniſchen Conſtantin Ulrichs Hertha ſchon hinaufgegipfelt hatte bis zum Schwindel.

Hätte ſie ahnen können, daß Hertha zu allen dieſen Aeußerungen von Conſtantin nicht die mindeſte Veranlaſſung erhielt! Conſtantin war für alle dieſe Gedankenreihen nur — ein Ironiker in demſelben Stil wie Jean Reps, nur daß jener für ſeinen Nihilismus eine anziehende ideale Form durchführen konnte, dieſer aber nur eine abſtoßende cyniſche.

Das Geſpräch wurde von Julien, der Wirthin, unterbrochen, die eine Ueberraſchung ankündigte, die ihr ſoeben durch den Beſuch ihres Bruders Hans von Landſchütz geworden war.

Hans von Landſchütz kam von jenem Stiftshof, der zwiſchen der Univerſitätsſtadt H. und Liederbach lag.

Er kam, geſtiefelt und geſpornt, und eben von der Reiſe. In die Geſellſchaft getreten hatte er einigen Damen ſogleich die Spitzen von den Kleidern vertreten. Das war ſeine gewohnte Art. Als Eugenie und Hertha, jene noch

bebend vor Bangen um die Freundin, dieſe hocherglüht und mit funkenſprühendem Auge der Wirthin folgten, um den Bruder, den Eugenie aufs beſte kannte, zu begrüßen, ſagte Eugenie:

Nun Hertha! Da wirſt du allerdings ein Exemplar jener Männer kennen lernen, die dir verhaßt ſein dürfen.

Hertha aber hörte kaum, ſo lebte ſie noch im Nachhall ihrer Rede.

Man fand Hans von Landſchütz, Juliens Bruder, unter einer Gruppe der Geſellſchaft, die ſich um ihn wie um ein Wunder verſammelt hatte.

Hans war ein kurzer, dicker, ſtämmiger Landjunker. In ſeiner grünen, ſchnurbeſetzten polniſchen Kurtka mit einigen über die Schultern herabhängenden Troddeln konnte er höchſtens ſechsunddreißig Jahre ſein, aber er ſaß im Sofa, puhſtete und athmete ſo verdrießlich und ſtöhnend wie ein Sechziger. Seine Schweſter knöpfte ihm die Kurtka auf, um ihm auf die Fragen, die man an ihn richtete, wenigſtens Luft zum Antworten zu geben. An den Stiefeln, die er ausſtreckte, ſtanden die Sporen in komiſchem Contraſt zu der ſtämmigen Fallſtaffnatur, deren Heftigkeit und zornige Gemüthsanlage ſich in kurzer ſtoßweiſer Rede zu erkennen gab.

Hans von Landſchütz hatte das ganze Leben eines jungen reichen Adeligen bereits hinter ſich. Er hatte die Welt geſehen und ſo viel Geld verausgabt, als nöthig

war, um zu motiviren, daß ſeine ſpätern Jahre an einen fleißigen Betrieb der Scholle gebunden blieben. Es war keine Thorheit in den Städten, wo er lebte, vorgekommen, an der er nicht Theil genommen. Ariſtokrat von Geburt, bedurfte er keiner beſonderen Anlehnung an die Geſellſchaft. Sein Name genügte für jede Stellung. Ausbildung oder höhere Beſtrebung irgend einer Art war ihm fremd geblieben und ſogar verhaßt. Er ſchrieb ſeinen leidlichen Brief, parlirte leidlich franzöſiſch, hatte ſich über Güterablöſungen, Rentenconverſionen, Grundſteuerfragen hinlänglich unterrichtet, um immer zu wiſſen, welches bei ſtreitigen Punkten ſein und ſeines Standes nächſter Vortheil war und für das Uebrige ließ er Gott und, wie er zu ſagen pflegte, die Gendarmen ſorgen. Seine Güter bewirthſchafteten theils Pächter, theils eigene Oekonomen unter ſeiner Aufſicht, er hielt ſeiner älteſten Schweſter, Aurelie auf Stiftshof, ihr Hab und Gut ebenſo zuſammen, wie die Antheile, die noch der jüngern verheiratheten Julie von Reiſig zufloſſen. Damit hatte er ſo vollauf zu thun, daß ihm die übrige Welt gleichgültig war. Man fürchtete ihn, vielleicht mit Unrecht. Es gab Augenblicke, wo er in herzliches Gelächter ausbrechen konnte, meiſt freilich dann auf Koſten Anderer. Seine Menſchenverachtung war die Folge der Umſtändlichkeit, die er ſcheute, wenn er ſie lieben wollte. Er hatte ſo viel mit ſeiner eigenen ſchwerfälligen Perſon zu thun, daß

ihm jede andere Sorge Mühe machte. Der Ausdruck der Ermüdung lag auf ſeinem Weſen, wie bei alten Militärs, nachdem ſie ihr beſtes Leben unter den Anſtrengungen des Dienſtes verbrachten. Jedoch nur das Vergnügen hatte ſich Hans von Landſchütz ſo viel Anſtrengungen koſten laſſen, man müßte denn Unternehmungen wie dieſe zu ſeinen Anſtrengungen rechnen, daß er vor zehn Jahren, als die erſte Eiſenbahn bei der Reſidenz auf eine Strecke von vier Meilen eröffnet wurde, aus Wuth und Zorn über eine neue „liberale“ Erfindung eine Geſellſchaft junger Offiziere und Adeliger zuſammenbrachte, um die Eiſenbahn, wie ſie ſagten, „todtzureiten.“ Sie wetteten, den Dampfwagen in Halb-Carriere zu überholen. Sie ritten indeſſen nicht die Eiſenbahn, ſondern ſowol ihre beſten Pferde todt, wie den Baron von Gleichen, einen jungen ſehr liebenswürdigen Cavalier, der bei dem Wettritt ſtürzte und das Genick brach. Baron von Gleichen war beſtimmt, Hanſen's Schwager zu werden; er war Verlobter ſeiner Schweſter Aurelie. Von jener ſo unglücklich verlorenen Wette her ſchrieb ſich Hanſen's Dickwerden. Er zog ſich nämlich ſehr verdrießlich von der Welt zurück, übernahm den Landbau, bildete alle ſeine mürriſchen und grimmigen Eigenſchaften methodiſch aus und wurde der Schrecken ſeiner Umgebungen. Nur Aurelie, die ihre Trauer für immer trug und mit dem zu ihrem lebenslänglichen Schuldner gemachten Bruder

zurückgezogen zuſammen lebte, war die einzige, die den unbändigen Geſellen lenken konnte. Eines einzigen Blicks, mehr bedurfte es nicht, um unter Hanſen's rauhe Oberfläche zuweilen Funken von Güte rege zu erhalten. Der Blick kam dann freilich von zwei Augen, die um ſeinen Uebermuth einſt Jahrelang in Thränen geſtanden hatten.

Wenn man Hanſen von Landſchütz bei einer Begrüßung die Hand bot, hielt er ſie bei einem ſchönen jungen Weſen gewiß ſo lange feſt, bis ſie blau wurde.

Das war Galanterie. Er ſtand nicht auf, hatte keine höflichen Begrüßungen; ein einfaches: Na! Wie thut's? und jenes Händekneipen, bei Näherbekannten noch mit der Zumuthung, ihm einen Kuß zu geben; das genügte.

Es fehlte auch heute nicht an dieſen Beweiſen ſeiner Zärtlichkeit, als er Eugenie Wingolf begrüßte, die ſonſt, wie wir wiſſen, auf Stiftshof bei Aurelien lebte und von ihr und dem alten Planer dort erzogen war.

Das Thema: Wenn ſie doch einmal einen Alten hätte heirathen wollen, hätte ſie wol auch ihn nehmen können! variirte Hans mannigfach.

Schade, ſetzte er hinzu, daß ich von Ihrem Geſchmack für graue Haare nicht unterrichtet war.

Hertha betrachtete den Sprecher ſtaunend und verächtlich wie den Urtypus alles Ehegattenthums.

Erkundigungen nach Liederbach durften von Seiten Eugeniens nicht ganz ausbleiben.

Da iſt Holland in Noth! ſagte Hans, der auch Kirchenpatron von Liederbach war.

Hans berichtete Zänkereien, in denen er gewöhnlich mit ſeinen rings wohnenden Pfarrern ſtand. Bald vernachläſſigten ſie ihm ſeine Wieſen, bald ſeine Felder, bald tauſchte er hier einen halben Morgen gegen einen halben Morgen da ein und proceſſirte nicht ſelten mit ihnen.

Diesmal meinte er unter dem Holland in Noth, über das Eugenie erſchrak und Hertha aufhorchte, die ſchlechte Ernte des Jahres 1847.

Er rühmte dann den alten Planer als den einzigen praktiſchen Geiſtlichen, der etwas vom Ackerbau verſtünde.

Von den neuen Vorgängen des liederbacher Pfarrhauſes wußte Hans nichts.

Wer Hanſen kannte, mußte die Erkundigung komiſch finden, die Hertha über die Univerſität an ihn richtete.

Hans, überraſchend genug, blieb die Antwort nicht ſchuldig. Die ruhige, ernſte und ſichere Art Hertha's ſchien ihm die Augen ſeiner Schweſter Aurelie zu vergegenwärtigen.

Hans ſagte über die Univerſität:

Liebes Fräulein, dieſe Univerſität? Die iſt nicht werth, daß ſie noch den Namen trägt. Die Corps ſind ausgeſtorben. Wenn einmal ein junger Fuchs, der mit

der Schwindſucht am Halſe ſchon angekommen iſt, ſich vollends überſtudirt hat und abfährt, ſo iſt's eine reine Lächerlichkeit, wenn die Studenten dann noch was vorſtellen wollen und beim Begräbniß Senioren ſpielen mit Kanonenſtiefeln und ein paar alten Rappieren. Die Cerevismützen müſſen bei den Meiſten erſt neu beſtellt werden. Die Mehrzahl geht hinterher im Frack und rundem Hut. Es iſt eine alberne Jugend, obgleich meine Brauerei in Liederbach nicht klagen kann. Bier wird im Grunde mehr getrunken als ſonſt. . . .

Während die Geſellſchaft lachte, behielt Hertha ihren feierlichen Ernſt und verbeſſerte ihre Frage dahin:

Welches der Geiſt auf den Kathedern, das wiſſenſchaftliche Leben unter den Studirenden und überhaupt die Richtung der dortigen Gemüther wäre?

Obgleich Julie kaum erwarten konnte, daß ihr Bruder Hans ſich aus einer ſo ſchwierigen Frage zurechtfinden würde, antwortete er doch mit ſtaunenswerther Umſtändlichkeit:

Liebes Fräulein! Die ganze Univerſität H. gehört jetzt, was ihren Geiſt anbelangt, in die Sorte: Eigenthum iſt Diebſtahl! Es ſind noch ſo ein paar alte Geheimräthe da, die von Anno Dazumal ihren Kohl aufwärmen und in jedem Semeſter regelmäßig dreizehn und einen halben Witz machen. Aber die Mehrzahl — Räuberbagage. Dem lieben Gott plündern die Theologen,

das ſagt der alte Planer, ſeine beſten Eigenſchaften. Bei den Juriſten, das weiß ich, ſind unſere Rechtstitel pure Anmaßung. Die Mediciner ſchaffen die beliebteſten Krankheiten ab, ohne ſie heilen zu können. Schlagflüſſe, an denen ich doch z. B. mal abfahren werde, giebt's nicht mehr. Und von der vierten Facultät, in die alle andern Narrheiten eingeſtopft ſind, die Philoſophie neben Ackerwirthſchaft, d. h. papierner Kunſt, Landwirthe zu ruiniren, von der mag ich gar nicht reden. Da ſind Profeſſoren darunter, die die Communiſterei bereits praktiſch betreiben. Einer, der über Geologie für die Bergeleven und ſonſtige Liebhaber lieſt, Namens Ulrichs, gibt den Ton an. Alles Räuberbagage.

Die Nennung des Profeſſors Ulrichs ergab von mehren Seiten Mittheilungen über Conſtantin's Familie, die für Hertha hätten peinlich ſein ſollen.

Man kannte noch keineswegs allgemein ihre Beziehung zu dieſer Familie.

Eugenie und Julie ſuchten das Geſpräch abzubrechen, aber zu Hertha's Grundſätzen gehörte der Heroismus, dem Urtheil der Welt unbeweglich Rede zu ſtehen.

Sie fragte ausdrücklich nach der Familie Ulrichs und vernahm dann, daß alſo z. B. Frau Profeſſor Ulrichs zuweilen Gaſtereien gäbe, wo die Leute Abends einträfen und im Vorplatz unten noch große Wäſche aufgehängt fänden. Dann würden von der Frau Profeſſorin die Hände über

dem Kopf zuſammengeſchlagen und ſtraßenweit riefe ſie: Frieda! Frieda! Kind Gottes, was iſt denn das wieder! Kind Gottes, nämlich die Frieda, ſäße dann oben auf dem Taubenboden und riefe ebenſo herunter: Hat der Teutomar die Beſtellung falſch gemacht? Und nun weit entfernt, ſich zu entſchuldigen und die Leute gehen zu laſſen, würde doch Jedes von der Profeſſorin feſtgehalten, die Wäſche würde abgenommen, oben würden raſch die Stuben aufgeſchloſſen, Lichter angeſteckt und die Menſchen müßten dableiben à la fortune du pot, Butterbrot, Radieſe, Eier, Salat je nach der Jahreszeit. . . .

Allgemeines Gelächter.

Hertha blieb ernſt. Sie fand dieſe Natürlichkeit motivirt und vertheidigte ſie. Ja, ſie hatte ſogar die Genugthuung, daß Hans von Landſchütz ihr beiſtand und nur den einen Einwand machte:

Gegen die Radieſe, mein liebes Fräulein, würd' ich an ſich gar nichts haben, wenn ſie ſie nur nicht aus dem erſten beſten Acker holten. Seit einem Jahre bin ich mit dieſer Familie in einen förmlichen Krieg gerathen. Mit der Hetzpeitſche paſſen meine Leute den ganzen Sommer ſchon auf die ſieben Kinder, die man in H. die Kinder Gottes nennt, weil die Frau, wenn ſie zu Jemanden ſagen will: Aber du Eſel oder Mondkalb! den Ausdruck hat: Kind Gottes! Wahrlich, das ſind Kinder Gottes! Sie leben wie im Paradieſe.

Es gab unter den Umſtehenden wol Einige, die den Eindruck ermeſſen konnten, den dieſe Mittheilungen auf Hertha hervorbringen mußten, doch ſchnitt die Peinlichkeit der Erwiderungen, die Hertha begann, der Eintritt einiger beſternter Herren ab.

Unter ihnen, es waren die verſpäteten Miniſter, befand ſich Hertha's Vater.

Wingolf nahm, als er Hertha's anſichtig wurde, ſeine Tochter auf einige Augenblicke bei Seite und brachte ihr die Mittheilung, daß ein umſtändliches gerichtliches Verfahren in der obſchwebenden Tendenzunterſuchung gegen Conſtantin und Genoſſen nicht ſtattfinden würde, wol aber beſchloſſen ſei, die Schulen und Univerſitäten unter ſtrengere Aufſicht zu ſtellen, auch jeden der auf einer vorgelegten Liſte verzeichneten Namen an den Ort zu verweiſen, der ſein nächſter zuſtändiger Aufenthalt wäre. Conſtantin würde demnach nach der von jetzt an ſtrenger bewachten Univerſitätsſtadt H. verwieſen werden.

Der Vater gab Hertha mit mildem Ernſt zu erkennen, es wäre ihm eine große Beruhigung, wenn dieſe Trennung die Veranlaſſung würde, nun für immer ein Band zu löſen, dem er keinen Segen verſprechen dürfe.

Sind dieſe Entſchließungen unwiderruflich? fragte Hertha mit ſinnender Beſtimmtheit.

Unwiderruflich! Ich habe nicht geringe Mühe gehabt, ſo milde Auffaſſungen der vorliegenden Vergehen durchzuſetzen.

Eine Einladung zu einer ſcheinbar improviſirten Tafel unterbrach dieſe Unterredung. . . .

Am Tage darauf wurde Conſtantin Ulrichs in der That bedeutet, die Reſidenz zu verlaſſen.

Er ging.

Es währte dann noch eine Woche, bis Wingolf einen Brief erhielt, den er mit kummervollem Herzen Eugenien mittheilte.

Hertha hatte ihm geſchrieben, ſie könne von dem Lebensprincipe, das ſie ſich einmal gewählt hätte, immer und in jeder Lage wahr und natürlich zu ſein, hier keine Ausnahme machen. Sie würde Conſtantin nach H. folgen und ſage hiermit dem Vater und Eugenien von Herzen Lebewohl.

Ein Einſpruch des erſchütterten Vaters nutzte nichts.

Hertha war, als er zornglühend zu ihr eilte, bereits abgereiſt.

Selbſt die gute Frau von Zabel, deren geheime Aufſicht über ihr Leben Hertha zu durchſchauen angefangen, war über ihr Vorhaben nicht im entfernteſten unterrichtet.

Daß man Hertha Kleider, Bücher, Muſikalien und ſonſtige gewohnte Beſitzthümer, die ſie verlangte, nachſchickte, verſtand ſich von ſelbſt.

Wingolf bedurfte ſeiner ganzen Kraft, um ſich in die Thatſache zu finden, daß er eine Tochter beſaß, von der die Welt ſagte: Sie iſt emancipirt.

Viertes Capitel.

Frieda, das Kind Gottes.

Es gibt Herſttage, die den ſchönſten des Sommers gleichkommen.

Um den Mittag eines ſolchen, der eine liebliche Gegend, die ſich durch eine mäßige, vom Ufer eines kleinen Fluſſes ſanft aufſteigende Bergwand mit Weingärten und Landhäuſern vorzugsweiſe auszeichnete, ſonnig verklärte, brannten ſenkrecht die Strahlen gewaltig auf Wanderer nieder, die von der mit ſchwertragenden Obſtbäumen beſetzten Straße der diesſeit des Fluſſes ſich ausbreitenden großen Ebene ablenkten und durch die abgemähten Felder ſchritten, wo jetzt nur noch Kohlköpfe, Runkelrüben und Tabacksſtauden dem Auge die wohlthuendern grünen Ruhepunkte boten.

Es iſt eine Gruppe von Kindern, die wir im Auge haben.

Sie achtet der Sonne und des Staubes nicht.

Sicher ſind es Geſchwiſter; alle fünf ſcheinen wenigſtens von einer unverkennbaren Familienähnlichkeit.

Ihre Kleidung war nicht gewählt, aber auch nicht vernachläſſigt. Zwei Mädchen, die ſieben und neun Jahr alt ſein mochten, trugen ihre großen runden Strohhüte frei ſchlenkernd in den Händen, ſodaß ſie oft an mancher längſt ausgenaſchten Brombeerhecke hängenblieben.

Die Knaben, die etwa zwölf, acht und fünf Jahre alt ſein mochten, trugen leichte Kittel und zwillichene Beinkleider von ſo feſten Stoffen, daß die Aeltern auf ſtarken Verbrauch an Bäumen, Bänken und ſonſtigen Rutſch-Gelegenheiten ſchon gerechnet zu haben ſchienen.

Alle fünf waren offenbar im Begriff, irgend ein geheimes, vielleicht gefährliches Vorhaben auszuführen.

Sie ſpähten bald zu einem jenſeit einer großen Wieſe gelegenen Wäldchen, bald zu einer nach rechts ſich hinter hohen Pappeln mit einem thurmartigen Giebel kundgebenden ſtattlichen Beſitzung hin. In der Ferne lagen auf eine kleine Stunde weit die in der Sonne blinkenden Häuſer und Thürme einer nicht unanſehnlichen Stadt.

Solche Unternehmungen der Jugend ſind drollig anzuſehen.

Außer ihrem Anſchlage kümmert ſie nichts in der Welt. Spähend ſchweift das Auge in die Ferne, vergrößert, vermindert die Gefahr, je nach Temperament und Phantaſie. Blind iſt das Vertrauen der Kleinern, mit dem ſie den flüſternden, rufenden, zum Schweigen mahnenden Größern folgen.

Hier ſchien ſchon die Marſchroute, die die Kinder nahmen, ein Wagſtück. Sie ſchlichen über die Stoppeln bald hinter Hecken herum, bald ſchoſſen ſie über eine offen daliegende und allen Augen ſichtbare Fläche ſich bückend raſch hinüber.

Endlich hatten ſie die Wieſe erreicht, noch einige hundert Schritte und ſie waren unter den weißſchimmernden Erlenbäumen, die hier zu einem kleinen Gehölze zuſammenſtanden.

Da fanden ſie die ſchon in der Ferne erſichtlich gewordene und mit jubelnden und kecken Winken begrüßte ältere Schweſter.

Es war ein junges Mädchen, das unter den weißen Rinden der Birken wie ein Bild glänzte.

Im blauen leichten Gewande hatte die Schweſter gleichfalls den Strohhut, der kein runder, ſondern einer von üblicher Form war, über den Arm an blauen Bändern zuſammengebunden hängen, während ſie auf dem, im Herbſt jetzt ausgetrockneten, im Frühjahr feuchten und mit Zeitloſen und Genzianen überſäeten Wieſenboden ſaß und an ihrem halbaufgenommenen blauen, mit weißen Blumen gemuſterten Kleide nähte. Nähnadel und Seide hatte ſie entweder für die heutige gefahrvolle Expedition ſchon mit ſich genommen oder was eher glaublich, dieſen Apparat einer raſchen Selbſthülfe trug ſie immer bei ſich. Das junge Mädchen ſcheint zu den reſoluten Cha-

rakteren zu gehören, die nicht aushalten würden, die Freuden eines ganzen Spaziergangs ſich zu verderben, wenn ihnen an ihrem Kleide ein Unglück paſſirte.

Mit einer hellen wohltönenden Stimme rief ſie den Geſchwiſtern, von ihrer Arbeit kaum aufſehend zu:

Seht, was ſich dabei Eins die Kleider zerreißt! Oskar hat Recht, Hans iſt da, man kann ihn hören und ich wette, er hat uns ſchon gemerkt. Aber nur ruhig! Nur ruhig!

Die Geſchwiſter beſtürmten die Sprecherin mit einer Menge von geflüſterten Fragen und Rathſchlägen.

Man hörte aus ihrem Durcheinander, daß es ſich um etwas Lebendiges Namens Hans handelte.

Das junge Mädchen hatte den bei ihrem Kundſchafteramte abgeriſſenen Beſatz am Kleide wieder leidlich befeſtigt, ſtand auf, glättete die geſeſſenen Falten, ſteckte ihr kleines Neceſſaire in irgend einen unſichtbaren Schlitz des Unterkleides und drückte den Hut auf einen der lieblichſten Köpfe, der jemals einem Manne mochte ins Antlitz gelächelt haben.

Die Locken, die von einer kaum ſichtbaren kleinen Stirn unmittelbar in die braunen liſtigen Augen und auf die friſchen Wangen fielen, waren ſchwarz, die Lippen roſig und ſo trotzig aufgeworfen, als wollten ſie die ganze Welt zur Heiterkeit oder zum Kampfe auffodern; die Schultern waren frei gewölbt, etwas hoch gehend und mit nur kur-

zem Halſe; aber zwiſchen ihnen ſaß ein Leben, ein Wagemuth, eine Sicherheit, die das Köpfchen, wenn es ſich aufbäumte, wie in Majeſtät erſcheinen ließ. Was wollt Ihr mir? So ſchien dieſe nicht große und nicht kleine und im Grunde auch nicht mittlere und gar nicht zu beſchreibende Geſtalt zu aller Welt zu ſprechen. Klein war ſie jedenfalls, aber man merkte es nicht. Wer mit dieſem Mädchen, das weit öfter auf den Boden als gen Himmel blickte und immer von der Erde her ihre Fragen zu leſen ſchien, ſprach, mußte, wenn auch an Geſtalt ihr gleich, ſich doch zu ihr niederbeugen.

Frieda Ulrichs — denn Conſtantin's Schweſter iſt es, die wir kennen lernen — verfolgen wir mit ihren jüngern Geſchwiſtern auf dem gewagten Gange aus dem Erlenbuſche heraus durch einen Graben, durch hohes, lange nicht von den Leuten des Stifthofs geſchnittenes Gras und an ihren Füßen raſchelnde Halme, wie ſie auf verbotenen Wegen ſich hinterrücks der großen ländlichen Beſitzung der Familie Landſchütz näher ſchleichen, um irgend ein geheimes und wie es ſcheint nicht ungefährliches Abenteuer auszuführen. . .

Die Abſicht der Expedition war keine andere, als einen Ziegenbock, ihren treuen, lieben, alten, zum Reiten und zum Fahren gleich verwendbaren Hans, den die Leute vom Stiftshofe im Kohlfelde gepfändet hatten, ohne jenen geſetzmäßigen Thaler wieder zu erobern, den die Feld- und

Flurordnung den längſt über ſie Alle ergrimmten Wächtern zuſchrieb.

Viel Geld auch ein Thaler! Man wollte an der Stifthofspforte den Hans anfangs umſonſt ſich wiedererbitten. Die Kinder wurden aber drohend abgewieſen. Kind Gottes! rief Frau Riekele, wie die Profeſſorin Ulrichs ſeit fünfundzwanzig Jahren ihren Namen Friederike abgekürzt bekam, Kind Gottes, wo wird man dem dicken Baron einen Thaler für den Hans geben! Er mag ihn ſo lange füttern, bis er's ſelbſt ſatt kriegt, dann ſchicken ſie ihn uns umſonſt zurück!

Das war die erſte Auffaſſung des Unglücks der Geſchwiſter.

Bald aber jammerte Teutomar über ſeinen fehlenden Geſpielen und die Nachbarn fragten und der Ziegenbock kam nicht mehr ans Auditorium des Vaters und ſteckte den langen Bart und die Hörner zwiſchen die Thüre, daß alle Studenten lachten; da mußte Hans irgendwie wieder herbei. Die älteſte Schweſter meinte, die Sache müßte man ganz kurz anfaſſen, Stiftshof müßte man heimlich angreifen und den Hans ſich ſelbſt erobern, ſei's mit Liſt oder Gewalt.

Dieſer Argonautenzug wurde beſchloſſen und ausgeführt.

Um ſo erfolgreicher ſchien die gemeinſchaftliche Unternehmung gegen Stiftshof, als den Geſchwiſtern, da ſie

zum Thor hinauswandelten, einer der gefährlichſten Feinde Teutomar's und ſeiner Geſchwiſter, der Bediente Martin, begegnete, auf einer Kaleſche, mit der er an die nächſte Eiſenbahnſtation fuhr, um ſeinen, heute zurückkehrenden Herrn, den Baron von Landſchütz, in Empfang zu nehmen.

Martin rief ihnen zu:

Hans läßt euch grüßen!

Frieda ſagte: Schön Dank! und trennte dann die Expedition in zwei Theile, die ſich auf dem jenſeitigen Felde verbinden ſollten: ſie ſelbſt, als Spionin, um der Mauer nahe zu kommen, die Hof, Gärten und Park zum Stiftshof umſchloß, ſchlug einen dritten Weg ein.

An den vordern Anfängen der Mauer bildeten kleine, mit Waſſerlinſen bedeckte und von Weiden umſtandene Teiche eine Art Schutzwehr des Schloſſes.

Hier war nicht anzukommen.

Dann aber verlor ſich die Einfriedigung in kleinere Mauern. Der meckernde Gruß, den Frieda an einer Stelle, wo die Mauer nicht zu hoch war, vernahm, konnte nur von Hanſen kommen, der vielleicht ſchon von ſeinen Freunden die Witterung hatte.

Schon verſuchte ſie auf einen naheſtehenden abgeſtorbenen Baumſtamm ſich zu ſchwingen. Sie zerriß ſich dabei ihr Kleid und mußte ſich begnügen, ſich vorläufig die Stelle zu merken, wo wol Hanſen's Kerker war.

Erſt die Verbindung mit dem von der andern Flanke

herumkommenden Hülfscorps machte weitere Maßnahmen möglich.

Nun war ſie wieder mit den Geſchwiſtern an Ort und Stelle; aber Schwierigkeit über Schwierigkeit ergab ſich. Hans war es ſicher, der hinter der Mauer ſo ſehnſuchtsvoll meckerte. Die Kinder ſtiegen auf den Baumſtamm, konnten aber nicht hinüberſehen, da jenſeit der Mauer ein Dach begann. Hier war gewiß ein Schuppen, unter dem Hans befeſtigt ſtand. Die Kinder tuſchelten und flüſterten: Hans! Hans! Aber . . . wie ihn bekommen!

Frieda ſann hin und her und war endlich nahe daran, ob ſie nicht, da ſie nun die Stelle wiſſe, wo ihr Hans ſtand, muthig durch die große Pforte des Stiftshofs ſchreiten ſollte, ohne zu fragen in den Garten gehen, an den Fenſtern der allgemein für ſehr ſtolz gehaltenen Aurelia vorüber an den Schuppen eilen, den Gefangenen befreien und wie eine zweite Esmeralda königlich und die ganze Macht ihrer Perſönlichkeit einſetzend ihren Hans an den Hörnern zurückgeleiten?

In dieſer Selbſtberathung wurde Frieda eines Wanderers anſichtig, der einige hundert Schritte entfernt gemächlich auf dem allgemeinen Feldwege durch die Stoppeln nach Liederbach hinunterſchritt.

Sie ſpannte raſch ihren Sonnenſchirm auf und winkte, ihn in der Luft ſchwenkend.

Die Kinder riefen: Hu! Ha! He! pfiffen, ſchrien,

als gäb' es einen Stoßvogel irre zu machen, der einen Schwarm von Tauben verfolgt.

Der Wanderer merkte, daß die Mahnung ihm galt. Er erkannte Frieda, zog den Hut und kam näher.

Es war Eberhard Ott, des Bruders vor Kurzem aus der Reſidenz angekommener Freund.

Noch ſchien Eberhard von Ueberraſchung befangen, als er ſchon mitten unter den Brennneſſeln und Sumpfpflanzen ſtand, die hier an dem unbetretenen Mauergraben unter düſtern Ulmen wucherten.

Frieda gab an, was ein Mann hier zu thun hätte. Von Unmöglichkeit war jetzt keine Rede mehr.

Eberhard ſchlug auch ſogleich vor, einen von den Jungen auf die Mauer zu heben, dieſer ſollte dann das Dach beſteigen, hinabſpringen, den Hans losbinden und ſehen wie er, vielleicht über das Dach ſelbſt, zurückkäme.

Der zehnjährige Oskar war bereit.

Eberhard, obgleich an eine ſtrengjuriſtiſche Auffaſſung des Lebens gewöhnt, ſtand doch ſo in Frieda's Bann, daß er hier nicht weiter an unerlaubte Selbſthülfe dachte. Vielmehr machte er geltend, zur Ziegennatur gehöre Klettern. Hans ſollte durch Oskar zunächſt aufs Dach.

Eberhard ſetzte den Hut ins Gras, breitete die Füße aus, ſtemmte die Arme in die Seiten und forderte Oskar auf an ihm hinaufzuklettern. Oskar war mit zwei Sprüngen oben. Dort rutſchte er auf dem Dache weiter, fand

in einem Holzſchuppen, wo altes Geräth und Kleinholz aufbewahrt wurde, Hanſen einſam angebunden, machte ihn los, rückte einige Klötze zuſammen, um eine Art Treppe, die aufs Dach ging, zu formen und erſchien zum Jubel der Kinder oben auf dem Dache mit dem geliebten, langbärtigen, in ſtiller Reſignation ſeiner Befreiung ſich fügenden Hans.

Und jetzt hatte Eberhard ſchon für den behenden Gebirgswanderer, der zwar klettert aber nicht ſpringt, an eine diesſeitige Treppe gedacht.

Ob auch Mancher der um die Nachmittagzeit vorüberſchreitenden Fußwanderer ſtaunend ſtillſtand und auf die Gruppe an der Stiftshofmauer blickte, ein Frieda'ſcher Grundſatz: Wir ſuchen meiſtentheils außer uns, was wir in uns ſelbſt beſitzen! bewährte ſich ſchon vollkommen.

Eine künſtliche Treppe wurde gemacht.

Fünf ſich duckende und aufeinander geſchickt ſich einfugende Köpfe reichten aus, Hanſen, dem man zum Herabgezogenwerden Taſchentücher an die Hörner band, den Weg zu bahnen. Eberhard, kräftig mit den Schultern balancirend und die Hände in die Seiten ſtemmend, bildete den Kern der Stiege; Oskar ſetzte ſich ihm auf den Nacken und legte den Kopf an die Wand, Teutomar ſtellte ſich an Eberhard, Alfred ritt wie Oskar und legte den Kopf wieder an Eberhard und unten machten die letzte Staffel Irmgard und Hedwig. Frieda hielt die verlän-

gerten Taſchentücher und zog mächtig den Hans von Oskar's Rücken über ſämmtliche Köpfe und Rücken herunter. Die Kinder hielten prächtig ſtill, die Treppe wackelte ein wenig, aber Hans mußte folgen. Er war befreit.

Ich danke ihnen, Aſſeſſor! ſagte Frieda ruhig, knüpfte die Tücher wieder auseinander, vertheilte ſie und lenkte durch das hohe Gras auf den Pfad hinüber. Die Kinder ſtreichelten ihren Hans, ſie waren ſo glücklich, als hätten ſie das goldene Vließ erobert.

Sie gehen nach Liederbach? fragte Frieda, als Eberhard ſich wenden wollte.

Eberhard bejahte.

Er war etwas befangen über Frage und Antwort.

Ich will die Kinder nach der Stadt begleiten, damit ihnen mit dem Hans kein Unglück geſchieht, ſagte Frieda. Dann komm' ich nach. Grüßen Sie doch Agnes, aber einen Brief von Conſtantin bring' ich nicht. Adieu, Aſſeſſor! Agnes ſoll Kaffe machen, aber etwas beſſern, als ihr gewöhnlicher iſt.

In Eberhard's Mienen lag ein eigenes Gemiſch von Freude und Verlegenheit, als ihm die Verheißung ward, Frieda würde nachkommen.

Er dachte an die abendliche Heimkehr und erſt noch wollte er ſie begleiten. . . .

Nein, nein, ſagte Frieda. Agnes gönnt Sie ja kaum unſerm Papa, viel weniger mir. Und käm' ich gar jetzt

gleich mit, ſo verlöre ſie den Kopf. Sagen Sie's ihr nur mit dem Kaffe! Es iſt eine Schande! Die koſtbare Milch iſt in Lieberbach zu bemitleiden um die Miſchung mit ſolchem Kaffe! Ein Genius der ſich mit einem Philiſter einläßt!

Damit wandte ſich Frieda und folgte den Kindern, die ſchon voraus waren.

Eberhard ſah ihr lange nach.

Dieſe wenigen Worten, die Frieda ſoeben zu ihm geſprochen, waren ſo eigen, ſo ſpöttiſch, nach dem treufreundlichen Dienſte, den er ihr eben geleiſtet, eine ſo geringe Belohnung!

Und doch lag in ihnen ein Ausdruck, eine Betonung, wie er ſie noch nie von Frieda gehört hatte.

Seit ihrem Wiederſehn war er ja darüber verzweifelt, daß Frieda kein Herz zu haben ſchiene! Hier zum erſten male klang aus ihrem Spott etwas heraus, was ihn wie ein Gefühl anwehte.

Er ſah ſich noch oft nach der kleinen triumphirenden Karavane um, die bald auf der hügeligen Straße verſchwunden war. Mit geflügeltem Schritt zog ſie auf dem obern Rande der durch Berge geſchnittenen Landſtraße vorwärts. Es gab von unten her ein anmuthiges Bild. Die Truppe ſich ſo frei an der Luft abzeichnend, bald auf-, bald niederſteigend die Wellenlinie des ungeebneten Wegs, die Kinder dichtgeſchart um den gehörnten Freund, Frieda

nachläſſig hinterher, ermüdet von der Hitze und der Spannung und vielleicht . . . träumend? Ihre Art war es ſonſt nicht.

Laſſen wir Eberhard nach Liederbach wandern!

Unſanft wurde Hertha geweckt.

Die Kinder wollten eben an einem Kreuzwege von dem obern Rande der Landſtraße niederlenken und ſich unten nach der großen Straße wenden, als aus dem Querwege, der ſo tief lag, daß man ihn vorher nicht ſehen konnte: eine heftiglreiſchende, hochliegende Stimme ihnen zurief, Hallunken! Spitzbubenbande!

Die Kinder flohen, ließen ihren Hans ſtehen.

Hans blieb verdutzt vor einer Kaleſche, von der ein Bedienter herunterſprang und ſich, während ſein Herr ſchrie und lärmte, des Thiers bemächtigte.

Frieda wußte nicht wie ihr geſchah. Sie trat raſch zu Hans heran, hielt ihn an den Hörnern feſt und gerieth in die heftigſte Aufregung, als von der Kaleſche wieder die kreiſchende Stimme rief: Haut die Brut zuſammen, daß ſie die Schwerenoth kriegt!

Dieſe Reden kamen von Hans von Landſchütz, der eben von der Eiſenbahn, einer ihm leider mit der Zeit unerläßlich gewordenen ſonſt gehaßten Beförderungsmethode, kam, von ſeinem Martin die Arreſtation des ſträflichen Ziegenbocks erfuhr und nun hier erleben ſollte, einem

Delinquenten zu begegnen, über deſſen rechtliche Befreiung der Bediente ſogleich Erkundigungen einziehen ſollte.

Hans! Ruhig! ſagte Frieda beſchwichtigend zu dem vom Peitſchenknallen ſcheuen Thiere.

Hans von Landſchütz, der ſelbſt zu fahren pflegte, hörte glücklicherweiſe dieſe Worte nicht. Er hätte ſie ſonſt auf ſich bezogen. Er hielt die Pferde an, fuchtelte mit der Peitſche, orientirte ſich über das dreiſte Mädchen im blauen Kleide und hörte vor Zuſchauern, die ſich ſchon verſammelten, folgende ruhig geſprochenen, aber beſtimmten Worte:

Beſter Herr Baron! Sind Sie nicht ein ſo eingefleiſchter Ariſtokrat, daß Sie es uns danken ſollten, wenn wir noch ein bischen Mittelalters ſpielten? Sie haben unſern Hans ins Burgverließ geworfen, wir haben ihn wieder herausgeholt. Das iſt unſer Ruhm. Und nun laſſen Sie uns in Gottes Namen unſere Wege ziehen!

Landſchütz wußte anfangs nicht, ſollte er hinunterſpringen und die Rednerin züchtigen oder ſollte er die Sache komiſch nehmen. Geiſtesgegenwart war nie ſeine Sache. Es geht allen Poltrons, Lärmmachern und Grobſchmieden ſo, daß ſie ein einziger entſchiedener Blick in ihren Auslaſſungen ſtutzig machen kann.

Lauft! rief, den Moment der Unentſchloſſenheit benutzend, Frieda den Geſchwiſtern zu und ihren Hans feſt-

haltend rannten die um die Wette mit ihm auf der offenen Landſtraße davon.

Die Bedienten wollten nach.

Landſchütz rief ſie zurück. Er wetterte zwar: Canaillenvolk! Räuberbagage! Hundeloslaſſen! Hetzpeitſche geben! Frieda aber ſagte ganz gelaſſen, indem ſie neben ſeinem, auf die Landſtraße ablenkenden Geſpann ſich nunmehr auch rückwärts wendend herging:

Beruhigen Sie ſich doch, wertheſter Herr Baron! Die Leute möchten ja ſonſt denken, es ſei Ihnen um einen Thaler zu thun!

So ging ſie.

Wo wollen Sie denn hin? begann jetzt Landſchütz langſamer fahrend und das von ihm nie geſehene Mädchen genauer fixirend.

Es dauerte lange, bis Frieda dem groben und jetzt wahrſcheinlich zudringlich werdenden Patron antwortete.

Nach Liederbach will ich! ſagte ſie endlich. Unſere Befreiung hat mich müde gemacht. Sie könnten mich wol hinunterfahren.

Wie? ſtutzte der ſonnenverbrannte, rothglühende, dicke Hans von Landſchütz; hinunterfahren? . . .

Warum nicht?

Und Martin mußte erleben, daß ſein Baron wirklich inne hielt, das dreiſte Mädchen noch einmal erſtaunt anſah, ſtumm zur Seite rückte, dann Frieda den Wink des

Junkers verſtand, aufſtieg, erſt auf den Tritt, dann auf das Wagenrad und endlich ſich neben dem feindlichen Baron zu ſitzen emporſchwang. Das kam Alles wie im Traum. Keine Ueberlegung, die Sache war da. Der Baron peitſchte auf ſeine Braunen. Die Kaleſche flog davon. Am Stiftshof vorüber. Die verſammelte Dienerſchaft begriff nicht, wie ihr Herr an der weitgeöffneten eiſernen Pforte vorüberjagen konnte, ein junges Mädchen neben ſich hatte, kaum grüßte. Aber es war ſo, es blieb ſo, man mußte ſich finden.

So ging's fünf Minuten lang.

Dann lachte Frieda.

Worüber lachen Sie denn? fragte Hans von Landſchütz.

Ueber Ihren Bart lach' ich.

Wie ſo?

Gerade wie unſer Hans!

Der Baron polterte heraus:

Zum Teufel mit Ihrem Hans! Ich heiße auch Hans.

Na und Ihr Bart... ſagte Frieda. Wenn Sie noch wenigſtens überm Munde a u ch einen hätten, aber blos ſo vom Kinn ein paar Zwickel herab, gerade wie ein Geisbock!

Der wegen ſeiner Grobheit berüchtigte Baron vom Stiftshof hätte über dies Wort jedem Andern „das Fell über die Ohren“ gezogen.

Der einzige, dünne, rothe Schmuck in ſeinem tellergroßen, butterglänzenden Angeſicht, das am rötheſten an

den Ohren und unter den dünnen Haaren hinten an der Cravattenſchnalle ſtrahlte, dieſer edle Zwickel war bei ihm das Symbol ewiger Jünglingsſchaft, die Zierde des Garçonthums, eines Standes, den er ſehr hoch hielt, den rechten Freiherrn-, den wahren Junkerſtand nannte! Drei Wochen lang im Wollmarkt, acht Wochen lang des Carnevals im Winter ſah die Reſidenz in dieſem Barte den Reſt einer alten ſtrammen Jugendzeit. Champagner nährte dann die dreißig bis fünfzig Borſtenhaare mehr als Waſſer. Auch wol im Bier verklebten ſie ſich und zu hohen Diners, wenn die Ritter der Landſchaft ſich verſammelten, färbte Hans dieſen Zwickel mit der vorzüglichſten braunen Tuſche und dieſer undankbare kleine ſchwarze Lockenkopf da brachte einen ſolchen Schmuck in Parallele mit dem Barte eines Ziegenbocks?

Das kann ſchlimm werden! murmelte Martin.

Aber — Schweigen, tiefes Schweigen trat ein bis nach Liederbach, wo Landſchützen's alter Patrimonialgerichtshalter am Wege ſtand, die Brille aufſetzte und den Aufzug Hanſen's mit Frieda Ulrichs anſtarrte, wie — Hans brauchte den trivialen Ausdruck — die Kuh das neue Thor.

Am Pfarrhauſe ſetzte Hans ſeinen ſchönen Paſſagier ab, ſagte in ſeiner trockenen Galanterie: Einen Kuß wolle er ſich zu Gute behalten. . . . Frieda ſagte trocken: Bei Gelegenheit, Baron!

Und nun wie der wilde Jäger fuhr er mit ſchnaubenden Roſſen durch ſein Dorf zurück, ſtaubaufwirbelnd, immer zu, ohne Raſt und Ruh, durch die Gänſe durch, ganz toll und unbekümmert wer auswich oder flüchtend mit einem verrenkten Beine davon kam.

Für Stiftshof, das ſchon bis auf den kleinſten Mops beiſammen ſtand und wartete, für die Schweſter, die ſtaunend am Balkon harrte, war es gerade, wie wenn der Baron erklärt hätte, ſich verheirathen zu wollen.

So flink ſprang er nie vom Wagen, ſo vergnügt kam er nie vom Wollmarkt.

Und wie zerſtreut war er! Er ſchimpfte ſogar über die „niederträchtige Zottelei“ der Eiſenbahnen, ein Thema, das er in Aurelien's Gegenwart doch ſonſt nicht zu berühren pflegte.

Fünftes Capitel.

Das Pfarrhaus in Liederbach.

Eberhard Ott, der Bevollmächtigte Conſtantin's, der Niederſchmetterer Jean Repſen's, der freundliche Ziegenbockbefreier Frieda's, muß uns näher bekannt werden.

Eberhard war ein jugendlich blickender Mann, aber ſchon nahe den Dreißigen. Von hoher Geſtalt, gleichmäßig in ſeinen Formen, ruhig und mild in ſeinem Benehmen mußte er jedes Herz gewinnen, das mehr Sinn für innere Gediegenheit als für ein blendendes Aeußere hatte.

Früh ſelbſtändig durch den Tod ſeiner Aeltern hatte Eberhard Ott auch frühe ſchon gelernt, für ſich ſelber zu ſorgen. Er hatte dadurch viel Sicherheit gewonnen, die jedoch nicht frei von Befangenheit war und es gab Menſchen, die den ſchon auf der Schule allein ſtehenden Jüngling pedantiſch nannten.

Ein kleines Vermögen, das dem Jüngling die in ſeinen Armen geſtorbenen Aeltern hinterließen, reichte nur bei dem gewiſſenhafteſten Haushalte aus, ihm das Stu-

bium der Rechte möglich zu machen. Weil er ſich deshalb abſchließen, vielerlei Zerſtreuung verſagen, fleißig arbeiten mußte, gewann er ſich ein ernſtes Weſen, das Manchem kalt erſchien, der die innere Flamme ſeines nur zu regen Gemüths nicht kannte.

Unter dieſem gemeſſenen Auftreten, das ihm das Leben frühzeitig als Pflicht vorſchrieb, lag ſogar Hang zur Schwärmerei. Eberhard war, alleinſtehend und früh vereinſamt, auf dem beſten Wege, ein Menſchenfeind zu werden.

Der Zufall ſpielte ihm die Werke Montaigne's und La Rochefoucauld's in die Hände. Referendar in einer Provinzſtadt, las er Lebensmaximen. Das Weltmänniſche, Kalte und Berechnende der Philoſophie des Umgangs glitt von ihm ab, aber Eine Ueberzeugung blieb aus ihr an ihm haften, es war die, daß in den gewöhnlichſten Menſchen, die uns im Leben begegnen, doch, wenn man nur näher forſche, immer viel Achtbares und ſelbſt für den Denker Anerkennenswerthes ſchlummern könne.

Eberhard war durch dieſe Ueberzeugung lange wie von einer Offenbarung ergriffen. Er verband ſie mit der Lectüre Hippel's und der erneuten Bekanntſchaft Goethe's, den er jetzt in einem neuen Geiſte anſah. Sein ganzer Trieb, zunächſt ſchwärmeriſch und ideal, ging nun darauf aus, praktiſch zu ſein und auch darin lag wieder Idealität. Eberhard glaubte, allen Phantaſieen, von denen er

behauptete, ſie erzögen nur Menſchenverachtung und zum Hochmuth, den Abſchied gegeben zu haben, er wollte Bewußtſein und Lebensklarheit in Jedermann wecken, er ſah überall verborgenen Werth, ſtille Bedeutung, unangebrochene Schätze der edelſten Erfahrung und mühte ſich in jener Provinzſtadt und ſpäter in der Reſidenz ab, die Menſchen zum Bewußtſein ihres Werths zu bringen. Bei den unbedeutendſten Individuen lauſchte er auf ihre Art und Richtung und wer konnte ihn widerlegen, wenn er behauptete, in allen Menſchen wirklich das Allgemeinſame aller Verſtandes- und Herzensbedingungen angetroffen zu haben! Er ordnete Erkennungen, Verbrüderungen, gemeinſchaftliche Unternehmungen an. Eine zeitlang war es die Muſik, dann die Kunſt, dann die Literatur, dann die höhere Geſelligkeit, zuletzt die Politik, alle dieſe Gebiete benutzte er als Tummelplatz, wo der Geringfügigſte plötzlich einen Werth entwickeln konnte.

Aber ſeine Plane ſcheiterten.

Ein ſcharfer Beobachter, wie Conſtantin, verſpottete längſt dieſe Art der Menſchenpflege. Man trüge ja doch, hieß es, nur in jeden Menſchen hinein, was man aus ihm herauszufinden glaube!

Es gab die bitterſten Erfahrungen.

Die Muſikaufführungen, die Kunſtvereine, die Kränzchen für literariſchen Genuß oder politiſche Meinung, Alles was Eberhard zu Stande brachte, aus den zufällig-

ſten und ſich von ſelbſt darbietenden Elementen zuſammenſetzen und zum Bewußtſein ſteigern wollte, es war mit Täuſchungen wieder auseinandergegangen. Die Leidenſchaften und der Egoismus verdarben zuletzt doch immer wieder Alles.

Nun hatte Eberhard darum doch ſeinen Glauben an die Menſchheit nicht verloren.

Er faßte ſie jetzt nur im Allgemeinen. Er ſah Gelegenheit genug, Thatſachen höherer Bedeutung feſtzuſtellen und warb für Ideen.

Die Gefahr, in die er dadurch manchen Verhältniſſen gegenüber gerathen konnte, war glücklich vorübergegangen und der Glaube an das Gute hatte Eberhard nicht verlaſſen. Er glaubte an die Nothwendigkeit, daß Conſtantin ſo handeln mußte, wie er ihm erklärt hatte, im Beſitze einer Hertha gegen eine Agnes handeln zu müſſen. Er glaubte an den Schmerz, den er im Pfarrhauſe zu Liederbach angetroffen.

Mit dem Verlobungsring in der Taſche hatte er ſogleich bei Agnes Planer und ihrem Vater den Beſuch gemacht.

Er wollte von Conſtantin's bedeutender Entwickelung ſprechen, von ſeinem Glück in der Geſellſchaft, ſeinem Bedürfniß ungehinderter freier Entfaltung, er wollte die armen verlaſſenen Menſchen allmälig Das rathen laſſen,

was er ihnen zu ſagen und mit Güte und Schonung beizubringen den Auftrag hatte.

Nun ſah er dieſe Menſchen. Sogleich erſchrak er, daß ſie anders waren, als er ſie ſich gedacht hatte. Siegreiche Menſchen wie Conſtantin zwingen dem Wildfremdeſten ihre erſte Vorſtellung auf. Rückſichtsvolle wie Eberhard beobachten und werden irre. Als er in Lieberbach zum erſten male war, fand er Agnes erſt allein. Der Vater, mehr Landwirth als Geiſtlicher, war im Felde.

Agnes erſchien ihm ſogleich anders, als er ſie ſich gedacht hatte. Sie war nicht klein, ſondern groß. Sie hatte nicht blaue, ſondern braune Augen, ſie war nicht blond, ſondern brünett. Sie war nicht unſicher und gedrückt, ſondern von gewähltem Ton, zart zwar und von jener Zurückhaltung der Gefühle, die jedoch etwas ahnen läßt und ein achtbares heimliches Seelenleben in Ausſicht ſtellt.

Kaum hatte Eberhard ſich genannt, kaum den Gruß, den er von Conſtantin brachte, ausgerichtet, als ihn trotz der ſtarken und kräftig ſcheinenden Natur Agneſens von ihr einige Tropfen im Auge überraſchten, eine bebende Stimme rührte. Er ſah, daß Agnes ſein ſchweres Amt bereits ahnte.

Er beſaß nun die Schwäche, zurückzuhalten. Er ſah da ein zur bravſten Hausfrau berufenes Mädchen, das einer treuen Liebe ihre Jugend geopfert hatte. Er fiel aus der Rolle, die er ſich ſeit einigen Tagen mit allem

Aufwande von Pſychologie einſtudirt hatte. Er war eben der Rückſichten- und Gewiſſensmenſch.

Ja als dann der Pfarrer kam und der kleine, friſchgeröthete, ſogleich die Pfeife ſtopfende Mann in Zorn und Verwünſchungen über Conſtantin ausbrach, da gab er ſogar Conſtantin Zeugniſſe des Wohlverhaltens gegen Agnes, die er, nach der Stadt zurückkehrend, bitter bereuen mußte.

War der Erfolg, den Eberhard's erſter Beſuch in Liederbach haben ſollte, vom Ziele ganz links abgegangen, ſo mußte dieſer natürlich bald wiederholt werden.

Man war im Pfarrhauſe angenehm überraſcht, dieſen milden und gewiegten Mann ſchon am folgenden Tage, wie auf zufällige Veranlaſſung, wieder vorſprechen zu ſehen.

Eberhard konnte nicht anders, als die Ausrede brauchen, daß ihm von allen Spaziergängen um H. der nach Liederbach der liebſte wäre.

Agnes ſchien heute beruhigter. Sie entwickelte ſich ſogar. Der Vater debattirte, zankte, verwünſchte die Univerſitäten, das Jahrhundert, die Regierungen, im Grunde jede Meinung, die nicht die ſeinige war. Agnes ſchien ſein vollkommenes Gegenbild. Sie ſprach, freilich mit etwas auffallender Betonung, für höhere Sphäre, ſanftere Schwinge, Emporgetragenwerden über das Gemeine und Geringe. Der Vater pries das Gegentheil. Dieſe Frieda,

Conſtantin's Schweſter, ſagte er unter Anderm, iſt das einzige vernünftige Frauenzimmer, das mir ſeit Jahren vorgekommen iſt! Schon an dem Kinde hatt' ich meine Freude. Wenn freilich bei ſo toller Erziehung, wie ſie genoß, etwas aus ihr geworden iſt, verdankt ſie's einem beſondern Wohlgefallen Gottes; denn im Hauſe des alten Ulrichs geſchah und geſchieht noch täglich Alles, um die Nachkommenſchaft zu verderben. Von Conſtantin ſprech' ich nicht, um Agneſen nicht zu kränken. Seinen Dünkel, ſeinen nichtsnutzigen Hochmuth werden Sie kennen und ſich hoffentlich nicht von ihm terroriſiren laſſen, wie er Alle terroriſirt. Frieda aber iſt die einzige von den Ulrichs, mit denen ſich umgehen läßt, wenn auch mit ihr der Zank nicht abreißt; ſie iſt praktiſch und warum? Ich glaube, man kann des Jahres die Seiten zählen, die die in irgend einem Buche geleſen hat.

Lieber Vater, entgegnete Agnes, die den Vorwurf fühlte, mit Gelaſſenheit, wenn man wie ich, ſeit früheſter Kindheit auf dem Lande lebt und ewig nur von Oekonomie hört, was kann man thun, als ſich unter Bücher flüchten? Frieda athmete von früheſter Kindheit Bücherſtaub. Ihr Haus wurde nie leer von jungen, wiſſenſchaftlich gebildeten Männern. Was Andere ſich mühſam durch Selbſtunterricht erwerben müſſen, gewann ſie im Spiel. Und ſo hübſchen Mädchen, wie Frieda iſt, ſteht im Grunde Alles ſchön, ſelbſt wenn ſie Thorheiten machen. Ich

möchte nicht ungeſtraft die Poſſen treiben, die man ihr hingehen läßt. Wenn Frieda da am Schrank ſteht und alle deine Bücher nach der Reihe als Schriften voll Unſinn und Widerſpruch recenſirt, ſo heißt's bei ihr: Die iſt ein Genie. Thät' ich's, ich würde dir damit nur Beweiſe meiner Beſchränktheit geben.

Eberhard horchte den vernünftigen Worten.

Sie rügten etwas, was ihm ſelbſt an Frieda, die er wiedergeſehen und liebte, nicht wohlthat.

Dieſe Kritik Agneſens wurde mit einer Sicherheit vorgetragen, die er bei dem ſonſt zerfloſſen ſcheinenden Gemüthe kaum für möglich gehalten hätte.

Er mußte ſich auch hier geſtehen, daß Agnes in dieſer ihrer beſtimmten Art nichts Gewöhnliches hatte. Die lange Selbſtändigkeit in der Führung eines eigenen unruhigen Hausweſens hatte ſie mehr entwickelt, als er bei erſter Begrüßung glaubte und vollends achtbar war ihm die Faſſung, mit der Agnes ſchon bei dieſem zweiten Beſuche über Conſtantin hinwegging.

Er kam zum dritten male nach Lieberbach und an dem Tage, wo er den Hans durch eine lebendige Treppe befreit hatte, war er ſchon zum fünften Male da.

Auf Conſtantin kam die Rede nicht mehr; er hätte den Ring in aller Ruhe auf das Nähtiſchchen Agneſens legen können, ſie würde ihn zur Seite unter die Blumenſtöcke gelegt haben, unter deren grünen Schatten ſie am

Fenſter zu arbeiten und die ſtille einförmige nur zuweilen von einigen Studenten, die das von Hans von Landſchütz gebraute Bier lieber im goldenen Löwen an der Quelle koſteten, unterbrochene Chronik des Dorfes zu muſtern pflegte, und ein anderes Geſpräch angeknüpft haben. Der Vater behandelte den Gaſt voll Theilnahme. Er ſchonte eben deshalb Conſtantin und von Agneſen ſah Eberhard wol ein, daß ſie ſich der Erinnerung an Conſtantin mit einem an ſich geſunden Gefühle der Selbſtrettung entwinden wollte. Nichts iſt ja ſchüchterner als Männernatur. Zu dem Eingeſtändniß einer keimenden Neigung Agneſens gegen — ihn ſelbſt, wagte ſich Eberhard's Beſcheidenheit nicht hinaus. Und doch fühlte er, daß ſein Auftrag drängte. Jedesmal wollte er bei Agnes unter den Blumen ſitzend aufſpringen und rufen: Conſtantin iſt treulos! Hier haſt du deinen Ring! Nimm ihn, ich habe den Auftrag ihn dir zu geben! Aber er war des Entſchluſſes nicht fähig. Auch darum war er ſeiner nicht fähig, weil ihm oft ein Grauen vor Agnes kam. Sie kam ihm gefahrvoll vor. Er ſah ſogar Verſchmitztheit und Berechnung. Er wog und wog. Er ſtudirte. Sie ſind ein ſchrecklicher Gewiſſensmenſch! hatte ihm auch Frieda einſt geſagt, als er am Abendtiſche ihres Vaters einen Korb voll Zwetſchen an ihre Geſchwiſter vertheilte und dabei die Jahre der Kinder zu den Zwetſchen und

die Zahl der Zwetſchen zu der Zahl der Kinder in eine arithmetiſche Gleichung brachte.

Agnes nahm Frieda's, von Eberhard angekündigten Beſuch nicht ſo heiter auf als der Vater, der über das Abenteuer mit Hans dem Ziegenbock lachte.

Er lachte nicht über den Humor der Sache an ſich, ſondern über den Aerger der Leute auf dem Stiftshofe, denen er, trotz der Erziehung, die er ſelbſt einſt Aurelien und ihrer Freundin Eugenie von Saalfeld, jetziger Wingolf, gegeben, jeden nur erdenklichen Poſſen wünſchte, Miswachs ausgenommen, da dieſer ihn ſelbſt hätte treffen müſſen.

Planer war ein Nachfolger jenes Apoſtels, der einſt den Säbel zog und einem Knechte des Malchus ſein Ohr abhieb. Vermögend wie er war, hatte er manchen Morgen Acker ſchon zu ſeiner Dotation hinzugekauft und ſtand mit einigen ſeiner Gemeindeglieder, denen er am Grünendonnerſtag den Kelch reichte, nach Oſtern ſchon wieder vor den Schranken des Gerichts. Nach der Ueberzeugung, daß man niemals Trauben von den Dornen leſen würde, gab er es ſchon ſeit Jahren auf, mit ſeiner reichen und verwilderten Gemeinde Seelenpflege zu treiben. Die Verrichtungen ſeines Amts gingen nach Vorſchrift, er war ein Mann, den die Bauern in jeder Beziehung ein Recht hatten, ſtramm zu nennen; in ſeiner Amtsführung lief nichts Unerlaubtes unter. Aber die Berichte der rundrei-

ſenden geiſtlichen Inſpectoren, die Planern oft in Lieder=bach antreffen konnten, wie er im Nebengebäude des gol=denen Löwen, im alten Kruge, zur Kirchweihzeit eine Schlägerei mit eigner Hand vermittelte und mit dem er=ſten beſten Schemel dazwiſchenfuhr, bis es Ruhe gab, dieſe Berichte ſchilderten ſein Wirken als einen verlorenen Po=ſten in dem modiſchen neuangebauten „Reiche Gottes.“ Und bei alledem behauptete er ſich. Selbſt ſeine Proceß=gegner achteten des Mannes ſtramme Haltung.

Das Erſtaunen, wie Frieda von Hans von Landſchütz vor dem Pfarrhauſe in Liederbach abgeſetzt wurde, war nicht gering.

Frieda mußte die Veranlaſſung dieſer Fahrt zwei mal erzählen.

Der etwas lahme Patrimonialrichter, Juſtiziar Dam=mert, hinkte ſo raſch er konnte über die noch vor Staub undurchſichtige Straße und platzte mit der Frage herein, Himmel, woher dieſe gnädigſte Vertraulichkeit käme?

Frieda erzählte aufs Neue und ſchraubte Dammert mit dem Verhör, das er möglicherweiſe noch mit ihr und dem Ziegenbock würde anſtellen müſſen. Auf ſeine Ge=wohnheit anſpielend, im mündlichen Verhör mit den Bauern, wenn ſie vor ſeinen Schranken ſtanden, ihnen für jede Widerrede oder ungefragte Antwort oder für jeden lär=menden Zankausbruch Geldſtrafen zu dictiren, die er nur dann wirklich einzog, wenn man ſeine Geduld auch zu lange

auf die Probe geſtellt hatte, rief ſie in Dammert's Tone: Hans! Er ſchweigt oder — fünf Groſchen! Hans! Er ſtößt nicht oder — ſechs Groſchen! Hans! Er ſchert ſich zur Thür hinaus oder — ſieben Groſchen! Der Vater lachte wie immer, wenn beim Spott das Stichblatt nicht er war.

Der beſtellte beſſere Kaffee wurde hereingebracht.

Man plauderte allerlei Neues durcheinander.

Dammert, begierig jetzt auf den Stiftshof, ging. Und wie alle Vier nun, etwas beklommen, in der früh hereingebrochenen Dämmerung beiſammen ſaßen, kam dann die Rede auf Conſtantin.

Frieda, das Kind Gottes, ſagte kurzab:

Lieben Leute! Jetzt ſind wir unter uns! Jetzt ſeid einmal geſcheut und macht dem Ding ein Ende! Ich erwarte, daß ihr dem armen Bruder abſchreibt! Ich hätte nie geglaubt, daß der Conſtantin auch ſo ein Gewiſſensmenſch wird und an einem offenen ehrlichen Wort ſo lange druckſt und kaut. Doch beſſer wahrhaftig, ihr macht das früher ab, als bis ihr's mal in der Zeitung leſt, daß ſie ihn zum erſten male mit irgend Jemand anders aufgeboten haben.

Der Eindruck dieſer ſchrillen Worte war ſchmerzhaft.

Der alte Pfarrer ſprang auf und legte zitternd die Pfeife hin.

Agnes ließ einen Taſſenkopf fallen und ſchwankte zur Thür hinaus.

Eberhard erhob ſich entrüſtet und ſagte mit geröthetem Antlitz tief vorwurfsvoll: Frieda! Frieda!

Aber warum denn nicht! rief Frieda. Es iſt ja drükkend für Beide und darum ſollen ſie's abſchütteln. Kein Baum bleibt in Jahren derſelbe. Dr. Hainer ſagt' es neulich, alle fünf Jahre hätten wir in der Hauptſache einen andern Körper, wir wüßten's nur nicht. Wie ſoll denn da Eins ſich durch eine vergangene, an ſich glücklich und wahr geweſene Stunde ſein ganzes Leben verderben und um dieſe eine edle und brave Stunde ſich immer rundum im Kreiſe drehen? Und Sie wußten's doch, Ott! Warum haben Sie denn den Ring noch immer in der Taſche? Mein Bruder ſchreibt uns heute, daß die Unterſuchung niedergeſchlagen iſt und daß Ihr Schweigen ihn ungeduldig macht.

Der Pfarrer ſah Eberhard mit durchdringendem Blicke an.

Eberhard ſtand wie beſchämt, wie vernichtet. Er wußte nicht, was erwiedern.

Frieda beachtete die Pauſe nicht, ſondern plauderte weiter:

Sie wollen ja fünf grade ſein laſſen. Aber gemaßregelt wird doch. Der Eine muß einen Revers unterſchreiben, der Andere ſein Bündel ſchnüren und aus der Reſidenz. Conſtantin kommt heute Abend, ſein Erkerſtübchen hab' ich ihm ſchon zurecht gemacht und die Ungewißheit, die

ihn wegen Eurer drückt, wird grauſam. Drum kam ich ſelbſt und wenn Agnes vernünftig iſt, ſo gibt ſie mir ihren Ring gleich mit und Sie geben ihr den Ring Conſtantin's und die ganze Laſt iſt endlich vom Herzen. Abgemacht! Punktum!

Planer ging ſchon gefaßter und nur noch bewegt auf und ab.

Zorn hatte er anfangs genug. Der Hinblick auf den ihm wohlthuenden Eberhard aber milderte dieſen Zorn und Frieda's praktiſche Auffaſſung, die für Eberhard ein Stich durchs Herz war, verſöhnte ihn ſogar; es war die ſeine. Er platzte heraus:

Ja! Frieda! Haſt Recht! Es war eine Dummheit. Gleich anfangs! Das hätte damals drüben lieber im goldnen Löwen einkehren ſollen als bei uns. Dein Bruder iſt ein heimtückiſcher Burſche und war mir immer zuwider. Dünkelhaft wie ihr Alle ſeid, ihr Alle, ihr Ulrichs! Vater und Mutter und eure ganze Sippſchaft! Und wer dich mal als Frau kriegt, Frieda, der hat auch ſeinen Segen weg. Das iſt meine Meinung.

Für Eberhard hatten dieſe Erörterungen ſo viel Verletzendes, wie das Kritzeln eines geradegehaltenen Stifts auf einer Schiefertafel.

Die nüchternen Auffaſſungen des Pfarrers waren ihm bekannt; aber Frieda's Aeußerungen über brechende Herzen, zurückgegebene Worte und Ringe, die gingen ihm doch

zu weit. Selbſt dem Irrthum gebührte nach ſeiner Meinung unter Umſtänden eine Schonung. Die Wahrheit hat nicht überall freien Zugang und darf die Thüren ſo aufreißen und ihre Enthüllungen ſo geradehin ausrufen. Es gibt für gewiſſe Meinungen und Ueberzeugungen der Menſchheit Ceremonialgeſetze, die zu überſchreiten nicht Jeder den Beruf hat. Frieda ſchien Eberharden eine Prieſterin der Wahrheit zum Nachtheil ihrer Schönheit zu ſein. Und da der alte Pfarrer jetzt in wirkliche Rührung gerieth und ſeinem abweſenden Kinde ſein ganzes Lob, ſeine ganze Theilnahme ſpendete, ſo trieb es Eberhard hinaus zu Agnes.

Es war dunkel geworden.

Er ſuchte ſie in dem ſchon herbſtlichen, halbentlaubten Garten. Er fand ſie unter den Aſterbeeten.

Er trat zu ihr heran, er wollte der Einſamen Troſt und Zuſpruch bringen. . .

Frieda inzwiſchen, ohne Eberhard's Hinausgehen beſonders bemerken zu wollen, ſtützte den Lockenkopf auf und blickte durch die Blumenſtöcke, die am Fenſter ſtanden, auf das abendlich ſtill werdende Leben eines Dorfes. Sie ſprach vom Heimgang, wollte ohne Eberhard fort, ſprach von der Stunde, wo der letzte Eiſenbahnzug käme, ſie wollte den Bruder, der der Stolz der Familie war, ſelbſt empfangen.

Aber Planer bedurfte noch einer Scene. Die Ge-

ſchichte mit Conſtantin Ulrichs war für ſein Haus jetzt abgemacht, aber es fehlte doch noch das rechte Punktum auch nach ſeinem Sinn.

Erſt ſollſt du noch deinen Ring haben, Mädchen! ſagte er wiederholt und nöthigte Frieda zum Bleiben.

Da ſie nicht mochte, ſagte er:

Hilft dir nichts. Und Das mußt du auch noch hören. Dein Conſtantin, Frieda, iſt ein Nichtsnutz.

Planer gehörte zu jenen Aufgeklärten, die die „Genialität“ faſt ebenſo haſſen wie die Finſterniß. Das Genieweſen iſt ihnen nur eine Abart derſelben Verirrung wie der Autoritätsglaube. Kein Reformator mag leiden, daß über ſeinen Kopf hinaus Andere noch weiter gehen wollen als er und leider hat Mancher ſich dann ſchon entſchloſſen, lieber wieder zurückzugehen und ſich wieder an Die anzuſchließen, die er früher bekämpfte, als Denen zu folgen, die ihm nun gar noch vorangehen wollen.

Als Planer jetzt ſo recht aus dem Grunde ſeine Verwünſchungen gegen die Ueberſchwänglichen und Freiheitsſchnaubenden ausgeſprochen, ſtand Frieda auf, klopfte ihm auf die Schulter und antwortete:

Alterchen! Still! Eures Gleichen bringt mehr Unglück in die Welt als die Ariſtokraten! Wißt ihr, Papa, was Ihr denn eigentlich ſeid? Ein Schulmeiſter und einer recht dick voll Tyrannei. Ihr wollt die Freiheit haben, aber ganz apart für Euch und alle Uebrigen müſſen

ſich unter Eure Freiheit als Sklaven ducken und wer ſich dagegen muckſt und eigentlich was Anderes will, den möchtet Ihr dann auch gleich in Euern großen Sack ſtecken, grauſamer als der Kaiſer von Marokko. Geht mir weg! Meine Mutter ſagt als, wenn vom liederbacher Glauben die Rede iſt, Ihr glaubtet da blos an Euch ſelbſt! Es iſt nicht anders; Jeder geht natürlich die Landſtraße, wie ſie ihm im Kopfe angelegt iſt. Ihr könnt aus Eurer Feldmeſſung nicht heraus und trampelt und wettert und flucht, wenn Einer den Zweifel juſt nicht ſo glauben will wie Ihr! Sogar Eure Freigeiſterei ſoll ein Evangelium ſein. Nun macht Ihr's Keinem recht. Wenn die Stiftsfrau von Landſchütz nicht jeden Sonntag aus alter Anhänglichkeit bei Euch in die Kirche ginge, kein Menſch hörte Euch mehr auf der Kanzel zu. Ihr gebt fürs Herz nichts und gebt für den Verſtand nichts; 'mal redet ihr mit der Bibel und nehmt ſie aufs Wort und 'mal ſoll's wieder blos bildlich ſein und ſo wollt Ihr eigentlich immer nur ſelbſt Euer Herr! Herr! ſein. Die Gemeinde ſoll bei jedem Dinge erſt fragen: Herr Pfarrer, was dürfen wir nun darüber wieder meinen? Und Ihr raucht dazu Eure Pfeife und gebt den dummen Buben und Mädchen Eure geſetzte Antwort und hundert mal hab' ich's ſchon gehört, daß Ihr den Leuten wie ein Profeſſor, der's weiß, ſagtet: Das weiß man nicht! Und das gerade ſo, als wäre das Nicht ein Glaubensartikel und

es müßte Eins gleich verbrannt werden, der ſich nicht ebenſo feierlich und majeſtätiſch hinſtellt und ſagt: Das weiß man nicht! Und ſo ſag' ich wieder Punktum. Und diesmal Streuſand drum!

Mit dieſen Worten hatte Frieda den Hut aufgeſetzt und ſprang zur Thür hinaus.

Im Garten mußte ſie in der Dämmerung erſt eine Weile ſuchen, bis ihr Agnes und Eberhard ſichtbar wurden.

Beide traten ihr unter durchſichtig gewordenen Rebengängen entgegen.

Es war ſtill und feierlich zwiſchen ihnen.

Agnes ſchien gefaßt, Eberhard ſchwieg.

Planer ſah dann in der Stube forſchend auf Beide.

Frieda hatte einen ironiſchen Zug um den Mund, ſchien verdrießlich und wollte fort.

Agnes gab ihr die Hand. Mit Faſſung trat ſie zu Frieda heran und ſagte, daß ſie einen ſchönen Traum ihrer Jugend preisgeben wolle, wenn ſie wüßte, daß ſie ein anderes Weſen glücklich machen könne. Ott hätte die Leiden ihres Herzens geſehen und nicht gewagt, den Auftrag ſogleich zu vollziehen. Es wäre jetzt geſchehen. Und nun ſie wiſſe, daß Conſtantin durch eine Dame aus der großen Welt glücklicher ſein würde, als mit ihr, gäbe ſie gern auch ihren Ring an Frieda zurück; ſie möchte ihn dem Bruder geben, ſie möchte ihn grüßen, möchte gewiß

ſein, daß er nicht um Liederbach herumzugehen brauchte, wenn er des Weges käme; ſie hätte ſich ſchon ſeit Jahren auf dieſen Augenblick vorbereitet. . . .

Frieda nahm den Ring, betrachtete ihn blinzelnd und ſagte ſich zum Vater wendend ſpöttiſch: Amen!

Da Eberhard ſich ſtill beobachtend in der dunkeln Stube an eine alte Commode mit Gläſern und Taſſen lehnte, meinte ſie zu dem noch: Aſſeſſor! Die Gläſer und die Taſſen! . . .

Eberhard lächelte ſchmerzlich und war ſtill.

Dem Vater war's faſt, als müßte er etwas merken.

Er wollte einen Knecht rufen, Frieda nach Hauſe zu begleiten.

Eberhard ſagte aber, auch er würde gehen, er müſſe doch Conſtantin begrüßen. Der Blick, den Agnes dabei auf ihn richtete, war bedeutungsvoll.

Frieda verſtand ihn faſt, dieſen Blick. Sie nahm ihren Hut und flüſterte Agneſen zu: Hab keine Angſt! Ich nehm' ihn dir nicht! . . .

Frieda! fuhr Agnes glühend auf. . . .

Nun! Nun! Wir Frauen kennen uns doch! ſagte Frieda.

Eberhard ſprach eben mit Planer. Er hörte nur Agneſens Abſchiedswort: Frieda! Du biſt fürchterlich! . . .

Dann ein nachdenkliches: Gute Nacht! von ihm ſelbſt und nun gingen Eberhard und Frieda von dannen . . .

Eberhard bot der Schweſter ſeines Freundes, die er ſo innig geliebt hatte, den Arm.

Frieda lehnte ihn ab. Doch ſchien ſie unbefangen. Sie ſprach gleichgültige Dinge.

Es war faſt Dunkel geworden. Die Sterne tauchten aus dem blauen, nebelbezogenen Himmelsmeer. Die Luft ging kühl; die geheimnißvolle Sprache eines Herbſtabends flüſterte ſanft durch die Natur. Die Pappeln am Wege ſäuſelten vor dem baldigen Abſchied ihrer welken Blätter. Die Ebene ſo weit ſich breitend und das Leben in ihr ſo abendlich, ſo ſtill, ſo ruhig, da- und dorther nur das Bellen eines eingeſchloſſenen Hundes, von der Stadt heimkehrende Wanderer, mit einfachem Abendgruß. Wie friedlich die Welt in ſolchen Stunden! Die Felder hier leer, dort mit friſchen Furchen ſchon durchzogen und nach dem Erdreich duftend wie im Frühjahr. Letzte Hüter des Feldes nur noch die Kartoffeln oder dampfend widerwärtigen Geruchs Feuerſtätten, wo das Kraut der ſchon geernteten verbrannt wird.

Würde ſo die einfach ländliche Herbſtnatur im blaurothen Nachtſchimmer nicht ohnehin die Stimmung der Wehmuth geweckt haben, wie mußte es erſt klagen und weinen in Eberhard, der, allein ſo hinſchreitend, neben der plaudernden und Allem, was ihr eben durch den Sinn kam, Worte leihenden Frieda ausrufen mochte:

Dieſer kalte Abend, nach Dem, was wir heute drüben

am Mittage erlebten? Welche Töne drangen vorhin aus deinem holden Munde, du Kind der Natur! Welche Gedanken liegen hinter dieſen ruhigen Augen! Gedanken, die zu denken mir eine Umwälzung meines Innern ſein würde und die dir ſo leicht kommen wie die ſilbernen, durchſichtigen Wölkchen dort unter den Sternen ſegeln! O Frieda! Wen lieb' ich denn anders als dich! Wem möcht' ich denn anders zu Füßen ſinken und ihn an ſeinem Kleidesſaume feſthalten als dich! Frieda! Wem möcht' ich denn in dieſer ſtillen Einſamkeit, hier jetzt mit dir in die ruhenden, ſchlummernden Büſche tretend, unter den Käfern, die noch einen Flug verſuchen wollen, unter Vögeln, die noch zuweilen wie im Traum ſich durch einen leiſen wie vergeſſenen Ton in ihrem Verſteck verrathen, an mein Herz drücken und Liebe, Liebe, Liebe ſtammeln, als dir! Nun iſt's vorbei. . . . Was war das ſoeben, was geſchah mir am Aſternbeete des Pfarrgartens . . . ?

Der Fluch der männlichen Schwachheit iſt ſehr oft der, nicht im Stande zu ſein, Situationen zu beherrſchen.

War's die berechnete Thräne der Empfindſamkeit geweſen, die Eberhard an Agnes gerührt hatte? War's ein Blick geweſen, den er in die tiefſten Geheimniſſe der Verachtung der Frauen g e g e n Frauen geworfen?

Er hätte jetzt da ſo hinſchreitend in Abenddunkel Hülfe rufen mögen, Hülfe bei der einzigen, die ſeine Phantaſie einſt ganz erfüllt hatte und die er nun faſt haßte. Die

luftige bunte Brücke wenigſtens, die ihn einſt zu Frieda Ulrichs geführt, war ein Nebelhauch geworden und zerſtoben.

Er ergriff Frieda's Hand und fragte:

Frieda! Was denken Sie von Agnes?

Harmlos ſagte ſie:

Agnes Planer iſt ein ganz gutes Mädchen.

Es war dies ein ehrlicher Ton. Für Eberhard lag etwas in dieſem Zeugniſſe. Doch mußte es ihn nicht kränken, daß es gleichſam klang, als ſollte geſagt ſein: Dir darf ſie genügen.

Beide ſchwiegen.

Von der Stadt tönten Glocken. Ihr verhallender Ton hob die Feierlichkeit des Abends. Eberhard war kein Poet, kein Schwärmer. Er hatte nie einen Trieb zur bewußten idealen Auffaſſung des Lebens gehabt. Er war praktiſcher Schwärmer. Er ſah nur immer die Welt der Pflichten, der Sorgen, der Mühen, Aufopferungen. Er war in ſeinem Gedankengange gewiſſenhaft.

Ach, dachte er jetzt, ſolchen Naturen, wie Conſtantin und Frieda, fehlt nur das Unglück! Unglück allein kann ſie ändern! . . .

Er ſagte ihr's. . . .

Frieda lachte.

Das ſind kirchhöfiſche Anſichten, ſprach ſie und fuhr fort:

Beſter! Dem ewig Verhimmelnden iſt Alles, was zur

Erde gehört, ſchrecklich, aber mein Vater hat uns früh vor der Erde Reſpect beigebracht. Die Erde iſt ein ſo merkwürdiges Product, daß ich ganz ehrenvoll finde, ihr anzugehören. Was hat die Erde nicht Alles ſchon durchgemacht! Denken Sie an die Billionen Jahre zurück, die die Erde gebraucht hat, um ihre jetzige Form zu gewinnen und was das noch für ein Blühen und Leben mit der Erde iſt und wie prächtig ſie ſich entwickelt und in noch fernern Billionen Jahren entwickeln wird! Zur Geſchichte der Erde gehören wir mit zu. Sie iſt ja ein lebendiger Körper, der immer wächſt und ſich verändert und wir machen das Alles im Leben und im Tode mit. Wenn ich heute ſterben müßte, ſo ging' ich getroſt. Ich brauche die Reiſe nicht bis an die Sonne, die ſo viel Meilen von uns fern liegt und wenn man ihr näher kommt, nichts Anderes iſt, als was unſere Erde iſt. Da bleiben wir lieber getroſt gleich hier, gehen ſo lange als möglich mit dem Wirrwar mit, und wenn uns Unglück paſſirte, da ſollte man immer gleich Reißaus nehmen und mit der Sonne ſchmachten? Ich weiß nicht, ich habe das Gefühl nicht, als könnt's mir einmal ſchlecht gehen. Ich verſichere Sie, wenn unſer ganzes Haus ausſtürbe und ich wäre mit den kleinen Kindern allein, wir würden im Frühjahr Rettige, im Sommer gelbe Rüben, im Herbſt weiße Rüben eſſen und auch roh, wenns nicht anders ſein müßte. Die Leute lachen über unſere verkehrte Wirthſchaft. Die Sache iſt ganz einfach.

Wir machen uns nicht zu Sklaven eingebildeter Bedürfniſſe. Ich gebe Ihnen mein Wort, wenn wir uns zu Hauſe vorm Stehlen hüten, ſo iſt's, um häßliche Weitläufigkeiten zu vermeiden. Ueberall kommt ſchon Licht in die Köpfe. Seien ſie überzeugt, unſere Kinder und Enkel kommen in viel natürlichere Lagen, als in denen wir leben und als uns bei der gegenwärtigen Duckmäuſerei wahrſcheinlich ſcheint. . . .

So plauderte ſie fort und Eberhard hörte halb lachend, halb kopfſchüttelnd zu.

In der Ferne ertönte bald ein Pfiff.

Der Dampfwagen war wol angekommen.

Als ſie an die Stelle kamen, wo heute Nachmittag Hans von Landſchütz von Frieda angeredet und zurechtgewieſen war, zog ſchon die Anhöhe herauf der Omnibus.

Ein Hut ſtreckte ſich heraus. Es war Conſtantin, der die Schweſter und Eberhard erkannte.

Conſtantin ſtieg aus, gab und nahm ſeine Begrüßung.

Er verrieth ſogleich Verdruß über ſein politiſches Geſchick.

Ein ſchweſterliches freudiges Entgegenſtürzen, das ſich Eberhard hier nothwendig gedacht hatte, fiel weg.

Frieda ſagte ganz einfach: Biſt da, Conſtantin? Die Stube iſt in Ordnung!

Und Conſtantin erwiederte ebenſo: Guten Abend, Frieda! Alles wohl?

Dann kamen die Erörterungen über den Zuſammenhang der Ausweiſung aus der Reſidenz.

Der Omnibus fuhr raſch vorüber.

Noch ein bekanntes Geſicht grüßte und ſchwang eine ſchäbige Mütze. Es war Jean Reps, auch ein Verbannter, dem Conſtantin in der Eile kein anderes Quartier anweiſen konnte als bei Eberhard. Eine für Dieſen ſehr traurige Perſpective. Eberhard war nicht in der Stimmung zu widerſprechen.

Nur auf ſeine Frage: Und Hertha Wingolf? antwortete der Bruder: Sie würde ihm folgen.

Hertha Wingolf? fragte Frieda.

Jetzt erſt erfuhr ſie den Namen des neuen Verhältniſſes. Sie wiederholte den Namen einige male und ſagte:

Sie wird kommen? Hierher wird ſie kommen?

Als ſie zum Thore einlenkten, trennte ſich Eberhard von den Geſchwiſtern.

Ihre Ruhe, ihr einfacher Meinungsaustauſch hatte ihn noch mehr verletzt. Er fühlte ſeinem Herzen nicht nur mit Grauen nach, wie nahe Haß und Liebe verwandt ſein können, er hatte ſogar ein Gelüſt, an der unerſchütterlichen Selbſtzufriedenheit dieſer Menſchen zu rütteln, Frieda's Amazonenſinn zu brechen, ſie irgendwie zu dem Geſtändniß zu bringen, daß auch ſie ſich müſſe der Pflicht gefangen geben.

Daß Frieda ihn nicht liebte, das hätte ihn noch heute

an der Mauer des Stiftshofs können in Verzweiflung bringen. Jetzt aber, nach dem Wiederſehen in Lieberbach, tröſtete ihn die gewonnene Ueberzeugung, daß Frieda überhaupt wol nicht lieben könne.

Zu Hauſe fand er ſchon ſeinen Einquartierten. Er beſtellte für Jean Reps ein Nachteſſen und erntete von dieſem dafür eine Reihe ſalbungsvoll ironiſcher Lobſprüche, die auf allerlei Ausführungen des Themas hinauskamen: Ott, Sie ſind wirklich ein ſehr guter, d. h. im Stillen gedacht, ein herzlich dummer Menſch!

Sechstes Capitel.

Der Stiftshof und die Symbolik eines Ringes.

Einige Tage ſpäter erſchien in H. in der That die Tochter des Juſtizchefs Wingolf.

Es ging ihrem Auftreten kein unbedeutender Ruf voran.

Deshalb wollten Alle die perſönlich gewordene weibliche Selbſtändigkeit kennen lernen, wollten die Liebe und den Heroismus der Hingebung, die hier dem jungen Ulrichs gezeigt wurde, entweder in Perſon bewundern oder hintennach auf Grund von Thatſachen kritiſiren. . . .

Doch wurde man Hertha's ſobald nicht anſichtig.

Sie kehrte zwar erſt in einem Hotel, dann aber im Stiftshofe bei Aurelie von Landſchütz ein, an die ſogleich nach ihrer Abreiſe von der Reſidenz Julie von Reiſig und Eugenie geſchriebeu und ſie dringend um eine Art Einfangen des wilden, entlaufenen Füllens gebeten hatten....

Aurelie von Landſchütz war nicht wenig geſpannt, ein junges Mädchen zu begrüßen, das von ſeinem Charakter

und ſeiner Weltauffaſſung eine ſo allbekannte Kunde verbreitet hatte.

Die Räumlichkeiten des kleinen Schloſſes reichten aus, dieſen Beſuch bequem zu beherbergen und ſo erging denn an Hertha eine Einladung, deren Motive freilich etwas peinlich waren.

Von ihrem Bruder hatte Aurelie trotz aller Beherrſchung ſeiner Unarten Kenntniß ſeiner rückſichtsloſen Bequemlichkeitsbetriebe genug, um nicht manchen Conflict zu fürchten, der durch die Aufnahme Hertha's möglich werden konnte.

Indeß ließ ſich Alles nach Wunſch an. In drei Tagen hatte die raſche Fürſorge Juliens und Eugeniens Hertha aus der auffallenden Stellung eines im Hotel einer Univerſitätsſtadt wohnenden, ihrem Geliebten nachreiſenden jungen Mädchens entfernt. Hertha fügte ſich mit Bereitwilligkeit dem ihr vom Stiftshof gemachten Antrage, nicht jedoch ohne erſt ein förmliches Abkommen getroffen zu haben. Sie wollte wiſſen, wie man es mit etwaiger gegenſeitiger Beläſtigung zu halten gedächte. Sie ſagte, die Entfernung von der Stadt wäre nur gering. In der Stadt, die ſie täglich zu beſuchen vorhätte, ſtünde ihr das Ulrichs'ſche Haus für den ganzen Tag offen. Sie wollte Niemanden unbequem ſein.

Man gab jede tröſtende Verſicherung.

Und in der That wenn auch Hertha anfangs mit der

ihr eigenen Lebendigkeit die Vorſtellung eines Aufenthalts in einer berühmten Univerſitätsſtadt ergriff, dachte ſie ſich auch mit Begeiſterung die mannichfache Anregung und Belehrung, die ſie würde in dieſen Mauern ſich aneignen können, ſo lernte ſie doch bald den ſtillen Frieden ſchätzen, den ſie im Stiftshofe antraf.

Aurelie, hoch in den Dreißigen, etwas förmlich und gemeſſen, gab ſich ihr milde und gütig und Hertha erſchreckte Jeden ſogleich bis zur Unterordnung. Einige Zimmer nach dem entlaubten Park in einem Seitenflügel des zweiſtöckigen, mit Schiefer gedeckten, altmodiſchen Schloſſes gefielen Hertha ausnehmend und zuletzt beſſer als ſogar die Stadt. Selbſt das Ulrichs'ſche Haus entſprach, wie Conſtantin ihr ſogleich geſagt hatte, bald ihren Erwartungen nicht.

Jedoch ſtand ſie ſich über ſolche Keime eines Zwieſpalts nicht Rede. Noch hob ſie zu mächtig das Gefühl der Freiheit. Noch erfüllte ſie ganz das Glück, in Conſtantin's Nähe leben zu dürfen. Noch hatte ſie die überfliegendſten Bildungspläne und ſcherzte oft, und mit halbem Ernſt, darüber, ob ſie nicht in Männertracht auch an den Vorleſungen Theil nehmen dürfte.

Der Tochter eines hochgeſtellten Staatsmanns kam man allgemein mit der größten Zuvorkommenheit entgegen.

Hertha empfing Beſuche und machte Beſuche. Sie überraſchte jeden Namen, der einen Rang in der gelehrten Welt behauptete und ſuchte ſich mit ſeinen Studien

in irgend eine Beziehung zu ſetzen. Sie las, ſie ſchrieb, ſie machte Auszüge. Sie hatte einen Bildungseifer, der ſich von Dem, was nicht allzuſchwere Vorſtudien erforderte, nichts entgehen ließ.

Aurelie von Landſchütz durfte die Furcht, die ſie anfangs vor Hertha gehabt hatte, bald beſchwichtigen.

Verletzendes, Unweibliches kam bei ihr nicht vor. Wenn ſie nicht an den kleinen Theeabenden, die Aurelie liebte, allzuheftig mit den anweſenden Herren und Damen zu ſtreiten begann, machte ſich das Verhältniß ohne alle Störung der herrſchenden Begriffe von Maß und Schicklichkeit.

Auch die Beziehung zu Conſtantin hatte nichts Auffallendes. Der junge Ulrichs war durch ſeinen Skepticismus ein Weltmann geworden; darin lag die Bürgſchaft ſeines Takts. Noch mehr, die Liebe zwiſchen ihm und Hertha beruhte auf ganz eigenen formellen Geſetzen. Hertha's Natur war eine unannahbare und ſpröde, ſie war die Jungfräulichkeit ſelbſt. Wie ſie Alles nur nach ſeinem geiſtigen Werthe zu erfaſſen ſuchte, ſo auch die Liebe. Ihr Benehmen gegen Conſtantin hatte etwas entſchieden Weihevolles. Aurelie hatte dafür den Frauenblick, der die bloße Maske der Sprödigkeit ſehr bald von der wahren Unnahbarkeit der Unſchuld zu unterſcheiden weiß. Hertha gehörte zu jenem Frauengeſchlechte, aus dem die Nordlandstöchter einſt und die Brunhilden auf-

wuchſen. Abgewandt allem Gewöhnlichen verſchmähte ſie ſelbſt die üblichen Formen des zärtlichen Einverſtändniſſes. Und Conſtantin ſelbſt war entweder blaſirt oder kalt genug, dieſen Ton der Rückſicht und Entſagung fortdauernd einzuhalten. Es war dies derſelbe Ton, mit dem er Hertha einſt ſich gewonnen hatte.

Conſtantin wurde natürlich bald wieder der Mittelpunkt der Univerſität.

Die ältern Gelehrten gaben ſich wol nicht die Mühe, ſeine Pricipien zu bekämpfen, die mittlern und jüngern aber kamen ihm entweder an Gewandtheit der Formen, Witz, Scharfſinn nicht gleich oder ſie räumten ihm gern ein Feld ein, auf dem ſie meiſtentheils alle ſelber ſtanden. Conſtantin war auch hier wieder der allzeit Sieghafte. Merkte er, daß einmal in ſeiner Geltung eine gefährliche Stagnation eintrat, ein Stillſtand in dem allgemeinen ſich um ihn bewegenden Strome, ſo rührte er die Gewäſſer künſtlich auf. Es mußte dann irgend ein Plan ausgeführt werden, zu dem es ihm an den einleitenden Organen nicht fehlte, ob nun die Initiative Eberhard ergriff oder wol gar Jean Reps, dem man Lectionen verſchaffte, damit er ihnen Allen nicht allzuläſtig wurde. An Verdrießlichkeiten fehlte es unter ſolchen Umſtänden nicht. Eine umfaſſende Schilderung der Univerſität, die Conſtantin vom modernen Standpunkte aus an eine im Geiſte Ruge's und Bruno Bauer's geſchriebene Zeitſchrift ſandte, er-

regte ein ſo lärmendes Aufſehen, daß neue, mahnende und verweiſende Einſchreitungen der Regierung die Folge waren.

Immer ſeltner aber und ſeltner wurden die Beſuche, die Hertha im Ulrichs'ſchen Hauſe machte.

Anfangs hatte ſie dies Familienleben wahrhaft entzückt. Der Vater, ein harmloſer, kindlicher Mann mit langem, grauem Haar, war die Natürlichkeit ſelbſt. Die Mutter, Frau Riekele genannt, eine in ihrer Jugend bildſchöne Frau, war jetzt noch trotz ihrer vielen Kinder blühend und dem Auge erfreulich. Ihre Beweglichkeit war die eines Irrwiſches. Küche, Keller, Waſchhaus, Gemüsgarten, Nähtiſch, Nachbarſchaft, Alles war bei ihr Eins. Die Kinder, ſo zu ſagen, gingen wie ſie ſtanden und ſtanden wie ſie gingen. Nur in Maſſe wurden die Kleinen gereinigt, Knaben und Mädchen unter einen einzigen Apparat von Blechröhren und Brauſen geſtellt und unter Zetergeſchrei Morgens und Abends trotz der zunehmenden Kälte mit kaltem Waſſer übergoſſen. Von Nichts wurde ein „Umſtand" gemacht. Die Kleidung mußte ohne Löcher ſein, das genügte, Alles Uebrige war gleichgültig. Eſſen und Trinken gab es zum Sattwerden. Ein großer hölzerner Aufſatz mit einem beweglichen Bret, deſſen Centrum eine in der Mitte des Tiſches eingefugte Axe war, ſtand jeden Mittag und Abend auf dem Tiſche. Auf dies Brett ſtellte man die Speiſen; jeder hatte ſeinen Teller.

Das Brett wurde herumgedreht, ſo daß es bald zum Vater, bald zu Teutomar, bald zu Hedwig, bald zu Frieda kam. Jeder nahm was ihm beliebte und der Vorrath war groß genug. Die Tiſchordnung mußte unter ſolchen Umſtänden ſehr unterhaltend ſein. Für Anklagen fand man kein Gehör. Kind Gottes! rief Frau Riekele; laßt mich in Ruhe! Wer dich ſchlägt, ſchlag' ihn wieder! Frau Riekele hatte genug zu thun, dieſen Wirrwarr des Hauſes in leidlicher Ordnung zu erhalten und es ging ganz prächtig. Jeden Abend konnte man hier im Sommer im Garten, im Winter am Ofen zuſammenſitzen und ſich ohne Vorurtheile über Gott und die Welt unterhalten. Und wenn es nur Bier und Kartoffeln in der Schale und friſche Butter dazu gab, ſo fehlte es nie an Gäſten, an Studenten, Privatdocenten und Profeſſoren gleicher oder verwandter Richtung. Die Kinder ſprachen friſchweg in jede Unterhaltung hinein und ernteten für ihren geſunden Verſtand Anerkennung genug, manchmal auch freilich ein: Halt den Rand! wie's eben zu paß oder unpaß kam. Der Vater nahm bei Geſprächen über religiöſe und politiſche Vorſtellungen nie Rückſicht auf die Kinder. Was für ein Kind nicht paſſe, glitte ihm ſchon von ſelbſt ab. Wer deshalb von den Kindern übermüthig wurde, war damit noch nicht ſicher, jeden Augenblick wieder „geduckt" zu werden. Die Freunde des Hauſes ſogar wieſen die Kinder ebenſo zur Thür hinaus wie die Aeltern thaten und Frau

Riekele dankte Jedem, der ihr das Leben erleichterte und mit der Natur natürlich umging. Von einer aparten Neigung für die Seinigen war hier keine Rede. Wer kam, war Freund des Hauſes, wurde herzlich empfangen und durfte ſich geben wie er wollte; wollte er aber wegbleiben, ſo rief ihn auch Niemand. Es war ein frohes, buntes, angeregtes Leben. Was dieſe Menſchen für Witz, für Poeſie, für Blödſinn, für Unſinn, für eine „Affenſchande“ erklärten, das galt überall im ganzen Orte dafür. Sie waren die Götter der Erde, die den Geiſt für Phosphor, Romantik für Blödſinn, freien menſchlichen Willen für Kindermärchen erklärten; und es lag ein titaniſcher Schwung darin, wenn es hieß: Was man wäre, das müſſe man auch ganz ſein und handeln müſſe man ſeiner Natur gemäß. Sätze, die ſich dann ſo erweitern ließen: Alle unſere Ideen ſind Abdominal-Reflexe, die ſich allmälig im Hirn daguerreotypiren und zuletzt in der Form von Moral, Religion, Philoſophie, überlieferten Unſinn abſetzen... Wer des Abends in dieſem Kreiſe gelebt hatte, wer auf ein Wort der Frau Riekele, das ſie regelmäßig um halb zehn Uhr zu ihrem Manne ausſprach: Kind Gottes, ich bin ſchläfrig! dann aufſtand, dann die Treppe hinunterſtieg, dann die Thürklingel hinter ſich lange verhallen hörte, dann ſtolz durch die Gaſſen der alten grauen Stadt unter den Sternen hinwandelte und in der Ferne hörte, wie man noch in allen Wirthshäuſern donnernd mit Gläſerauf-

ſchlag ſang: Wir ſind die Könige der Welt! der mußte hochbefriedigt mit einſtimmen und der abſoluten Kritik Recht geben, die da lehrte, es käme nur einzig darauf an, daß der Menſch „ſich ſelber ſetze“.

Als Hertha zum erſten male dieſe aus Schön und Häßlich gemiſchten Formen auch einer freien Selbſtbeſtimmung kennen gelernt hatte, mußte ſie ſie bewundern.

Später kamen aber Enttäuſchungen.

Sie hatte ein Bedürfniß, ſich in Conſtantin's Lebensſphäre heimiſch zu fühlen, ſie war von ihm vorbereitet auf die Exiſtenz eines Profeſſors mit mäßigem Einkommen, ſie war von ihm auf die Wunderlichkeiten der Mutter, die bequeme Nachläſſigkeit des Vaters, die taktloſen Ausfälle Frieda's vorbereitet und doch — da ſie jetzt mitten in dem Chaos ſtand, erſchrak ſie, von Tage zu Tage weniger ſich in ihm zurechtzufinden.

Wenn ſie Conſtantin Abends über den ſchon fallenden Schnee oder die gefrorene Landſtraße nach dem Stiftshofe heimbegleitete, foderte er ſie auf, doch ihm getroſt ihr Urtheil auszuſprechen.

Sie mühte ſich dann ab, Zuſtimmungen zu geben, die ihr nicht natürlich kamen.

Conſtantin blies ſeinen Cigarrendampf in die Luft und ſagte: Eine Kritik des guten Tons hält dieſe Art nicht aus. Aber ich bin überzeugt, wenn die Kinder einmal aus dieſem Boden herausgenommen und anders-

wohin ins praktiſche Leben verpflanzt werden, bewähren ſie ſich beſſer, als man glauben möchte. Frieda vollends iſt wie Dornröschen, wenn auch nicht ganz nach unſers guten Uhlands Auffaſſung. Sie iſt ein Stück Poeſie; für unſere gewöhnlichen Verhältniſſe ein unheimliches Elfenkind, von dem ich neugierig zu erfahren bin, was die Spindelfrauen des Schickſals ihr einſt noch anthun werden.

Hertha kannte das Uhland'ſche Lied und die Sage vom Dornröschen, das in alle Lagen, nur nicht in die der Stube und des Spinnrockens paßte.

Sie hatte anfangs dem ſchönen Mädchen ihre ganze Bewunderung gezollt, bald aber hatte ſich die alte Erfahrung herausgeſtellt, daß wir Menſchen vor Dem, was etwa auf unſer eigenes Ebenbild hinaus kommt, doch gerade zum Tod erſchrecken können. Der Geiſterglaube ſagt, wer ſich ſelber ſähe, dem winke der Tod. Hertha ſah in Frieda ſich ſelbſt, ſah ihr Ideal der freien Selbſtbeſtimmung, ſah im ganzen Ulrichs'ſchen Hauſe feſſelloſe Exiſtenz nach natürlichen Bedingungen, ſah die Welt der Vorurtheilsloſigkeit, von der ſie ſo oft dem Vater und der jungen Mutter geſprochen — und nun — wenigſtens ſie ſelber gefiel ſich nicht in der Rolle, die ſie in dieſer Welt mitſpielte. Sie kam ſich bleiern, ſchwer vor in dieſer luftbeſchwingten Beweglichkeit. Sie fand die Uebergänge des Denkens, die Unmittelbarkeit der Geſinnungen für

ihre Art viel zu ſchroff, zu plötzlich. Sie konnte nicht folgen. Wenn der Menſch Andern gegenüber den Schein gewinnt, ein Pedant oder wenigſtens ohne Liebenswürdigkeit zu ſein, fängt er gewiß an, vor dem Spiegel der Eitelkeit oder — der Selbſterkenntniß ernſte Muſterungen anzuſtellen.

Sagen wir aber Alles.

Ein menſchliches Herz, das ſo voll und mächtig ſchlägt wie das Herz Hertha Wingolf's, begehrt des Ruhms der Zufriedenheit mit ſich ſelbſt.

Wenn Hertha nach ſechs Wochen ihres Aufenthalts in H. unter den mancherlei Anregungen, die ſie ſuchte und fand, unter der Fülle von bedeutenden Thatſachen, die ihr mit der ganzen erhebenden Kraft, die allem Belehrenden innewohnt, zuſtrömten, aufrichtig ſein wollte über den Eindruck, den ihr Frieda, ihres Freundes Schweſter, und das ganze Daſein der Genialität machte, ſo hätte ſie eigentlich ſagen müſſen: Neid iſt's, der dich verzehrt! Neid iſt's, wenn dem Kinde Gottes Alles im Spiele zufällt, was du dir mühſam erſt und künſtlich erwerben mußt! Neid iſt dieſe Scham über dich ſelbſt, über deine Schwerfälligkeit und die bleierne Schwinge deines Weſens!

Und Conſtantin hatte nicht ohne Ironie an den „guten Uhland," wie er ihn zur Bezeichnung des „überwundenen Standpunktes" nannte, erinnert, als er Frieda mit Dorn-

röschen verglich. Ja, Frieda war die Naturpoeſie und Hertha ſchien ſich die Stubenpoeſie.

Es iſt ein tiefer Zug der Mißgunſt, der ſich in die Seele einſchleichen kann, wenn man die geborenen Genien gaukeln und auf Blüten wie ein Schmetterling ſich ſchaukeln ſieht, Nichts beginnend, in Nichts ſich mühend und doch überall Sieger und Herrſcher. Der ſicherſte Inſtinkt gab Frieda immer die treffendſten Antworten. Alles und Jedes durfte ſie wagen und es ſtand gerade ihr. Sie neckte die Gelehrſamkeit und zupfte an langen, erhabenen und feierlichen Zöpfen und wenn ſie auch mit irgend einer von ihr nicht gewußten Thatſache übel ankam, ſelbſt der Rückzug des Geſtändniſſes, dumm geweſen zu ſein, ſtand ihr klug und geiſtreich. Sie wußte in ihrer kurzen, ſchlagenden, epigrammatiſchen Art die Lacher ſo auf ihrer Seite zu behalten, daß ſie aus ihren ſchwarzen Locken, aus ihren ſchelmiſchen Augen hervorlugte wie einer jener Elfen, von denen Hertha wußte, daß es Naturgeiſter und allerdings Geiſter ohne Seele ſind. Hertha ſtand neben dieſer Gaukelei feierlich wie eine Prophetin da, aber ſie ſelbſt, ſie glaubte nur wie eine Dienerin, wie eine Schleppenträgerin neben ihr zu ſtehen.

Anfangs machte ſie ſich wirklich Vorwürfe ob ihrer Eitelkeit, ihres Neides. Dann aber fühlte ſie doch, daß ihr Trieb, in allen Dingen nach den letzten Gründen zu forſchen, eine unwiderlegliche Berechtigung hatte. Und

da Frieda Alles that ohne die letzten Gründe zu fragen und doch immer ſcheinbar Recht behielt, ſo fing ſie an Frieda erziehen zu wollen.

Da erntete ſie denn Spott.

O fall doch nicht über deine lange Schleppe! ſagte Frieda einſt.

Der Ton war bitter. . . .

Hertha fing an, ſich von dieſem Weſen geſchieden zu fühlen. Es kam nur darauf an, daß ſie das Gefühl: Du biſt neidiſch! in einem beſſern Dritten überwand.

Es gibt einen gezogenen und einen zuchtloſen Genius. Hertha klammerte ſich an dieſen Unterſchied; denn ſie wollte nicht dem Neide verfallen. Sie behauptete vor dem Genius die größte Ehrfurcht zu fühlen, aber ſie nannte den gezogenen Genius die künſtleriſche Weihe und Verklärung des rohen Naturtriebes, einen Schöpfer, Geſtalter, Verlebendiger.

Von dieſem Merkmale hatte Frieda's Genius allerdings Nichts. Frieda's Genius war ein ſchelmiſcher Zerzupfer, ein lachender Zerſtörer, er war negativ, wie auch der Genius des Bruders, der ſich jetzt rüſtete, Vorleſungen zu halten und mit einer Kritik aller Rechtsbegriffe im nächſten Semeſter ſeine akademiſche Laufbahn zu beginnen.

Hertha ſprach oft zu Conſtantin: O Freund, könnte doch Frieda einmal eingeſtehen, daß ſie ſich irgendwo ge-

irrt hätte! Könnte ſie doch der Reue fähig ſein! Könnte ſie doch einmal auch hören, ſtatt nur zu ſprechen! Könnte ſie doch irgend ein Werk mit Emſigkeit beginnen und es mit Ergebung bis zu irgend einem fertigen Ziele bringen! Wie klein erſcheinen wir Alle gegen ſie, aber trotz unſers Ernſtes, unſers redlichen Eifers! Wir Thoren, wir leſen ein Buch erſt, ehe wir es beurtheilen! Frieda blättert darin und ſpricht über ſeinen Inhalt nach drei Seiten. Sie verachtet die Muſik. Warum? Weil ſie ſie nicht gründlich gelernt hat. Sie tanzt nicht. Warum? Weil ſie im Tanze ohne Grazie iſt, während ſie außer der Tanzreihe im gewöhnlichen Leben wie eine Sylphide ſchwebt. Es iſt ein ſeltſamer Widerſpruch in dieſem Mädchen und aufrichtig bezeichnet, Conſtantin, Frieda iſt nicht Das, was wir gut nennen!

Conſtantin hörte, da er Hertha mit großer Schonung zu behandeln fortfuhr, ſolchem Grübeln ſcheinbar aufmerkſam zu.

Er ſuchte die immer mehr einreißende Trennung beider Charaktere, der Geliebten und der Schweſter, zu vermitteln; allein im Grunde war er über Hertha ganz derſelben Meinung wie ſeine Schweſter.

Er fand Hertha pedantiſch und in ihrem Sichſelberaufklärungseifer komiſch. Ihm war geſchehen, daß er ſelbſt auf Stiftshof eine ganz neue Ordnung der Dinge einführte, daß Aurelia die Trauernde, Gebeugte an ihm

einen Antheil nahm, als wäre Baron von Gleichen neu erſtanden, ihm war geſchehen, daß Hans ſich der ganzen Verbindung mit dem „Eigenthum-Diebſtahl-Weſen“ nicht mehr widerſetzte, da Frieda ſeit der durch Hertha vermittelten Bekanntſchaft mit Hans wie Puck mit den ſchlafenden Freiern des Sommernachtstraumes ſpielte, aber Hertha und Conſtantin, dieſe harmonirten nicht mehr, ſie geriethen oft in grellen Widerſpruch und Hertha war eigentlich die Einzige, die Conſtantins Autorität beſtritt.

Wenn an den je nach der Witterung mehr oder minder lebhaften Theeabenden auf Stiftshof die Discuſſionen im lebhafteſten Gange waren, bewunderte Aurelie die leichte und nachläſſige Art, wie Conſtantin in ſeinem Lehnſeſſel ſaß, mit ſeinem ſcharfen, durchdringenden Organ zwiſchen die Streitenden fuhr und ohne ſeinen freimüthigen Grundſätzen etwas zu vergeben doch den ganzen Beifall der Ariſtokratie ſich gewinnen konnte; Hertha aber, die, wenn Alles auf den lächelnden, ironiſchen, ſcharf pointirend die Worte hineinſchleudernden Freund blickte, ſich dieſes Beſitzes doch hätte rühmen ſollen, Hertha ſchauderte tief zuſammen, wenn ſie ewig und ewig doch nur Sätze, wie dieſe, hörte:

Man muß ja lachen über die Anſtrengungen, die ſich's ſo Viele koſten laſſen, fliegen zu lernen! Wer mit den Flügeln des Genius nicht auf die Welt gekommen,

der mag alle Vögel im Walde fangen und ihren Flügelmechanismus unterſuchen und nachahmen, er kommt doch nur zu Falle! Ich ziehe die fröhliche Unbedeutendheit aller gequälten Bedeutung vor. Und nicht blos unſerm geiſtigen Schaffen im Bereiche der Kunſt ſteht ja überall der Schweiß der Anſtrengung auf der Stirn, ſondern auch unſern Inſtitutionen. Was iſt denn, wenn man aufrichtig ſein will, dieſer Conſtitutionalismus anders als die troſtloſeſte Halbheit? Entweder Cato's Republik oder Julius Cäſar Imperator. Was ſoll die Mitte? Entweder Amerika oder Rußland. Was quälen wir uns mit der Vermittelung von Gegenſätzen, die ſich gegenſeitig erſt zu zerſtören haben, bis ein Drittes, vielleicht dann Meinetwegen Beſſeres kommt! . . .

Aehnliches wurde von Conſtantin täglich ausgeſprochen.

An Entgegnungen fehlte es nicht.

Doch behielt Conſtantin immer Recht, wie Jeder, der das Unzulängliche, Halbe im Intereſſe eines höhern oder beſſern Ganzen, das entweder längſt da war oder erſt noch kommen ſoll, tadelt.

Nur Hertha widerſprach. Sie ſagte einſt:

Sie leugnen, lieber Ulrichs, den Fortſchritt des Menſchengeſchlechts, wenn Sie ewig nur an die rohe Naturkraft appelliren. Gibt es wol eine ſchönere Blüte unſerer Epoche als die Uebereinkunft? Das Verlöbniß ſo zu

ſagen zwiſchen Recht und Pflicht und Kraft und Schwäche? Beruht nicht unſere ganze Civiliſation auf dieſer gegenſeitigen Mäßigung, auf dem Takte der Zurückhaltung? Wie ſich zwei Verlobte durch den Austauſch ihrer Ringe gleichſam ihres Ichs entäußern, ſo ſollen wir doch wol eigentlich auch immer in zwei Welten leben, in einer, die uns gehört und in einer, die dem Andern gehört. Wer nichts mit dem Andern austauſchen mag, für Herz nicht Geiſt, für Geiſt nicht Herz gibt, der ſteht zuletzt einſam da und ich kann mir denken, daß ein Genius, der kein Mitleid mit der Menſchenſchwäche hat, zuletzt von irgend einem Felſen tiefverzweifelnd und über ſein Alleinſein bejammernswürdig raſend ſich hinunterſtürzen muß.

Dieſe Worte würden die feierliche Stille, die ihre Folge war, nicht hervorgebracht haben, wenn nicht in den Kreis der uns ſchon bekannte Juſtitiar Dammert eingetreten wäre, der ſich die Erlaubniß, an den Abenden ſeiner Patronin Theil nehmen zu dürfen, ſelten nehmen ließ.

Er kam von Liederbach, erzählte einiges Abgeriſſene vom Pfarrhauſe, brachte Hanſen von Landſchütz vom alten Planer einige Mittheilungen über die Schulheizung und eine Kirchenreparatur und zuletzt eröffnete ſich durch ſeine dann aphoriſtiſcheren Auslaſſungen der Hinblick auf ein bekanntes Verhältniß, das gewiſſe Anweſende berührte.

Man brach natürlich ab; ſelbſt Frieda ſchaukelte ſich

nicht mehr in ihrem Lehnſeſſel, ſondern ſprach von der Rückkehr.

Conſtantin beobachtete Hertha, die die Farbe wechſelte.

Die Geſchwiſter gingen, begleitet von einigen Freunden aus der Stadt, und Frieda, um von Hans loszukommen, nicht ohne die gewöhnliche Weitläuftigkeit, daß er ihre Hand beim Abſchiede gleichſam wie in der Falle hielt und von ihr erſt all die derben Worte hören wollte, die er auch von Frieda reichlich zu ernten pflegte; er gehörte zu den Menſchen, die man ſcharf anfaſſen mußte, um ihnen zu gefallen — auch Frieda drängte mehr als gewöhnlich.

Die Dinge aber, die Dammert angeregt hatte, bezogen ſich auf Agnes und Eberhard.

Dammert hatte die Nachricht aus Liederbach nicht ganz ausſprechen mögen, die Jeder ſchon ahnte, die Nachricht von der an dieſem Abend in ſeiner Gegenwart vollzogenen Verlobung Eberhard's mit Agnes.

Wie Conſtantin und Frieda fort waren, kam die Nachricht ganz ſo heraus, wie ſie der Sachlage entſprach. . . .

Hertha's Hand zitterte ſchon, als ſie Conſtantin Gute Nacht ſagte. Man ſah ihre Aufregung, man wußte, daß ſie auf dieſe Endſchaft einer durch ſie ſelbſt hervorgebrachten Verwickelung geſpannt war; aber daß ſie die

Kunde von dieſem Verlöbniß ſo erſchüttert aufnehmen konnte, das lag in andern Gedankenreihen und Erfahrungen begründet, auf die wir zurückkommen müſſen. . . .

Iſt es möglich, hatte Hertha eines Tages ausgerufen, daß es ſo bedeutungsloſe, ſo höchſt gewöhnlichdenkende Männer geben kann, die etwas ſich aneignen, was ein Anderer verſchmäht, wie dieſer Eberhard Ott!

Es war gerade von dem Gerüchte die Rede geweſen, daß Eberhard Ott die verlaſſene Braut ſeines Freundes auszeichne, Liederbach täglich beſuche und ſich zuletzt wol auch mit Agnes Planer vermählen würde.

Man brachte damals und wieder heute manche Erklärung.

Weil Agnes eine Erbin wäre, ihr Vater vermögend, ſagten die Einen und dies ſogar in Conſtantins Gegenwart. Conſtantin hätte dieſe Meinung berichtigen müſſen. Er that es nicht. Wahrſcheinlich weil er in die Lage hätte kommen können, von einer fremden Lebens- und Herzensauffaſſung mit nachdrücklicherer Achtung ſprechen zu müſſen. Anerkennungen dieſer Art waren ihm nicht gegeben. Man berichtete auch einſt Eberhard, daß Conſtantin immer nur lächle, immer nur ſchweige, wenn von ſeinen Beſuchen in Liederbach die Rede wäre. Eberhard ſchwieg gewiß; er war ja gefaßt auf allgemeine Misdeutung. Daß aber Conſtantin, der die Wahrheit kannte,

auch ſchwieg, that ihm weh, doch ſagte er nur zu einem gemeinſchaftlichen Freunde: Dieſe Menſchen werden nur feierlich, wenn ſie vom Nichts ſprechen.

Man wird das Reich der Fee Mab aus „Romeo und Julie“ kennen.

Der idealloſe Mercutio, Sinnenmenſch und Lebensphiloſoph, wird weich, wenn er vom Sonnenſtäubchen erzählt, von der Traumwelt, von der kleinen, kitzelnden, poetiſchen Bagatelle.

In der That, auch Conſtantin konnte von Märchen, vom Helldunkel auf einer Landſchaft, von einem Jagdvergnügen ſprechen wie ein gläubiges Kind. Er war der überſättigte geiſtige Gourmand, der von aller Kunſt zuletzt nur die Farbenwirkung, von aller Poeſie nur zuletzt das Volkslied, von allen Genüſſen des Lebens nur zuletzt die Idylle des Schwarzbrotes anerkennt. Was hätte er nicht zugeben, was aus der Tiefe herauserklären müſſen, wenn er Eberhard's Handlungsweiſe von dem Makel einer gemeinen Speculation hätte befreien wollen! Seinen ganzen gegneriſchen Standpunkt hätte er feſtſtellen, und feierlich werden müſſen, wie Jean Reps wirklich ſchon feierlich wurde, wenn von Eberhard die Rede kam. Jean Reps, von Eberhard genährt und gepflegt, war auf Uebergängen begriffen, die er „Kriſen“ nannte. Oft wiederholte er tiefſinnig und grübelnd Conſtantin's Wahl-

ſpruch: Entweder Republik oder Rußland! Aber Conſtantin verweigerte jede Anerkennung.

Erſt von Aurelien erfuhr Hertha über Liederbach andere Thatſachen, als die ſie von Conſtantin wußte.

Agneſen wurde von Aurelien viel Lob geſpendet. Einzelne Charakterzüge jedoch, die von Agnes dabei mit erzählt wurden, ließen ſich kaum anders als nach der Auslegung einer Miſchung von viel Liſt und Beſonnenheit deuten.

Natürlich wandte ſich Hertha's Verachtung auch auf Agnes. Unwillig rief ſie aus: Da geſellt ſich ja die Männernatur der rechten alten Evaart unſerer Mitſchweſtern! Ich kenne ſie ja dieſe ſtillen ſinnigen Mädchen, die ſich den Aufſchlag ihrer Augen im Spiegel einſtudiren! Ich kenne ſie ja dieſe Liebevollen, die ewig erzürnt von fremder Läſterung reden, nur um die Läſterung wiederholen zu können! Ich kenne ſie ja bei uns Frauen dieſe kleinen Künſte der Berechnung, dieſe ſpinnenhafte Umſtrickung mit Harmloſigkeiten, dieſe Tücke des Haſſes bei ſcheinbarer Liebe! Glauben Sie mir, Aurelie, dieſe Agnes hätte noch einen Geringern gewählt, als ein ſo niedrigdenkender Mann ſein muß, wenn ſie nur die Genugthuung gewinnen konnte, Conſtantin zu zeigen, wie leicht ſie ihn zu vergeſſen wüßte!

Aurelie gab in Betreff Agneſens im Allgemeinen Recht und den Bräutigam Eberhard Ott kannte ſie nicht.

Eines Abends aber hatte Hertha endlich dieſen Eberhard im Ulrichs'ſchen Hauſe geſehen. Sie erſtaunte nicht wenig, von ihm einen Eindruck zu empfangen, der dem Bilde, das ſie ſich von ihm entworfen, nicht im mindeſten entſprach. Eberhard war ernſt und entſchieden in ſeinen Aeußerungen, ſein Ton ſtach fremdartig ab gegen den Ulrichs'ſchen Tumult, ſie konnte den Widerſpruch ſeines Seins und ſeines Thuns nicht begreifen; ſie ſah ihn ſeitwärts und mistrauiſch mit langer Prüfung an. Auch Eberhard verrieth ein Intereſſe, endlich jener vielbeſprochenen Hertha Wingolf anſichtig zu werden. In ein Geſpräch kamen ſie nicht. Eberhard ſchien in ſich gekehrt und gedrückt.

Nachdem hatte ihn Hertha öfter geſehen und wenn ſie aufrichtig ſein wollte, hatte ſie Urſache ſich einzugeſtehen, daß dieſe kurzen und immer bedeutungsvollen Begegnungen etwas ihre Phantaſie in Gefahr brachten. Alles, was ſie an Conſtantin ſchon irrte und beunruhigte, fehlte bei Eberhard. Und doch war auch Eberhard's Weſen durchgeiſtigt, ſeine Stirn die des Denkers, ſeine Rede gewählt, ſein Urtheil nie oberflächlich. Ohne Zweifel fehlte Eberharden Conſtantin's Esprit, aber ſie mistraute ja dieſem Esprit ſchon längſt. Eberhard konnte und mußte fühlen, daß er anfing auf Hertha einen Einfluß zu gewinnen.

Und ſie mußte von ſich ſelbſt geſtehen, daß Eberhard

ſie faſt gewonnen hatte. Sie ging bald nur noch zu den Ulrichs, um vielleicht Eberhard zu begegnen. Sie hatte beobachtet, mit welcher Gewiſſenhaftigkeit er in der Weihnachtszeit auf jedes Glied des Hauſes beglückend und beſcherend einging, wie ſicher er auswich aller wilden Anmuthung der Einfallſucht des Hauſes, die ſie ſchon längſt aus tiefſtem Herzen haßte. Da nie von Agnes die Rede war, nie in ihrer Gegenwart von ihr die Rede ſein konnte, ſo wurde ihr Eberhard ein Myſterium. Er fing an ihre Phantaſie zu beherrſchen. Und ſein Werth ſteigerte ſich, als ſelbſt Frieda vor ihm mit ihrem ganzen Weſen zuweilen Halt machte. Daß Conſtantin ihr einmal eingeſtand, Eberhard hätte Frieda geliebt, machte ſie ſtaunen. Sie fragte: Wie war es aber möglich, daß er dann eine Agnes wählte? Frieda trat hinzu. Conſtantin hatte eben eingeräumt: Ott iſt ſehr reſpectabel. Frieda gab die nähere Erklärung. Sie erzählte von dem Herbſtabend, wo ſie der „Unnatur“ ein Ende gemacht hätte, weil ſie ihrem Conſtantin hätte den Ort, in den er zurückkehren wollte, nicht verleiden mögen. Da iſt denn, fuhr ſie, als ſie bis zu Agneſens Flucht aus dem Zimmer gekommen war, fort, da iſt denn ohne Zweifel Eberhard in den Garten getreten und hat Agnes, wie ſich denken läßt, in Thränen gefunden. Still ſtanden dabei die Sterne am Himmel, die Aſtern blühten, einige Georginen ſchwankten noch mit verblühenden Kronen. Am Rebenſpalier

hatte Agnes, ohne Zweifel weinend, geſtanden und Eberhard kommt hinzu und ſagt: Agnes, warum weinen Sie? Da iſt ſie denn natürlich vor Schmerz ohnmächtig geworden, iſt ihm ans Herz geſunken und da hat denn auch ſich ſein Auge mit Rührung gefüllt und ſo nahm er den Ring Conſtantin's und gab ihn ihr und Agnes blickte fragend auf Eberhard und auf den Ring und weinte ſchon nicht mehr, im Errathen ſeiner Gedanken. Wir kennen das. Dann wird ſie natürlich auch ihren Ring vom Finger nehmen und wird ihn zweideutig genug an Eberhard geben und ſo halb gegeben halb genommen, halb Schmerz, halb Troſt, halb Kummer, halb Elend wird das ein Verlöbniß — ſchonender Rückſicht. Eberhard der Aermſte konnte nicht anders. Sie werden beide auf ewig unglücklich dieſe Menſchen. Warum? Weil ſie nicht die Kraft hatten, es auf einen einzigen Augenblick zu ſein. Für dieſen einzigen Augenblick ſind ſie's ewig.

Hertha horchte damals hoch auf. Ihr Herz ſtand ſtill. Sie hörte Frieda zum erſten male eine Scene des Gefühls eigentlich ohne Spott und nur entſetzlich bitter, ja ſelbſt wie in ihren eigenen Hoffnungen verletzt, ſchildern. Sie ſagte faſt unhörbar: Und Sie, Frieda, Sie liebten Eberhard? Frieda, erröthend, ſchüttelte den Kopf und erwiderte: Ich hätt' ihn genommen, aber — da wir nicht paſſen, iſt's beſſer.... Frieda warf trotzig die ſchönen Lippen auf und entfernte ſich.

Hertha, allein, wußte nun nicht, wie ſie ſich ſammeln ſollte.

Sie vergegenwärtigte ſich Alles noch einmal, was ſie von Frieda gehört hatte. Die Sterne ſtanden am Himmel, die Aſtern blühten, Agnes ſtand weinend und allein im entlaubten Garten am traubenloſen Rebenſpalier. Eberhard kommt. Er gibt den Ring Conſtantins zagend, ſie nimmt ihn weinend, — er voll Mitleid. . . .

Sie ſtockte bei allen dieſen Gedanken. Sie malte die Scene ſich immer neu aus. Sie ſah dieſen ihr ſchon ſo lieben und werthen Eberhard in der ganzen Situation vor ſich. Sie ſah ſein Herz, ſeine Güte. . . . Seit einem Jahr und länger hatte in ihren Augen keine Thräne geſtanden. Sie weinte zum erſten male und über ſich weinte ſie. Ihr Stolz war durch irgend etwas gedemüthigt, eine Welt war ihr, ſie wußte nicht wodurch und wie, zerſtört. Das ſah ſie, es gab eine Tugend in der Schwäche. Es gab eine Entſagung mitten in dem Recht des Beſitzes. Es gab eine Welt der Pflichten, die größer als die Welt der Rechte iſt. Zwei Ringe, gebunden durch Beſtimmung, gefeit durch den Fluch einer fremden Untreue, feſſeln zwei andere Menſchen, ziehen ihnen den magiſchen Kreis ewiger Gebundenheit — und der Sklave, der gehorchen ſoll, der beugt da ſo ruhig ſein Haupt, und dieſe Ruhe und dieſe Demuth gibt ihm eine Krone, deren Glanz das Auge des Freien blendet. . . . Eberhard Ott,

der Edle, ſo hinausſchreitend, zu einer armen ſchwachen Mitſchweſter, ſo unter den Sternen ſtehend und nichts mit ſich tragend als ſeine Manneskraft und Mannesfreiheit, und dieſe Kraft und Freiheit rein verſchenkend, rein dahingebend aus Güte einem weinenden Mädchen, das er tröſten will, ſich verſchenkend an ein Lebensloos, dem er ſich mit Geduld und geſammelter Treue ewig zu widmen rüſtet —!

Hertha konnte dies Bild, fort und fort ausgemalt, nicht mehr von den Augen bannen, ſie ſah ewig nur Conſtantin's zurückgegebenen Ring, hörte ewig Eberhard's: „Agnes, weinen Sie nicht!“ und immer nur dies milde Männerwort: „Agnes, weinen Sie nicht!“

Sie war damals ſchon nahe daran, ihrem eigenen Geliebten zuzurufen: „Conſtantin, Conſtantin, deine Welt iſt falſch! Leb wohl! Unſere Bahnen ſind auf immer geſchieden!“

So weit war Hertha in ihren Empfindungen gekommen an jenem Abend — es war im Januar — als ſie zu Conſtantin das Gleichniß vom Verlöbniß geſprochen.

Der Juſtitiar Dammert brachte die Nachricht, daß die Verlobung zwiſchen Eberhard und Agnes wirklich gefeiert worden.

Es ergriff Hertha bei dieſem Worte ein Herzenskrampf. Wenn es eine Liebe gab, ſo fühlte ſie, daß ſie Eberhard Ott liebte. Sie dachte nicht daran, ihn ſich zu gewinnen,

ihn dieſe Neigung fühlen zu laſſen, das ſchwache Kind in Lieverbach aufs Neue in einen Jammer zu ſtürzen, aus dem es ſich ſchon einmal auf eine für das Geſchlecht nicht ganz ehrenvolle Weiſe gerettet hatte. Aber die Ruhe ihres Herzens war hin. Sie fühlte, daß ſie an Conſtantin nur den Verſtand geliebt hatte und ihn ſchon lange täuſchte.

Sie verachtete ſich ſelbſt, als ſie einige Tage darauf Conſtantin bat: Geben Sie mir den Ring Agneſens, den Ihnen Eberhard zurückbrachte!

Er erröthete und ſagte: Sollen auch wir uns verloben? War das neulich Ihre Meinung?

Ja, antwortete ſie, mit einer Verſtellung, über deren Ausdauer ſie ſelbſt erſchrak.

Sie wollte nur den Ring haben, den Agnes an Eberhard zurückgegeben. Sie ſah den Reif voll wahnbethörter Eiferſucht an. Die alte Jahreszahl 1841 erſchreckte ſie nicht, Conſtantin's Name erſchreckte ſie nicht. Sie ſah nur, daß Eberhard dieſen Ring an jenem Herbſtabend getragen; ſie verſank bei ſeinem Anblick in Gedanken, die ihr die Welt in einer andern Gliederung zeigten, als ſie eine ſolche bisher von ihr geträumt hatte.

Ein Monat der ſchmerzlichſten Pein verrann.

Die Qual einer nur ſich ſelbſt geſtandenen Liebe iſt namenlos. Sogar in ſeinem traurigen Leid erkannt, verrathen, vielleicht verſpottet zu werden, kann Linderung ſein einem um Liebe verzweifelnden Herzen. Der feſteſte

Wille hat die Kraft nicht, die Urſache der Leiden an der Wurzel aus dem Herzen zu reißen. Es iſt eine Vorſtellung eine Phantaſie Was uns quält, man weiß es, es iſt ein bloßes Spiel der träumenden Hingebung, die ſich in Feſſeln, ſchlagen läßt, in Feſſeln, die man ſelbſt ſchmiedet und man kann doch nicht los davon; immer und immer tritt das Bild des hoffnungsloſen Glücks vor unſer Auge und verwiſchte es die zerſtreuende Welt, doch träten wir abſeits und ſchlöſſen die Augen und lebten nur mit unſerm Bilde, das wir uns ſelbſt beſchwören und aus dem Nichts immer wieder neu hervorzaubern müſſen. Und wie ſpottet meiſt die Wahrheit unſerer Träume! Man genießt im Geiſt alle Seligkeiten des Beſitzes, der Erklärung des endlichen Verhältniſſes mit dem geliebteſten Weſen und denſelben Augenblick ſchreitet es lachend, kalt und von den Formen der Geſelligkeit beherrſcht an uns vorüber; es liegt das Unerreichbare in unſerm Arme und tauſend ſüße Namen der Zärtlichkeit ſtammeln wir den höhnenden Winden! Hoffnungsloſe Liebe zehrt wie ein Siechthum des Geiſtes, das zuletzt auch deſſen leibliche Hülle zerſtört. Kommt keine Rettung von innen oder außen, ſo welken wir hin.

Für Hertha war dieſer Zuſtand um ſo trüber, als ſich mit ihm eine Umwälzung aller ihrer Anſchauungen verband.

Der ſtolze, herausfordernde Sinn der freien Selbſtbeſtimmung war im Erlöſchen. Gebrochen war dieſe ſchlanke

Pappel, deren Laub wol zitternd bewegt im Winde bebt, deren Stamm aber einſt nur Sturm entwurzeln konnte. Das war Alles hin. Was ihr früher den Muth gegeben, ſich gegen die Anſprüche der Sitte und Meinung zu rüſten, hielt nicht Stand mehr. Zaghaft wurde die Haltung, ſcheu das geſprochene Wort und elegiſch das geſchriebene. Hertha ſchloß ihre Bücher, ihr Piano verſtummte; die Gegenſtände der Selbſtbelehrung, die ſie um ſich zu verbreiten pflegte, ſtanden ohne Ueberredung da. Alles war ohne Bedeutung und werthlos. Der belebende Hauch, der von Conſtantin ſchon lange nicht mehr wehte, konnte jetzt nur noch aus einer Gegend kommen, die für ſie dem Tode gleich war, dem Tode, den ſie geſäet hatte; denn um ihretwillen hatte ja Eberhard eine Ehe — der Pflicht zu ſchließen! Daß ſie Conſtantin den Zuſtand ihres Herzens verſchwieg, daß ſie nicht weiter ging, als dieſem zuweilen heftig zu widerſprechen und mit Ergebung ſich in die Auffaſſungen der Andern zu fügen, das war ſchon ein Theil ihres Leides. Denn ſie, ſie, die nie die Wahrheit umgangen, ſie, Hertha Wingolf, heuchelte! Von den lichten Bezirken der Wahrheit konnte ſie abirren und ſo hindämmern in dem ſüßſchmerzlichen Lebenszwielichte eines überwundenen hoffnungsloſen Mädchenherzens!

Oft trieb es Hertha von dieſer Ergebung empor. Oft rief es in ihr: Dieſen Zuſtand der Feigheit erträgſt du nicht! Ueberwunden wardſt auch du von dem Gifte, das

alles Frauenthum verdorben hat, von dieſer eingeſtandenen Leere und Ohnmacht des Herzens? Thorheit! Thorheit! rief ſie.

Aber ſie ſah Eberhard, redete mit ihm, vernahm den ſichern und feſten Gang, mit dem er durchs Leben ſchritt und ſie hätte ſeine Hand halten, an ihn ſich klammern, ihm folgen mögen, wiſſenlos, hinhörend nur ſeinen Befehlen, dienend und ergeben in jedes Loos, das nur der geliebte Mann über ſie auswerfen würde. Seine Welt war ſchon längſt die ihrige. Sein Sein und ſein Wollen umſchwebte ſie mit dem leichtbeſchwingten Fluge eines nie endenden, bis ins Kleinſte gehenden Intereſſes. Sie hatte ſogar Anwandlungen, in Liederbach wie eine Parze aufzutreten, unerbittlich zerſchneidend das Band, das die nun ſtolz ihr Haupt erhebende „Evatochter“ um Eberhard geſponnen. Nicht mehr rief es dann in ihr: Wie unglücklich würde ſie ſein und wie unglücklich ſind wir Frauen alle! Nein, ihr Ruf war ſchon: Wie unglücklich ſeid ihr Männer! Titanen und ſo duldſam unſere elenden Feſſeln tragend! Zu den Sternen ſollte euer Flug gehen und wir nur halten ihn nieder!

Daß Eberhard heiter und ergeben ſchien, ließ ihn ihr jetzt nicht mehr gering erſcheinen. Hertha ſah in ſeinen Mienen nur den Widerglanz jener Ergebung, die das Daſein zwar keineswegs ganz ſo nimmt wie es einmal iſt, aber in der Hauptſache doch nur wie eine Wallfahrt

durch ſeine Finſterniſſe, wie ein mühevolles Durchwinden durch ſeine Schwierigkeiten. Die Stoiker hatten auch ſchon Eberhard's Maxime: Wir leben nicht um uns, ſondern wir leben um der Andern Willen.

Im endenden Winter, in den letzten Tagen des Februar war Hertha nahe daran, ſich einſt Eberhard zu verrathen.

Daß Agneſens Verlobter von dem Werthe, den er für Hertha gewonnen, eine Ahnung hatte, ließ ſich bei ſeiner prüfenden Beobachtung erwarten und Agnes, die auf Stiftshof Hertha zuweilen begegnete, kannte das Glück, das ſie erobert hatte, gewiß in ſeiner ganzen Bedeutung und hütete es mit der ihr eigenen bedächtigen Liſt, die Hertha oft bitter belächelte.

Agnes, doch ein gefälliges und ſicher praktiſches Weſen, hatte ſich ein großes Glück gewonnen, ſie liebte Eberhard mit der Eiferſucht, die ein Künſtler für ſein eignes Werk empfindet. Je weniger ſie zwar annehmen konnte, daß Eberhard, ohne den Auftrag Conſtantin's ihr begegnend, ſeine Wahl auf ſie gerichtet haben würde, deſto ämſiger ſchien ſie nun bemüht, auch jeder Reue in Eberhard's Herzen vorzubeugen und es bahnte ſich dadurch jene vortreffliche Rückſichtsnahme und Achtung an, die in der Ehe oft ein bindenderer Kitt zu werden beſtimmt iſt, als die Liebe, dieſe allerdings höher thronende Empfindung, die aber Launen hat wie eine Königin. Agnes

liebte Eberhard. Dieſer ſchätzte ſie. Warum ſollte ein ſolcher Bund nicht Beſtand haben?

An einem jener letzten Februartage wurde Hans von Landſchützens Geburtstag gefeiert.

Eine große Geſellſchaft war zu Tiſch geladen. Man hatte aus allen Treibhäuſern Spenden gebracht und den Junker wie ein Opferlamm umringt und geſchmückt.

Und was nicht an lebendigen Blumen ihm geſtreut wurde, kam ihm an geſtickten. Auf neuen Teppichen wandelte ſein heute ganz beſonders glanzvoll gefirnißter Fuß, der zu ſeinen koloſſalen obern Dimenſionen klein und zierlich war. Cigarrentaſchen und Notizenbücher und ſelbſt Bequemlichkeiten für ſeine alte Antipathie, die Eiſenbahnen, hatte man ihm verehrt und die heiterangeregte Geſellſchaft brachte bis nach vier Uhr Nachmittags an einer ländlich um Eins beginnenden köſtlichen Tafel zu.

Auch Conſtantin war zugegen und herrſchte natürlich auch hier, da ſein helles Organ überall vernommen wurde und ihm der Stiftshof ohnehin ſchon ganz unterthänig war.

Frieda ſaß Hanſen gegenüber.

Aurelie hatte Eberhard zu Hertha ſetzen wollen, aber da Agnes einer leichten Unpäßlichkeit wegen fehlte, ſo enſtand in den Anordnungen eine Störung und Eberhard kam an ihre eigne Seite.

Nach dem Mahle nahm man Hüte und Shawls und

begab ſich in den umfangreichen Park, der mit einigen immergrünen Bosketts ſchon einen Eindruck des erſehnten Wiedererwachens der Natur gab.

In der ausgelaſſenſten Laune war Frieda. Nicht immer gleich in ihren Stimmungen und oft bis zur Unart dann verdrießlich hatte ſie heute einen glänzenden Tag. Die Erzählung ihrer Befreiung des Geisbocks an Ort und Stelle unterhielt Alle.

Nur Eberhard und Hertha gingen abſeits.

Ein Vergleich von Sonſt und Jetzt lag nahe.

Es war offenkundig, daß Hans von Landſchütz ſich von Frieda Ulrichs hatte wie verzaubern laſſen. Hans ſtrich durch den Park wie Falſtaff, den die in Elfen verkleideten luſtigen Weiber von Windſor zwickten und neckten. Mit der linken Hand ſeinen langen rothen Kinnbart ſtreichelnd, war er mit der Rechten immer nur damit beſchäftigt, das Kind Gottes von zuweitgehenden Thorheiten abzuhalten. Den Herren entriß ſie die Cigarren, um mit der Aſche den kleinen Sandſteingöttern, die hier und da in den Bosketts verſteckt ſtanden, Schnurrbärte zu malen. Vor einem hübſchgeformten kleinen Amor ſtillſtehend, den Frieda bemalt hatte, ſagte Eberhard:

Dieſen Glücklichen iſt doch Alles Zopf! Selbſt Amor!

Alles, was ſich, ehe es handelt, beſinnt! ſagte Hertha.

Wir Alle ſind ihr Zopf, fuhr Eberhard fort und be-

diente ſich der Freiheit des Scherzes, die ihm Hertha ſchon eingeräumt hatte.

Hertha ſprach aus, was ſie mit ſchweren Kämpfen des Herzens ſeither über denjenigen Geiſt in Erfahrung gebracht, den ſie früher bewundert hatte.

Ich kenne ihn jetzt ganz, dieſen Dünkel des Nihilismus! ſagte ſie. Ich kenne ſie ganz, dieſe ſichere Eingebung des Augenblicks, die nicht ſelten herrliche, reizende Poeſie iſt. O dieſe Glücklichen, denen jeder Weg offen ſteht, die jedes Eigenthum, jeden geſchloſſenen Raum wie den ihrigen betrachten und betreten dürfen! Aber doch haſſe ich ihre Zuverſicht. Ja, ich will ihnen pedantiſch erſcheinen, ich muß es. Es iſt doch nur die Einſprache unſers Herzens, die uns den ſchwerfälligen Gang, den ſie verſpotten, gibt und auf unſer Empfinden denk' ich, ſind wir berechtigter ſtolz zu ſein als auf unſer Denken.

Eberhard überſah den Riß, der zwiſchen Conſtantin und Hertha ſchon ausgebrochen ſein mußte. Was ſie eben ſagte, paßte für Conſtantin ſo gut wie für Frieda....

Das Gewiſſen! fuhr Hertha erregter fort. Sie nennen ihn den ächzenden Hemmſchuh aller unſerer Bewegungen! Es iſt ein erdiger Stoff, der, als der Schöpfer unſer Daſein aus Flammen erſchuf, gerade uns zugemiſcht wurde!

Liebe Freundin, fiel Eberhard ruhiger ein. Der Prüfſtein des Menſchen iſt die That. Erſt an dem bewältigten

Stoff des Lebens, erſt an dem vollendeten Formgebilde der Geſchichte zeigt ſich der wahre Menſchenwerth. Unſer nächſtes Wandeln und Gehen thut es allein nicht. Ob wir ſchweben mit Schmetterlingsflügeln oder dahinſchreiten im Faltenwurf einer veſtaliſchen Jungfrau, ſorgſam hütend das Licht, das angezündet an der ewig brennenden Lampe des Ideals wir mit uns heimtragen wollen an des Hauſes Pforte, nicht auf unſer Schreiten kommt es an, ſondern auf unſer Stillſtehen. Da wo Einer Halt macht oder auf ein Halt hört, da erſt bewährt ſich ſeine eigentliche Kraft. Glauben Sie mir, liebe Freundin, wir gerathen in dieſe Unterſcheidungen unſerer Weſenheiten nur durch den lauen Frieden der Zeit, nicht den gegenwärtigen von heute, ſondern durch das Verfahrene der ganzen Epoche. Erfaßte uns das Leben mit großen menſchenbezwingenden Aufgaben, hätten wir unſer Daſein Alle in Maſſe immerhin als ein großes Räthſel, aber doch in diesſeitiger Beſtimmung zu löſen, wir luxurirten nicht ſo mit dieſen ſchimmernden Blaſen von Charakterverſchiedenheit und privater Selbſtbeſpiegelung. Im Alterthum und Mittelalter war das nicht. Zöge nur ein rechter Windſtoß durch die Welt, es würde Jeder nach ſeinem Hut greifen, um dieſen Hut oder den Kopf dazu ſich zu halten! Hätten wir wirklich eine Sphinx vor den Thoren, die uns nach dem Amüſement der theoretiſchen Löſung ihrer Räthſel unmittelbar darauf praktiſch auffräße, wir würden in der Art, wie ſich

bei ſolcher Noth Jeder zu helfen ſuchte, bald erkennen, was eigentlich groß oder klein, was eigentlich an ihm zu haſſen und was zu lieben iſt.

Hertha war ſchon lange gewohnt, von Eberhard nur entgegenzunehmen. Es iſt ein Irrthum, wenn man glaubt, zur Liebe gehöre der Gegenſatz; es iſt ein Irrthum, wenn man in Fragen des Gemüths von der Anziehung der Pole ſpricht. Eine Reibung kann Flammen hervorbringen, praſſelnde, ſchöne Flammen, aber auch langſam verzehrende. Glückliche Liebe will den ſtillen Frieden der gleichen Stimmung; ſie will mit ihrem Theuerſten keinen Kampf; der gleiche Accord aus beiden Seelen widerhallend, ein Leben um das andere, ein Pulsſchlag von mir und einer von dir und wir Beide athmend in Einem...

Emporgerichtet hatte Eberhard immer die noch ſchwankende Weltauffaſſung ſeiner Freundin. Troſt hatte ihre bange Seele immer von ihm heimgetragen.

Weiter aber als bis zur Erhebung des Willens und zur geſtärkten Kraft des Widerſtandes gegen Das, was ſie haßten, waren ſie nicht gekommen.

Heute wagte Hertha noch dieſes Wort:

Sie haben einſt Frieda geliebt. Warum entzogen Sie ſich dieſem Gefühl?

Aus Stolz, ſagte Eberhard. Naturen wie Frieda können dann nur dauernd feſſeln, wenn ſie Herrſcherinnen ſind. Zur Magd erniedrigt ahnen ſie, daß bald die Grazie

ſie fliehen würde. Wenn Frieda ſich ergeben müßte, dann ſänke ſie wie Phaeton aus der Sonnenbahn. Sie wiſſen das ſehr gut, dieſe Naturen. Sie wählen auch deshalb entweder nur das Unbedeutende oder Das, was ihnen durch Dinge imponirt, die man ſich nicht künſtlich geben kann, Geld, Gut, Rang, Ehre. Wird nicht Frieda Ulrichs einſt die Baronin von Landſchütz werden und noch in weiterer Welt einſt Aufſehen machen?

Aurelie kam eben mit Conſtantin. Das überraſchende Wort war ſomit abgebrochen. . . .

Die Geſellſchaft kehrte in den Saal zurück, hörte noch etwas Muſik und trank noch den Thee.

Dann trennte man ſich.

Hertha blieb ſtumm, in ſich gekehrt den ganzen Abend. Conſtantin bewies ihr dann und wann eine Aufmerkſamkeit; ſie hörte nur mit halbem Ohr.

Eberhard war zeitiger gegangen. . . .

Auf ihrem Zimmer allein, öffnete ſie endlich das Schreibbureau und ſtand ſinnend wie über einem Teſtament.

Sie wollte an Conſtantin ein Bild ihres Herzens entwerfen und von ihm auf ewig Abſchied nehmen. . . .

Es war ſtill um ſie her. Ihr Bruſt hob ſich von den ſchweren Athemzügen.

Schon hatte ſie begonnen das Papier zurechtzulegen, ſchon hatte ſie einige Zeilen voll Wehmuth, aber von

Buchſtaben zu Buchſtaben entſchloſſener, niedergeſchrieben, als man plötzlich ein heftiges Ziehen der Glocke am Hofthor vernahm.

Lebhafte Rufe draußen machten ſich hörbar.

Es wurde im Hauſe unruhig. Allerlei Fragen, dann die Fußtritte eines Mannes. Zuletzt auf der Stiege, die zu ihr ſelbſt führte. Hertha mußte aus einem Heraufſtürmenden Conſtantin erkennen.

Er nur war es, der ohne Antwort abzuwarten hereintreten konnte.

Sie ſprang auf und hörte die Anrede: Hertha! Hertha! Eine neue Welt! In Frankreich iſt der Thron geſtürzt! Die Republik iſt ausgerufen, in Deutſchland lodert der Aufruhr! Was ſagen Sie! Glauben Sie's? Glauben Sie's? . .

Hertha blickte aus einer fremden Welt auf.

Und die Welt, von der Conſtantin ſprach, war nicht minder geiſterhaft. . . Conſtantin zeigte ſich von einer Erregung, die ſie nie an ihm geſehen. Er ſtand wie im Feuer der Leidenſchaft. Sein Auge blitzte, ſeine Hand zitterte. Ein Strom von Worten, von Thatſachen, von Berichten entquoll ſeinem Munde. Nie hatte ihn Hertha ſo geſehen. Es war, als wäre Eberhard's Wort von dem entſcheidenden Windſtoße der Zeiten in Erfüllung gegangen. Conſtantin umſchlang die zaghaft Staunende, drückte ſie ans Herz, bedeckte ihre Hand mit tauſend Küſſen.

Hertha! Hertha! rief er. Eine neue Welt! Die Republik in Frankreich!..

Hertha bebte zuſammen, ſah die Wonne des jungen, wie aus einer langen Ohnmacht ſich mit Kraft erhebenden Mannes.

Das Feuer ſeines Geiſtes erwärmte ſein Herz. Nie hatte ſie an ihm ſo viel Zärtlichkeit, nie ſo viel Inbrunſt der Empfindung gekannt. Er lachte, weinte, lag vor ihr auf den Knieen, beſigelte durch eine Hingebung voll Kindlichkeit und Begeiſterung den Bund, den Hertha eben hatte löſen wollen. . . .

Sie taumelte beſinnungslos. Sie ſtaunte nur.

Aurelie erſchien dann.

Auch Bruder Hans kam.

Alles war erſtarrt, rathlos, ſogar berauſcht vor Entzücken, vor Wonne, einen ſolchen Augenblick der Geſchichte miterleben zu dürfen. Endlich, ſo ſpät es war, Hertha ſollte noch in die Stadt, ſollte noch zu dem verſammelten Freundeskreiſe kommen; Alles dränge ſich zum Ulrichs'ſchen Hauſe, hieß es; da läſe man Zeitungen, Briefe, da ſpräche man Hoffnungen, Befürchtungen, Pläne und Entwürfe durch. Auch in der Reſidenz wären ſchon Unruhen ausgebrochen.

Hans von Landſchütz erhielt mitten in dem Wirrwarr von ſeinem Schwager Reiſig eine Depeſche, die für Hertha beſtimmt war. Der Fürſt hatte ihren Vater, den

bürgerlichen, aber doch immer nur zurückgesetzt gewesenen Minister zum Chef des Ministeriums ernannt, die Zügel des Ganzen in Wingolf's Hand gegeben und am Balkon des Schlosses diesen seinen jetzigen ersten Rath unter dem Jubel des Volks öffentlich umarmt.

Hertha kam zu keiner Besinnung mehr; sie zerriß ihren Brief, schloß das Schreibbureau und folgte in die wildbewegte Universitätsstadt. . . .

Schon am Tage darauf reiste Constantin in die Residenz.

Hertha folgte mit einem spätern Zuge.

Davon, daß sie und Constantin ferner hätten getrennt durchs Leben gehen müssen, war keine Rede mehr.

Die Zeit — war zu groß für kleine persönliche Unterscheidungen.

Constantin und Hertha mußten in der Residenz wie die berufenen und legitimen Erben des 24. Februar auftreten.

In Constantin wehte längst etwas wie von einem Mirabeau und in Hertha flammte die Erinnerung an die ihr wohlbekannte französische Revolution so auf, daß sie sich in der fieberhaftesten Erregung nur fühlte wie eine Charlotte Corday oder eine Manon Jeanne Roland de la Platiere.

Siebentes Capitel.

Bewährungen und Ausgänge.

Wir brechen die allmälige Entwickelung unſerer Erzählung ab; nur noch Reſultate können wir geben.

Die Zeit, die auf die bis dahin geſchilderten Herzensvorgänge einbrach, wurde zu großartig. Zu umfaſſend riß ſie das einzelne kleine Leid in ihre Strudel. Der Menſch ſoll ſchweigen, wenn das Jahrhundert redet. Möge der Leſer aus einzelnen Thatſachen, die wir noch angeben wollen, ſich die Vermittlungen ſelber bilden.

Die Februarrevolution wälzte ſich über Hütten und Paläſte.

Sie berührte Länder, Städte und die entfernteſten ſtillen Plätze des Waldes und Gebirges.

Auch in H., der Univerſitätsſtadt, warf ſie Das, was im Vordergrunde ſtand, ſofort um und der Schutz, den hier Viele, die in die Mauern dieſes alten Muſenſitzes flüchteten, ſuchten, war nicht minder gefährdet.

Ringsum gährten die Dörfer. In Lieberbach ſtürmte man das Amtshaus. Der Juſtitiar Dammert erfuhr jene

tragikomiſche Art, wie oft die Geſchichte ihre Vergeltungen übt. Ihm, der auf dem Amte die Widerreden der Streitenden mit dazwiſchengeworfenen Geldſtrafen zu zügeln pflegte, kam die Parodie, daß er am Fenſter ſeiner Wohnung ſtehend die wüthenden Haufen haranguiren wollte und ebenſo nun von ihnen unterbrochen wurde, wie früher er ſie, um ihre trotzigen Einwendungen zu ſtrafen, auf dem Amte unterbrochen hatte. Mitbürger, Freunde, rief er, wie könnt ihr mir den Schmerz anthun? Fünf Groſchen Strafe! rief der Haufe.

Ihr Männer von Liederbach, waret ihr bisher nicht ruhige, glückliche Menſchen — Sechs Groſchen Strafe! rief der Haufe.

Leute, die Gemeindenutzung der Weidekoppel iſt ſeit hundert Jahren nur ein Geſchenk vom Stiftshofe — Zehn Groſchen Strafe! Zwölf Groſchen Strafe!

Wie könnt ihr, ich bitt' euch, euch einbilden, daß die Gemeindenutzung — Fünfzehn Groſchen Strafe!

Aber ich bitt' euch — die Weidenkoppel — Einen Thaler Strafe! und ſo ging es fort an jenem Märzabend voll Wildheit und Spott, bis die Fenſterſcheiben zertrümmert und die Forderungen über kopfweiſe zu vertheilende Gemeindeberechtigungen bewilligt waren.

Hanſen von Landſchütz ſtürmte man gleichfalls den Stiftshof. Frieda, die gerade anweſend war, hielt eine Rede, die ebenſo verſpottet wurde wie die Dammert'ſche

und ohne alle Wirkung blieb. Die Zeit der Matadore von ſonſt war eben vorüber. Dadurch wurde Hans vollends der Schützling, der Leidensgefährte und Sklave Frieda's. Durch ſie gewann der Baron Muth und Sammlung. Durch ſie gewann er ſogar einen Uebergang in die neue Zeit, die einem Triumphzuge ähnlich ſah. Man machte den Baron vom Stiftshof zum Commandeur der Bürgerwehr von H. Es koſtete Hanſen ſeinen Stall; er wollte auch Cavallerie unter ſich haben und mußte ſeine halbe Schwadron größtentheils ſelbſt beritten machen; doch ſaß er zuletzt mit ſeiner ſchwarzrothgoldenen Schärpe ſo majeſtätiſch zu Pferde, er gewöhnte ſich ſo an Alarmirungen, Anerkennungen ſeiner Würde, Vorausſetzungen der Erhabenheit ſeiner Aufgabe, daß er ſich entſchieden zur Revolution, reſpective Reform, bekannte, als in Folge der Reaction die Bürgerwehr misachtet, ſein Befehl nicht mehr gehört, ſeine Autorität an Militär abgegeben wurde. In der That, eine lange Zeit bekannte Hans ſich zu demokratiſchen Grundſätzen, bis er eines Tags von dem erſten Wollmarkte, den er nach der „Anarchie“ wieder beſucht hatte, im Jahre 1850, als Mitglied der großen Grundbeſitzer-Ligue zurückkehrte und ſich mit Beſonnenheit reuevoll allmälig wieder auf ſeinem alten vormärzlichen Standpunkte zurecht fand.

Wingolf's Beherrſchung der wilden Wogen dauerte verhältnißmäßig lange: vierzehn Tage.

Conſtantin, den Wingolf mit Hertha zugleich in ſeinen Zimmern ohne weitere Anfrage, ob er jetzt dieſe Einigung dulden und genehmigen wolle, empfing, Conſtantin ſelbſt erklärte ihm, daß man ihn leider mit allen zu Gebote ſtehenden Mitteln bekämpfen müſſe.

Die Revolution verſchlänge, ſetzte Hertha in leidenſchaftlicher Erregung hinzu, wie Saturn ihre eigenen Kinder.

Der Vater, weit entfernt, über dieſen ihm gegenüber übelangebrachten Gemeinplatz eine Reflexion zu machen, arbeitete wie ein Löſchender an einer Feuersbrunſt, die mit beſtem Willen nicht zu meiſtern war und eben ausbrennen mußte.

Er glaubte wirklich die Flammen bewältigen zu können und ſagte dies auch, ſo redlich an ſich ſelber glaubend, wie damals Jeder an ſich ſelber glaubte. Von Ironie, von Humor, von der Auffaſſungsweiſe ſo zu ſagen des griechiſchen Chors war keine Rede. Jeder glühte für ſeine Einſicht und gerieth in Zorn und Vernichtungswuth, wenn man ihm widerſprach und etwas irgend wie beſſer wiſſen wollte.

Das Miniſterium Wingolf war nach vierzehn Tagen das zweite Opfer der Zeit.

Es kamen dann dritte, vierte, fünfte Opfer.

Die Kämpfenden miſchten ſich oft wunderbar. Wer heute erlag, wurde morgen Opponent. Es war ein ſelt-

ſames Wirrſal der endlich losgebundenen Geiſter, die zu lange in Büchern gelebt hatten.

Von den Herzen konnte natürlich keine Rede mehr ſein. Ob da Pfarrer Planer in Liederbach faſt ſein Amt einbüßte und ſich in die Stadt flüchtete, ob Eberhard ſich mit Agnes vermählte, das Alles hörte zwar Hertha, aber ſie nahm es auf wie etwas, was einer völlig andern Welt angehörte. Es machte ihr nur einen vorübergehenden zuckenden Schmerz. Die Beſinnung fehlte. Entweder war die Vergangenheit oder die Gegenwart ein Traum. Wer hätte in jenen Tagen auch nur die Auffaſſung der Wirklichkeit ganz in ſeiner Gewalt gehabt!

Hertha, ſo erregt war ſie, hätte unter ſolchen Umſtänden, wo ſie wie eine Manon Roland leben wollte, auch wie eine Roland ſterben können.

Conſtantin hatte ſich ganz verändert. Alles war jetzt feſt an ihm und Eberhard und Conſtantin hatten nun gleiche Grundſätze. Hertha lebte nur dem Allgemeinen und den Haß gegen die Widerſacher des Menſchenwohls hatte ſie ja nie aufgegeben, auch als ſie einſt im Begriff ſtand, Conſtantin aufzugeben. War's auch nur um eine Zeitung, um eine Adreſſe, um eine Demonſtration, heiliger Ernſt war ihr Alles. Sie wollte nirgends fehlen, ſie wollte die höchſten Maßſtäbe an jede Unternehmung gelegt haben, ſie ſah ihren Vater vom Ruder abtreten, wie etwas, was ſich von ſelbſt verſtand, ſie trank gerade den Thee bei ihm,

während er abdanken mußte und vor einem eingeworfenen Fenſter aus Unwillen zögern wollte. Hertha verwies ihm ſeine „Halbheit,“ ſprach mit glühender Ueberzeugung von der Nothwendigkeit ſeines Sturzes ... wo waren die Gedanken an Liederbach, an den Stiftshof, ihre angefangenen Bekenntniſſe für Conſtantin hin!

Ein halbes Jahr ging das ſo von Tage zu Tage fort; jede Stunde hatte eine Aufgabe. Conſtantin's Erregung war jetzt die ihrige, ein Band der praktiſchen Ueberzeugungen umſchlang Beide, ſeine Leidenſchaft, ſein Zorn, ſein Haß, wenn man ihn und ſeine Auffaſſung zu überflügeln wagte, war wieder ihre Leidenſchaft, ihr Zorn, ihr Haß. Eine Frau weiß kaum, wie ein ſtarker Mann ſie führen kann und welch ein Zauber in der männlichen Größe liegt.

Doch zuletzt erlag Hertha dieſen Anſtrengungen. Sie wurde krank. Dem Tode nahe, ſah ſie in Eugeniens, ihrer Mutter, Antlitz und erkannte es nicht mehr. Eugenie verzweifelte; funfzig Meilen weit war ſie hergekommen, von dem Orte, wo Wingolf ſeine in der Reſidenz unhaltbare Stellung in Zurückgezogenheit zu vergeſſen ſuchte; es war jene ferne Provinzſtadt, wo er als Chef eines Gerichtshofs einſt die Liebe und Achtung der Bewohner ſich erworben hatte und ſie im reichſten Maße wiederfand. Auf Frau von Zabel's Nachricht war Eugenie gekommen. Dieſe gute Frau von Zabel war die einzige von der ſo-

genannten „Geſellſchaft,“ die in der Reſidenz bei den Gefahren ihrer Penſion ausgehalten hatte. Auch Julie von Reiſig war mit ihrem Gatten und den Kindern nach Italien „geflüchtet,“ wie damals der Ausdruck war. Eugenie kam verzweifelnd. Sie fand Hertha im furchtbarſten Fieber. Ihr Körper war gebrochen, ihr Geiſt wie erloſchen.

Lange, dumpfe, endloſe Wochen vergingen, bis Hertha in treuer Pflege genas und die Eindrücke der Zeit auf ſich wieder wirken laſſen durfte.

Die Aerzte verboten dieſe Einwirkung.

Sie verordneten eine Entfernung in ein ſtilles Bad und verlangten auch dort Hertha's Unbekanntſchaft mit Allem, was ſich in der Zeit ereignete.

Von Conſtantin kamen dann und wann eilige, von den Begebenheiten gedrängte Briefe.

Auch ihr Vater ſchrieb, aber nur kurz. Sie wußte über die „Stellungen“ wie es damals hieß, von Beiden nur wenig.

Der Vater war auf den Schauplatz der Politik in der Eigenſchaft eines Deputirten zurückgekehrt; das erfuhr ſie, weil Eugenie dadurch in die Lage kam, Wingolf einem verwickelten neuen Leben einige Zeit allein überlaſſen und Hertha in ein Bad und dann auf den allgemeinen Rath der Freunde in die franzöſiſche Schweiz begleiten zu können. Für Hertha waren dieſe Entfernungen

unbedingt nothwendig. Ihre Kraft ſchien hin, die Ueberreizung hatte für den Augenblick ihr Nervenleben geſtört, ſie brauchte Schonung und fand ſie nur in der abgeſchloſſenſten Einſamkeit. So lebte ſie ein halbes Jahr mit der Freundin, ihrer Mutter, am Genferſee.

Als ſie in großer und herrlicher Natur geneſen und geſtärkt endlich zurückkehrte nach Deutſchlands inzwiſchen mannichfach bedrängt geweſenem und blutgetränktem Boden, fand ſie eine ſehr veränderte Welt.

Sie mußte gefaßt ſein auf dieſe Veränderung; denn von ihren Theuern war ſeit lange nur dunkle Kunde zu ihr gedrungen.

Conſtantin ſchrieb nicht mehr... Da waren Aenderungen vorgekommen... Welche, ließ ſich ſchwer ſagen.

Faſt unmöglich wurde in der Ferne die Ueberſicht ſelbſt des Allgemeinſten.

Um daher die Verhältniſſe, die ſich inzwiſchen geſtaltet hatten und wie ſie ſich dem beruhigten und mannichfach geprüften Geiſte Hertha's darbieten ſollten, erſichtlicher zu machen, greifen wir den Faden unſerer Erzählung wieder auf und geben nach der Wahrheit jener Zeit und des von ihr bedingten Lebens einige Bilder, die in kurzen Zügen uns verrathen werden, was inzwiſchen Alles geſchehen und wie das Auge aufſchauen mußte, um nach einem langen Wahn ſich wieder in der Welt und der eigenen Bruſt zurechtzufinden.

Das erſte Bild, das wir aufrollen müſſen, iſt dieſes:

Dumpf läuten die Glocken von den Thürmen der alten Univerſitätsſtadt H., Trauerglocken ſind's, Sterbeglocken.

Ein Leichenzug bewegt ſich zum Friedhofe.

Friſch aufgeworfen ein Sandhügel. Es iſt die Stätte, wo ein Sarg ſoll eingeſenkt werden, dem viel Leidtragende folgen.

Rings hinter Gräbern und Poſtamenten, hinter hellgrünen Hängeweiden und dunkeln Lebensbäumen ſtehen Zuſchauer und Hörer genug aus Dorf und Stadt.

Ein Greis tritt vor mit ruhig ergebenem Blick und ſpricht den Nachruf einer Dahingegangenen. Es iſt ein Weib, das geſtorben, eine junge Mutter, eine junge Gattin.

Der Redner, der ihrem Andenken die Worte der Liebe widmet, iſt der alte Planer, der Vater gibt dem eigenen Kinde Zeugniß, die Verblichene iſt Agnes.

Eberhard, der Gatte, ſteht ihm zur Seite. Ergeben ſein Blick. Agnes iſt nach kurzer Mutterfreude an den Folgen ihres Glücks geſtorben. Gute Menſchen, deren Freundſchaft einem Manne wie Eberhard nicht fehlen konnte, pflegten die Mutter und ihr Kind.

Der Sarg iſt niedergeſenkt, mit Blumen beſtreut, mit Erde beſchüttet.

Gefaßt ſtützt ſich der Greis auf ſeinen Sohn und ſchreitet dankend für die ſtillen Grüße des Mitgefühls durch den Friedhof an die Pforte, betritt den niederge-

laſſenen Tritt des Trauerwagens und fährt an Eberhard's Seite zurück in die gemeinſchaftliche Wohnung.

Der heilige Dienſt, den ſie ſoeben verrichtet, iſt in ſolchen Jammerfällen das letzte Glied einer Kette von herzzerreißenden Mühen. Es iſt ein letztes Opfer, dargebracht der ſchmerzlichſten Nothwendigkeit, furchtbarer als alle vorangegangenen und doch beruhigend. Die geängſtete Seele athmet nun endlich auf; das Leben fodert wieder ſeine Rechte, ein aufgeriſſener Felſen ſchließt die grauenvolle Spalte und Moos, Baum und Strauchwerk wächſt wieder über ihr, gerade ſo, wie zuvor, gerade ſo, wie wenn nie etwas geweſen wäre.

Mitten in ſolchem Jammer einer nach der Entbindung von einem lieben Mädchen eintretenden und zum Tode führenden Erkrankung ſeiner Gattin hatte Eberhard noch andere Sorgen.

Man hatte ihn in der Bewegungszeit zum Gerichtsrath ernannt gehabt, er hatte dem neuen Geiſte mit Wort und That ſich verpflichtet gefühlt; die Wiederherſtellung der alten Ordnung ſtellte ihn zur Dispoſition.

Er konnte den Ausfall ſeiner Einnahmen ertragen; ſein eigenes kleines Vermögen verband ſich mit dem anſehnlichen Beſitzthum des alten Planer und mit deſſen von Liederbach, wo ihm nach dem Bruch mit der Gemeinde ein Vicar geſtellt wurde, noch bezogener Entſchädigung.

Doch widerwärtiger war ihm das Gefühl der einſt-

weiligen Muße und die ihm gleichſam geſtellte Friſt einer beſſern Beſinnung für ſeine künftige Brauchbarkeit. Er hatte deshalb die Abſicht, den Staatsdienſt ganz zu verlaſſen und lieber als Advocat in die Reſidenz zu ziehen.

Planer, obwohl Eberhard's Grundſätze nicht theilend, wie Alles, was von ſeinen eigenen Definitionen nur um die Haarbreite abwich, billigte ſeinen Plan; er ſehnte ſich, nachdem ihm der unerbittliche Tod ein braves und in der Ehe mannichfach bewährtes Kind entriſſen, auf einige Zeit aus dieſer Gegend weg. Beide beſchloſſen, mit einer Nährerin der fröhlich gedeihenden kleinen Meta dieſe Reiſe unverzüglich anzutreten.

Die Ueberſiedelung erfolgte.

Eberhard miethete in der Reſidenz eine entſprechende Wohnung. Eine Führerin des Haushalts wurde auf fremde Empfehlung gewonnen und brauchbar befunden. Dem Kinde gebrach die nächſte Obhut nicht und ſchon der Großvater wurde der kleinen Meta ein treuer Wächter.

Eberhard that die nöthigen Schritte, um aus dem Staatsdienſte zur Advocatur zu gelangen. Es boten ſich Schwierigkeiten; doch wurden ſie beſeitigt. Bei dem neugewonnenen und auch erhaltenen öffentlichen Verfahren plaidirte Eberhard Ott mit Glück. Seine Beredtſamkeit war nicht glänzend, aber ſie überzeugte. In ſeinem ſchlichten Vortrage lag die Bürgſchaft ſeiner Redlichkeit.

Schon waren Wochen vergangen in neubegründeter,

ergebener Hoffnung auf die heilende Macht eines pflichtenvollen Lebens. Ein Vater und ein Sohn, verbunden durch eine ſchmerzliche Erinnerung, verbunden durch eine freudige Hoffnung. Vater und Sohn hütend ein neues junges Reis auf einem Grabe, an dem drei Menſchen gemeinſam trauerten. Es war ein ſchmerzliches, aber gehobenes Leben.

Eberhard ſah manchen alten Bekannten wieder. Conſtantin Ulrichs vermied er. Die Bahnen, die dieſer und die er ging, waren getrennt.

Wie man damals auf Umwandelungen gefaßt ſein mußte, was man in dieſen Zeiten täglich und beim Verwandteſten erlebte, dafür gab es merkwürdige Erfahrungen.

Wir wollen eine anführen, die überraſchen wird. . . .

Eberhard wurde eines Tages in den belebteſten Straßen mit ſeinem Namen begrüßt.

Er mußte ſich beſinnen, wer vor ihm ſtand.

Ein kleiner, von Kopf bis zu Fuß ſchwarzgekleideter Mann, um den Hals ſo loſe ein Tuch geknüpft, daß die Hemdkragen faſt jugendlich umgebogen lagen, ein Hut mit breiter Quäkerkrempe, ſchwarze Handſchuhe, ein gepflegtes Antlitz, das lange blondgelbe Haar in der Mitte geſcheitelt und auf den Rockkragen niederfallend.

Ein frommer Miſſionar ſtand vor ihm oder ein Pfarrer oder ein Schullehrer und doch war es nur Jean Reps und keineswegs als Theolog oder Betſtundenhalter oder Schullehrer oder ſonſt in einem geſammelten geiſtigen

Berufe, ſondern in der Anwartſchaft, wie er verſicherte, auf die erſten Erfolge einer induſtriellen Unternehmung, die der alte Nihiliſt, jetzt Novize eines neuen Lebens, ſich anzubahnen gedachte. Er wiederholte dem erſtaunten Freunde auf Ehre und Seligkeit, er wäre eben im Begriff, da in ein vor ihnen liegendes großes Hutmachergewölbe einzutreten und zwar ſeines künftigen Berufs wegen.

Beſter Freund! erzählte Jean Reps dem Verwunderten. Der Geiſt des Jahrhunderts hat jetzt in allerlei Zungen zu den Menſchen geredet. Auf die Barrikaden rief er mich nicht. Dieſer flüchtigen Erregung der Phantaſie ſind ja auch Sie nicht gefolgt. Nach der Reaction, die ich noch aufrichtig mit Schrecken kommen ſah, trat eine Zeit der Verzweiflung ein. Ich folgte anfangs wie immer Conſtantin. Ich putzte ihm wie immer die Schuhe, klopfte ihm wie immer die Kleider; figürlich und wirklich. Unſer Verſtand war jedoch zu Ende. Wir ſahen gleich in den erſten Tagen des tollſten aller Märzmonde zuviel des Unſinns. Außerhalb und innerhalb Trojas, überall dieſelben Dummheiten, ſowohl der eigenen, wie der andern Partei. Ich, beſter Freund, gewann ſchon lange die Ueberzeugung, daß all unſer Mühen und Sorgen um den Sieg der geſunden Vernunft leeres Stroh iſt. Nur die koloſſalgelingenden Dummheiten, nur ein grotesker durch ſeine Dimenſionen erhabener Wahnſinn gibt den Funken für all jenes Stroh her und damit der Welt ihre rechten Leuchtfackeln. Co=

lumbus, ein halber Narr, entdeckte auf dieſe Art Amerika. Ferner kam ich zu der Ueberzeugung, daß wir wahrhaft hochverrätheriſch und gottesläſterlich hochmüthig erzogen werden für die Situationen, in denen ſich unſer Planet nun einmal befindet. Ich bitte Sie! Es iſt eine Raſerei, uns mit Plato, Ariſtoteles, Spinoza und was dazu gehört ſchon ſo früh bekannt werden zu laſſen. Es iſt ein Verbrechen, unſere Schulen zu Pflanzſtätten erſt eines idealen Hochmuths zu machen und hernach Menſchen in eine Welt abzuſetzen, die um eine Schüſſel kaltgewordener Erbſen jeden leidlich rangirten Schuſter beneidet. Beſter Freund, mir ging's ſowol was die Erbſen wie was den Schuſter anlangt ganz nach meinem Bilde. Was hatt' ich denn nun von Spinoza's Pantheismus, wenn ich in einer Welt leben ſollte, wo nur Der zu etwas kommt, der ſich ein Sandkorn im Ganzen fühlt, eine geborene Made und Milbe im großen Käſe der civiliſirten Ordnung! Konnte ich denn nun aufs Schloß rennen, die Eiſengitter vor der Auffahrt zum Throne wie Simſon ausheben und mich beim König an den Tiſch ſetzen und rufen: Herr, ich will auch leben, ſo gut wie Sie! Das ging eben nicht. So ſtieg ich hinunter in einen Keller, der da liegt am hieſigen Waſſerglacis. Allda wohnet ein Mädchen, ſo da heißt Philippine. Ihres Geſchlechts eine Puſke, Samuel Gottlob Puſke heißt ihr Vater und ſchon in beſſeren Tagen unſerer damals noch vogelperſpectiviſchen Weltanſchauung

lernte ich, wenn ich an mein waſſerdichtes Fortkommen durchs Leben dachte, von unten auf, durch meine Stiefeln, dieſe treuen Menſchen kennen. In Gemeinſchaft mit vielen muntern Ratten bewohnten ſie einen Keller. Ein Candidat der Gottesweisheit war ich ſchon ſonſt ein Glanz für dieſe Hütte, ein Gott für dieſen Keller und in den Zeiten der Conſtantin'ſchen Vogelperſpective nährten und ſpeiſeten ſie mich bereits oftermalen mit irdiſcher Speiſe und irdiſchem Trank. Philippine und ihr Vater ſind Erleuchtete. Mein kindliches Gemüth raubte ihnen nie dieſen glanzvollen Schimmer ihres Kellerdaſeins. Wenn Philippine Sonntag Abends die Suppenterrine nahm, Citrone, Zucker und Rum vom Krämer holte und der alte Pufke beim erſten dampfenden Glaſe eines in Gottſeligkeit genoſſenen Punſches mit mir anſtieß und ſprach: Eia, Herr Repſe, freuet Euch in dem Herrn allewege! ſo ſtimmte ich in ſanfter Melodie ein Lied von Gellert an, trällerte dann allmälig mit einem Sebaſtian Bach'ſchen Schnörkel in das ſchöne Lied von der Frau Nachtigall hinüber, regte den alten Nachkommen Hans Sachſen's zu allerhand Wanderliedern und erlaubteſter Weltluſt an, bis er mit den Pantoffeln zu klatſchen anfing und die Worte ſprach: Auch David tanzete vor der Bundeslade. Und dann tanzeten wir Alle und tranken Punſch und dies gemüthliche Daſein wurde ſelbſt geführt in den Schrecken der Anarchie. Die Schuhe wurden ja damals noch mehr abgeriſſen

als die Phraſen und Sie wiſſen, das will viel ſagen. Pufke hatte Gönner. Er wurde Wahlmann, er duldete um ſeinen Glauben, er predigte oft auf der Gaſſe, zuletzt in Bezirksverſammlungen und die Folge waren achtbare und wirkſame Empfehlungen nach Oben; ach, nur immer nach Oben, beſter Freund! Für mich hat ſich dabei eine merkwürdige Wendung herausgeſtellt. Wie ſie mich hier ſehen, hab' ich vor den Thoren ein Haus gemiethet und errichte daſelbſt unter allerdings eigenthümlichen Umſtänden eine Fabrik von Filzſchuhen, von Filzteppichen, von Filzſocken, von Filzgegenſtänden aller Art, im Filz wird mein ganzes neues Daſein gebettet ſein.

Eberhard erſtaunte immer mehr und bat um Aufklärung.

Sie fragen vielleicht, wo bekomm' ich das Geld, die Arbeitskräfte her? Sie müſſen wiſſen, beſter Freund, daß ich eine Fabrik begründe im Geiſte des Jahrhunderts. Ich bin vor Ihnen, Eberhard Ott, vor Conſtantin und Allen, die den unverbeſſerlichen Adam meines Herzens kennen, nichts als ein Fabrikant von Filzwaaren, einem geſuchten Artikel, mit dem ich jährlich die Meſſen bereiſen werde. Aber vor den Thoren draußen auf jenem Hauſe mit zwanzig Fenſtern Front, wo ich wirken werde, da wird nicht zu leſen ſein: „Jean Reps, ſonſt Nihiliſt, jetzt Fabrikant in Filzwaaren“, ſondern rathen Sie, was?

Eberhard erfuhr wie in den Zeiten, in denen wir leben, die rechten Bekenntniſſe, ausgeſprochen den rechten

Menſchen immer noch zu Glück und Segen führen können. Repſen fand ſich ein ſtiller Compagnon, ein Geheimrath, der Philippine Pufke ſchon über die Taufe gehoben hatte. Dieſer unterrichtete Kenner der Zeit ſagte zu ſeinen Freunden: Errichtet eine Fabrik — für irgend etwas —, ich ſchieße alle Mittel vor und gehe nur in halbe Rechnung. Mit der Fabrik verbinden wir einen erhebenden Zweck; wir erwerben uns die Kinder von Armen oder Verbrechern oder Verwahrloſten, kurz einer Menſchengattung, an der leider kein Mangel herrſcht, wir ſammeln dazu die Beiträge der Milde und Barmherzigkeit und laſſen die Producte der Fabrik von jenen Kindern verfertigen, die wir dafür zu waſchen, zu kämmen, zu kleiden, zu verköſtigen und nur recht viel zum Gebet anzuleiten haben. Geſagt gethan. Und während Eberhard über dieſe Form des Induſtrialismus, die Adam Smith noch nicht kannte, erſtaunte, über dieſe neue Theorie des ganzen Gewinns und der halben Auslage, ſagte Jean Reps:

Beſuchen Sie mich, Freund! Sie werden mich bald im Kreiſe von einigen dreißig bis funfzig hoffnungsvollen Sproſſen des Zuchthauſes finden, die ich Hundehaare, Kälberhaare, Waldwolle und Schafwolle bunt durcheinander mengen, tüchtig wie man's nennt, kartätſchen und ſo zu feſter Geſtaltung bringen laſſe. Philippine und Pufke leiten die Umformung in Schuhe, in Socken, in Pantoffeln und vielleicht erheben wir uns noch zu kunſt-

volleren Gebilden, denn Sie glauben nicht, beſter Freund, was ſich jetzt aus einem guten Filz Alles machen läßt.

Dieſe Wahrheit mußte Eberhard beſtätigen.

In der That, die Reſidenz war groß genug, um nur Wenigen möglich zu machen, die geringe Würdigkeit des neuen Vorſtehers einer der vielen menſchenfreundlichen Anſtalten, die jetzt ſolcher Art begründet werden, genauer zu unterſuchen. „Johannes Repſen's Rettungshaus“ iſt jetzt eine der empfohlenſten und verſorgteſten Anſtalten dieſer Art, deren jährliche Tabellen durchzuleſen dem Freunde der Menſchheit einen hohen Genuß gewährt.

Nach dieſer Erfahrung konnte es Eberhard nicht Wunder nehmen, als dann eine andere Wendung des Zeitgeiſtes ihm noch perſönlicher ſich kundgab.

Wingolf, der frühere Miniſter, war durch die Wahl der Stadt, in die er ſich zurückgezogen gehabt hatte, Mitglied einer geſetzgebenden Verſammlung geworden, die im Laufe ihrer Verhandlungen in jene bekannten Extreme der Steuerverweigerung gerieth, die mit öffentlicher Inanklage-Standſetzung ihrer Mitglieder endeten.

Wingolf wählte Eberhard Ott zum Vertheidiger.

Der öffentliche Ankläger, der mit Gewandtheit den Thatbeſtand der Vergehen gegen Ordnung und Sicherheit der Geſellſchaft zu ſtellen wußte, war Conſtantin Ulrichs.

Es mußte eine gewaltige Zeit geweſen ſein, die einen

ſolchen Umſchwung der Dinge und der Menſchen herbeiführen konnte. Conſtantin Ulrichs fungirte als neuernannter Staatsanwalt, Eberhard Ott als Advokat, Wingolf war der Angeklagte!

Den ſtenographiſchen Aufzeichnungen, die über den Proceß des Geheimraths Wingolf und Genoſſen vorliegen, entnehmen wir da dieſe Entwickelungen genauer anzugeben außer dem Bereiche unſerer Erzählung liegt, nur drei Stellen, eine die Conſtantin, eine die Wingolf und eine die Eberhard ſprach.

Blaß, ſcheinbar gefaßt, mit ruhig blitzendem Auge, doch erregt genug unter dem äußern Schein einer ſieggewiſſen Haltung, ſprach vor überfüllter Verſammlung der Staatsanwalt Conſtantin Ulrichs:

„Es gibt ein Wort, das der größte Dichter aller Zeiten, William Shakſpeare, eine ſeiner tiefſinnigſten Geſtalten reden läßt, eine Geſtalt, die uns um ſo werther ſein muß, als ſie oft dem deutſchen Charakter und dem Genius unſers Volks verglichen worden iſt, ich meine Hamlet. . . .“

„Hamlet ſagt: „Die Zeit iſt aus den Fugen. Schmach und Gram, daß ich zur Welt ſie wieder einzurichten kam! . . . .“

„Wer hätte ſie nicht einſt empfunden die träumeriſche Willensunfreiheit der blaſſen Gedankenwelt! Wer dächte nicht mit Schaudern zurück an ſeine einſt zerriſſene Samm-

lung zur That, die ohnmächtige Beſinnung der Reflexion einer Welt gegenüber, die uns überlebt und dem Untergange geweiht ſchien! Wohl wir Alle haben ſie empfunden, dieſe Stimmung des gebrochenen Bewußtſeins, wo uns das Daſein ekel, ſchal und unerſprießlich ſchien und Das, was beſteht und von der Ordnung der Zeiten überliefert worden iſt, ein Garten voll wuchernden Unkrauts."

„Ein Wetter aber brauſte herauf. Gott rüttelte nicht nur an den Grundveſten der geſchichtlichen Schöpfungen, ſondern auch an dem Mark unſers eigenen Lebens. Aufgerufeu wurde die Menſchheit von unbekannten Stimmen wie mit den Poſaunen des Gerichts und eine Zornſchale ergoß ſich über die Erde und wie in der Noth einer Ueberſchwemmung war zum Denken keine Zeit mehr, zum Rathen nur kurz die Friſt und die Spanne Raum konnte verloren gehen in einem Momente der Zögerung."

„Unſer Träumen von Ehemals rächte ſich furchtbar. Die Welt wie ſie iſt hatte man nur zu verachten und zu haſſen gelernt. Man bot eine andere. Es kam neue Schöpfung. Aber wer konnte ſie lieben? Wer konnte ſich finden in dieſe gemachte Welt! Mit Schaudern gedenkt man der Zerſtörung vorhandener Ordnungen, der Experimente, die verſucht wurden, um Neues an die Stelle des Alten zu ſetzen! Es waren Momente der Beſinnung gegeben, Momente der Hoffnung geſtattet. Dann aber — was blieb übrig, als mit Liebe zurückzukehren zu dem

Schoße der Mutter, von deren Knieen man ſich zu früh in die Wildniß einer unbekannten Zukunft gewagt hatte.“

„Der Sammelplatz der Gutgeſinnten war nicht mehr auszurufen. Er konnte nirgendwo liegen als da, wo der Zuſammenhalt der Vernunft uns das Nächſte ſicherte, die Exiſtenz, die Familie, den Herd, die Geſittung, die Ruhe und das Glück des Einzelnen, der ein unveräußerliches Recht an eine feſte Form des Ganzen hat; denn nur im Ganzen liegt die Bürgſchaft des Einzelnen; das Einzelne im Menſchen iſt jene ewige Beſtimmung ſeiner Gattung, jene verheißungsreiche Zukunft ſeiner auf die Ordnung alles Heils bezogenen Individualität. Wer da fehlen konnte, als ſein Fürſt, ſein Vaterland, ſein Haus und ſeine Familie riefen, der ſteht als ein Verbrecher vor dem Richterſtuhl der Menſchheit, auch wenn ihn Vergehen gegen den Buchſtaben des Geſetzes nicht ſchon vor die Schranken der nächſten bürgerlichen Ordnung ſtellten.“

Wingolf, von mehren Orden, mit denen er ſeine Bruſt hätte ſchmücken können, nur ein einziges Band des Civilverdienſtes an ſeinem Rocke tragend, ſprach bei lautloſer Stille:

„Wenn eine Welt, deren innere Schäden man aus genauer Kenntniß derſelben würdigen lernte, zu wanken beginnt und durch die Natur der Werderuf des Frühlings tönt, wer ſollte nicht ſein Herz erſchließen dem Wehen des milden Hauches, wer ſollte nicht auf den Herbſt und ſeine

goldenen Früchte hoffen, ſelbſt wenn unter tauſend Blüten die Mehrzahl taub erſchien oder im Winde zu Boden fiel! Der Unterſchied iſt nur der, daß Das, was Andere waren, Andere jetzt ſind; daß Das, was Andere früher verachteten, von Andern damals vertheidigt wurde.“

„Wer könnte das Wort reden wollen der Brandfackel der Zerſtörung, wer wird im Tode Leben ſuchen! Nur um die Grenze konnte es ſich handeln, wo die zugeſtandene Bewegung ſtill zu ſtehen hatte. Man ſagt, ſie mußte vor den Thronen ſtillſtehen. Ich beuge mich dieſer Wahrheit. Ich handelte in ihrem Dienſte. Aber zum Throne iſt es höher und ſteiler empor, als Die, die ſich des Thrones Freunde nennen, den Weg vorzeichnen. Bei ihnen beginnt der Thron ſogleich mit ihnen ſelbſt. Ihre Intereſſen wurden die Intereſſen der Krone. Iſt die ſtrengere Unterſcheidung dieſer Entfernungen ein Verbrechen geweſen? Wenn die Maſſe, die Geſtalt gewinnen ſoll, im Fluſſe iſt, wenn das glühende Erz hervorbrauſt aus dem Keſſel und ſich den Weg ſucht in die gemauerte Form unſerer Ideale, wer iſt der Künſtler oder wagte ſich den Meiſter zu nennen, daß er überall Halt! riefe, wenn vom glühenden Erze ihm in die Form genug gefloſſen ſcheint? Wer hütet den Zapfen, öffnet ihn und ſchließt ihn, wer anders, als die Gottheit, deren Signale ihr doch nicht in eigener Offenbarung beſitzt? Geſetzt auch, man hätte Recht, wie ich Dem Recht gebe, der ſagt, daß ein Augenblick eintreten

mußte, wo ein Hornruf Alle zu ihrer Pflicht rief; wer hörte dieſen Hornruf früher? Wer ihn ſpäter? Früher gewiß Der, der daheim auf dem Lotterbett lag und auf der Lauer ſaß, den rechten Augenblick der Umkehr zu treffen, ſpäter Der, der draußen auf dem Felde ſtand und arbeiten mußte im ſauern Schweiß und kämpfen gegen den Unverſtand der Zeit und ſich gewöhnen ſogar an die Sprache der Gegner, um ſie für die beſſere Einſicht zu gewinnen! . . . Der Vorſprung, den entweder die Feigheit oder die kalte Empfindung für wahres Volkswohl vor dem flammenden Herzen voraus hatte, dieſen Vorſprung zu benutzen auf Anklage und Verketzerung iſt unedel und die Zeit wird über Die, die der allgemeinen Hoffnung nicht Rechnung trugen und in der Zeit eines ſchönen Traums und bunten Wahns allein die Nüchternen und die Weiſen bleiben wollten, einſt ein Gericht niederſetzen, dem ich nach meinem Sinne die mildeſten Sprüche wünſche.«

Wingolf's Vermittelung entſprach ſeinem loyalen Sinn.

Sein Vertheidiger Eberhard Ott ſtellte den florumwundenen Hut zur Seite, begann ruhiger als ſein Client, argumentirte ſicherer und traf verwundender.

Eine ſeiner bezüglichſten Stellen lautete:

„Es iſt die verkehrte Welt, die wir ſpielen. Wer der alten Zeit gegenüber ſich als ein Hamlet verhielt, wer dieſe als einen Garten voll Unkraut, eine ſchale unerſprießliche

Wirklichkeit nahm, den brachte die erſte That, die er gegen eine Ratte zu vollziehen ſich anſchickte, dahin, daß er einen Menſchen, Polonius, mordete, der hinter einer Tapete verborgen zufällig, ich glaube ja wol, der Vater ſeiner Geliebten war. Opheliens der Verzweifelnden Anblick brachte den alten echten Hamlet, von dem doch geſprochen wurde, zur Beſinnung. Wohl auch den neuen, dem ich Glück wünſche, wenn er plötzlich die alte Welt zu ſchützen als einen Beruf gewählt hat, der ihm Selbſterkenntniß und die Krone von Dänemark verſchaffte.“

„Doch wozu Bilder! Man hat die Schöpfung aus dem Nichts für ein Wunder gehalten, das über unſere Vorſtellungskraft und Glaubensfähigkeit hinausginge. Allein wie bildungsfähig das Nichts iſt, lehrt die Erfahrung aller Tage. Die Negation um jeden Preis, die wir ſo bedeutungsvoll vorhin ſchildern hörten, erhebt ſich überall jetzt von ihren Trümmerſtätten, von ihren Kirchhöfen, ihren Unkrautgärten und fängt zu richten und zu ſchaffen an, langſam, vorſichtig, beſonnen, vorläufig mit Anerkennung der Welt, wie ſie ſonſt war und immer geweſen wäre und immer bleiben werde. Was mag es ſein, was dieſe Beſonnenheit, dieſe vortreffliche Ueberzeugung zu Stande brachte? Irdiſche Vortheile? Wer könnte dieſe Vermuthung ausſprechen! Innere geiſtige Umwandlung? Dieſe zu glauben wäre ich eher geneigt, würde nicht Religion zu ihr gehören, Gottinnigkeit, innere Erleuchtung,

eine ſolche Geſinnung, die vor den Thoren dieſer Stadt für verlorene Seelen Johannes Repſe's Beſſerungshaus ins Leben rief. Was iſt der Grund ihrer Erleuchtung? Ich ſage: Die Erſchöpfung iſt es. Nihiliſten haſſen unſere Aufſchwünge. Sie haſſen Schwarz, ſie haſſen Weiß, ſie finden, daß immer von Dem, was uns Zumuthungen an unſere Liebe und unſern Eifer ſtellt, nur das Gegentheil berechtigt iſt. Der Wolf trübt dem Lamm das Waſſer, weil er ſatt iſt. Nichts iſt ihnen darum erwieſen, nichts feſt. Wie kann es Menſchen geben, die aus der Zeit Hoffnungen für die Zeit ſchöpfen! Was reden wir von Wahrheit! Von Irrthum! Und doch — es gab in unſerer Zeit ein Irren, das ſich mit allen Lichtgewändern der Wahrheit ſchmücken durfte. Ein Irren gab es, das zu den Tugenden dieſer Zeit ebenſo gehört, wie die Parteinahme, die Solon's Geſetze verlangten zur alten. Dies Irren in unſern Tagen iſt ein verlorener Sohn, den nicht die Reue an das Herz des Vaters zurückführt, ſondern den der Vater ſelber aufſuchen muß, weil er ihn elend ſieht um ſeinetwillen und auf ſeine Schuld hin. Dies Irren der Zeit iſt unſere eigene Seele, die ſich in Andere flüchtete und in fremder Stätte vollzog, was wir ſelber in eigener einſt träumten. Sie tritt uns entgegen, dieſe irrende Seele, aus Denen, die wir richten wollen. Sie erhebt ſich, eine verhüllte Geſtalt, mit dem Haupte der Erinnyen, ſie ſtreckt die Hand aus und droht dem Abtrünnigen, der die Mut-

ter des eigenen Lebens nicht anerkennen will. Dies Irren der Zeit hat eine ebenso wahre Berechtigung, wie einst die Unentschlossenheit Hamlet's — aber die Nihilisten kommen zuletzt darauf hinaus, alles Hoffen und Träumen und jedes Wollen und jeden Willen für überflüssig zu erklären. In der That! In einer Zeit solcher Geisteswandlungen ist es schwer, zwischen den Handlungen der Menschen die Grenze abzustecken.“

„Diese Männer hier wagten es, im Vollgefühl einer ernsten Aufgabe, die Mittel zu verweigern, die die Gesammtheit ihrer Beauftragten zur Aufrechthaltung der Ordnung zu gewähren hat. Es war eine Demonstration, mehr der Form als der That nach. Man wußte den Nichterfolg. Man wollte einem Grundsatze huldigen, wie jene Senatoren Roms, die den Sieg des Brennus ergeben in ihren Amtskleidern erwarteten, in den Flammen erstickten und in Asche und Staub zerfielen, als die Sieger sie berührten. Diese Nihilisten, die aus einem schwachen Etwas entstanden, sind höher zu schätzen als die Nihilisten, die, die Ohnmacht alles Widerstandes erkennend, sich lieber entschlossen, zu den Feinden überzugehen.“

Eberhard Ott ging nach diesen durch die Aufregung jener Zeiten hervorgebrachten Abschweifungen auf die rechtliche Seite seiner Vertheidigung über und gab eine so lichtvolle Auseinandersetzung, daß Wingolf's Freisprechung die Folge war.

Nach Beendigung der Sitzung fand man im Nebenzimmer Eugenie und Hertha.

Eben ankommend von der Reise, die sie wie mit dem Windesfluge um die Wette unternommen, traf Eberhard Beide in seines freigesprochenen, in kurzer Zeit an seinen Schläfen völlig ergrauten Clienten Armen.

Von Eugenie erntete Eberhard den beredtesten Dank, von Hertha den Dank eines starren Auges, das über Thaten zu grübeln und in einer langen brütenden Besinnung auf alles Vorhergegangene verloren schien.

Es lag nahe, daß Hertha sich eine Aufgabe stellte, die ihr so wichtig wurde, wie sonst das Recht der freien Selbstbestimmung.

Diese Aufgabe galt Agnesen's hinterlassenem Kinde.

Hertha übersah Eberhard's Leben, seine Existenz, seine Mühen sehr bald. Neuerwacht war ihr Schmerz um die drückende Pflichtenlast eines Mannes. Wie einst ein Ring, so erschien ihr jetzt ein ganzes Leben als Symbol.

Den alten Pfarrer hatte es zu seinen Aeckern und Wiesen heimgezogen; selbst auf seine Kanzel wieder in Liederbach sehnte sich der alte dogmatische Rationalist. Eine Natur, wie die seinige, begnügte sich mit dem Wohl der Enkelin, die ihm in des Vaters Pflege geborgen schien. Wingolf und Eugenie zogen in die Provinz. Sie wünschten selbst, daß Hertha, um sich zu sammeln und aus sich selbst zu festigen, in der Residenz blieb. Sie behielt ihr

Zimmer vor den Thoren, rechnete nach wie vor mit Frau von Zabel und Liſetten, aber die Welt, die ſie um ſich pflegte und ſchmückte und zu verſtehen und zu begründen ſuchte, war eine andere geworden. Sie hatte ſchwere Kämpfe des Lebens durchgekämpft. Eines Tages begehrte ſie von Eberhard ſein Kind zur alleinigen Pflege in ihren eigenen Wohnräumen.

Konnte er ihr's weigern? Er dachte nicht daran, eine Gattin zu ſuchen. Eine Mutter aber für Meta war ihm ein Geſchenk des Himmels, das er nicht ablehnen durfte. Er gab Hertha Agneſens Kind.

An derſelben Stelle, wo ſie im Feuerbach einſt von einer Liebe geleſen, die in Conſtantin Ulrichs ihren Himmel zu finden gehofft, ſaß ſie, ein kleines holdes Weſen im Arme, das ihr jetzt der Eingang in jenen wahren Himmel war, der für ſie nur noch im Dank gegen den Vertheidiger ihres Vaters lebte. Doch weder ihre, noch ſeine Lippen ſprachen je einen Wunſch aus, der über das Nächſte und Nothwendigſte der Verſtändigung hinausging.

Vom Stiftshof aber kam die Kunde, daß Hans von Landſchütz ſich das Kind Gottes wirklich zur Gemahlin gewählt hatte.

Ein Weſen, das Dichter beſungen hatten, ein Mädchen, ſo ſehr Julia Capulet, um in ihr Herz nur einen Romeo einzuſchließen, wählte Hans von Landſchütz. Sie war jene „urſprüngliche Natur", die ſich mit der blaſſen Reflexion

nicht verleiden läßt, Ideale des Herzens zu haben. Sie neckte den Liebhaber und ſchmollte mit dem Gatten. Beides that dem Gatten wie dem Liebhaber wohl Hanſen's Leben bedurfte eines Strohhalmes, der ihn vom Einſchlafen aufkitzelte. Mehr war auch Frieda von Landſchütz nie für den Stiftshof. Sie blieb wie ſie war. Wenn ſie mit ſolchen Studenten und jungen Profeſſoren gehen wollte, die ihr zuſagten, mußte ſich's Haus gefallen laſſen, daß ſie, ohne darum die mindeſte Untreue zu begehen, Tage lang ihn ignorirte.

Es ging das vortrefflich; war doch Alles „unmittelbar" an ihr, wie man es ſchon wieder auf der Univerſität nannte und ſie wußte es auch und ihre Mutter, das jetzt alternde Rickele, ſicherte ihr die Möglichkeit, ganz ihrem Genius zu leben. Der Vater war mit der Zeit ein wenig kindiſch geworden.

Conſtantin's äußere Lage wurde die glänzendſte.

Er hatte außer einer guten Anſtellung auch das Herz ſeiner Schwägerin gewonnen.

Aurelie von Landſchütz, eine Dame, die zehn Jahre älter war als er, vergaß den Baron von Gleichen um Conſtantin Ulrichs.

Conſtantin, reich geworden, konnte jetzt ſeiner endlich gewonnenen Ueberzeugung, daß von allen, allen Thatſachen, mit denen ſich das alberne neunzehnte Jahrhundert quält, nur der Begriff des Comforts der wahrhaft neue und befruchtende Gedanke iſt, ganz nach Wohlgefallen leben.

Er hielt ſich Wagen und Pferde, er ſtreckte ſich auf Divans und Ottomanen, er trieb Blumenzucht in ſeinen Zimmern und lebte wie ein angebetetes Idol in ſeiner ganzen Herrlichkeit.

Nicht nur Aurelie lag ihm zu Füßen und küßte, vor aller Welt ſogar, ſeine ſchönen Hände; Alles, was zu Aureliens hochgeſtellter Verwandtſchaft gehörte, vergötterte den intereſſanten Mann ihrer ſpäten Wahl.

Conſtantin ging einen Pfad durchs Leben über ſchwellende Teppiche. Wo er ſich anlehnte, fand er den Rücken weich gepolſtert. Was er nur athmete, war Arom. Verzärtelt zu werden war dabei nicht ſeine Abſicht. Er wehrte ſich oft mit Gewalt die Ueberfülle ſeines Glückes ab. Alles was er ſprach war „geiſtreich", was er unternahm „taktvoll".

Die Stellung eines öffentlichen Anklägers behielt er als eine Art von Privatunterhaltung.

Dabei wuchs freilich die Bizarrerie ſeines Gemüthes. Verdrießlich wurde er oft bis zum Exceß, oft wälzte er ſich auf all ſeinen Polſtern und ſtieß ungeduldig mit den Füßen gegen Kiſſen, Menſchen, Welt. Es ergriff ihn dann halb fauſtiſche, halb mephiſtopheliſche Stimmung. Er konnte ſeiner Amtswirkſamkeit allen jenen ſcharfſinnigen Nachdruck geben, den man an ſeinen Anklagen und Beweisführungen bewunderte; aber dies Nichts der Welt, in ſtillen Stunden, in ſchlafloſen Augenblicken quälte es

ihn doch. Dann hätte er Alles verwünſchen, Alles zerreißen mögen. Schal, unerſprießlich erſchien ihm und haſſenswürdig das Daſein, wie ſonſt. Der Morgen brachte ihm glücklicherweiſe auf ſilbernen Schalen dann wieder des Lebens goldene Früchte, den geliebten Mokka, ſeine braunen Regalien und Upmans, er lächelte und war wie immer und immer „liebenswürdig“. Man bewunderte ſeine Grazie, ſeine feine Ironie. Er konnte zuweilen ſogar ausgelaſſen ſein, beſonders wenn ſeine Gedanken auf die Filzfabrik vor den Thoren kamen. War er auch zu verdrießlich geſtimmt, zu mürriſch und übellaunig, ſo brauchte man nur von „Vater Repſe“ zu ſprechen und behaglich ſchaukelte er ſich in ſeiner blumigen Orchideen-Exiſtenz.

Noch Eine Freude hatte Conſtantin.

Er lachte oft darüber, daß jenes ſentimentale Geſchlecht, zu dem Eberhard Ott gehörte, doch immer in die Lage kommen müſſe, Das aufzunehmen, was der Genius fallen läßt....

Eberhard hatte dies ſchon Ein mal gethan, an den Aſterbeeten im Pfarrgarten zu Liederbach. . . .

Und das zweite mal. . . .

Wie konnte ſich ein Conſtantin darin täuſchen, daß die Pflegerin und Mutter der kleinen Meta noch einſt Eberhard's zweite Gattin werden würde? Der Genius verſchmäht erſt eine Agnes, dann eine Hertha und der Philiſter nimmt eine Agnes und dann eine Hertha.

Conſtantin ſah vollkommen, was in Eberhard's Seele vorging. Er ſah, daß Eberhard unter dem Gedanken, in der That zwei mal in die Fußtapfen eines treuloſen Freundes zu treten, litt. Conſtantin legte, beſtaunt und bewundert von ſeinem Weibe, einen Beweis ſeiner Menſchenkenntniß ab, als er einſt ſagte:

Ha, was dieſe Menſchen es wurmt, die ewig Seitwärtsſtehenden ſein zu müſſen, die ewig Nüchternen und Geſtrigen, während wir die Zukunft für uns haben und vom Wirbel bis zur Zeh' die lebendige Poeſie ſind!

Conſtantin rief aus: Hertha pflegt ſein Kind. Sie thut es mit dem ganzen Heroismus, der dieſe Thörin immer ergriffen hat, ob es ſich nun um eine Revolution oder eine Stecknadel handelt, ſie pflegt die kleine Meta nach allen Lehrbüchern der Pädagogik, ſie lieſt Plato und Ariſtoteles im Urtext, um ſich zu unterrichten, wie das Kind Deutſch am leichteſten ausſprechen wird. Es kann nicht anders werden, als daß Eberhard eines Tages zu ihr ſagt: Hertha, ſei mein Weib! Es wurmt ihn noch. Der Stempel des Philiſters iſt ihm zu fühlbar auf die Stirn gedrückt. Aber nur Schulmeiſter wird er ewig bleiben, leſen die Exercitien ſeiner Schüler, corrigiren, was Andere verdarben! Ihr Eingebildeten! Für jene Worte, die ich von Eberhard einſt bei Wingolf's Proceß hören mußte, ohne ſie unterbrechen zu dürfen, gönn' ich ihm die Qual, wie ein trap-

piſtiſcher Tantalus zu lechzen nach den goldenen Früchten über ihm, die er ſich kaſteit, nicht brechen zu wollen.

Conſtantin Ulrichs betrog ſich aber.

Zwei lange Jahre währte es allerdings, bis Eberhard das Gefühl der Beſchämung mit dem Gefühl der Dankbarkeit ausgleichen konnte.

Da aber geſchah ihm Folgendes:

Julie von Reiſig war mit ihrem Gatten und deſſen Kindern in den alten Wohnort zurückgekehrt.

Ihre Schweſter Aurelie als Conſtantin's Gattin anzutreffen, that ihr ſo wenig wohl, daß ſie ihrem Drange, alles Widerſtrebende auszugleichen, hier zu folgen ſich nicht entſchließen konnte, ſondern die gegenſeitigen Verſtimmungen ihrer alten Freunde ruhig als begründet gelten ließ. Sie ſah ſie aber gern in ihren wiedereröffneten Cirkeln und nicht ſelten zu gleicher Zeit Hertha, Conſtantin und Aurelie.

Auch Eberhard Ott mußte ſie nun kennen lernen, den Vater jenes Kindes, das Hertha erzog, wie die Welt ſagte aus Dankbarkeit für die Vertheidigung ihres Vaters.

Es war eine große glänzende Geſellſchaft, als Eberhard einſt zum erſten male dies Haus betrat.

Die Gegenſätze hatten ſich ſchon ein wenig ausgeglichen, die Leidenſchaften ſchon etwas gemildert; man vergaß die Partei ſchon ein wenig wieder um der Menſchen willen.

Conſtantin und Aurelie wurden erwartet, man erwartete auch Hertha.

Jene kamen.

Wie lange hatte ſie Eberhard nicht geſehen! Der früher Gekommene blickte voll Mitleid auf das traurige Paar.

Conſtantin blaß, verfallen, offenbar krank, tief zerrüttet. Aurelie, gut und wohlmeinend in Weſen und Blick, unſchön jedoch, hager, dürr, reizlos, trotz ihrer Diamanten fern von jedem gefälligen Eindruck. Conſtantin fühlte es und blickte nieder.

Nun erſchien Hertha, Hertha, die von Conſtantin Aufgegebene! Seit zwei Jahren war ſie wie umgewandelt. Die Friſche war ſie und das Leben ſelbſt. Ihr Auge voll blitzenden Feuers, ihre Wange ſanft geröthet, ihre Geſtalt jetzt erſt entwickelt wie nach lang unterdrücktem Wachsthum. Der Ernſt von ehemals gemildert. Leicht und gefällig ihre Bewegung unter den Menſchen. Jeder drängte ſich in ihre Nähe, ſuchte ihren Anblick und ihr Geſpräch zu gewinnen. Hertha war die Königin des Abends.

Und hätte ſie es nicht ſein wollen, Julie machte ſie dazu. Julie hob ſie drei mal über die eigene Schweſter. Frauen verſtehen es, zu erhöhen, Frauen verſtehen es, Kronen zu verſchenken, Seſſel für die, die hoch thronen ſollen, aufzuſtellen und Teppiche darüber auszubreiten, daß man die ſchlaue Veranſtaltung nicht merkt.

Wer war nun der Verſchmähte?

Conſtantin, der verdrießlich und abgeſpannt mit Aurelien in einer Zimmercke ſaß, oder Hertha Wingolf, die allen Augen begehrens-, jedem Herzen liebenswerth erſchien?

Eberhard ſtand am folgenden Morgen an Hertha's Seite und plauderte mit Meta, die zu ihren Füßen ſpielte.

An derſelben Stelle, wo ein Vater einſt vor dem Bilde ſeines erſten Weibes die Wahl eines zweiten vor der Tochter vertheidigen mußte, vernahm dieſelbe Tochter das Bekenntniß der Liebe auch aus dem Munde — eines Witwers.

Bebend vor Wonne und Glück wollte ſie reden. Sie konnte nicht. Sie ging an den Schrank, ſchloß ihn, nahm ein Käſtchen hervor, öffnete und gab Eberhard den Ring Conſtantin's, den dieſer für ihn einſt von Agnes empfangen.

Indem ſie mit verhaltenem Athem erzählte, was in der einſamen Kammer ihres Herzens einſt ſich zugetragen, als ſie mit dieſem Ringe Eberhard's und eines edlen Mannes Lebensauffaſſung und die Pflichtenwelt kennen gelernt, ſammelte ſie ſich.

Eine Thräne quoll in Eberhards Auge dem Andenken an Agnes, die dem Himmel eine tiefe Schuld mit dem Tode bezahlt hatte, ein Blick auf ſein holdes Kind gab ihm neuen Muth und der Bund der für einander beſtimmt geweſenen Herzen war geſchloſſen. . . .

Die Zeilen, die aus Hertha's Feder an ihren Vater überſtrömten, wird ſich jedes fühlende Herz ebenſo ſelbſt

denken können, wie Wingolf's Empfindungen, als er Hertha's Brief empfing und an jenen Abend zurück dachte, da er vor vier Jahren in nächtlichem Dunkel einst zu seinem abtrünnigen Kinde schlich.

An eine bloße Genugthuung aber, die ihm wurde, dachte er nicht. Zu gut kannte er an sich selbst die Wandelungen durch die Zeit.

Er schrieb seiner Tochter:

Die Zeiten und die Menschen, Alles geht im Ringe, nur daß der ewig gleiche Kreislauf in sanfter Linie, wie die Spirale, emporsteigt und — unser Hoffen mit ihm!

Pariſer Skizzen.

I. Die Ankunft.

Wir ſchreiben 1852*).

Streng iſt die Controle an der Eiſenbahn. Große weite Räume, bequeme Einrichtung für die Unterſuchung der Effecten; doch Umſtändlichkeit aller Art. Wo der Franzoſe etwas zu befehlen hat, wirft er ſich nicht wenig in die Bruſt.

Der Omnibus iſt erreicht. Gleichviel welcher. Von der Eiſenbahn führen ſie alle zum Ziele.

Mitternacht, die Straßen ſind leer, in der Vorſtadt Alles düſter. Die Omnibus rollen donnernd über das ungleiche Pflaſter.

In der Gegend der Boulevards entleeren ſich eben die Theater. Gigs, Cabs, Citadinen, Phaetons, je nachdem, wild aneinander vorüber. Die Kaffeehäuſer und Reſtaurants geſchloſſen oder ſie werden es eben. Sie werden langſam geſchloſſen, um einen im Theater halb verhungerten Fremden noch eben einzulaſſen. Da ſchon reiner Tiſch gemacht und nichts mehr zu haben wäre, ſo ſetzt man

*) Auch die Abfaſſung dieſer Blätter iſt von jenem Jahre.

ihm, ich kenne das aus alter Zeit, irgend ein verſchimmeltes kaltes Huhn oder ein vertalgtes Fricandeau zu doppelten Preiſen vor. Die Erfahrung der Vorſtellung, Nachts um 12 Uhr mitten in Paris möglicherweiſe zu verhungern, macht der Fremde oft genug.

Endlich Ankunft an der Ecke der Rue Richelieu.

Man wählt in einem Sardanapal-Anfluge auf die erſte Nacht, die man in Paris doch nur in einem Hotel zubringen kann, das erſte, altberühmteſte, claſſiſche Hotel, das Hotel des Princes.

Ein Louis mehr oder weniger darf für ein pariſer Budget nicht angeſehen werden.

Um 12 Uhr iſt aber auch ſchon im Hotel die Nacht angebrochen. Ein verſchlafener dicker Haushofmeiſter mit der Nachtmütze über den Ohren, mit verſilberten Doppelleuchtern in der Hand, lieſt aus einer Reihe von Zimmern ſcheinbar ein einziges noch freies heraus, blinzelt dabei mehr auf die herabgenommenen Effecten und die Phyſiognomie des Reiſenden, forſchend, was man ihm bieten könne. Ich gedachte jenes „Haushofmeiſters“ im Hotel d'Angleterre zu Nizza, der zu einer Sommerzeit, wo auch nicht Ein Gaſt in ſeinen Zimmern war, mit der Hand über die Stirn fuhr, um ſich lange, lange zu beſinnen, welche Nummer frei wäre, durch die Ritzen der Hand hindurch nur ſchielend und blinzelnd um zu ſehen, welcher Zimmerkategorie der Paſſagier zuzurechnen wäre.

Endlich hat auch der minder verſchmitzte Haushofmeiſter im Hotel des Princes Befehl gegeben. Es geht, wie natürlich in Paris immer, in den Hof, dann zwei Stiegen empor; an der Garnitur der beiden Zimmer ſieht man, man gilt zwar für keinen Prinzen — die Hutſchachtel war etwas defect — aber auch der deutſche Scribent iſt nicht ſogleich herausgefunden. Man wird auf eine Mittelexiſtenz angewieſen. Eine näſelnde alte Beſchließerin überzieht die Betten. Vier Wachskerzen werden auf den Kamin geſtellt. Bon soir, Monsieur und man iſt allein.

Der dramatiſche Autor findet ſich in dieſen beiden Zimmern bald zurecht.

Act I. Scene I. Apartement Regence. Ameublement riche, doré u. ſ. w. So beginnen auch die Boudoirſcenen bei Alexander Dumas.

Niedrig freilich iſt die Decke, Alles eng, alt, durch und durch wie der Berliner ſagen würde multrig, Mäuſe- und Wurmfraß in allen Thüren und Seitenwänden; aber die Zeit Ludwig's XIV. oder der Regentſchaft wird überzogen und verdeckt von neuen Tapeten aus Orleans, dunkelblau mit Gold, mit neuen Teppichen aus Challiot, grün und roth, Nußbaummöbeln, gepolſterten Stühlen, zwei modernen Uhren, künſtlichen Blumenvaſen auf den Marmorplatten des Kamins, goldgerahmten Spiegeln, von welchen letztern freilich wieder zweifel-

haft wird, ob ſich in ihnen ſchon unter Ludwig XV. eine Marquiſe oder unter Ludwig XVIII. eine jetzt auch ſchon penſionirte junge Schauſpielerin ſpiegelte. Ein unendliches Etwas von geflicktem Elend umhaucht und umflüſtert uns. So ſchauerlich ſtill iſt's in den Zimmern, ſo modrig antik in dem Himmelbett trotz ſeiner grünſeidenen Ueberzüge, ſo brenzlich und räuchrig im Kamin trotz der vorgeſtellten zerriſſenen Tapetenſchirme. Modern komfortabel iſt nur der Waſchapparat aus engliſchem blauweißem Steingut. Alles Uebrige iſt Plunder und Prellerei.

Die Nacht geht in erquickendem Schlafe vorüber.

Ob die Mäuſe auf meinem Alexander Dumas'ſchen Terrain Komödie ſpielen und „Die Fräulein von St.-Cyr“ oder „Ein Duell unter Richelieu“ aufführen, die ſchnarchenden Sinne hören nichts.

Und der Morgen kommt dann belebend und anmuthig. Hoch ſchon ſteht die Sonne und erleuchtet die Höfe, in denen Alles in vollſtem Leben und Regen iſt. Schon werden auf „ſilbernen“ Plateaux die Frühſtücke ausgetragen aus der unten überſichtlichen Küche, ſchon ſonnen ſich ſieben lungernde Köche und Küchenjungen unter einigen Oleander- und Orangenbäumen, ſchon wird geſchellt, gerufen und die dunkeln, muffigen Zimmer des Hotel des Princes machen ſich ſchon traulicher. Zwar beſtehen ſie allerdings auch die fernere Probe eines guten Hotels nicht, die ich von einem Freunde lernte, und die darin

beſteht, beim Aufſchließen des Schreibſecretärs die Haltung der Klappe zu beobachten. Fällt uns dieſe faſt bis zu den Füßen herunter und dringt dabei ein gewiſſer unbeſchreiblicher Stickduft aus dem Schreibbüreau, ſo hat man Betten, Bedienung, Rechnung, Alles weg. Indeſſen man iſt in Paris! Man hört das Rauſchen des großen moraliſchen Weltmeers, das draußen an die Ufer ſchlägt; man erfreut ſich des vor uns ſtehenden Frühſtücks, des concentrirten Mokkas, des weißeſten Gebäcks und ein unendliches Behagen durchſtrömt den ganzen Menſchen.

Das glückliche Gefühl, endlich im Hafen zu ſein, darf uns aber nicht zu ſehr übermannen. Sonſt findet man ſich in dem Hotel des Princes eingebürgert und man vergißt, daß jede Minute hier circa zwei bis fünf Centimen koſtet, d. h. jeder Tag zwölf bis zwanzig Franken. Ein ſtärkender Schlummer war zwölf Franken werth; der Prinz im Menſchen, die Phantaſie, iſt befriedigt; der Bürger in ihm, die Vernunft, denkt an einen Rückzug aus dem Hotel des Princes und fängt ihre Operationen an, ein Privatlogis zu finden.

Man forſcht. Man horcht. Man citirt Commiſſionäre.

Beſſer man kleidet ſich an und ſieht ſelbſt.

Nie macht man eine Toilette mit mehr Humor. Man iſt in Paris, man will nur ſehen, hören, genießen. Heitere Bilder des Glücks umgaukeln uns. Man will nur die roſige Freude, will nur Heiteres und Schönes vor ſeinem

Auge; man hört dieſen blitzſchnellredenden elektriſchen Leiter, der durch unſere Seele angelegt iſt; fühlt, wie ſo im Nu die Vergangenheit und Gegenwart ſich aufthun und nur das Angenehme, Wohlige, Glückliche uns erinnerlich bleiben. In ſolchen Augenblicken z. B. bei der Ankunft in einem ſchönen, belebten, ſonnigen Badeorte wird der Kranke ſchon geſund nur durch die Vorſtellung. Es laufen an ſeinen Geiſtesdrähten nur die glücklichſten Erinnerungen und ſicherſten Hoffnungen hin. Die Welt iſt plötzlich wieder ſchön, wir ſelbſt ſind wieder jung, wir haben nie eine Thorheit begangen, haben keinen einzigen Fehler zu bereuen, unſere Unglücksfälle ſind verſchmerzt, ſind nie dageweſen, ſtören uns nicht mehr, denn über die ſchwierigſten Vorſtellungen von unſerer Lage, unſern Verhältniſſen, unſerer Zukunft führt uns ein goldenes Flügelpaar hinweg, das ſich uns in ſolchen Augenblicken beim erſten Gruß des Meeres, beim erſten Abend in Venedig, bei einer Fahrt auf dem Genferſee wie durch Zauberhand an die Seele ſetzt.

Das Hotel des Princes war in der That beſetzter als das Hotel d'Angleterre damals in Nizza.

Ein Theil der Wüſte Afrikas hatte ſich hier ausgebreitet. Beduinen von der algierſchen Armee, arabiſche Häuptlinge erſten Ranges hatte Ludwig Napoleon in die beſten Stockwerke einquartiert. Polizeiſergeanten hüteten die

Hausflur und hielten den Andrang der Neugier zurück. Im weißen Burnus, mit gesticktem Fez, kostbarem krummem Damascener, in Schuhen und saubersten weißen Strümpfen, die Brust mit allen Graden der Ehrenlegion bedeckt, stolzirten diese bärtigen Ibrahims, Jussufs, Achmeds, Obersten der Spahis und freie Häuptlinge der Metidscha in dem Thorweg und auf den Höfen einher. Einige darunter waren so dick, daß sie eher auf den Sklavenmarkt von Aleppo zu passen schienen als in die Schlacht. Sie schienen eher Einkäufer für den Harem eines Emir zu sein, so grelle Ruffianogesichter ohne Adel, ohne Würde zeigten sie. Weit mehr schmutzigen Wucherergestalten als hagern Cassius, wie sie Cäsar fürchtete und wie sie uns an Abdel-Kader geschildert wird, glichen sie. Man sah diesen dicken, sinnlichen Söhnen Afrikas das Käufliche, Unzuverlässige ihrer Hingebung und ein politisches Renegatenthum an, dem nur so lange zu trauen war, als die Umstände sie in Schach hielten. Es waren dieselben Gesichter, die mich schon sonst in Paris in der Rue Bergère oder Lafitte oder wo irgend die großen Banquiers wohnen, zurückgestoßen hatten. Man nehme so ein paar stolze, verächtlich die Lippen aufwerfende, die Menschheit ziemlich en canaille betrachtende Börsenkönige, stecke sie in die Kappen dieser Beduinen, werfe ihnen den Burnus über, setze ihnen den Fez auf mit der goldenen Troddel,

ziehe ihnen rothe Hoſen, geſtickten Kaftan, Schuh und Strümpfe an und man hat jene gewonnenen Scheikhs und Marabouts damals aus der Rue Richelieu, die ſo ganz von jener Poeſie entfernt waren, die wir uns mit den Söhnen der Wüſte verbunden denken, wenn wir die Makamen des Hariri oder die Thaten Harun al Raſchid's leſen.

Wer in Paris ruhig wohnen will, muß ſich in eine ſogenannte Cité einmiethen.

Dies ſind lange Höfe mit neuen Häuſern, die von den Straßen abbiegen und oft noch auf die Reſte eines nicht ganz verbauten alten Parks aus den Zeiten der Petites Maisons eine freundliche Ausſicht bieten. Freilich muß man auch hier erſt den Sein- oder Nichtſeins-Monolog anſtellen: Ob's beſſer iſt, das donnernde Rollen der Omnibus zu ertragen oder ſich wappnen gegen das unaufhörliche Geſchrei der Verkäufer und jene ſchrecklichen Harmonieen, die die wandernde pariſer Straßenmuſik hervorbringt. Eins iſt unvermeidlich. Entweder in den Straßen die Wagen oder in den Cités die Fiſche, Gemüſe, alten Kleider, Lampen, Blechwaaren, Marſeillaiſen und Polkas auf allen möglichen Inſtrumenten der Welt vom Leierkaſten mit Janitſcharenmuſik an bis zu einem einzelnen Horn, einem einzelnen Fagott, einer einzelnen Poſaune! Denn Paris, ſo communiſtiſch es in andern Dingen ſein will, in der Muſik hält es auf die lächerlichſte Iſolirung.

Eine wandernde Muſikbande, wie auf den Jahrmärkten und Meſſen wir ſie zu hören bekommen, iſt in Paris nicht zu Stande zu bringen. Wer hier nur irgend einen Ton auf einer Flöte für ſich hervorbringen kann, bläſt alle Märſche und Volkshymnen auf ſeiner Flöte für ſich allein. Der Gewinn iſt reeller, unmittelbarer, ſicherer. Die Theilung der Arbeit, auf ein Orcheſter übertragen, bringt zwölf Chancen eines herabgeworfenen Zweiſousſtücks für Eine. In der Cité Bergère, wo ich ſchon zwei mal mich einmiethete, blies jeden Morgen ein Baßpoſauniſt für ſich ganz allein den Chant de Départ und alle muſikaliſchen Sentimentalitäten des Tags ſo weltgerichtsmäßig einſam und bocktrillernd lächerlich, daß man hätte verzweifeln mögen.

Wer noch nie in Paris war, braucht etwa drei Tage um über den äußern Lärm zur Beſinnung zu kommen, vier Tage, um ſich die Zahlungsweiſe und die beſte Art ſich zu ernähren, zu merken, fünf Tage, um mit ſeinem Bett, mit ſeinem Schlaf (der ihn plötzlich zu fliehen beginnt), mit allerlei kleinen Bedürfniſſen ſich abzufinden und mehr als eine Woche, um ſich in die Ordnung der Omnibus, die Abkürzungen der Wege, die Eintheilung der Touren zu finden.

Wer ſchon öfter in Paris war, findet ſich natürlich in alledem früher zurecht.

Der Lärm wird ihm nicht mehr imponiren, die Außen-

ſeite der Reſtaurants ihn nicht mehr locken, die Ueberfülle der Speiſekarte nicht mehr irreführen. Er wird im Gegentheil bald unter der Oberfläche des pariſer Lebens ein geregeltes, faſt langweiliges Einerlei erkennen und wer länger bleibt und auf guten Rath hört, wird anfangen ſich ſogleich eine ſolide Baſis für ſein Daſein aus dem pyramidalen Schwindel herauszugewinnen, ein Bleibendes in der Flucht der Erſcheinungen. Schon herauszubekommen wie man ſich am ſicherſten, da man um 6 Uhr eſſen ſoll, vor einem zehrenden Hunger rettet, ohne in das Gegentheil der Ueberladung zu verfallen, ſchon herauszubekommen, wie man ſich für die rechte Eßzeit durch Palliative den Appetit nicht verdirbt, erfodert mancherlei Studien und diätetiſche Uebergänge. Ein gutaufgezogenes deutſches Magenwerk bekommt um 11 Uhr noch keinen Hunger, wenn es um ſieben oder acht gefrühſtückt hat, aber um 1 Uhr melden ſich alle germaniſchen Organe der Verdauung bekanntlich mit Wolfsnatur, heulen und toben grimmig wie in unſern alten Wäldern und verlangen eine Befriedigung, die jedoch dann um 6 Uhr noch keineswegs wieder ſo ſpurlos vorüber iſt, daß man nun ſchon wieder aufs neue eſſen könnte. Ein Freund, aus Schwaben, wollte die Entdeckung gemacht haben: Die Sach' iſt ganz einfach. Was die Franzoſe dejeunire nenne, nenne wir z'Mittag ſpeiſe und was ſie dinire nenne, nenne wir z'Nacht ſpeiſe! Mein guter Heilbronner irrte ſich. Die pariſer Lebensweiſe er-

trägt nicht zwei große Mahlzeiten. Der Tag ſchneidet ſich nicht in zwei Hälften. Schon die Entdeckung, daß man zu Nacht für daſſelbe Geld doppelt ſo viel bekommt wie zu Mittag, macht die Oekonomie rebelliſch und ſo gewöhnt ſich denn endlich Logik, Budget und der thieriſche Organismus an das pariſer Geheimniß der Selbſterhaltung, das eben darin beſteht, den innern Menſchen auf künſtliche Art hinzufriſten bis zum Abend, ihm nur ſeine nothdürftigſte Atzung zu bieten und die Sinne gleichſam auf ein mildes Wartegeld zu ſetzen. Dazu gehört gegen 8 Uhr Morgens ein mäßiges erſtes Frühſtück, dann um zwölf ein reichliches Anregen, aber nur mit flüſſiger Koſt, als da iſt Thee oder Suppe und einer leichten Zuthat von Brot und zwei Eiern, und erſt um 6 oder 7 Uhr wird das ganze Schleuſenwerk der verhaltenen Organe aufgezogen, die Maſchine der Ernährung in ihrem completteſten Umfang in Thätigkeit geſetzt. In dieſer dann allerdings außerordentlich glücklichen und behaglichen Stimmung dann ins Theater gegangen und die dümmſte Poſſe erſcheint uns geiſtreich, jeder Schmerz, der uns rühren ſoll, rührt uns wirklich, jede Abſicht der Dichter oder Schauſpieler wird gemüthlich vom geſättigten Menſchen anerkannt. Kein Menſch ſpricht dann von einem Kunſtwerk der Zukunft; kein Kritiker ſieht dann in Allem, was der Tag bringt, nur Epigonenarbeit; keiner ſangbaren Note wirft man vor, ſie wäre Mozart und Haydn geſtohlen!

Kurz, das franzöſiſche Theater iſt das, was es iſt, durch ſeine weichen bequemen Polſterſtühle, durch die um acht, neun, zehn Uhr unendlich geſättigte Menſchenſtimmung und das behaglichſte Gähnen nach einem kräftigen Filet de Boeuf aux champignons. Wir Deutſche treiben es anders. Wir rennen von Königsberg bis Baſel um 6 Uhr hungrig ins Theater, zerreißen mit einer unbewußten Verwechſelung der Gegenſtände ſtatt Rindfleiſch die Dichter, zerfleiſchen die Schauſpieler und wenn wir nie zu einer Nationalbühne kommen werden, ſo iſt es auch mit deshalb, weil wir gegen halb 9 Uhr Abends, wo eben die Peripetieen der Dramen ſich zu entwickeln anfangen, die Kataſtrophen ſich vorbereiten, die Situationen ſich in poetiſchen Schweben erhalten wollen, plötzlich den ſchrecklichſten Hunger bekommen und die ungeduldigſten Menſchen werden, die nur daheim an ihr Nachteſſen denken und, ohne es einzugeſtehen, eine ſtille Vergleichung anſtellen, was in dem Augenblicke beſſer wäre, ein Monolog händeringenden Unglücks mit Mondſcheinbeleuchtung vor uns auf der Bühne oder zu Hauſe der wartende kalte Braten nebſt Kartoffelſalat. Shakſpeare, der ſeinen Menenius ſagen läßt: „Der Menſch, der eben zu Mittag geſpeiſt hat, iſt milde", hatte es zu ſeiner Zeit beſſer. Seine Theatervorſtellungen fingen um 4 Uhr an.

Es iſt ein natürliches Gefühl des in Paris ankom-

menden Deutſchen, ſich den deutſchen Landsleuten anzuſchließen.

Man muß, will man aufrichtig ſein, davor warnen.

Sind die, die man antrifft, gutgeartet, ſo ziehen ſie uns in ihre deutſchen Auffaſſungen und das pays allemand hinein, das ſich mitten in Paris zu etabliren pflegt, ob nun in einem Leſezimmer unter irgend einer Paſſage oder in einem Café Divan und wenn es der Grand Balcon auf dem Boulevard des Italiens wäre.

Da hat man denn die edlen deutſchen Zeitungen hier wie dort, hat die Dominoſteine, die Cigarren, jetzt ſchon das bairiſche Bier und eine ſo verlockende Heimatlichkeit, daß man von dem fremden Leben, den fremden Sitten und Auffaſſungen nicht viel abbekömmt! Man glaubt in Paris geweſen zu ſein und war nur im Café Milani auf dem frankfurter Roßmarkt oder in Auerbach's Keller in Leipzig.

Trifft man es aber gar noch übler, ſo läßt man ſich von allerlei deutſcher Auslandsnarrheit in der Irre führen. Anſäſſige Deutſche in Paris geben oft den kleinen Horizont, den ſie ſich allmälig gewinnen konnten, für den allgemeinen aus. Man geräth in Empfehlungen und Coterieen, die uns Zeit koſten, ohne den mindeſten Nutzen einzubringen. Man muß ſchon ein ganz beſonderer Krö-ſus an Ruhm oder Geld ſein, wenn Handlungs-Firmen, denen man ſich empfohlen glaubt, mit einer freundlichen

Miene, die ſie anfangs zeigen, auch irgend eine ernſtliche Erfüllung verbinden. Im Allgemeinen wird man in Paris die Landsleute, die wir dort etablirt antreffen, apathiſch finden, blaſirt, egoiſtiſch, wie es ohnehin noch der Charakter unſerer Zeit im Uebrigen mit ſich bringt. Die Eiſenbahnen haben die Entfernungen aufgehoben. Man tritt mit einer Empfehlung, auf die man ſich etwas zu Gute thut, zu einem Manne, den man einflußreich glaubt und dieſer nimmt die Miene an, als verhielte ſich Berlin zu Paris wie die Charlottenſtraße zur Friedrichsſtraße. Eine Entfernung von 150 Meilen iſt dem großartigen Gentleman des 19. Jahrhunderts ſo weit wie von Meinhard's Hotel zu Kranzler. Da ſteht man denn mit ſeinem angeſammelten Enthuſiasmus, mit einem trotz des ſchnellen Hinflugs wunderbar geſpannten Herzen und wird aufgenommen wie der täglich vorſprechende Milchmann. Armer deutſcher Idealiſt! Laß in der Fremde deine Landsleute! Bahne dir, ſo weit deine Kräfte reichen, ſelbſt den Weg und du wirſt dich beſſer zurechtfinden als mit den Führern aus der Heimat.

Auch vom Franzoſen ſelbſt iſt nicht viel zu erobern.

Das iſt eine wunderliche Nation.

Mein Schwab nannte ſie Eierkuchen, die nur auf einer Seite ausgebacken ſind.

Man kommt ihnen nämlich anfangs wol ziemlich nah, näher als dem Engländer und doch iſt's plötzlich gerade,

als wenn ihnen die ganze hintere Seite der Exiſtenz fehlt, wie bei plaſtiſchen Reliefs.

Der Franzoſe hütet über ſein apartes Daſein ſo geizig, wie über ſeine Börſe.

Ihm ſelbſt liegt die große Strecke ſeiner Wünſche ſtets ſo vor Augen, daß er die Behaglichkeit nicht beſitzt, ſich auf dem Platz, auf dem er ſich ſchon befindet, ausruhen zu wollen und ihn von Jemanden anders mit betreten zu laſſen. Man iſt ohnehin in Paris immer unterwegs. Man wohnt nicht in Paris, man campirt nur dort. Man hat ſein Zelt hier aufgeſchlagen auf dem großen Feldzug der Carriere oder der Speculation. Die Männer ſind in ewiger Bewegung, die Frauen nicht minder. Sich daheimzuhalten iſt ſo wenig Sitte, daß man die Receptionstage erfunden hat, nur um endlich einmal von ſeinen Freunden ſtatt der Viſitenkarte ſie ſelbſt zu ſehen. An einem Dienſtag oder Donnerſtag weiß man findet man endlich die junge Frau von M. zu Hauſe, an allen übrigen Tagen iſt ſie im Galopp bald durch die Magazine, bald die Kirchen, die Muſeen, auf Beſuchen, auf Promenaden, in der Penſionsanſtalt bei ihren Kindern, überall. Der Mann lebt ähnlich. Die Moral der Luſtſpielmuſe Scribe's und Bayard's, die jeder Frau und jedem Manne eine verborgene Nebenexiſtenz zuſchreibt, iſt gewiß ſehr falſch; aber der Pariſer hat eine Häuslich-

keit, die wirklich aussieht wie eine interimistische und nur halbe. Er hat keine Hauspantoffeln und keinen Schlafrock.

In das Innere einer pariser Familie zu dringen ist darum so schwer, weil diese Familie selbst ein Incognito ist.

Der Franzose spart. Er unterwirft sich und die Seinen Entbehrungen, die man nach anderer Seite hin nicht ahnen lassen will. Man führt eine Salonexistenz, die selbst den nächsten Bekannten nur geläufig ist, und neben ihr eine Privatexistenz, die vielleicht nur Eine einzige, treue, weibliche Seele, die die tägliche Küche besorgt, kennt. Man spricht von der Verschlossenheit des englischen Familienlebens. Das französische ist aber noch viel verschlossener. Der theatralische Sinn des Volks, seine Abneigung gegen die Natürlichkeit, die Vorliebe für Repräsentation und gefällige Außenseite und bei aller Wärme und Lebhaftigkeit der Empfindungen doch eine gewisse formelle Kälte wirken hier entscheidend ein. Eine geistreiche Pariserin sagte uns: Die eigentliche französische Familie ist das englische Bed-Room. Also die Laren und Penaten des französischen Herds stehen da, wo bei den Engländern schon die Betten stehen. Dahin ist denn freilich nicht zu bringen und, wie der Charakter der Franzosen ist, ist auch nichts daran verloren. Das Aeußere ist bei ihnen das eigentlich Innere.

Hat man ſich eine Reihe von Receptionstagen erworben, ſo ergänzen ſie auf förderliche Art die Gänge, die man machen muß, um die öffentlichen Dinge kennen zu lernen; denn aus Geſprächen mit eingebürgerten Pariſern wird man immer eine Menge anregender Thatſachen und aufklärender Urtheile heimbringen können. Im Uebrigen iſt in Paris, wie überall in der Welt, das Beſte, ſich auf ſich ſelbſt zu verlaſſen.

II. Die Kamelien-Dame.

Am erſten Tage ſchon ſah ich ein Stück, das in einer einzigen Reihenfolge des verfloſſenen Winters mehr als hundert Vorſtellungen erlebt hat.

Man gab es an jedem Abend mit jener immer ſich gleichen Hingebung an die Sache, die den franzöſiſchen Schauſpielern eigen iſt.

Jeden Abend war das Theater „Vaudeville" am Börſenplatze überfüllt. Jung und Alt, Vornehm und Gering, Männer und Frauen, Alles war ergriffen, hingeriſſen, weinte. Es war die „Kamelien-Dame" vom jungen Dumas, dem Sohn des Alexander, der damals in Brüſſel lebte und mit Louis Napoleon ſchmollte.

Kein Ueberſetzer hat es drei Jahre lang gewagt, dies fünfactige Schauſpiel einer deutſchen Bühne darzubieten. Man glaubte, daß die deutſchen Sittengeſetze ein ſolches Stück von unſern Bretern verbannen. Jetzt hat man auch dieſe Gattung von Stücken bei uns eingeführt.

Eine zweideutige Frau, in der ſich Madame Doche mit großer Naturwahrheit, wie man ſagt, ſelbſt ſpielt, fodert in der Kamelien-Dame für ihr Geſchick Theilnahme bis zu Thränen heraus. Jung, ſchön, geiſt-

reich — wo ſie in der Welt erſcheint an einem ſie immer begleitenden Strauße von Kamelien erkennbar, — kündigt ſie ſich als eine jener verlorenen Exiſtenzen an, die einmal die Sitten unſers Jahrhunderts mit ſich brächten. Sie ſpricht durchweg in einem elegiſchen Tone und verräth ihre tiefſte Sehnſucht nach wahrem Glück und reiner Liebe, die ihr verſagt wären. Ein junger Mann feſſelt ſie endlich durch ſein Herz, während ſie Andere nur durch ihr Geld feſſelten. Sie zieht mit ihm aufs Land und lebt mit ihm in einem Arkadien von Glück, das indeſſen weder ein Prieſter geſegnet noch der Maire irgend einer Commune zu Protokoll genommen hat. Die eigene bürgerliche Wohlfahrt des jungen Mannes zwingt ſie endlich, dieſem Glück zu entſagen. Sie nimmt einen Abſchied vom Freunde, ohne daß er ihn merkt, vom Publicum, das ihn ſehr wohl merkt; einen Abſchied, der uns glauben läßt, ſie würde ſich mindeſtens mit Kohlendampf erſticken. Der Tod, den ſie ſich dem Freunde zu Liebe gibt, iſt kein anderer, als daß ſie wieder in die pariſer Welt zurückkehrt und wieder am Arme von Männern erſcheint, die mit Gold zahlen. Dieſe „ſociale Stellung“ iſt eben ihr „Verhängniß“. Der Verfaſſer muthet uns zu, daß dieſe Rückkehr zu dem Beſitz einer Equipage, zweier Bedienten und einer eleganten Wohnung in der Straße du Helder ein Act des erhabenſten Heroismus wäre und daß davon ſeiner Heldin das Herz bräche. Sie ſtirbt moraliſch, aber nur einige Wochen

lang, ihr Freund verſöhnt ſich mit ihr, ſie wird wieder arm, Arkadien kann aufs neue beginnen; es iſt zu ſpät, ſie ſtirbt jetzt phyſiſch. Sie verſcheidet den ganzen fünften Act hindurch.

Seit Adrienne von Lecouvreur ſtirbt man in Paris auf der Bühne nur noch nach pathologiſchen, am Krankenbett im Lazareth gemachten Studien. Es iſt eine Folter, dieſe Zuckungen, dieſe Delirien und dieſen ſchon wahnſinnigen Jubel zu ſehen, wenn im Augenblicke des Verſchwindens aller ihrer Kräfte der frühere Geliebte erſcheint und ſie in ſeinen Armen halb lachend, halb weinend unter ſeinen Küſſen den endlich ruhefindenden und ſchreckhaft nur mit der Erde beſchäftigten Geiſt aufgibt. Gott vollzieht vor unſern Augen eine förmliche Hinrichtung.

Die aufgebotenen Mittel, um dieſe bis zur äußerſten Sentimentalität gehende Verſchönerung von Dingen, die ſich in der Wirklichkeit ganz anders machen, zur Wirkung zu bringen, ſind an ſich erſchütternd. Man wird nicht raſenden Beifall ſpenden wie die Pariſer, wird nicht Thränen vergießen, wie ſie ringsum vergoſſen wurden, aber Entſetzen ergreift den deutſchen Zuſchauer jedenfalls über die Wahrheit des Spiels, über die bis zum Blick auf die Uhr und die Etikette am Medicinglaſe gehende Anatomie eines Sterbeacts, und zuletzt über die Möglichkeit, daß ſolche in der Luft ſchwebenden moraliſchen Vorausſetzungen ſo auf eine ganze Bevölkerung wirken können.

Dieſer junge Dumas zeigt ſich hier in jeder Beziehung als der Sohn ſeines Vaters. Er iſt aufgewachſen in der Welt des neuen Romans und der neue Roman hat für ihn eine Wahrheit wie das Evangelium. Er iſt der Zögling einer Schule der Willkür und der Phantaſie, die ſich Alles erlaubt, was darſtellbar iſt und die erlaubte Darſtellbarkeit für die wirkliche Welt nimmt.

Darin liegt etwas Erſchreckendes. Der junge Autor hat dieſe tolle und willkürliche Welt der Ausnahme mit einer Art Andacht, ja mit einer einſchmeichelnden Naivetät wie die Regel erfaßt. Es liegt eine Art Einfachheit in ſeinem Stücke, die keine Talentloſigkeit iſt und faſt wie ein Erguß der unmittelbarſten Natur und Empfindung ſich gibt. Ja es liegt etwas Kindliches in ſeinem Stück. Kindlichkeit in dieſem wilden Leben der regelloſeſten Geſellſchaft! Kindlichkeit in der Vorausſetzung, daß ein ſo illegitimes Arkadien (mag es Jeden auf ſeine Privatverantwortlichkeit glücklich machen, wir wollen keine Sittenrichter ſein) ſeine vollſte, allgemein ſociale Berechtigung hat! Kindlichkeit in dem mit ohne Zweifel ihm ſelbſt gefloſſenen Thränen geſchilderten Tode der Kamelien-Dame und dem Schlußworte des Stücks: „Denen, die viel geliebt haben, ſoll viel vergeben werden!“

Es iſt charakteriſtiſch. Paris nimmt dieſe Naivetät als vollgültig an. Es läßt die Berechtigung gelten, daß zur Schilderung des von der Sitte Verbotenen all die

Motive genommen werden, die ſonſt nur der Schilderung des Erlaubten gehören. Die Ausnahme iſt hier durch ihre Conſequenzen wieder Regel, die Unmoral durch die Leidenſchaften und beſſern Gefühle, die auch bei ihr erregt werden können, Moral geworden. Die Kamelien-Dame rührt die Pariſer, als wenn man ihnen „Paul und Virginie“ vorgeſpielt hätte.

Charakteriſtiſch auch für die gegenwärtigen Zuſtände Frankreichs hat der Herr Graf von Morny, der Vertraute des Präſidenten, dieſes Stück von einem Verbote gerettet und vor ganz Frankreich die Widmung des Drucks angenommen. Kann man ſich wundern, wenn man in Paris die Aeußerung hört: „Wir leben unter der Herrſchaft der Kamelien-Damen?“

III. Ein Abend in der Großen Oper.

Man gab den „Ewigen Juden“ von Halevy.

Die Franzoſen ſind, mindeſtens geſagt, mit ihrem Ewigen Juden nicht geſcheut. Die Manie für Alles, was ſie vom Ewigen Juden nur in Erfahrung bringen können, will nicht aufhören.

Kläng' es nicht zu zweideutig, es gäbe bei ihnen ſchon Kaffeehäuſer, Verkaufsmagazine, Läden „Zum ewigen Juden,“ wie es eine große Kleiderhandlung auf den Boulevards zum „Propheten“ gibt, wahrſcheinlich weil Bockolt, einer der Wiedertäufer, Schneider war.

Wie wir Deutſche, auch vielleicht zu oft, den „Fauſt“ im Munde führen, ſo die Franzoſen den Ewigen Juden. Er drückt ihnen die Philoſophie der Geſchichte aus. Ahasver iſt ihnen die leidende Menſchheit, die achtzehnhundert Jahre unter dem Drucke der großen Thatſachen, durch die Kriege und Eroberungen, die Blutbäder und Verheerungen zwar unverſehrt, aber auch nicht beſonders glücklich hindurchgekommen iſt. An die Juden ſelbſt, etwa an Herrn Fould oder Herrn James von Rothſchild,

denken ſie dabei nicht; um ſo weniger, als bei ihnen die Juden bereits den übrigen Menſchen gleichgeſtellt ſind.

Den Halevy'ſchen Ahasver wollen wir den Franzoſen laſſen.

Weder die Fabel des Textes, noch die Ausſchmückung deſſelben mit Muſik kann die Mühe belohnen, die es koſten würde, ein ſo auf maſſenhafte Hülfsmittel, auf Glanz und Seltſamkeit der Decorationen berechnetes Werk über unſere Breter zu bringen.

Für unſere Theatercenſur würde auch der Schluß der Oper, der Uebergang in die jenſeitige Welt, die ſeraphiſche Ruhe, die der ruheloſe arme Jude endlich unter den Heerſcharen des Himmels findet, etwas nahe an Blasphemie ſtreifen und der vierten Abtheilung des königlichen Criminalgerichts in Berlin oder ſonſt einem hohen Tribunal unſerer Preßgeſetzgebung anheimfallen.

Idee und Muſik verlohnen die Mühe des Einſtudirens und den Schutz einer rettenden Cabinetsordre nicht. Idee und Muſik gehören dem Decorationsmaler. Herr Déplechin ſchlug die Proſpecte vor, die man malen konnte, die Verſatzſtücke, die ſich aufſchlagen ließen, die Verwandlungen, die in ihrer Aufeinanderfolge am meiſten überraſchen würden, und die Herren Scribe und Halevy gaben dazu die Illuſtration, jener von Worten und Scenen, dieſer von einem unbeſtimmten Nebel und Flimmer haltloſer und unabgerundeter Muſik.

Die kleine anmuthige, zum Herzen ſingende Dresdnerin, Emmy La Grua, gab die Tochter Ahasver's. Sie wurde ausgezeichnet, konnte jedoch nicht ganz gegen die Dame, die ihre Mutter ſang, aufkommen. Keine Oper mehr ohne Mutter. Seit Fides muß jedes Opernſüjet eine Mutter haben. Ein Glück für unſere lebenslänglich engagirten deutſchen Hofopernſängerinnen. Es wird von jetzt an doch immer Opern geben, wo neben jungen, noch nicht der Scene ganz kundigen Anfängerinnen — der große Mangel an Stimmen hat die Pariſer mit der talentvollen und liebreizenden Emmy La Grua trotz aller Spuren der Anfängerſchaft ſchnell befreundet — ſich auch bewährte, gediente, geprüfte Damen halten können, Sängerinnen, die man nach der Höhe ihrer Tonlage, nicht ihrer Jahre ſchätzen muß.

Die Fides des „Ewigen Juden" iſt eine Flamänderin, mit der Ahasver im vierzehnten Jahrhundert in einer Ehe begriffen war, die er verlaſſen mußte, weil ihm Familienglück nicht beſchieden iſt — ganz im Gegenſatz zum wirklichen Judenthum, das achtzehnhundert Jahre lang im Familienglück für ſeine Leiden einen Troſt gefunden hat und nie anders auswanderte als mit Weib und Kind. Daß jene Gattin des „Ewigen Juden" gerade eine Flamänderin ſein mußte, beweiſt, wie in Paris die Dichter ſich an die gerade vorgeſchriebenen Bedingungen anzupaſſen verſtehen. Madame Tedesco, die Rivalin der

Emmy La Grua, iſt ſehr groß und ſtark, ja man könnte bei ihr von Embonpoint ſprechen wie bei einer deutſchen lebenslänglichen Hofopernſängerin. Dieſem Embonpoint zu Liebe iſt Theodora, die Gemahlin Ahasver's, eine Dame flämiſcher Abkunft. . . .

Daß alle dieſe Bedingungen zuſammenſtimmen, Embonpoint, Sujet, Muſik u. ſ. w., wird in Paris weiſe vorgeſehn. Die Poeten, Componiſten, Regiſſeure, Decorationsmaler, Coſtümiers, Balletmeiſter ſitzen am grünen Tiſche eines Conferenzzimmers und Melpomene oder Euterpe führen in Ergebenheit nur das Protokoll. Den Pariſern gefielen die „koloſſalen Gliedermaſſen" und die ſchwarzen Augen der Tedesco mehr als die zartern Formen und braunen Augen der La Grua. Doch gab es auch Hände genug, die ſich für die mildere und ſanfte Leiſtung der Debütantin in Bewegung ſetzten. Das gewaltigere Ausſichherausgehen, das der Pariſer verlangt, wird die junge Dame ſchon noch lernen, wenn ſie bei der Aufgabe, ein ganzes Jahr lang wöchentlich zwei mal immer nur eine und dieſelbe Rolle zu ſingen, nicht zu Grunde geht.

Man gab alſo den „Ewigen Juden". Man gab ihn in den Solis vortrefflich, ſchlaffer in den Chören und in der Belebung der Scene lange nicht mit der Umſicht und dem Eifer, der auf dieſen Bretern ſonſt herrſchte. Bei dem beſten Willen, von den republikaniſchen Formen Gutes zu berichten — Polonius ſagt: Wahr iſt's, es iſt Schade

und Schade, daß es wahr iſt: — von der Bühne muß man eingeſtehen, daß ihr die Monarchie beſſer iſt. In der Monarchie ſpielt, ſingt, arrangirt man fleißiger als in der Republik. Die Republik hat die Volksſouveränetät an Orte gebracht, wo ſie nicht hingehört. Sie hat ſie erſtens in die Reſtaurants gebracht. Kein Kellner hebt einem Gaſte die Serviette auf, wenn dieſe ihm gerade von den Knieen fallen ſollte. Sie hat ſie zweitens in die Kaffeehäuſer gebracht; kein Journal wird dir mit der Bereitwilligkeit vom Garçon entgegengebracht, wie dies unter Ludwig Philipp dem Erſten und Einzigen geſchah. Sie hat ſie drittens auf die Straße gebracht; kein Fiaker, falls nicht ein freundliches Naturel bei ihm unabhängig von allen Staatsformen, Sitten und Manieren ſchon angebahnt haben, geht aus einer phlegmatiſchen Gleichgültigkeit heraus, wenn man von ihm gefahren ſein will. Die Republik hat die Volksſouveränetät auch viertens unter die Frauen gebracht, wo ſie am wenigſten hingehört — davon ein andermal. Aber auf den Bretern taugt die Volksſouveränetät gar nichts. Dies ſchlaffe Spiel der Maſſen, dieſe Zerſtreutheit der Statiſten, dieſe Gleichgültigkeit der Comparſen, dieſe Verachtung des Publikums und jedenfalls des Regiſſeurs, der doch ſicher ſeine Aufträge mit demſelben Eifer ertheilte, wie vor fünf Jahren unter den Königen, überraſchen. Man führt auf der Scene nichts mehr ſo aus, wie man Dergleichen ſonſt

ausgezeichnet in „Robert“, den „Hugenotten“, der „Jüdin“ und der „Stummen von Portici“ ausgeführt ſah.

Ob Ludwig Napoleon auch der Bühne helfen wird, wie er allen Leiden der Geſellſchaft helfen zu können vorgibt?

Wir lauſchten auch darauf, als er endlich erſchien. . .

Ein Platz in der Großen Oper iſt eine Art umgekehrten Lotterieeinſatzes. Man weiß, wie man herauskommt, aber nicht wie hinein.

Es gibt Plätze aller Art, ſo viele faſt wie Gerichte auf einem Speiſezettel.

Und in demſelben Range wieder fünferlei Schattirungen.

Die allerſchlechteſte Schattirung iſt unfehlbar die, in des Hufeiſens äußerſte Spitze zu gerathen und vom „Ewigen Juden“ nur alles Das zu ſehen, was nach Oſten liegt. Glücklicherweiſe war das die natürliche Tendenz des Ahasver.

Die Klage aber um den Platz verwandelte ſich plötzlich in eitel Lobgeſang, als die Menſchen im Corridor ſich häuften und ſich an die kleinen Fenſter unſerer Loge drängten.

Gerade gegenüber ſaß der Präſident. Er war eben mit zwei Begleitern angekommen. Die Damen neben ihm die mit ſehr vielem Aufwande von Edelſteinen und Blumen, aber ſehr wenig Aufwand wenigſtens von germaniſcher Würde in ihrer Loge hin- und herrannten und oft

dem Publikum den Rücken kehrten, gehörten gleichfalls dem Elyſee an. Im Hintergrunde erblickte man General Magnan. Man hatte ſomit den ganzen ſiegreichen Zweiten December beiſammen.

Ein ſcharfes Glas mit mehrfacher Lichtbrechung brachte das Bild des Mannes, der vor einigen Tagen die Napoleoniſchen Adler an die Truppen vertheilt hatte, ſehr nahe. Von allen Portraits ſind die, welche früher im „Charivari“ ſtanden, die gelungenſten, nur die Locken an den Schläfen ſind nicht ſo kühn gedreht wie vom Griffel des Satirikers; ſonſt aber ſtehen Naſe und Bart zu den übrigen Geſichtsflächen in jenem eigenthümlichen Verhältniß, das dem Ganzen ein etwas groteskes Anſehen gibt und an italieniſche Bühnenmasken erinnert. Weiße Halsbinde, ſchwarzer Frack, ein rothes Ordensband über der weißen Weſte, gelbe Handſchuhe. Ein an die von der Bühne entferntere Logenſeite gelehnter Eckſeſſel verbirgt den Gegenſtand der allgemeinen Neugier vor einem Publikum, das zum großen Theile aus Fremden beſteht, die noch von den Maifeſten zurückgeblieben ſind. Nur von der Bühne und jenen Logen aus, die man nur nimmt, wenn alle Plätze vergriffen ſind, kann man den durch die Umſtände intereſſant gewordenen Anblick ganz genießen.

Ein Phrenolog hätte nur auf der Stirn, die allein ganz ſichtbar war, ſeine Zeichenſprache leſen können, der Phyſiognomiker mußte ihm zu Hülfe kommen.

Was drückte dieſe Perſönlichkeit aus? Etwas Unbedeutendes? Keineswegs.

Die Diſtanz, in der ſich die beiden Begleiter hielten, war allerdings vielleicht eine künſtliche. Man konnte zuweilen glauben, daß dieſe drei Männer Komödie ſpielten. Man konnte glauben, ſie hätten ſich geſagt: Lieber Perſigny, du ſitzeſt dort, lieber Edgar Ney, du ſitzeſt da, ich euer guter Freund ſitze hier, wir haben keine Geheimniſſe untereinander! Wir haben unſere Schwärmereien Alle drei ſchon ſo oft in die Feuerfluten einer großen Arrac-Bowle getaucht! Die Damen nebenan kennen unſere ſämmtlichen Schwächen und Eigenheiten, es iſt ein reines Incognito, das wir hier aufführen!

Das denkt man eine Zeit lang.

Dies Bild verſchwand aber, wenn es auch wiederkehrte. Es ging und kam. Die unruhigen Damen nebenan, die ſteife Haltung der beiden weißen Halsbinden, ein ſeltſames Lächeln, das zuweilen über den Prinzen ſtreifte und von den Geſellſchaftern erwidert wurde, das jeweilige Aufſtehen, das behaglichere Ausruhen in einem Vorzimmer der Loge, alles Das konnte auf die Vermuthung führen, der Präſident gebe nur den Namen her zu einem Vereintwirken, das man die Geſellſchaft des Elyſee nennt.

Und doch würde man, glaub' ich, Unrecht thun, dieſe Meinung feſtzuhalten.

Jener düſtere Mann, der nicht gut geruht zu haben ſcheint, weil er unaufhörlich gähnt, gehört ſich, ſcheint es, in den wichtigſten Dingen allein an. Er hat Rückhaltsgedanken, die er nicht Jedem ausſpricht.

Beim erſten Anblick glaubt man einem jener jungen modernen Hidalgos zu begegnen, wie wir deren in neueſter Zeit, wo der Adel ſich auf manche alte Ritterkünſte verlegte, ſeit der Schilderhebung des Don Carlos Viele ſahen. Man denkt eine Weile an Felix Lichnowsky und ſeine Genoſſenſchaft, die in Homburg und Baden-Baden Diplomatie und Romantik trieb, ſich ſpäter in den Zeiten der Paulskirche einen Schwung von geſchichtsbefruchtender Thatkraft gab und in kritiſchen Augenblicken ebenſo kühn ein Va banque! in der Politik gerufen haben würde, wie am grünen Tiſche der Herren Blanc und Benazet. Die Umgebungen des Präſidenten gehören noch jetzt dem Anſchein dieſer modernen Cavalierperſpective an. Er ſelbſt aber hat ſich ohne Zweifel aus ihr herausgearbeitet. Man ſieht ihm Ernſt und brütenden Eifer an; denn Frankreich iſt keine Kleinigkeit. Der Stoff des Denkens adelt das Denken. Es ſind die Intereſſen eines Volks, der Ruhm einer Nation, die Fragen der Kirche und der Sittlichkeit, die man nicht wie Billardqueues bewegen oder wie Rouge et Noir pointiren kann: es bleibt immer Etwas haften von der Würde der Aufgabe.

Ich kannte einen König Philipp aus Schiller's „Don

Carlos". Wenn dieſer nach Hauſe kam, ſetzte ihm ſeine Gattin den immer bereiten Lorberkranz auf und in demſelben Tone, mit dem er noch eben geſprochen hatte: „Madame, dafür geb' ich Ihnen Zeit, zehn Jahre entfernt von Madrid darüber nachzudenken", ſagte er jetzt: „Madame, Ihre Cotelettes erfreuen ſich heute Abend nicht meines allerhöchſten Beifalls!"

Wer tauſend Menſchen in die Verbannung ſchickte und in dem Augenblicke, wo er eben da die Locke an ſeinen Schläfen kräuſelt, an die von den heutigen Morgenblättern veröffentlichten Briefe Changarnier's und Lamoricière's denken muß, kann ſein Leben nicht mehr gering faſſen. Die Situation hebt. Wenn nicht alle Zeichen trügen, ſo liegt hinter dieſen ausdruckloſen Augen, die nur deshalb ausdruckslos ſcheinen, weil ſie die Gedanken nicht verrathen und nur Schildwacht vor dem innern Palaſt des Geiſtes ſtehen, ein großer, fataliſtiſcher Glaube an ſich ſelbſt. Man ſieht ein Va banque! ein Aeußerſtes, das ihm nicht etwa die Befeſtigung einer Dynaſtie, die ihm perſönlich gleichgültig iſt, ſondern ein Va banque! der Geſchichte iſt. Er wird nicht ruhen, bis er nicht gewagt hat, ſich den Namen Alexander's, Cäſar's, Cromwell's und ſeines Oheims anzureihen. Tief in ſeinen Augen kniſtern die Funken eines Weltbrandes, aus dem ihm wenn nichts, doch Klio's unverbrennliche Tafeln ſicher bleiben. Warum ſollte er ſich durch Benutzung ſeiner Stellung nicht einen Namen in der Ge-

ſchichte erwerben wollen? Jener Mann da träumt eine Zukunft Europas, gegen die der Zweite December, die Deportationen nach Cayenne und die Debatten des Augenblicks Bagatellen ſind.

Man wird jenes Händeklatſchen kennen, das vom Klatſchen nur die Geſticulation macht. Man ſchont dabei ſeine Handſchuhe.

Aber nicht mitzuklatſchen, wenn Alles klatſcht, ſieht wie eine Kritik aus.

Den Schein dieſer Kritik vermied der Prinz. Fürſtliche Perſonen pflegen in ſolchen Fällen zwei oder drei mal in Wirklichkeit in die Hände anzuſchlagen und den übrigen Lärm dem Enthuſiasmus zu laſſen.

Unſer vis-à-vis that weder das Eine noch das Andere. Er klatſchte unausgeſetzt, ſo lange das Publikum klatſchte, aber nur ſcheinbar. Er ſchug den ganzen Tintamarre, wie der Franzoſe ſagt, mit, aber nur mit aneinander gelegten Händen, die ſtill waren. Er klatſchte: Es lebe die Republik! Es lebe Napoleon! Es lebe der Frieden! er machte Alles mit, was die öffentliche Meinung eben an der flamländiſchen Madame Tedesco oder der zarten ſächſiſchen Italienerin La Grua beklatſchenswerth fand; aber er ſelbſt that es nur ſcheinbar, verfiel ſogleich wieder in ſeine brütende Geiſtesabweſenheit, ſah und hörte nichts, ſo voll der handgreiflichſten Schmeicheleien auch das Textbuch der Oper für ihn war und eine Kaiſer-

krönung dicht vor ſeinen Augen aufgeführt wurde. Nur als zuletzt Roger auch zu außerordentlich ſchön ſang, machte er einige mal Miene, ernſtlich in den Beifall mit einzuſtimmen. Es ſchien, als hätte er den Beweis geben wollen, daß er das Talent dieſes Sängers ſeine bekannten Geſinnungen nicht entgelten ließe. Dieſer Prinz hat den Cultus der Namen zerſtört, er hat die großen Männer und ihren Ehrzeiz als die Urſache aller Leiden der Völker darzuſtellen gewußt und ihnen das Piedeſtal ihres Ruhms, die Rednerbühne, genommen. Aber er berechnet doch, daß für ſeine Zukunft einſt Talente und beſonders die Feder der Geſchichtſchreiber und die Leier der Dichter werden da ſein müſſen. Ludwig Napoleon würde Victor Hugo ſein Buch über ihn vergeben, wenn ſich der Sänger der Orientalen entſchließen könnte, die Saiten ſeiner Leier ſchon jetzt für die Thaten zu ſtimmen, die er verſuchen wird auszuführen, trotz aller Verſicherungen von Frieden.

Wer nämlich in der Artillerie eine Entdeckung gemacht hat, ruht nicht, ſie anzuwenden.

Einige Deutſche wollten aus der Phyſiognomie unſers Gegenübers alles Mögliche herausleſen. Der Eine ſprach von Grauſamkeit, der Andere von Verſtellung; Der ſah Alba, Jener Heliogabal.

Was läßt ſich aus ſtummen Mienen Sicheres entnehmen? Nicht viel mehr als aus den telegraphiſchen De-

peſchen des „Moniteur.“ Ein Jeder übertrug auf jene Mienen nur den Eindruck des Erlebten.

Man fand nur drei Dinge für gewiß beſtätigt: Zerſtreutheit, Schweigen und große Ermüdung.

Die Ermüdung des Körpers bürgt oft für die deſto friſchere Kraft des Geiſtes; denn der Menſch *gleicht gern in ſich aus*; Beweis dafür die Bekehrungen früherer Lebemenſchen. Eine friſche Körperkraft denkt nicht daran, über eine Compenſation ihres beſſern Werthes zu grübeln; ſie lebt im Augenblick, verſchönert denſelben ſich und Andern, genießt ihn und ſchafft Genuß; der Erſchöpfte aber raffinirt.

Unſer ganzer Menſch da gegenüber raffinirt und iſt raffinirt. Auch ſein Schweigen iſt Raffinement oder vielleicht Erſchöpfung.

Denn warum Schweigen? Ein Mann, der Strasburg und Boulogne erlebte, kann nicht ſchweigen. Er muß das Bedürfniß haben, ſich zu rechtfertigen; er muß ſprechen, er muß ſchreiben, wenn er nicht ſprechen kann; und wer ſchreibt, liebt die Mittheilung. Daß unſer Gegenüber ſchweigt, iſt die Folge einer zweiten Eigenſchaft, die ſich zur Erſchöpfung geſellt: der Furcht. Auch der dritten Eigenſchaft, der Zerſtreutheit, liegt die Furcht zum Grunde. Nicht etwa die gemeine Furcht. Charaktere wie Ludwig Napoleon drücken ſich in eine Logenecke nicht aus Furcht etwa vor einem Piſtolenſchuß. Ueberhaupt mitten in einer

hiſtoriſchen Laufbahn fallen iſt ja Heldenthum und dies ſcheint es, was er anſtrebt. Die Furcht dieſes wühlenden, grübleriſchen und ſichtlich erſchöpften Geiſtes iſt die Furcht vor dem Erfolg. Alle Geiſter dieſer Art, die produciren, fürchten die Erfolge. Sie unternehmen etwas, das in drei Tagen erſt fertig werden kann, und in dieſen drei Tagen werden ſie nicht eſſen, nicht trinken, nicht ſchlafen, nicht reden. Sie athmen erſt auf an dem dritten Tag, wo eine telegraphiſche Depeſche kommt und ſagt: Die Sache iſt ſo ausgefallen, wie Du gehofft und gewollt haſt! Dann athmen ſie auf, dann werden ſie redſelig, dann trinken ſie Champagner und ſtrafen alle Phyſiognomiker Lügen, die in den drei Tagen ſie beurtheilen wollten.

Nun denke man ſich ein Leben, zuſammengeſetzt aus lauter ſolchen dreitägigen Terminen. Immer von drei zu drei Tagen, von drei zu drei Monaten, von drei zu drei Jahren etwas Neues. Da hört man auf, ſich ſelbſt noch anzugehören, man redet nichts, man lacht nicht, man lebt nicht in der Wirklichkeit, man iſt verſtimmt, immer geſpannt, immer furchtſam. Das leiſe Schleichen zu einem Ziele hin (in unſerm Falle die Eroberung Europas vermittels franzöſiſcher Nationalthorheit und jener verbeſſerten Entdeckung in der Artillerie) nimmt den ganzen Menſchen in Beſchlag und modelt ihn in ſeinem Charakter.

Wer von jenem grübleriſchen Antlitz ſagen wollte, es gehörte einem Manne, der mit der Geſchichte experimen-

tirte, um Clichy, d. h. den Schuldthurm, zu vermeiden, würde ſich erſtens ſehr irren und zweitens eine große Thorheit begehen; denn nichts kann dieſen Herren dort in der Loge willkommener ſein, als dem übrigen Europa vorläufig für völlig unbedeutend zu erſcheinen. Im Gegentheil, zu dem Macchiavellismus in den Zügen des Prinzen geſellt ſich etwas Contemplatives, Myſtiſches. Man iſt vollkommen berechtigt, ihn einen Ideologen zu nennen. Er beſitzt einen großen und anerkennenswerthen Reſpect vor Allem, was die Zeit an „Blaſen“ aufwirft. Wenn man den Ehrgeiz eines Schriftſtellers hat, lacht man nicht, wie vielleicht Herr Perſigny und Edgar Ney da thun würden, falls von Creditkaſſen, Volkswohl, Capitalienherrſchaft geſprochen wird. Und Herr Perſigny und Herr Ney haben ſich auch ſchon daran gewöhnt, dieſe Grillen ihres Freundes gewähren zu laſſen; ſie ſchriftſtellerten nie. Sie achten ſein Talent der Lucubration.

Und jener Mann da iſt ein Mann der Feder. Er wird Schlachten ſchlagen mit der Feder hinterm Ohr.

Wenn man jetzt, wo endlich das „Jüngſte Gericht“ von den Poſaunen Halevy's eingeleitet iſt, für eine Zeitung von ihm verlangen würde: Mein Herr, ſchreiben Sie mir eine Kritik über dieſe Vorſtellung! ſo würde die Hauptperſon dieſer beiden Logen wie elektriſirt auffahren und eine vortreffliche Abhandlung über eine Vorſtellung ſchreiben, die er nicht gehört hat. Es iſt eine merkwürdige

Miſchung von Bedeutung und Nichtbedeutung in dieſen Geſichtszügen. Wachen und Schlaf, Geiſt und Beſchränkung, Anſpannung und Erſchöpfung. Denkt euch etwa einen Recenſenten, der, wie Ludwig Rellſtab in Berlin, ſeit dreißig Jahren dieſelben Vorſtellungen, in demſelben Theater, mit denſelben Kriterien beurtheilen muß und von Langeweile, Abſpannung, Verachtung aller lächerlichen Kunſtilluſionen gemartert, nur noch mit Einem Ohre zuhört und nur über zwei Dinge grübelt: erſtens über ſeinen eigenen Ruhm als ein zweiter Leſſing (in unſerm Falle Napoleon der Große, im Allgemeinen), und zweitens über ſein Nachteſſen zu Hauſe und ſein Bett. So erſchien uns der Präſident in der Großen Oper.

Dem Ewigen Juden hatte endlich auch der Erzengel Michael die Augen zugedrückt zum ewigen Schlummer.

Es war weit über zwölf Uhr.

Draußen in der Straße Lepelletier wimmelte es von Gendarmen, Lanzenreitern, Commiſſarien. Ein Rufen, Säbelklappern, Pferdetrappeln durcheinander. Man hätte kaum geglaubt, daß es eines ſolchen kriegeriſchen Aufwandes bedurfte, um drinnen in dem Lichtmeer der Großen Oper dieſe ſtillen Träume über Muſik und Weltgeſchichte möglich zu machen. Es iſt eine abſcheuliche Eigenſchaft der Menſchen, die uns dienen, daß ſie immer thun, als ſchützten ſie uns vor Gefahren, die gar nicht

vorhanden ſind oder die ſie übertreiben. Dieſer Waffenlärm vor der Großen Oper war eine Schmeichelei. Drückte Ludwig Napoleon nicht in Frankreich etwas aus, was eine Zeit lang ſowol jenſeit des Rheins wie in der Geſchichte überhaupt nothwendig iſt, er würde ſich nicht halten können ... doch iſt dies ein Thema, über deſſen Erörterung wir abbrechen. Wir wollten zu unſern Pariſer Erinnerungen nur den nothwendigen äußern Rahmen geben.

IV. Die Frauenwelt.

Es ist ein alter Satz der Männer, die wir bisher die Geschichte, die Philosophie und in der Hauptsache auch die Poesie allein verantwortet haben, daß die weibliche Natur sich auf einige Thatsachen der Erfahrung zurückführen ließe, die in allen Jahrhunderten und bei allen Nationen dieselben wären.

Wir pflegen gewöhnlich nichts zu sagen als: die Frauen wollen geliebt sein.

Indessen haben die Frauen in älterer und neuerer Zeit immer gegen diese einseitige und, wie sie behaupten, falsche Meinung Einspruch gethan. Ihr eigentliches Geheimniß wäre noch nicht entdeckt und noch hätte sie kein Mann verstanden oder ganz ergründet.

Und leicht möglich das; denn vor einigen Jahren begann ein geistreicher Schriftsteller, Doctor Georg Jung in Köln, eine „Geschichte der Frauen;“ nur ein erster Band ist von diesem Werke, wo man die wahren Aufschlüsse über die eigentlichen Ansprüche der Frauen an uns Männer zu finden hoffen durfte, bis jetzt erschienen. Es

ging Herrn Jung ganz beſtimmt, wie es uns immer geht, wenn wir uns mit den Frauen zu tief einlaſſen: er verlor die Beſinnung, ſein Gegenſtand wuchs ihm über den Kopf.

Ich glaube, die Geſchichte der Frauen, aufgefaßt als ein Theil der Weltgeſchichte, genügt ihnen nicht.

Sie ſind nicht einmal befriedigt, wenn dieſe Geſchichte nur die Geſchichte ihrer Leiden iſt, nur von Sklavinnen, Dulderinnen, von den abgeſchloſſenen Gynäceen, der griechiſchen Nichtachtung und erſt der chriſtlichen allmäligen Verklärung ihres Weſens ſpricht.

Die wahren Wünſche der Frauen, behaupten ſie, würden wir nie begreifen, und die Geſchichte der Frauen wird alſo nach ihnen die Geſchichte des Weibes ſein, das man nicht zu Wort kommen ließ.

Das ewig wenn nicht Unausſprechliche, doch Unausgeſprochene des Weibes, das iſt das Thema, das ſich Herr Dr. Georg Jung in Köln hätte ſtellen ſollen. Auch er blieb in dem alten Vorurtheil der Liebe ſtecken. Auch er wollte nur Dulderinnen ſchildern. Wir bilden uns Wunder ein, wie zart wir die Frauen auffaſſen, und ſie bleiben unzufrieden. Hoffentlich wird die zunehmende Frauenſchriftſtellerei ein Mittel endlicher Verſtändigung werden.

Welcher Wandelungen wirklich die Frauennatur z. B. ſchon durch Staatsformen fähig iſt, beweiſt das gegenwärtige Paris.

Die Republik hat in dem Charakter der Pariſerinnen unglaubliche Veränderungen hervorgebracht.

Wenn man ſagen wollte, die verzogenſten aller Evastöchter wären durch die vierjährige Republik beſonders liebenswürdig geworden, ſo wäre dies ein relatives Wort und es käme auf den Geſchmack an.

Die Franzöſin iſt ſchon an ſich eine andere Natur als die Deutſche. Unſere gewöhnliche Vorſtellung von dem heißen Blute, von der Liebesſehnſucht, von der geſteigerten Lebenswärme der Franzöſinnen iſt — rathe, liebe Leſerin, wahr oder falſch?

Ich behandle einen geheimnißvollen Gegenſtand. Vergebt, wenn ich etwas ſchüchtern Anſtand nehme, über dieſen Gegenſtand Alles zu ſagen, was ich denke. Ich will aber einige kleine Umwege machen. Vielleicht verräth ſich meine wahre Meinung durch den Schleier der Discretion.

Wenn die Frauen beſcheiden ſein ſollen, müſſen ſie große Männer ſehen.

Die Gegenwart bietet ihnen leider dieſen Anblick ſelten.

Viel kluge, aber wenig große Männer.

Der Zufall ſchafft zuweilen noch manchen überraſchenden Charakter, zuweilen ſtampft er ſogar eine große That aus der Erde; auch begibt ſich ohne Zweifel Tragiſches und viel Schmerzliches. Manches davon wird auch mit antiker Würde ertragen, aber im Ganzen genommen geht

Keiner mehr recht auf große Thaten aus. Wer wollte auch! Man hat den Maſſengeiſt, man hat das Jahrhundert, die öffentliche Meinung; arbeiten, kämpfen die nicht für uns? Der Kummer und die Sorgen der immer ſchwierigern Exiſtenz nimmt ohnehin ſchon alle Mühe und Thatkraft des Mannes in Anſpruch. Wozu da noch in die Spalten des Curtius ſpringen oder vors Thor gehen und an einſamen Felſen die Räthſel der Sphinx löſen wollen?

Genug — wie verhalten ſich zu unſerm Mangel an großen Männern die Frauen?

Wenn ſie ſehen, daß ſich Männer Das gefallen laſſen, was ſie kränken, aufreizen, zu einer That ſpornen ſollte, ſo werden ſie unfehlbar die Gründe der Selbſtbeherrſchung, falls ſie dieſe Männer, auch um ihrer Kinder willen, lieben, entſchieden billigen; ſie werden, in die geheime Berathung des Mannes aufgenommen, im ſtillen Plauderſtübchen ihm ohne Zweifel ſagen: „Alterchen, du haſt Recht, dich nicht zu exponiren, wo Gefahr iſt!“ Aber — dieſe Zugeſtändniſſe ſind nicht ohne Folgen auf die Frauennatur.

Eine Frau, die einen Arnold von Winkelried zum Manne hat, und eine Frau, die beim Lärm der Nationalgardentrommel ihren Mann ins Bett ſteckt, können ohne Zweifel dieſelben holdeſten Weſen ſein, die aus Adam's Rippe hervorgingen, aber ihre Stellung zum Männerleben überhaupt wird eine verſchiedenartige werden. Ein männliches Heldengeſchlecht hat beſcheidene Frauen,

ein männliches Pygmäengeſchlecht hat anſpruchsvolle Frauen. Frauen, die nicht mehr nöthig haben zu bitten, daß der Mann ſie auf den goldenen Triumphwagen ſeiner Thaten um Gotteswillen doch auch mitnehme, werden vergeſſen zu ſchmeicheln, werden ſich keine Mühe geben zu gefallen, werden, wie es in Paris geſchieht, die Huldgöttinnen, die Grazien in die Fabelwelt oder in die Reime der Dichter verweiſen.

Und ſo ſei es denn verrathen!

Die Franzöſinnen waren erſtens nie ſo biegſamſchmiegſam-hold-ſüß-ſirenenhafte Geſchöpfe, wie ſie den Ruf haben; fünf Jahrhunderte ſchon haben ihnen dafür viel zu ſehr geſchmeichelt. Ihr Selbſtgefühl machte ſie ſchon längſt kalt-, ſchon längſt bitter; aber jetzt — jetzt haben ſie vollends einen Trotz, eine Sprödigkeit, die ſie dem Amazonengeſchlechte einreiht.

Ich ſage noch mehr, ſie ſind nicht nur kälter, ſondern — tugendhafter geworden.

In Paris haben ſich die Laſter verringert, die ſittlichen Begriffe haben ſich gehoben, durch Stolz geſteigert. Nicht gerade aus Liebe zur Tugend, ſondern aus Selbſtſchätzung, aus Verachtung des Mannes ſind die Franzöſinnen tugendhaft geworden.

Die Franzöſin von heute iſt ernſt, reflectiv, im, für ſie, glücklichſten Falle apathiſch. Neben jeder Blume ihrer Liebenswürdigkeit liegt eine Drohung wie ein Dolch.

Auf dieſem Dolche ſteht eingegraben ein furchtbares Entweder-Oder. Was mit dieſem kategoriſchen Entweder-Oder gemeint iſt, mag etwa ſo lauten: Es iſt eine Tradition, mein Herr, daß unſere Beſtimmung die Liebe iſt; wir fügen uns dieſer Bedingung, wir fügen uns kalt und leidenſchaftlos; aber wehe Dem, der ein Frauenherz wie ein paar Handſchuhe behandelt oder wie ein armes Inſekt unter der Luftpumpe zum Experimentiren oder wie eine Genoveva des Mittelalters, eine Griſeldis oder ſonſt eine fabelhafte Perſon, die ſich alle möglichen Chicanen gefallen ließ, möchten dieſe Chicanen auch Romantik heißen oder Poeſie!

So wenig Mademoiſelle Rachel in der Tragödie romantiſch ſein kann, ebenſo wenig kann es eine Pariſerin von heute.

Seht ſie an! Das rollt die Augen, das knirſcht, das lacht Dolchſtiche, das runzelt Gewitter, das wirft die Lippen auf und weiß ſeine Roſen immer ſogleich wieder durch ſibiriſches Eis zu verbergen.

Ihr lieben Frauen und ſinnigen Mägdelein Deutſchlands! Ihr minniglichen Amaranthenleſerinnen! Wenn euer Gatte oder euer Vater oder euer Bruder mit ſchlechtem Humor Abends von ſeiner Spielpartie oder vom Kaffeehauſe heim kommt, in Aſchaffenburg, Bockenheim, Fritzlar, Schöppenſtädt, Landsberg an der Warthe alle Kaiſer und Könige und Miniſter der Welt bei einem

Schoppen Wein oder einem Seidel Bier mit Händen und Füßen massacrirt hat und dabei Flüche ausstößt, als wenn unter Umständen jeder Actuar (wenigstens hat er außerhalb Darmstadts dazu den Schnurrbart) ein Wallenstein und Tilly werden könnte, so zittert und bebt vor diesen Tyrannen, diesen Giganten, Titanen und übt euch in allen zarten Pflichten edler Weiblichkeit! Ihr wißt wol, daß hinter diesen Actuarsschnurrbärten und den Schoppenflüchen eigentlich ganz sanfte Gemüther verborgen liegen, die um eine Nase von ihrem Vorgesetzten wochenlang in stille Wehmuth versinken können, aber dulden, wißt ihr, ist nun einmal euer Erbtheil und die Dichter haben Recht, wenn sie sich eure blonden Locken, eure engelgleichen sanften Züge zu den Idealen ihrer Lieder wählen.

In Paris aber gehört diese Romantik zu den verklungensten aller verklungenen Dinge.

In Paris ist Alles Contract. Contract social auch in der Liebe. Bist du so, dann bin ich so. Si si; no, no. Mitten in der excentrischen Liebe unserer vorhin geschilderten Kamelien-Dame zu dem jungen Manne, dessen Schulden sie bezahlt, sagt sie ihm bei einer Gelegenheit die ganze romantische Geschichte auf. Der junge Mann hatte nichts verbrochen, als etwas Mistrauen gezeigt. Mistrauen? ruft sie. O mein Freund, du bist mistrauisch? Ah so! Da ist die Thür, geh! Ich bin Ich! Ich liebe, wen ich liebe! Ich liebe auch nicht, wen ich

nicht liebe! Adieu, entferne dich, Mistrauen iſt der Tod der Liebe!

Und nur weil Arthur bittet, weint, ſich auf die Kniee wirft und das Publikum auch gerührt klatſcht, nur deshalb nimmt ihn die große Tragödin des „modernen Frauenlooſes“ wieder an, auf Discretion, Probe, Contract mit viertelſtündiger Kündigung.

Das iſt auf der Bühne und innerhalb der unerlaubten Welt; aber dieſe unerlaubte Welt hat hunderttauſend Pariſer zu Thränen gerührt. Auch innerhalb der erlaubten herrſcht in Paris das Contractverhältniß. Die Männer ordnen ſich unter. Sie haben in der Republik ohnehin ein größeres Verlangen, die Form der Sitte zu wahren, als in der Monarchie. Die Republik drohte die Familie zu zerſtören. Deſto mehr nahm ſich die Familie zuſammen. Sie ſtemmte ſich mit Verzweiflung gegen die gefährlichen Lehren. Von dem Tage an, wo in Frankreich das Kaiſerthum herrſchen wird, werden alle dieſe vielleicht ſehr nützlichen Hebel der Sitte aufhören, werden die Pariſerinnen ſich vielleicht wieder mehr durch Grazie und Liebenswürdigkeit die Gunſt ihrer Männer erwerben. Was ſoll man nun vorziehen? Die Republik mit ängſtlichen, um die Sitte verzweifelnden, gehorſamen Männern und kalten, bequemen und ſtrengen Frauen, oder — das Kaiſerthum mit Männern, die für die Erhaltung der Sitte die Polizei und die Armee ſorgen laſſen, und dabei Frauen, die nicht mehr die Stirn runzeln, nicht mehr

nach den Dolchen der Rachel greifen, wieder beſcheidene, leichte, fröhliche Kinder der Natur, Libellen, ſchaukelnd wie auf Blumenbeeten, werden? Traurig, daß jedes Gute in der Welt immer eine Unvollkommenheit im Gefolge hat.

Man kann nach mancherlei Gründen forſchen, warum die gegenwärtigen Pariſerinnen auch ſo gar eingebildet, ſo gar kalt und mürriſch ausſehen.

Nicht nur das allgemeine Rette ſich, wer kann! das gerufen wird, wenn Sitte und Halt der Geſellſchaft in Gefahr kommen, nicht nur die Angſt der Ehemänner, die Furcht vor den Ereigniſſen und die gerade bei republikaniſchen Regierungsformen immer ſich kundgebende größere Strenge und conſervative Zähigkeit innerhalb des Familienslebens mögen Veranlaſſung jener auffallenden Erſcheinung ſein, auch iſt vielleicht der Mangel einer poetiſchen Lebensrichtung, einer idealen Kunſt und Literatur kein unweſentliches Moment, um die blaſirte Kälte der jetzigen Pariſerinnen zu erklären. Wo iſt in Frankreich auch in dieſem Augenblicke ein einziger ſchwärmeriſcher Poet, der das Frauenherz in ſeiner milden Verklärung darſtellte? Die großen Sänger von einſt, Victor Hugo und Lamartine, ſind alt geworden, verſtimmt und in ihren Tönen rauh und verdrießlich. Balzac's romantiſche und chevalereske Muſe folgte ihm ſelbſt ins Grab. Wie blauſtrümpfig, berechnet, induſtriell iſt Georges Sand geworden! Wer zu ſeinem Zeitalter durch die

Bühne ſprechen will, durch die Anfoderungen der Schauſpielerinnen und derjenigen Cenſur, die nicht nur der Staat, ſondern die „Maſſe in corpore“ übt (das Schiller'ſche Wort), der hat die Möglichkeit, durch einen freien Genius auf ſeine Zeit zu wirken, verloren. Der Schwung der freien Phantaſie iſt hin, die Bedingungen der Scene ſpitzen die Moral der vorgeführten kleinen Anekdoten auf das Bedürfniß der Alltäglichkeit zu, machen das Talent zum Sklaven von Rückſichten, die auf der Bühne noch ohnehin die eigene Wirkung haben, uns zuletzt nothwendig und berechtigt zu erſcheinen. Eine phraſenhafte Conceſſion an die herrſchenden Vorurtheile, einmal beklatſcht, iſt der gefährlichſte Erfolg und der Anfang einer ganzen Umwandlung freier und denkender Selbſtändigkeit. Georges Sand iſt ſo philiſterhaft geworden, als hätte ſie nie eine Indiana oder Valentine geſchrieben.

Die Herren Augier und Ponſard dienen den Zwecken ihrer Eitelkeit oder den Damen, für die ſie Rollen ſchreiben.

Nirgendwo jetzt in Paris ein roſiges Erblühen von Idealität, ein Leuchten und Prangen im reinen Lichte der Schönheit. Ueberall Berechnung, Anknüpfung an den Augenblick, Schmeichelei, Altklugheit, Furcht ſelbſt bei der Jugend.

Wo kann da noch etwas ſchalkhaft, graziös, witzig bleiben? Eine düſtere, aſchgraue, farbloſe Welt, dieſe Welt der Furcht und der Lüge. Alles will predigen; Jeder will Weisheit und Behutſamkeit lehren. Man gibt

ſeine Ideale auf und zwingt ſich, die Dinge, wie ſie ſind, nicht nur für nothwendig, ſondern ſelbſt für vortrefflich zu nehmen. Jede poetiſche Illuſion wird von dem Zorne der geängſteten Menſchheit für Tollhäuslerei erklärt. Man drängt ſich, man ſtößt ſich, man liefert Alles, was eine Meinung hat oder von einer Meinung ſpricht, an den erſten beſten Wachtpoſten als Störer der öffentlichen Ordnung, aus, man hat den Fanatismus der Ruhe um jeden Preis — und ſo bedeutſam dieſe Erſcheinung iſt, ſo beweisführend für „die Disciplin des Maſſengeiſtes“, ſo iſt doch ſo viel erwieſen, daß eine ſolche dem Staatsleben vielleicht ſehr erſprießliche Geſinnung doch weder für die Muſen noch die Grazien ein beſonderes Reſultat abwirft.

In der That haben die Franzoſen in dieſem Augenblicke keinen einzigen beredten lyriſchen Dichter (Alfred de Muſſet wurde gerade im Monate Mai in die Akademie, d. h. in die Geſellſchaft der Männer aufgenommen, die berühmt ſind, auch wenn ſie ſchweigen), kein einziges erhebliches Bühnenſtück, keinen einzigen in die Tiefe gehenden Roman, und unter ſolchen Umſtänden kann es dann natürlich auch nur Frauen geben, die ewig gelangweilt ſcheinen oder ewig verſtimmt, die erbittert oder gleichgültig ſind, gleichgültig für Alles, ausgenommen für die Mode, für den Sammet, die Seide und die Juwelen.

Der Luxus in Paris übertrifft in dieſem Augenblicke alle Vorſtellung.

Die kleine Narrenwelt.

Von

Karl Gutzkow.

Dritter Theil.

„Der Mensch, die kleine Narrenwelt —“
Mephisto.

Frankfurt am Main.
Literarische Anstalt.
1857.

Karl Gutzkow:

Kleine Narrenwelt.

III.

In demſelben Verlage ſind erſchienen:

Karl Gutzkow: Geſammelte Werke in 18 Bänden. Thlr. 6.
— — Kleine Narrenwelt. 3 Bände. Thlr. 2⅓.
— — Aus der Knabenzeit. Selbſtbekenntniſſe. Thlr. 1⅔.
(Im Formate der geſammelten Werke.)
— — Die Diakoniſſinn. Ein Lebensbild. Thlr. 1⅓.
L. Börne: Menzel, der Franzoſenfreſſer. Thlr. ½.
Otto Müller: Die Mediatiſirten. Ein Roman. 2 Bde. Thlr. 3⅓.
Dr. Georg Jung: Geſchichte der Frauen. Thlr. 1½.
Heinrich König: Denkwürdigkeiten des Generals Eickemeyer, früher kurmainziſcher Ingenieur-Oberſtlieutenant, ſpäter (vom Jahr 1792 an) im Dienſte der franzöſiſchen Republik. Thlr. 1.
Theodor Mügge: Streifzüge in Schleswig-Holſtein und im Norden der Elbe. 2 Bände. Thlr. 2.
W. v. Waldbrühl: Leben berühmter Werkmeiſter. Thlr. 1. 5 Sgr.
„Evangelium der Natur." Geſammtausgabe. Ein Buch für jedes Haus. Thlr. 2.
Jean Paul: Der Papierdrache. Jean Paul's letztes Werk, herausgegeben von deſſen Schwiegerſohn Dr. E. Förſter. 2 Bde. Thlr. 2.
Auguſt Graf von Platen: Polenlieder. 7½ Sgr.
G. F. Daumer: Polydora, ein weltpoetiſches Liederbuch. 2 Bände. Thlr. 2½.
Prinz Emil v. Wittgenſtein: Aßlann-Aga, Epiſche Dichtung. Thlr. 1.
Reithard: Geſchichten und Sagen aus der Schweiz, in Dichtungen. Elegant kartonirt. Thlr. 2.
Theodor Creizenach: Gedichte. Thlr. 1.
Wolfgang Müller: Rheinfahrt. Gedicht in 30 Geſängen. Thlr. 1⅓.
— — Gedichte. Thlr. 2.
Moritz Hartmann: Der Krieg um den Wald. Ein Roman. Thlr. 1.
F. M. Heſſemer: Juſſuf u. Naſiſſe. Ein orientaliſches Epos. Thlr. 1⅓.
Alfred Meißner: Studien aus Paris. (1849). 2 Bände. Thlr. 2.
Petöfy: Gedichte. Aus dem Ungariſchen. Thlr. 2.
Th. Ruoff: Zaire. Tragödie von Voltaire. Metriſch überſetzt. Thlr. ½.
Uhland's poems, translated by Platt. Thlr. 2.
Juſtinus Kerner: Franz Anton Mesmer aus Schwaben, Entdecker des thieriſchen Magnetismus. Erinnerungen an ihn. Thlr. 1.
Dr. David Strauß: Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nikodemus Friſchlin. Beitrag zur deutſchen Kulturgeſchichte der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts. Thlr. 2.
Dr. Löwenthal: Klaſſiſche Vorſchule, Geſchichte der griechiſchen und römiſchen Poeſie, mit umfangreicher Auswahl des Schönſten und Bedeutendſten aus den antiken Dichtern. 5 Bände. Thlr. 4.
Karl Vogt: Ocean und Mittelmeer, humoriſtiſch-naturwiſſenſchaftliche Reiſebriefe. 2 Bände. Thlr. 1⅓.
— — Unterſuchungen über Thierſtaaten. Thlr. 1½.
— — Bilder aus dem Thierleben. Mit 120 Abbild. Thlr. 1½.
— — Zoologiſche Briefe, oder Naturgeſchichte der lebenden und untergegangenen Thierwelt. 2 Bände mit 1500 in den Text gedruckten Abbildungen. Thlr. 4.

Die

kleine Narrenwelt.

Von

Karl Gutzkow.

Dritter Theil.

„Der Menſch, die kleine Narrenwelt —"
Mephiſto.

Frankfurt am Main,
Literariſche Anſtalt.
(J. Rütten.)
1857.

Druck von C. Krebs-Schmitt in Frankfurt am Main.

Inhalt.

	Seite
I. Wie kam es, daß Rouſſeau ſeine Kinder ausſetzte	1
Der Flüchtling	3
Der Schreiber	12
Frau von Epinay	20
Das Caſe des Arts	30
Der Preisbewerber	41
Scheine, was du biſt	54
Die ſtillen Genien	66
II. Ein deutſches Dichterleben	75
III. Was ſich der Buchladen erzählt	87
IV. Wirren der Zeit	109
Die geiſtige Bewegung	111
Ueber innere Miſſion	118
Erziehung der Geiſtesarmen	138
Die Macht der Wiſſenſchaft	140
Arthur Schopenhauer	143
Sentimentale Naturbeſchreibung	146
Die tanzenden Tiſche	147
Zur Geſchichte des Schlüſſeldrehens	151
Die Fröbel'ſchen Kindergärten	157

Seite

V. Wirren des Geſchmacks 189
Ueber Poeſie und Poetenthum 191
Die Blumenlesler 204
Die Epigonen 231
Der Ehrgeiz als Cenſor und eine Erziehung der Geiſter 238
Die Welt der Träumer 242
Ein bereuender Socialiſt 245
Onkel Tom's Hütte 248
Zukunftmuſik 261
VI. Einigung in Natur und Schönheit 269
Die Herrſchaft der Jahreszeiten 271
Zauber der Oertlichkeit 274
Die Schönheit des Alters 276
Auch ein Auswandererbild 280
Schweizerheimweh 283
Das deutſche Stammleben 286
Schweizererinnerungen 289

I.

Wie kam es, daß Rousseau seine Kinder aussetzte?

Beantwortet in einer novellistischen Skizze.

Der Flüchtling.

Haltet den Dieb! rief es in den Frühſtunden eines nebligen Octobertags durch eine der dichteſt bevölkerten Straßen von Paris.

Polizeiſoldaten waren raſch zur Hand.

Wir ſchreiben 1750. Die Polizei von Paris ſtand damals noch nicht auf der Höhe, auf welche ſie ſpäter die Gisquet und Perſigny gebracht haben.

Doch alarmirte ein am hellen Tage und unter ſo vielen Menſchen ausgeſtoßener Hülferuf Häſcher genug und die freiwillige Polizei, die zu ſpielen der rechtſchaffene Bürger immer aufgelegt iſt, ſchloß ſich ſogleich in Scharen an, die Verfolgung eines jungen Menſchen zu unterſtützen, der aus einem Laden am Seine-Quai eine Uhr entweder geſtohlen hatte oder hatte ſtehlen wollen.

Paris iſt jenſeit der Seine, wo der Bürger, der Beamte, der Gelehrte, der Student wohnt, wo die Gerichte gehalten werden und die Märkte, des Vormittags ſo volk-

reich, daß ein Flüchtling bald unter der Maſſe verſchwindet, um eine Ecke der vielen alten Quergäßchen ſpringt, einen Weinſchank erreicht und ſich, wenn die Umſtände nicht zu ungünſtig ſind, ſogar hinter ein Fenſter ſtellen und den Vorübereilenden eine Naſe drehen kann.

Unſer Flüchtling ſchien es noch beſſer haben zu ſollen. Er fand den in Paris noch ſeltenern Fall eines offenſtehenden Thorwegs, ſprang in dieſen wie er glaubte ungeſehen hinein, fand einen ſtillen Hof, ſchlich ſich die Treppe hinauf, hockte dort eine Weile und würde ſich haben wohlgemuth wieder auf die wahrſcheinlich inzwiſchen ſicher gewordene Gaſſe begeben können, wenn der Thorweg plötzlich nicht wäre geſchloſſen worden und der Ruf: Haltet den Dieb! im Hauſe ſelbſt vernehmbar ihm auf den Ferſen gefolgt wäre.

Nun ſtieg der Bedrängte von Treppe zu Treppe, fand eine geöffnete Thür, die auf das Plattdach des Hauſes führte, und entſchloß ſich, da der Weg ſeiner Flucht doch einmal entdeckt war, zu einem halsbrechenden Spaziergang zwiſchen den Schornſteinen und Giebeln quer über die luftigen Häuſer hinweg. Ein Verfolgtwerden brauchte er da nicht mehr zu fürchten. Es kam nur darauf an, irgendwo unter ſichern Umſtänden wieder auf die Erde zu gelangen.

Der Nebel geſtattete auch hier einen Vorſprung.

Bis die Leute auf die Dächer ſtiegen, und das mußte

man, um über ihre Querfläche nur hinwegzuſehen, da die Höfe und Gaſſen in Paris zu eng ſind, um von jedem Fenſter aus ſogleich auf ein Dach blicken zu können, hatte der Flüchtling ſchon einen ſichern Verſteck gefunden, hinter dem ihn Niemand ſuchte. Er ſtreckte ſich zwiſchen einigen Schornſteinen platt auf die Schiefer und hörte nun auch den Lärm der Verfolger allmälig verhallen. Da nichts mehr zu ihm drang als von unten her das Rollen der Wägen und das Geſchrei der Ausrufer, ſchlich er ſich vorſichtig weiter und ſuchte eine Gelegenheit beſſerer Unterkunft. Er hoffte auf ein offenſtehendes Dachfenſter.

Ein ſolches fand er.

Es war in der Straße La Grenelle St.-Honoré und zu ſeiner beſondern Freude das Fenſter einer Wohnung, die er ſehr wohl kannte und wo man ihn ganz gern aufnahm, auch wenn man wußte, daß er eben in einen heimlich aufgedrückten eleganten Laden eingetreten war und mit raſchem Griffe eine Uhr hatte ſtehlen wollen. Hatte doch Pierre Levaſſeur, der Bruder einer Schweſter, die hier wohnte, ſeine Bekanntſchaft ſchon im Zuchthauſe gemacht, hatten doch Beide erſt geſtern ſo viel Pint guten Macon vieux zuſammen in einer Spelunke am Palais-royal getrunken, bis ſie die Verſicherungen ewiger Freundſchaft mit ihren ſchweren Zungen nicht mehr ausſprechen konnten. Hier beim alten Matthieu Levaſſeur, bei Mutter

Levaſſeur, bei Pierre, Fanchon, Liſette, Thereſe Levaſſeur hoffte er, um einen Rückfall in die Unarten, die ihm ſchon zwei Jahre Zuchthaus gekoſtet hatten, nicht ſo übel aufgenommen zu werden wie z. B. von einem der Herren Profeſſoren, die da drüben in der Sorbonne eben den Curſus über Moral laſen.

Vorſichtig wie ein Marder und behend wie eine Katze ſchlich der junge Menſch ſeinem Ziele entgegen.

Einige Sprünge und er war an dem Staatsfenſter der drei, die zur Wohnung der ihm befreundeten Familie gehörten. Eine Dachrinne ſchützte den Tollkühnen vor dem Ausrutſchen und Hinunterſtürzen auf das ſechs Stock tieferliegende Straßenpflaſter. Wohlgemuth ſchwang er ſich um den Hals des vorſpringenden Dachfenſters, ſtemmte die Beine in eine Dachziegellücke und wandte ſich mit behutſamer Schwenkung ſo weit ſeitwärts, um ſich überzeugen zu können, ob bei ſeinen Freunden Jemand mehr zu Hauſe wäre als die jüngſten Bewohner, die kleine Madelon oder der dicke Paul, von denen die Erſtere, in ihrer Wiege oft ſich ſelbſt überlaſſen, dann wohl ſtundenlang zu ſchreien pflegte, während der einjährige Paul das Seinige that, ihr zu ſecundiren.

Das Rutſchen des Flüchtlings hätte man in den Stuben hören müſſen und in der gewiß, zu der das Staatsfenſter gehörte.

Sogar ein Blumenſtock fiel von des Flüchtlings nach

Anhalt ſuchendem Fuß vom Geſimſe des Staatsfenſters in die Straße hinunter und konnte möglicherweiſe irgend Jemand auf der Straße La Grenelle St.-Honoré ein Loch in den Kopf ſchlagen.

Um ſo auffallender war die betrachtende, völlig ungeſtörte Ruhe, in die der Flüchtling einen hinter den zurückgezogenen weißen Vorhängen arbeitenden Schreiber verſunken ſah.

Es iſt Thereſens Liebhaber, flüſterte er vor ſich hin und bald auch hörte er die kleine Madelon heftig ſchreien, trotzdem, daß ſie nicht eingeſchloſſen war. Von „Thereſens Liebhaber“ ſah man nichts als den Rücken, der krumm gebeugt über ſein Papier ſich lehnte, nichts als die Fahne der Feder, die etwas bedächtig in ſeiner Hand auf- und niederging.

Daß der Narr nicht gut ſehen kann, weiß ich, ſagte der junge Menſch zu ſich ſelbſt, aber es ſcheint, auch am Gehör fehlt ihm etwas, wie an ſeinem Verſtand ohnehin.

Er überlegte, ob er ans Fenſter klopfen und Einlaß begehren ſollte.

Der Schreiber hatte offenbar nichts um ſich her vernommen als das Kritzeln ſeiner Feder. Er arbeitete ruhig weiter. Madelon ſchrie, auch Paul wurde hörbar und ein Hund bellte. Der Hund ſchien ſchon die Witterung des Flüchtlings zu haben.

Nichts von alledem ſtörte den Schreiber, der Das,

was er niederſchrieb, nicht einmal ſelbſt zu erfinden, ſondern nur abzuſchreiben ſchien.

Wäre der Blumenſtock nicht in die Straße hinuntergefallen, ſo hätte der Flüchtling wohl noch eine Weile in ſeiner Lage ausgeharrt, trotzdem daß es zu regnen anfing.

Die Combination aber, daß durch jenen Fall ſeine Fährte könnte entdeckt werden, beſtimmte ihn mit der Ueberraſchung, die er der Familie Levaſſeur zugedacht, nicht länger zu zögern, ſondern ohne weiteres an die Fenſterſcheiben anzuklopfen und höflichſt um Einlaß zu bitten. Gedacht, gethan. Kräftig pochte er an die Scheiben des Fenſters und ſah den Schreiber natürlich im heftigſten Schreck aufſpringen. Dieſer in ſeinem grauen Camiſol, das ihm faſt bis an die Kniee reichte, in Hauspantoffeln, eine Brille auf der Naſe, mit unordentlich durcheinandergehendem, von aller Zopf- oder Pudermode abweichendem blonden Haar ſtand hinter den Scheiben ſehr verdutzt. Er ſchien aus den Wolken gefallen über einen Beſuch, der ſich vom Dache ankündigte.

Herr Jean Jacques, ſagte der Flüchtling, vergeben Sie die Störung! Ich wollte nur fragen, iſt Pierre zu Hauſe?

Das Fenſter wurde geöffnet.

Herr Jean Jacques drückte ſein Befremden aus, wie man ſeinen Schwager Pierre ſo vom Dache aus durchs Fenſter beſuchen könne.

Ich hatte einen Krawall mit der Polizei, ſagte der Flüchtling, eine kleine Bataille auf der „Inſel“ — er meinte die innere Stadt — bei der einäugigen alten Martonnière, die für ein paar zerſchlagene Weingläſer mehr Sous haben wollte, als ich gerade in der Taſche hatte. Sie wiſſen doch, Herr Jean Jacques, daß ich ein guter Freund —

Aber iſt's denn möglich! rief ſchon eine helle weibliche Stimme dazwiſchen, Michel Labrouſſe! Biſt du des Teufels?

Michel Labrouſſe? widerhallte es jetzt ſchon von mehreren Stimmen, die aus dem Inneren der Wohnung drangen, und ſchon war Michel Labrouſſe im Begriff, ſich mit einem Satz ins Zimmer zu ſchwingen, als ſich mit Blitzesſchnelle auch ſchon wieder dieſe Scene veränderte.

Ein junger Menſch brach in die Thür des Zimmers, rief in bleichem Schrecken aus: Die Polizei! und im Nu ging die aufgeregte Phyſiognomie der vier bis fünf zurechnungsfähigen Weſen, die hier ſo plötzlich beiſammen ſtanden, in einen wieder dieſer Mittheilung angemeſſenen Ausdruck über.

Zwei weibliche Weſen, ein junges und ein altes, voll Erſtaunen, ein junger Menſch voll Furcht, der Schreiber wie einer andern Welt angehörend, der Flüchtling mit dem Ausrufe: Reinen Mund! zurück aufs Dach. Die Säbel der Gendarmen klapperten ſchon die Treppe herauf. Kräf-

tige Stimmen ließen ſich drohend genug vernehmen. Es ging raſch; aber doch nicht raſch genug um ſich nicht noch gegen die Gefahr waffnen zu können, wenigſtens mit einer Lüge.

Die Häſcher mit ihren Schleppſäbeln und dreieckigen Hüten waren eingetreten.

Es hieß, man verfolge einen Flüchtling, der an der Seine am hellen Tage eine Uhr hätte ſtehlen wollen; über die Dächer entflohen, wäre der Dieb unzweifelhaft die Veranlaſſung geweſen zum Niederſturze eines Blumenſtocks aus dieſem Hauſe; ob man nichts hier auf dem Dache beobachtet hätte?

Ein ſtarres Schweigen und gleichgültiges Kopfſchütteln war die Antwort.

Der Blumenſtock iſt aber der Ihrige, hieß es, die Leute im Hauſe bezeugen es.

Man blickte hin zum Fenſter.

Ja, iſt's möglich, ſagte die Jüngere der Frauen, eine ſtattliche Geſtalt mit feurigen Augen unter dem rothgelben Kopftuche und die Arme in die hochgewölbten Hüften ſtemmend, ja, ach, du lieber Himmel, es iſt unſer ſchöner Goldlack; aber, meine Herren, Sie ſehen ja, es regnet! Das Wetter hat uns ſchon oft einen unſerer Blumentöpfe ſo mitgenommen. Fanchon! Liſette! Wie oft hab' ich euch nicht ſchon geſagt, daß die Töpfe angebunden werden ſollen! . . .

Und damit ließen ſich noch einige jüngere Bewohnerinnen der Dachſtube erblicken. Und die ältere der Frauen, die Mutter der Schweſtern, fing gar erſt recht zu klagen an um den ſchönen, von ihr aufgezogenen Goldlack, deſſen Scherben einer der Sergeanten noch in der Hand hielt.

Man öffnete das Fenſter, rückte die Schreibereien des Herrn Jean Jacques beiſeite, und lehnte ſich hinaus.

Der Regen ſtrömte heftig.

Es war jedenfalls läſtig, eine trockene Naſe in dieſem Augenblicke ſo lange ins Freie zu ſtecken.

Das Fenſter wurde geſchloſſen und da die Hartnäckigkeit der Ableugnung, man hätte auch nur irgend etwas Verdächtiges auf dem Dache bemerkt, dieſelbe blieb, ja ſich den Kindern gegenüber, die man in die Kammer brachte, ſteigerte, ſo waren die Häſcher ſchon im Begriff, ſich unverrichteter Sache zu entfernen. Die Erkundigung jedoch, die ſie ſchon im Hinaufſteigen in dieſen fünften Stock über die Bewohner deſſelben eingezogen hatten, ſchien ihnen wenigſtens der Mühe werth zu ſein, noch einige Fragen an dieſe, ſie ſelbſt betreffend, zu richten und ſo wurde denn ihren geöffneten Brieftaſchen noch mit Bleiſtift über die Bewohner von Nr. 14 Rue de Grenelle St.-Honoré fünften Stock, folgendes kurze Protokoll übergeben.

Der Schreiber.

Wer iſt der Miether dieſer Wohnung? fragte der erſte der drei Sergeanten.

Hier, Herr, hier, der alte Mann da! hieß es.

Wie heißen Sie?

Es iſt Jean Baptiſte Levaſſeur, ehemaliger Weinbauer in Grenoble, Vater hier ſeiner Tochter Thereſe.

Wer ſind Sie?

Die Mutter hier meiner Tochter Thereſe.

Wer iſt der junge Menſch da?

Herr, das iſt Pierre Levaſſeur, der Bruder ſeiner Schweſter Thereſe und das iſt Fanchon, auch meine Tochter, wie die Schwarze da, die Thereſe, die Fanchon's Schweſter iſt.

Wem gehören die kleinen Kinder da drinnen?

Das ſind meine Enkel, Herr, die Kinder meiner Tochter Thereſe!

Ja, Herr, das ſind meine Kinder! Ich bin ihre Mutter und heiße Thereſe Levaſſeur, wie Sie ſchon gehört haben werden, mein Herr!

Wer iſt der Vater?

Alles ſchwieg.

Es war eine Pauſe —, die einem jener dunkeln Capitel der Weltgeſchichte gleich kam, über welche die Philoſophie und Kritik Folianten geſchrieben haben. Die ganze ſociale Verfaſſung Europa's antwortete. Dies Schweigen war ſchmerzlich beredſam.

Wovon nähren Sie ſich?

Ich nähe, Herr —

Und ich habe einen Handel mit alten Lappen und Kleidern — Herr —

Und der junge Menſch? Sie da, Herr Pierre?

Ich war in Sèvres — Ich bin ein Töpfer — Herr —

Warum arbeiten Sie nicht?

Es iſt Krieg, Herr! In Sèvres gehen die Geſchäfte nicht.

Wer ernährt Sie Alle? Wovon leben Sie? Wer bezahlt die Miethe?

Ich, Herr! ſagte jetzt der Schreiber Jean Jacques, mit Schüchternheit hervortretend.

Sie ſind der Vater dieſer Kinder?

Ich bin es, ich bin der Vater! war die Antwort, die aus dem Munde eines Fürſten zu kommen ſchien, aber aus dem Geiſte eines Bedienten.

Denn der Vortrag war ebenſo befangen wie die Ausſprache fein und gewählt.

Sie ſind nicht kirchlich eingeſegnet —?

Herr Jean Jacques, wie man ſah, die Verlegenheit ſelbſt, ſchwieg wieder und hatte auch nicht zu reden nöthig, denn Thereſe Levaſſeur ergriff ſogleich für ihn das Wort und ſprach mit der ihr eigenen nachdrücklichen Geläufigkeit:

Nein, mein Herr, das ſind wir freilich nicht; allein das hindert gar nicht, daß wir uns lieben!

Die Commiſſare der Polizei fanden ſolche Verhältniſſe ſo häufig vor, daß ihnen dieſe Verſicherung, die von dem jungen Weſen mit mehr Keckheit als Treuherzigkeit gegeben wurde, kein Lächeln abgewann. Auch der Mutter ſchnitten ſie ihre Auseinanderſetzungen ab, die darauf hinausliefen, daß ſie ſämmtlich ihrer Tochter hierher gefolgt wären, als dieſe beim Serviren in einer Garküche, wo Herr Jean Jacques ſich in die Koſt gegeben hätte, das Intereſſe des Letztern erregt, ſein Herz, ſeine Liebe gewonnen hätte, zu ihm gezogen wäre als die Führerin eines kleinen Hausſtandes, der arm aber reinlich, ſauber aber koſtſpielig u. ſ. w. u. ſ. w. wäre.

Die Commiſſare wünſchten von den geſchwätzigen Leuten jetzt nur noch einige Details über dieſen Herrn Jean Jacques ſelbſt zu wiſſen.

Sie heißen? fragten ſie.

Jean Jacques Rouſſeau.

Sind von Paris —?

Nein, mein Herr, ich bin von Genf. Ich bin ein Schweizer.

Was führt Sie hierher?

Ich war Secretär der königlichen Geſandtſchaft in Venedig.

Und beſchäftigen ſich jetzt —?

Mit Notenſchreiben.

Sehen Sie da! fügte ſchon wieder das lebhafte Temperament aller Familienmitglieder und das ſichere Gefühl, Michel Labrouſſe ſäße zwar phyſiſch ſehr bedenklich im Regen, moraliſch aber im Trocknen, in ſchnatterndem Durcheinander hinzu: Sehen Sie da! Das ſind hier die Noten, welche die höchſten Herrſchaften von ihm abſchreiben laſſen. So ſchreibt Niemand in Paris und Noten nun ſchon gar nicht. Und eine ſolche Handſchrift hat in ganz Frankreich kein Kupferſtecher. Und dieſer Herr Jean Jacques iſt ein Schweizer, aber darum doch ein ſo guter Franzoſe und ein ſo guter Chriſt wie hier jeder Andere und verſteht mehr Sprachen der Welt, als worin manche Leute ihn examiniren möchten.

Dieſe letztere Bemerkung kam von Thereſen ſelbſt, die ſich ſchon wieder fühlte und mit ihren hölzernen Hackenſchuhen eine Muſik zu treten anfing, die das Tempo der ſich ſteigernden Ungeduld annahm und in der That die Commiſſare einſchüchterte.

Sie gingen, begleitet von einer erſt befliſſenen und im Gefühl der Sicherheit höhnend ſtark aufgetragenen Höflichkeit, dann von ſchallendem Gelächter, von Spott und

dem nun wieder in ganzer Macht und Stärke rückkehrenden Erſtaunen da draußen über Michel Labrouſſe auf dem Dache.

Sein Wagſtück war ſo kühn geweſen, daß es die Veranlaſſung einer polizeilichen Jagd auf ihn faſt vergeſſen ließ.

Man öffnete behutſam wieder das Fenſter, ſpähte überall umher. Der Regen hatte aufgehört, aber Michel war, wie man ſagte, „leider“ nicht mehr zu finden.

Wenn er ſich nur nicht den Hals gebrochen hat, ſagte Pierre, der Porzellantöpfer von Sèvres, ſein Freund.

Ach was, rief Thereſe, der klettert jetzt aufs Luxembourg hinüber und macht da der Herzogin durch einen Schornſtein die Morgenviſite! Ha, ha! Schade, daß er ein Sattler, kein Friſeur iſt. Jetzt könnt' er ihr durchs Kaminloch zurufen: Frau Herzogin von Luxembourg! Soll ich Ihnen die Papilloten brennen? Ha, ha! Hier iſt die Kneipzange dazu!

Alles lachte durcheinander, die jüngern Schweſtern jubelten, Thereſe trällerte.

Die Mutter rannte in die Küche, um die Suppe zu beaufſichtigen, die vielleicht inzwiſchen angebrannt war, der Alte wurde auf die Straße geſchickt, Holzkohlen zu kaufen, Zwiebeln vom Gemüſehändler, Wurſt vom Fleiſchſelcher, Milch für die Kinder aus irgend einem Keller.

Nur Jean Jacques legte die Brille ab, die er, da er ſehr kurzſichtig war, beim Arbeiten trug.

Gerade an dieſe Herzogin von Luxembourg hatte er die Noten zu bringen, die da eben auf ſeinem Schreibpulte lagen.

Und auch er lachte und ſagte:

Der Spitzbube kann ja zu den Papilloten meine Noten nehmen, welche die Herzogin doch ins Kamin wirft, weil ſie nach meinem Syſtem geſchrieben ſind, das ſie auslachen wird und das ſie wohl nur deshalb vom Muſikmeiſter beſtellen ließ!

Dieſe Bemerkung veranlaßte keine andere Entgegnung als die: Nein, nein, der Michel iſt ein Sattler! Und die Familie blieb nur bei ſeinem Muthe ſtehen, wie der Franzoſe einmal iſt, wenn er an ſich irgend etwas Außerordentliches zu bewundern hat, das ſeiner Nation im Allgemeinen und ihm im Beſondern zur Ehre gereicht.

Jean Jacques zog ſich an, bat Thereſen um etwas Geld und verſprach, zur Mittagszeit rechtzeitig einzutreffen, verſprach auch, kein Kaffeehaus zu beſuchen, weil er in ſolchen Fällen ſchon nicht ſelten ihr Mahl verſchmäht hatte.

Wie er ſich ſeines Kamiſols entledigt, ſich gewaſchen, ſein Haar, das er auch auf der Straße im natürlichen Wuchſe trug, etwas geordnet, ſein beſtes Kleid angezogen, einen Mantel übergeworfen und ſich mit dem Regenſchirm verſehen hatte, ſtieg er mit den zuſammengerollten Noten die Treppen nieder.

Unterwegs begegnete ihm ein Bedienter, weißgepudert, in langem, bis zu den Füßen gehendem Mantel und ein ſchlankes Bambusrohr in der Hand mit goldenem Knopfe.

Er fragte nach Herrn Jean Jacques Rouſſeau.

Der bin ich!

Sie kennen Herrn Baron von Grimm?

Nein!

Herrn Diderot?

Seine Schriften, nicht ihn ſelbſt.

Die Marquiſe von Epinay wünſcht Sie wegen —

Der Bediente ſtockte und zeigte eine Karte.

Jean Jacques nahm ſie und las:

„Die Marquiſe von Epinay wünſcht die Notenſchrift kennen zu lernen, die Herr Jean Jacques erfunden hat und von welcher die Herzogin von Luxembourg zu den Herren Grimm und Diderot geſprochen, die bereits die Ehre haben, Herrn Jean Jacques zu kennen. Morgen um zwei Uhr.“

Noch war die düſtere Wolke, die auf des Notenſchreibers Stirn ſogleich bei Nennung der Namen Grimm und Diderot ſich gelegt hatte, nicht verzogen.

Er hatte des Eindrucks gedacht, wie er kürzlich, nach Hauſe kommend, von einem Beſuche vernommen, den der berühmte Schriftſteller Diderot in Begleitung eines Andern ihm gemacht hatte in ſeiner Abweſenheit.

Diderot, den plötzlich, wie man aus den Zeitungen

erſah, wegen ſeiner Schriften polizeiliche Verfolgung bedrohte, war nicht wieder gekommen. Der Schreiber konnte ſagen, zu ſeiner Freude, denn der Gedanke, daß Diderot ihn mit Thereſen, ihren Aeltern, ihren Brüdern hätte antreffen können, hatte ihn mit Schrecken erfüllt.

Nun wurde er ſogar zu einer Dame gerufen, die ohne Zweifel ſchon die Verhältniſſe kannte, in denen er lebte. Er hätte gern erwidert: Man ſchicke mir, was man abgeſchrieben wünſcht — doch drängte der Bediente zu einer beſtimmten Antwort. So ſagte er denn zu, daß er morgen um zwei Uhr zur Frau von Epinay kommen würde.

Er ließ den Bedienten vorangehen und trat auf die Straße, erfüllt von dem Gedanken, ob der bezeichnete Diderot ſein von ihm ſchon preisgegebenes Notenſyſtem wohl billigen könnte.

Die Vorfälle mit dem Beſuch eines Diebes und mit dem Examen der Polizei vergaß er ſchon; Scenen ſolcher Verwilderung war er in der Lage, in die er ſich einmal ſeit Jahren begeben hatte, gewohnt. Sie ſtörten mehr ſein Behagen, als ſie ſein ſittliches Gefühl aufregten.

Frau von Epinay.

Es lebte zu jener Zeit in Paris ein Deutſcher, Namens Grimm.

Er war in Regensburg geboren, hatte eine gute Erziehung genoſſen, wurde Lehrer eines deutſchen Grafen und kam mit dieſem nach Paris. Hier verſtand er, durch eine ſeltene Kenntniß der franzöſiſchen Sprache, mancherlei Talente und ein gefälliges Benehmen, beſonders aber durch ſeine muſikaliſchen Fertigkeiten ſich eine hervorragende Stellung zu verſchaffen. Mit den berühmteſten Schriftſtellern jener Zeit trat er in Verbindung und vorzugsweiſe war es Diderot, der ihm ein inniger Freund wurde. Durch Diderot wurde Grimm in das reiche Haus der Frau von Epinay eingeführt.

Dieſe Dame gehörte zu den Frauen, die damals die ſchöne Welt der Künſtler, Gelehrten und Dichter um ſich verſammelten.

Es war die Mode der „Blauſtrümpfe“ aus England nach Frankreich gekommen und bald eröffneten ſich die ſogenannten Bureaux d'esprit, jene geſelligen Cirkel, die unter dem Schutze irgend einer mächtigen und lebhaft fühlenden weiblichen Perſönlichkeit in der Gelehrtenrepu-

blik den Ton angaben. Nicht ſelten befehdete einer dieſer Cirkel den andern, eine Dame beneidete der andern die Eroberungen, die ſie unter den berühmten Namen des Tags gemacht hatte. Man geizte nach Auszeichnungen durch die Literatur. Man nahm Widmungen an, unterſtützte die Talente und verlor ſich, wie die Flamme des Geiſtes doch immer auch ein verzehrbares Material erfordert, mit Dieſem oder Jenem der genannten Größen des Tags auch wohl in manche Verirrungen des Herzens, die jedoch von dem leichten Geiſte der damaligen Sitten überſehen und ganz in der Ordnung gefunden wurden.

Herr von Epinay war ein reicher Finanzmann, der die vollkommenſte Achtung der Welt verdiente. Seine Gemahlin theilte dieſe Achtung, ließ ſich aber in der feſten Stellung, die ſie für ſich allein der Welt gegenüber einnahm, ebenſo wenig hindern als in der ziemlich vertraulichen Gunſt, die ſie Grimm, dem gewandten muſikkundigen Fremdling, widmete, der ſich natürlich Baron nannte. Baron von Grimm galt für den Günſtling der Frau von Epinay. Er muſicirte mit ihr, er vermittelte ihre Beziehungen zur gelehrten Welt, und während die Damen Gauſſin, Houdetot, Bezenval, Tencin, Popelinière u. A. in ihren Cirkeln jede einige Namen der damaligen, der Revolution vorarbeitenden Geiſtesrepublik für ſich protegirte, verſammelten ſich bei Frau von Epinay alle die Namen, die ſpäterhin die berühmte, für die Neuzeit ſo Epoche machende „Encyklopädie“ herausgegeben haben.

Im vertraulichen Kreiſe unter Diderot, Marmontel, St.-Lambert, Duclos, Condillac und andern ſozuſagen belletriſtiſchen Philoſophen hatte Grimm von den muſikaliſchen Streitigkeiten des Tags, an denen er ſelbſt als leidenſchaftlicher Vertreter der Muſik ſeines deutſchen Landsmanns Gluck betheiligt war, Veranlaſſung genommen, von einer neuen Notenſchrift zu ſprechen, die ein wunderlicher, aber origineller Kauz ſchon vor einigen Jahren der Akademie vorgelegt hätte. Der berühmte Rameau hatte dies Syſtem, die Töne ſtatt mit Noten mit Zahlen vorzuſchreiben, nicht für neu erklärt und die von dem damals jungen Muſiker ſchon herausgegebene Broſchüre war in Vergeſſenheit gerathen. Inzwiſchen hatte die Herzogin von Luxembourg, die ſo leidenſchaftlich das Piano liebte, neuerdings einem Notenſchreiber, der vorläufig nur eine Partitur raſch für ſich ſelbſt notiren und dann ſpäter ausführlicher copiren ſollte, von dieſer Abkürzungsmethode der Notenſchrift berichten laſſen und auffallenderweiſe wäre jener Notenſchreiber der Erfinder derſelben ſelbſt geweſen. Man hatte ſich nun näher nach ihm erkundigt und den merkwürdigſten Lebenslauf eines Menſchen erfahren, der nach einem kurzen Auffluge zu einer gewiſſen, ſchon etwas verſprechenden Bedeutung plötzlich wieder in die armſeligſten Verhältniſſe zurückgefallen war und in der Rue Grenelle St.-Honoré wohnte. Grimm erzählte, was man ungefähr von Rouſſeau's

Lebenslauf erfahren konnte, wenn man ſich bei Muſikhändlern oder dem Perſonal des Herrn von Montaigne erkundigte, den Rouſſeau als Secretär begleitet hatte, als Herr von Montaigne franzöſiſcher Geſandter in Venedig war. Es iſt ein Genfer, hieß es, der Sohn eines Uhrmachers daſelbſt; er entfloh ſeinem Vater, bei dem auch er die Uhrmacherei gelernt hatte, kam nach Savoyen, wurde durch zwingende äußere Umſtände katholiſch, ging nach Turin, mußte daſelbſt Bedienter werden, hielt aber in keiner Poſition lange aus. In Chambery wurde er Muſiklehrer, wollte componiren, fiel mehrfach damit durch, kam nach Paris, wollte hier einen Anlauf zur Unſterblichkeit nehmen, ſchrieb über Muſik, componirte eine Oper, beſuchte die Akademiker, war aber, da ſeine Unreiſe ihn überall lächerlich machte, froh, eine Schreiberſtelle bei Herrn von Montaigne zu finden, der ihn mit nach Italien nahm. Aus Venedig zurückgekehrt, geräth er hier in ein Verhältniß mit einer ganz gewöhnlichen Griſette; dieſe zieht ihre Aeltern und Geſchwiſter nach ſich und ſo lebt denn jetzt dieſer Mann, ſchon hoch in den Dreißigen, in einer lärmenden und gemeinen Umgebung, ſchreibt Noten, beſitzt eine feine Einſicht in Das, was er ſchreibt, und kann endlich auch ſeiner zierlichen Handſchrift ſelbſt wegen allgemein empfohlen werden.

So lautete Grimm's Bericht.

Frau von Epinay hatte ganz die Frauennatur, die alles Seltſame und Unglückliche vorzugsweiſe liebt.

Sie wünſchte den muſikaliſchen Bedienten kennen zu lernen.

Daher die Einladung, die Diderot ſchon vor einigen Wochen auszurichten übernahm. Diderot übernahm ſie, da er der Rue Grenelle St.-Honoré am nächſten wohnte.

Diderot gerieth indeſſen in ernſte Unannehmlichkeiten wegen einer ſeiner neueſten Schriften. Rouſſeau wurde vergeſſen, bis Frau von Epinay ſelbſt auf ihn zurückkam und ihm die ſchnelle Abſchrift einer kleinen Oper übergeben wollte, die einer ihrer Freunde zum Geburtstage ihres Gemahls componirt hatte. Daher die ſchriftliche Einladung.

Jean Jacques machte ſich am folgenden Tage auf den Weg; er trug ſich wie immer; nur feinere Wäſche mußte ihm Thereſe diesmal den Umſtänden angemeſſen geben.

Um zwei Uhr ſtand er, mehr mißtrauiſch als erwartungsvoll, vor einem Palais in der Rue Taitbout, wo Frau von Epinay wohnte.

Leider traf ſich, daß Frau von Epinay verhindert war, Jean Jacques zu der Stunde, wo ſie ihn beſtellt hatte, anzunehmen. Die ſchöne Frau von Popelinière war leider gekommen, um ſie abzuholen zum Herzog von Grammont, wo gerade der berühmte Mechaniker Vaucanſon ſeine künſtliche Ente Eier legen ließ! Es war das Ereigniß des Tags, dieſe eierlegende, körnerfreſſende und ſogar ſie verdauende Ente Vaucanſon's! Man mußte es

für ein Glück halten, in einem Cirkel wie dem des Herzogs von Grammont dieſe Ente bewundern zu dürfen, und man verurtheile Frau von Epinay nicht ganz! Sie hoffte beim Herzog von Grammont dem Erzbiſchof von Paris zu begegnen. Herr von Beaumont, der Erzbiſchof, war die Hauptperſon, die den Spruch, der über ihren Freund Diderot bereits erfolgt war, vielleicht noch mildern und ihn dem Beichtvater und der Gnade des Königs empfehlen konnte.

Armer Jean Jacques! Das „Nebeneinander" unſerer Weltbeziehungen kennt nur Gott und ahnt allenfalls ein Dichter — — Die Dienerſchaft ſprach nicht von der Gefahr des muthigen Diderot, der einige Jahre auf der Feſtung von Vincennes ſein freies Denken büßen konnte, ſie ſprach nur von dem für die Maſſe noch größern Ereigniß des Tags, Vaucanſon's künſtlicher Ente. Du glaubteſt dich dieſer Ente geopfert und doch opferte dich Frau von Epinay nur einem Werke der Liebe, das vorläufig doch noch etwas höher ſtand als das Glück, dich kennen zu lernen!

Jean Jacques ſtieg nicht wenig verdrießlich die Stufen des glänzenden Hotels nieder, das Frau von Epinay bewohnte.

Für ihn war die Demüthigung ſo gut wie erwieſen.

Die Dame hatte ihn keineswegs vergeſſen. Sie hatte Befehl gegeben, daß der Portier ihn zum Haushofmeiſter

hinaufſchickte, und dieſer hatte eine große Arbeit für ihn in Bereitſchaft, die handſchriftliche Partitur einer Oper, die im Familienkreiſe einſtudirt werden ſollte zu Herrn von Epinay's Namenstage, einer Oper, die ein Dilettant verfaßt hatte. Er hatte Das, was er zu finden erwarten konnte, ja ſogar etwas Beſſeres, als er gefürchtet hatte. Er hatte gefürchtet, man wollte ſich über ihn, einen, ehe er nicht einmal emporgeſtiegen war, ſchon heruntergekommenen Schöngeiſt luſtig machen. Und doch war es ein Sonnenſtrahl geweſen ungewohnter, aufgegebener Träume, der ſo vor ihm hinzitterte und ſeltſam blitzte, als er am Hotel Epinay geklingelt und der Thorweg, der in den Hof führte, aufgegangen war — — Die Erwartung war Schmerz geworden, ein Zucken des verletzten Ehrgefühls, ein Krampf des Zorns und eine Auflöſung doch zuletzt nur wieder in Wehmuth. Einſam war ihm zu Muthe und mitten im Gewühl der Straßen fing er ſchon ſein gewohntes gedankenloſes Träumen wieder an.

Jean Jacques erwartete nicht mehr viel von der Welt.

Er war vom Leben ſchon ſo hin und her geworfen worden, hatte für jene Zeit ſo außerordentlich viel ſchon geſehen, kannte Italien und Deutſchland, hatte die reichſte Vergangenheit hinter ſich, eine Vergangenheit, die ſich in einen Roman des Herzens theilte und in die Geſchichte einer Selbſtbildung ohne alle äußere Anleitung, die nicht weniger ein Roman war.

Was umgab ihn jetzt?

Jetzt, wo er noch ein halbes Kind war und doch ſchon faſt vierzig Jahre zählte? Jetzt, wo es ihm oft war, als müßte ſein Leben erſt neu beginnen und wo doch ſchon ſein Haar zu ergrauen anfing? Was er erlebt hatte — an den reizenden Ufern des Genferſees, den ſchneebedeckten Felſenhäuptern von La-Meillerie gegenüber, im italieniſch-ſonnigen Thale von Chambery, in Turins prächtigen Straßen und Paläſten —, das konnte ihm ja keine Zukunft wiedergeben. Er hatte zu zärtlich geliebt und war zu zärtlich geliebt worden! Götterarme ſchon hatten ihn emporgehoben aus gemeinen Verhältniſſen, er hatte den Nektar der Poeſie, das Ambroſia der Wiſſenſchaften mit ſeinen Lippen gekoſtet; was war im Vergleich mit ſeiner wunderbaren überſeligen Vergangenheit bei ſeiner erſten Liebe, ſeinem „Mütterchen“ Frau von Warens, nun — ſeine Gegenwart? Schale Wirklichkeit, unwürdige Exiſtenz, die er ertrug, weil er ſich matt, unendlich müde fühlte, er, der ſelbſt in Venedig, ſelbſt unter ſchwirrenden Masken in toller bacchaniſcher Muſik der reizendſten Schönheit gegenüber, die vom verſchwiegenen Gondeldach an der Marmortreppe eines Palaſtes nur landen konnte — Zulietta hatte ſie geheißen —, nur an die Vergangenheit denken und ſtatt ſie zu umarmen — weinen mußte. Der Traum der Poeſie war ihm längſt verflogen, die Himmelsleiter, die ihn zu den Sternen führen ſollte, war ja zu

kurz geweſen, die letzten Sproſſen fehlten, er war wieder niedergeſtiegen, hatte die Leiter umgeſtürzt und trug jetzt — die Jacke eines Schreibers! Wäre Frau von Epinay geneigt geweſen, ihm ihre Livrée anzubieten, er hätte nicht die Kraft mehr gehabt, ſie auszuſchlagen; er wäre wieder ein Lakai geworden, was er ſchon vor achtzehn Jahren einſt in Turin war, in Turin, wo er ſeinen Glauben wechſeln mußte, um nicht zu verhungern. Jean Jacques, der nie eine Kirche beſuchte, der zuweilen tolle Anfälle bekam, wo er wie mit einem einzigen Ideenſprunge neben die Größten ſeiner Zeit, ſelbſt Voltaire, ſich ſtellen mochte, Jean Jacques, der zuweilen einen König ſuchte wie Friedrich in Sansſouci und ihm gegenüber hätte treten mögen mit dem Ausrufe: Sei du Alexander, ich will dein Ariſtoteles ſein! — er war nun ſchon ſo gewöhnt an dieſe ſogleich wieder eintretende Erſchlaffung und Muthloſigkeit, daß ihm der Zufall jede, auch die unſcheinbarſte Form hätte geben können, denn ſein Rückblick ging auf nichts als — Verfehltes. Verfehlt! Verfehlt! Schreckliches Wort auf der Höhe des Lebens, dieſes ewig nagende Erwägen Deſſen, was, ſo wie es war, ganz anders hätte kommen ſollen und können! Dies ewige: Vergebens! Vergebens! — das in Luft und Wolken, in Sternen- und Sonnenlicht, auf der Straße, bei jedem Gruße an Menſchen und von Menſchen ihn rührend anblickte!

Und doch war die Welt, die hinter ihm lag, nicht ge-

ring; er fühlte ihre Größe von irgend einem, ihm nur noch fehlenden Standpunkte aus, er ſah, daß dieſe Tauſende, die in Wägen, auf Roſſen und noch ſtolzern Füßen da an ihm vorüberſchwirrten, nichts, nichts von Dem beſaßen, was freilich auch ihm ſchon nur noch auf dem Kirchhof ſeiner Erinnerungen ſchlummerte.

Aber er war fertig und abgeſchloſſen. Er hatte keinen Wunſch, für die Welt nicht und für ſich ſelbſt nicht; er befand ſich in ſeiner Klauſe leidlich und den Lärm der Angehörigen Thereſens ausgenommen, ſchätzte er ſogar ihre Pflege, ihre Hingebung, ihre rohe Heiterkeit. Andere lebten da ſtatt ſeiner. Er war ihr Mittelpunkt, er ertrug ſie und ſie ertrugen ihn. Er glaubte krank zu ſein. Er hatte zwei Kinder, die bisweilen vergeſſen wurden und von ihm jedenfalls. Es mußte ja auch Hände geben, die dieſe Kinder ſpeiſten und tränkten. Das war ſeine Exiſtenz. Sie hatte jenen Werth, der unter Umſtänden den Menſchen wichtiger ſein muß als Leibnizens Lehre von den Monaden oder des Carteſius: „Ich denke, darum bin ich!“

So glich Rouſſeau's damaliger Zuſtand recht dem des zerſtoßenen Rohrs, von dem das Evangelium ſpricht.

Es war aber kein Apoſtelwunder, ſondern ganz einfach nur eine Taſſe Chocolade, die plötzlich Alles in ihm ändern ſollte.

Das Cafe des Arts.

Thereſe hatte Jean Jacques auch heute wieder verboten, in ein Kaffeehaus zu treten und ſich durch ein Frühſtück die beſſere Würdigung ihres Mittagsmahls zu verderben.

Dennoch lockte ihn das Kaffeehaus des Arts am Ende der Richelieuſtraße.

Die wenigen Zeitungen, die es in jener glücklichen Zeit erſt gab, ſah er durch die Fenſter ungeleſen.

Er fühlte das Bedürfniß, ſich zu zerſtreuen und zu erfriſchen.

Jean Jacques trat ein und forderte Chocolade, die er von Venedig her liebte.

Die Partitur des Dilettanten lag neben ihm, er ſtützte das Haupt auf und brachte den „Mercur“, die pariſer Hauptzeitung, an ſein kurzſichtiges Auge. . .

Wer ihn ſo leſen ſah, mußte Mühe haben, Jean Jacques unterzubringen. Es war kein Dorfſchulmeiſter, der da abwechſelnd las, abwechſelnd trank; kein Paſtor vom Lande, aber auch kein Advocat; kein Profeſſor, kein Abbé. Die Geſtalt war nicht groß, der Wuchs ſchmächtig, der Kopf nicht

unſchön, doch ohne einen beſonderen Ausdruck, nur die Augen hatten etwas Scharfes, Suchendes, dem Körper Voranleuchtendes, dabei eine gewiſſe Unſicherheit und Unruhe. Das Benehmen war ebenſo ſchüchtern wie wiederum reizbar. Wer eine Analyſe des Innern von dem Aeußern abzuleiten die Gabe beſeſſen hätte, würde, ihn ſo von fern beobachtend, gefunden haben, daß hier eine ganz vom Augenblick beherrſchte, willenloſe und nur zuweilen von Principien ausgehende, dann aber darin auch heftige Natur ſichtbar wurde. Entſchluß und Reue, Muth und Verzagen, Glaube und Mißtrauen, Bedürfniß nach Liebe und ſcheinbar wieder Kälte, Cynismus im Aeußern, ohne ſich darüber Rechenſchaft zu geben, ja ſogar ſich noch einbildend, der braune Rock, den er trug, wäre noch lange nicht ſo fadenſcheinig, wie er war, die Schnallen an den Schuhen wären geputzter, als ſie blinkten, das Halstuch wäre noch lange nicht ſo verbraucht und zerknittert, wie es in Wirklichkeit war, und das kurz geſchnittene natürliche Haar ſchien nicht einmal die Folge der Bequemlichkeit zu ſein, ſondern eine mit Bewußtſein und Princip behauptete Mode; kurz ein gelehrter Fabrikant, ein Seidenſpinner aus Lyon oder richtiger noch ein calviniſtiſcher Uhrmacher aus Genf (der vielleicht, wenn er betete, phantaſtiſche Viſionen wie ein Katholik hatte, während er mit einem Lutheraner wie der kälteſte Verſtandesmenſch über Buchſtaben ſtreiten konnte), dies war der Charakter, der

in Jean Jacques' Geſichtszügen und Haltung ausgeprägt lag.

Der „Mercur“ bot des Intereſſanten genug.

Krieg und gelehrte Streitigkeiten.

Jean Jacques las Alles mit Aufmerkſamkeit, Allem nachempfindend und doch darüber urtheilend wie über etwas ihm völlig Fremdes. Er hatte über Vielerlei Gedanken, aber ſeine Gedanken ſtammten ſozuſagen nicht aus Paris. Er ſtockte faſt bei jedem Satz, hätte überall ein Fragezeichen machen mögen; aber er hatte den Muth nicht, dieſen Fragezeichen eine geiſtige Form zu geben. Im Gegentheil, er hielt ſeine abweichende Anſicht für einen Mangel an Einſicht und jener nothwendigen Schule, die man eben habe müſſe, um in dieſem eingebildeten Paris mitreden zu dürfen. Das Theater beſuchte er nicht, nicht nur weil ihm die Mittel fehlten, ſondern auch deshalb, weil ihn jedes Stück reizte, ein ähnliches zu ſchreiben und er gegründete Urſache hatte, ſeinen Fähigkeiten in dieſem Punkte zu mißtrauen.

Schon hatte er die Taſſe geleert, ſchon bezahlt, ſchon wollte er ſich erheben, als ihn auf der letzten Seite des „Mercur“ eine Preisaufgabe reizte, welche die Akademie von Dijon aufſtellte.

Sie lautete:

„Ob das Wiederaufleben der Wiſſenſchaften und Künſte zur Veredlung der Sitten beigetragen hätte?“

Die Abhandlungen, die ſich um den von der Akademie ausgeſchriebenen Preis einer goldenen Medaille bewerben ſollten, mußten binnen ſechs Monaten mit einem Motto und dem verſiegelten Namen des Verfaſſers verſehen eingereicht werden,

Der Eindruck, den dieſe Frage auf Jean Jacques machte, war erſt gering, ſteigerte ſich aber bei längerm Ueberdenken und wurde zuletzt ſo gewaltig, daß er das Freie ſuchen mußte.

Er ſchlug den Weg über die Boulevards nach Vincennes ein, nach welcher Feſtung — er hatte auch das Gerücht geleſen, Diderot würde nächſtens auf ein Jahr hier zur Haft ſitzen müſſen wegen einiger kühnen Behauptungen in einer ſeiner letzten Schriften — eine einſame Allee führte.

Diderot in Vincennes, ein Denker im Gefängniſſe und die Frage der Akademie in Dijon: Was die Sittenreinheit den Wiſſenſchaften, der Menſch überhaupt der ſogenannten Bildung verdanke? Der Contraſt war auffallend genug.

Es war ein klarer, friſcher Herbſttag.

Das Laub der Lindenbäume lag am Wege und bedeckte hier und da eine Bank, die zur Ruhe einlud.

Jean Jacques blickte auf die halbentlaubten Bäume, auf die neu gepflügten Felder, auf die in grünen Wellen ſich hinziehenden Pflanzungen noch nicht geernteter Gemüſe und ſah doch nichts von alledem.

Sein Auge ſtarrte. Seine Gedanken waren in ſich ſelbſt verſunken. Seine Blicke ſuchten nach innen einen Halt gegen die drängende Gewalt der Ahnungen. Eine Offenbarung redete mit ihm. Sie kam aus weiter Ferne, tief unten her aus ſeinen begrabenen Erinnerungen. Was er einſt war, was er zu werden gehofft hatte und was er nun geworden, das ſtand in ſo heller Beleuchtung vor ſeiner Seele, daß er an den Bäumen oft ſich feſthalten mußte, um nicht unter dem Druck ſeiner Empfindungen zuſammenzubrechen.

Haben die Künſte und Wiſſenſchaften der Menſchheit genützt? Hatte ſein dreißigjähriges Streben ihm genützt?

In zwei Hälften ging ihm ſein Ich auseinander; die eine, ſah er, paßte nicht mehr zur andern, eine mußte ſiegen und beide vereint waren der Tod, die Unbedeutendheit, die Leere, das Nichts.

War auch er nicht ein Opfer der hergebrachten Begriffe über Kunſt und Wiſſenſchaft? Sprach aus den Weiſen und Schriftgelehrten ſeiner Zeit, zu denen ihn nichts mehr, ſeitdem ſie ihn früher verſtießen, zu ziehen vermochte, mehr als die Mode? Was ſind ſie denn, dieſe Namen des Tags, die dem Götzen des Publikums opfern? Was iſt denn noch wahr und rein in dieſer Welt der Lüge und des Haſſes? Iſt dieſe Civiliſation mehr als eine glänzende Verführung der Unſchuld und Natur? Kann es in einem Geiſte, der auf den Altären der Wiſſenſchaft und Kunſt allein opfern will, einen Augenblick der Ruhe,

des Glücks, der Zufriedenheit oder Wahrheit geben? Reißt nicht Entdeckung zu Entdeckung, Neubegierde zu Neubegierde, der kaum geſättigte Durſt zum ewig lechzenden Verlangen?

Wie anders dagegen erſchien dem Träumenden die begnügte Welt des Gemüths!

Er brauchte nur zurückzudenken an ſeine eigene Vergangenheit, wo ihm die Quelle der Wiſſenſchaft dicht an der wirklichen Quelle ſprudelte, die von der Felswand ſprang. Er brauchte nur der Schauer zu gedenken, die ihn im Anblick einer majeſtätiſchen Natur, der ſanften Entzückungen, die ihn ergriffen hatten, wenn er mit ſeiner Pflanzentrommel auf dem Rücken auf die Höhen ſtieg, die ſich von Vevey emporbachten zur Alpenregion. Er hatte die Muſik geliebt wie den einzigen reinen Accord, den im ewigen Widerſtreit ihrer Zwecke die Natur uns liebevoll doch nicht verſagen wollte, und nun, was war die einfache, mit Saiten beſpannte Muſchel Apollo's geworden in der Hand des Menſchen, der ſich Künſtler nennt! Die rauſchenden Harmonieen der Orcheſter ſchlugen an das Ohr entweihter Menſchen und Die, welche ſie ſchufen, waren niedrige Seelen, voll Eiferſucht und Rache. Wo er hinblickte ſah er, was an ſeinem Leben genagt hatte, den Fluch, der ſich an die Bildung heftet. Die Sehnſucht zur Wahrheit und zum Natürlichen hatte ſich bei ihm nicht einigen können mit den Anforderungen,

die das wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Leben an eine Lebenskunſt machte, die er nur kennen gelernt hatte, um ſie zu verachten. Wehmuth erfüllte ihn, wenn er gedachte, daß er dem Böſen nur entfernt geblieben war, weil er zu träge geworden, ihm nachzugehen. Er unterließ es, die Erbärmlichkeiten dieſes Lebens mitzumachen, nur weil ihm der Entſchluß und die Ausführung Mühe gekoſtet hätte. So verwirrte das Wenige, was ihm das Studium gegeben, ſchon ſeine ſittliche Kraft. Der Ehrgeiz war ihm nur erſtickt durch Trägheit.

In einem Briefe an Malesherbes ſagte zwölf Jahre ſpäter Jean Jacques, daß ihm auf jener Wanderung durch die Allee von Vincennes ſeine Bruſt mit Thränen benetzt geweſen war, von denen er nicht bemerkt gehabt hätte, daß er ſie weinte.

Er weinte ſie vor Schmerz und vor Wonne. Das Grau des Himmels, das ihm jahrelang den Muth des Lebens genommen, verklärte ſich zum lichten Blau. Er ſah Engel aus den Wolken zu ihm ſich neigen, hörte ihre Sprache, ihren Troſt, ihre Ermuthigung. Kehre den Weg, den du bisher wandelteſt, um und gehe nach der entgegengeſetzten Richtung! Das ſprachen die Stimmen mit einer Beredtſamkeit, die ihn rührte, weil ſie ihn noch begrüßten wie das Kind, das einſt von einer wunderbaren Welt und Zukunft geträumt hatte und von dieſem Traume angezogen das dumpfe Genf verließ und zu den ſüdlichen

Bergen ſich ſchlich, wo die Feige am Wege blüht und der Oelbaum die grünen Gelände der Berge mit ſanftern Tinten übermalt. Feſt ſtand ihm bald wie ein Evangelium, daß die Welt nicht glücklicher wäre durch Das, was ſie weiß. Die Wiſſenſchaften haben den Verſtand bereichert und ließen das Herz verarmen, die Künſte verfeinerten die Sitten nur durch eine geſchickte Handhabung der Lüge, durch den Luxus wurden die Völker entartet und die Staaten um ihre Größe und Freiheit gebracht; die Statuen vernichteten den Glauben an die Begriffe, die ſie darſtellten; die Tempel wurden nicht die Wiege der Religion, ſondern ihr letztes Aſyl, und bald ragte der Palaſt des Reichen über den Tempel der Gottheit empor; die Gothen hatten Recht, die Bibliotheken Griechenlands nicht zu zerſtören, denn dieſen verdankten ſie, daß die unterjochten Völker nimmermehr die Kraft erhielten, ſich wieder aufzuraffen und durch männliche Tapferkeit das Joch der Fremden abzuſchütteln; die Flüchtlinge des vor lauter Bildung und nichts als Bildung zugrunde gegangenen byzantiniſchen Reichs waren die Sendboten jener ſogenannten Wiederherſtellung der Künſte und Wiſſenſchaften in jenem Europa geweſen, das damals noch die ſchlechte Sitte nur als Ausnahme von der Regel brandmarkte und nur zubald jetzt an Quellen ſich berauſchte, die die Geiſter tollkühn, die Gemüther gottlos, die Herzen kalt und unbarmherzig machten. Wie Nero einſt ſich in Blut badete

und in der That ein Recht hatte, bei ſeinem Tode auszurufen: „Es geht ein Künſtler an mir zugrunde!“ ſo iſt die Bildung niemals und ſeit dem 16. Jahrhundert am wenigſten eine Bürgſchaft der Sitte und der Tugend geweſen — —

So wenigſtens geſtalteten ſich die Antworten, die Jean Jacques auf die Frage von Dijon geben wollte.

Als er an den Heimweg dachte und nun die ungeheure Einſamkeit, die ihn umfing, mit dem Gewühl der Stadt verglich, mußte ihm bange werden, Sätze zu behaupten, die ſo in grellſtem Widerſpruch zu Allem ſtanden, was auf dem Antlitz jedes nur einigermaßen gut gekleideten Menſchen ſtand. Jeder von ihnen würde die Frage von Dijon in dem Sinne beantwortet haben, wie ſie vielleicht, wenn auch ungeſchickt, geſtellt war. Jeder von ihnen würde auf die goldenen Inſchriften verwieſen haben, die an den öffentlichen Gebäuden prangten, auf Kirche, Univerſität, Schule, Verwaltung. Jean Jacques behielt ſeinen Geſichtspunkt und vertheidigte ihn gegen die furchtbare Gewalt gegebener Thatſächlichkeit, die in einem ſolchen Chaos wie Paris liegen mußte. Robe des Prieſters, Uniform des Soldaten, Barett des Richters, nichts konnte ihn in dem Enthuſiasmus für die gewonnene Ueberzeugung, daß dem Zeitalter die Unſchuld fehle, irre machen.

Er ging an dem Hôtel der Frau von Epinay vorüber.

Mitleid erfüllte jetzt ſeine Seele, nicht mehr Haß oder Furcht. In wenig Stunden war er ein Rieſe an Kraft und Selbſtvertrauen geworden.

Hatte er nicht eine Beſtätigung dieſer neuen Weltauffaſſung, die er gewonnen, an den Widerſprüchen, in welche die Zeit, in der er lebte, mit ſich ſelbſt gerieth? Standen nicht die Menſchen an allen Ecken in Gruppen zuſammen? War nicht das allgemeine Geſpräch, das ſie ſich entgegenflüſterten, die ſchon erfolgte Verhaftung Diderot's und ſeine Abführung nach demſelben Gefängniſſe von Vincennes, wo Jean Jacques eben über das größere Glück der Menſchheit geträumt hatte?

Diderot's „Philoſophiſche Gedanken“ wurden nur vom Scharfrichter verbrannt. Seine „Briefe über Blinde zum Frommen der Sehenden“ führten ihn ſelbſt auf ein Jahr ins Gefängniß.

Jean Jacques nahm nicht Partei für Diderot und nicht gegen ihn. Er hatte Mitleid mit Allen und Haß oder Liebe für Alle.

Die Partitur irgend eines dilettantiſchen Stümpers unterm Arm betrat er ſeine Wohnung, hörte nicht die Vorwürfe, mit denen er ſeiner Verſpätung wegen empfangen wurde, ſah nicht den Wirrwarr der Familie, in der er lebte; nur die Fenſterniſche ſuchte er, wo er gewohnt war zu arbeiten. Er hatte nicht Ruhe mehr; die Gedanken, die in ihm auf- und abwogten, mußte er

feſthalten und niederſchreiben. Die nächſte Außenwelt gewann ihm keine Theilnahme mehr ab und nur mit einer Art dumpfen Gleichmuths nahm er die Mittheilung Thereſens entgegen, daß ſich in kurzer Zeit die Zahl ihrer Kinder wieder vermehren würde.

Bei ſolchen denkenden und überwiegend ſenſuellen Menſchen iſt es mit Dem, was auf ſie Eindruck machen ſoll, ganz wie mit der Sonne und dem Thierkreis.

Die Sonne iſt immer da, immer wärmend und erleuchtend, aber in ihrer Erdenwirkung hängt ſie von dem Zeichen ab, in das ſie tritt.

Das herzlichſte und ſanfteſte Gemüth iſt elf mal kalt, wenn es glüht im zwölften Zeichen. Ein Gedanke, der es ausſchließlich beherrſcht, erfüllt es ſo, daß für die Proben, wo es ſich auch ſonſt zu bewähren hätte und in einem vom Verſtande geregelten Herzen ſich auch bewähren würde, immer erſt die gute Stunde kommen muß.

Der Preisbewerber.

Schon in einigen Wochen war die Abhandlung, die Jean Jacques niederſchrieb, in ſauberer Copie beendigt und wurde nach Dijon abgeſchickt.

Das Motto lautete: „Decipimur specie recti“: Der Schein der Wahrheit täuſcht uns; wir ſtehen unter dem Einfluſſe der Illuſionen, wir glauben das Rechte getroffen zu haben und irren, irren im beſten Glauben an das Gute — ein troſtloſes Bekenntniß, daß die Geſchichte als Grabſchrift auf Rouſſeau's ganzes Leben zu ſchreiben hat.

Verlieren im Laufe der Zeiten ſchon wiſſenſchaftliche Entdeckungen, die anfangs Epoche machten, von ihrer blendenden Macht, treten ſie gegen die Menge inzwiſchen gewonnener neuer Ergebniſſe der Forſchung weit zurück, ſo verblaßt noch viel mehr die Begeiſterung, die Ueberzeugung und das Colorit der Empfindung.

Nur dunkel nachfühlend und mit kälterm Blute prüfend, ſtehen wir jetzt an den Märtyrerſtätten und Scheiterhaufen der alten Zeit, ſtaunen über die Rüſtungen zu den Kreuzzügen, bemitleiden wohl gar den einſeitigen Fanatismus ſpäterer Sekten und Spaltungen.

Auch die Gedanken, die Rouſſeau damals erfaßten, ſind uns jetzt abgeblaßt und unglaublich faſt ſcheint uns die Menge von Trugſchlüſſen, in denen ſich ſeine aufgeregte Seele damals gefiel.

Zu ſtreiten, ob im 16. Jahrhundert die Wiſſenſchaftserweckung beſſer unterblieben wäre, wie fruchtlos erſcheint uns das jetzt! Zu preiſen den Zuſtand der glücklichen Volksidylle, die es niemals gab, nicht einmal in Arkadien, wie thöricht! Zu glauben, daß ſanfte Gefühle als eine ewige, durch Beiſpiel und Erziehung fortpflanzbare Tradition je in die Menſchenbruſt gezogen wären ohne die Unterſtützung durch Das, was wir eben Kunſt und Wiſſenſchaft nennen, welch ein Wahn!

Dennoch bricht der Weltgeiſt die Ideen, deren er zu den Entwickelungen der Geſchichte bedarf, nicht vom „Baume der Menſchheit“ als reife Früchte, ſondern nur als Blüten. Es ſind nur Keime künftiger Früchte, deren er bedarf; ſie müſſen Farbe, Duft, berauſchende Wirkung auf die Gemüther der Zeit haben.

Rouſſeau's Träumereien würden niemals die Umgeſtaltung des Geiſtes der Zeiten gefördert haben, wenn ſie in Geſtalt wiſſenſchaftlicher Unterſuchungen aufgetreten wären; er gab ihnen ſpäter dieſe Form, er unterſtützte ſeine Behauptungen durch Citate ſolcher Thatſachen, die für ihn paßten, während er die nichtpaſſenden wegließ; aber zu allen Zeiten war er ein Phantaſt, ein

Sophiſt wider Willen, er ſuchte Gedanken für eine Stimmung und was ihm die Philoſophie verſagte, gewährte ihm dann die Poeſie, und wo die Poeſie ſich zu ſchwach fühlte, mußte die Philoſophie eintreten und die Ausführung des Geahnten vollenden. Die Verwirrung, die dreißig Jahre in Rouſſeau's Kopfe und Herzen geherrſcht hatte, bekam durch ſein Talent und ſeinen Genius einen Ausdruck, der ſie wie eine Klarheit erſcheinen ließ.

Von einem rechten Mittelpunkte aus wollte Archimedes die Welt in andere Bewegung bringen.

Für Rouſſeau war dieſer Mittelpunkt nun gefunden.

Er haßte die Welt, wie ſie iſt, er nannte ſie eine Verabredung der Lüge. Ihr gegenüber baute er die neue Welt auf, die in der That bei aller Unmöglichkeit doch noch jetzt das abſtracte Ideal der Denkerbruſt geblieben iſt. Lehre man von der Nothwendigkeit des Beſtehenden, was man will, Atlantisinſeln der Dinge, wie ſie ſein ſollten, ſchwimmen doch immer in unſerer Ahnung.

Aenderten ſich ihm durch ein Leugnen ihrer Nothwendigkeit die ſeit Jahrtauſenden feſtſtehenden Vorausſetzungen der beſtehenden Kirche und des Staats, ſo mußte ſich ihm auch das Haus ändern und die Familie.

Dumpf hinbrütend, mit jenem Leichtſinn träger Träumerei, den die Sorge um ein mögliches Bruſtleiden noch mehrte, hatte der Ernährer der im Frühern geſchilderten Familie ſich wenig darüber Rechenſchaft abgelegt, welches die geiſtige Luft war, die ihn umgab.

Ein Inſtinct der Vorahnung ſeiner künftigen Lehrſätze hatte ihn nach den Verſuchen, zur feinern Welt aufzuſteigen, wieder in den Schooß des Volks zurückgeführt.

Die Derbheit einer in die Stadt gewanderten Bäuerin war ihm ſo nahe getreten, daß nur noch das Band der prieſterlichen Weihe, ohnehin ſchon zu ſpät kommend, zum ewigen Bunde fehlte.

Dieſe heroiſchen Naturen der Phantaſie, die in ihren Träumen und auf dem Papiere Welten ſtürmen, ſind ſchwach in der Wirklichkeit: der arme Notenſchreiber wurde beherrſcht von Denen, die er ernährte.

Die Familie Thereſens, roh und ſittenlos, drängte dem Glücke, das immerhin die Tochter und Schweſter für ihre Umſtände gemacht hatte, nach und dem Herrſcher im Reiche der Ideen gehörte in Wirklichkeit nichts als ſein Schreibtiſch, ein kleines Spinett für ſeine eigenen Compoſitionsverſuche und der Winkel, wo ſein Bett und ſeine Bücher ſtanden.

Was ihn umgab, haben wir geſehen.

Michel Labrouſſe, der Freund ſeines Schwagers Pierre, ſaß ſchon am Morgen ſeiner gefährlichen Flucht auf der Conciergerie. Bald auch folgte Pierre, dem neue Verbrechen zur Laſt fielen. Die Schweſtern und Freundinnen Thereſens liefen Nachts auf den Straßen. Der Vater liebte den Trunk, die Muter verhetzte, beklatſchte, verwirrte die Tochter, die für den bejahrtern

Vater ihrer Kinder mehr eine Empfindung des Mitleids als der Liebe hatte und deſſen geiſtiges Uebergewicht ſie nur anerkannte, wenn er es als Mittel klingender Einnahme bewährte.

In dieſer Welt lebten für Jean Jacques zwei, bald drei Kinder, die ihn Vater nannten. Sie ſahen ihm ähnlich, aber dieſe Aehnlichkeit erſchreckte ihn mehr, als ſie ihn rührte. Dieſe Kinder waren ein Tribut, den er der Natur hatte zugeſtehen müſſen und den er mit Unwillen gab; denn dieſe Kinder erinnerten ihn an die Sphäre, die er heute haßte, morgen nur aus Trotz gegen die Civiliſation liebte. Thereſe, neben ihm, der die Feder führte, mit Holzſchuhen als Bäuerin ſtehend, ſchien ihm das richtige Symbol ſeines Lebens. Leider waren ihre Umgebungen ſchlecht. Aber bald auch urtheilte er von ſeiner nächſten eigenen Welt, was er über die geſammte urtheilte. Die Laſter waren ja nur Folge der Bildung! Die Verbrechen nur Folge der Civiliſation! Dieſe nährte die Lüge, den Raub, ſie machte beide nothwendig, denn zu ungleich vertheilt ſind die Lebensloose. Wer ein neues Geſchlecht ſchaffen könnte! ſagte er ſich oft, wenn er den Conſequenzen ſeiner in Dijon nun zur Prüfung vorliegenden Abhandlung nachdachte. Wer noch einmal das Paradies heraufbeſchwören und die Menſchheit den Weg der Natur könnte wandeln laſſen! Wer den Baum der Erkenntniß noch ein Mal zu pflanzen verſtünde und eine neue

Unterſcheidung gäbe zwiſchen Dem, was Gut und was Böſe iſt!

Da ſah Jean Jacques wol ein, beſſere Erkenntniß machte auch jetzt noch manche Beſſerung der Sitte möglich. Englands politiſche Inſtitutionen ſchienen ihm beſſer als die Frankreichs; in ſeinen kirchlichen Ueberzeugungen war er längſt wieder zum Glauben ſeiner Väter zurückgekehrt: Schule und Haus ließ ſich heben und eine neue Generation war vielleicht die Verſöhnung auf die Disharmonie der Gegenwart. Wie ſich das Schlechte in den Sitten ja forterbt, ſah er in nächſter Nähe. Sonſt hatte er kein Ohr und kein Auge für die Lügen und Verbrechen um ihn her, ſeit ſeinem einſamen Spaziergange nach Vincennes ſchauderte ihn, wenn er die Wirkung ſah, die das ſchlechte Beiſpiel Aelterer auf Jüngere hervorbringt. Wie trotzte man in ſeiner Nähe dem Geſchick des Verbrechens! Wie verwünſchte man allein den Mangel an Klugheit, der den Armen, der ſich zu helfen ſucht, der verfolgenden Uebermacht, die ſich die Gerechtigkeit nenne, erliegen läßt! Wie lachte man, wenn eine Liſt gelang! Wie manchen Abend würzte ſich das Geſpräch durch Erinnerungen an Labrouſſe's Dächerflucht und das Examen der Polizei! Er ging dann in ſein Zimmer, wenn der Lärm zu tobend wurde, und nicht ſelten ſagte er nun ſchon: Es iſt doch wenigſtens gut, daß die Kinder ſchlafen oder daß ſie noch zu dumm ſind, um euch zu verſtehen.

Der Zeitpunkt, wo ſich die Entſcheidung der Akademie von Dijon erwarten ließ, rückte heran.

Eine ruhige Beherrſchung ſeiner Spannung war einem ſo reizbaren und zur Melancholie geneigten Charakter wie dem Verfaſſer der Abhandlung mit dem Motto „Decipimur specie recti“ nicht gegeben.

Gewohnt, Alles, was ſich in zwei Möglichkeiten darbot, von der dunkeln zu nehmen, war er gefaßt auf ein Unterliegen ſeiner Mitbewerbung und wie die menſchliche Natur, wenn ſie der Tiefe nicht entbehrt, einmal iſt, ſo ſuchte er ſchon jetzt dem Falle, den er vorausſah, vorzubeugen. Er bedurfte dazu innerer Hülfsmittel, innerer Kräftigung.

Sich dem Widerwärtigen ſogleich gefangen geben zu ſollen, war zwar ſchwer, dafür hatte die Begeiſterung zu lebendig ſeine Feder geführt; aber es gibt einen edlen Stolz gegen das Mißgeſchick und für dieſen ſammelte er in der Zeit des Harrens und der Muthloſigkeit.

Er bildete ſein Syſtem von der Natur weiter aus. Er verglich es mit Aller und mit ſeiner eigenen Lebenslage. Ein Fanatismus für die Einführung der Ueberzeugung auch in die Wirklichkeit und zunächſt des heroiſchen Beweiſes wegen in die eigene Lebensſphäre erfüllte ihn mit jener ganzen Heftigkeit, die eben Menſchen eigen iſt, welche wohl wiſſen, daß ihnen die Natur die Conſequenz von Hauſe aus nicht gegeben hat. Jean Jacques' Furcht war die, ſich auf ſeiner Schwäche, die er gerecht

genug nicht etwa Herz, ſondern Trägheit und Eitelkeit nannte, nicht ertappen zu wollen und ſo wurde er grauſam gegen ſich und Andere, grauſam, um nur nicht ſchwach zu erſcheinen.

Das Leben im Hauſe, ſo wie es bisher geführt wurde, war bei ſolchen Gedankengängen nicht mehr zu ertragen.

Es regte ſich der Muth, den Conſequenzen ſeines Naturſyſtems gegenüber, jedes Joch, das ihn mit falſchen Rückſichtsnahmen drückte, abzuſchütteln.

Thereſens Anhang wurde entfernt. Er ſetzte die Aufregung einiger Tage daran, um ſein Haus von unwürdigen Verbindungen zu ſäubern. Fühlend aber, daß es ihm nicht möglich ſein würde, auf Lebenszeit immer die Grundſätze der ſittenreinen Natur in ſeiner Nähe allein zu ſchützen, erſchrak er vor der Verantwortlichkeit, die zuletzt auch noch die doch mit der Mutter und Großmutter zurückbleibenden Kinder von ihren Umgebungen fordern durften. Ein tiefes Mitleid ergriff ihn um die Zukunft dieſer Kleinen, die er nicht in der Hand hatte; denn kein kirchliches Band feſſelte ihn an Thereſen. Die Vorausſetzung, ewig mit ihr leben zu ſollen, war ihm oft fürchterlich und hinter ſeinem Rücken dauerte der Verkehr mit den Verwandten doch fort. So ſah er dieſe Kinder ſchon werden, was ihre Verwandten waren. Er ſah ſie ſchon den Onkel Pierre und Michel Labrouſſe bewundern, er ſah ſie lachen über die Liſt des Verbrechens und geizen nach dem Ruhme,

die Geſetze zu betrügen. Er war bei dieſem Gedankengange unglücklich genug, ſeine Lage mit der ganzen Civiliſation vergleichen zu müſſen; denn dieſe machte ja überall, daß die Kinder fortgingen in den Sitten der Aeltern. Die Privaterziehung erſchien ihm die Pflanzſchule aller Erbfehler und aller Erbvorurtheile.

Uralt iſt die Sitte der Findelhäuſer. Die erſte chriſtliche Kirche mußte ausdrücklich auf ſie großen Werth legen, da ihr das Heil verlorner Seelen wie einer Mutter aller Menſchen am Herzen lag. In Paris ſollten die Findelhäuſer ſchon ſeit lange dem Kindermord ſteuern. In jener Zeitperiode hatten die in Paris vorhandenen Anſtalten dieſer Art einen neuen Aufſchwung und manche Verbeſſerung aus dem Geiſte der zunehmenden Philanthropie erhalten. Auch Rouſſeau arbeitete ſich im Geiſte einen Plan für dieſe Anſtalten aus. Er ſah in ihnen die einzige Möglichkeit, der Zukunft wieder ein ſpartaniſches Geſchlecht zu geben. Sollten ſich die Träume erfüllen, die in ſeiner nach Dijon geſchickten Abhandlung lebten, ſo mußte die Erziehung eine öffentliche werden, der Staat mußte deren Bürgſchaft übernehmen und die Gefahren der Privaterziehung hintertreiben. Der Gedanke, daß ſeine Kinder durch ihn, durch Thereſe, durch deren Familie ſyſtematiſch erzogene Verbrecher werden würden, Opfer ſeiner eigenen geiſtig und moraliſch haltloſen Verbindung mit ſeinen Umgebungen, Opfer ſeiner Jahre,

ſeiner Geſundheit, die ihn lange vor Thereſen wegraffen mußte, das Alles erfüllte ihn mit Schaudern. Der Gedanke, er würde gut thun, ſie dem großen Findelhauſe von Paris zu übergeben, trat ihm entgegen wie die Aufforderung — zu einer heroiſchen That!

Noch ſchwankte Jean Jacques. Vaterempfindungen, die er in ſeiner damaligen Stimmung Folgen eines ererbten und nur im Blute liegenden Vorurtheils nannte, ſträubten ſich einen Schritt zu thun, den Thereſe nach kurzer Ueberlegung wirklich ſchon gebilligt hatte, als er ihn ausſprach. Da ſah er denn, an welche rohe Natur er ſich hatte vom Schickſal binden laſſen. Kein Schrei der Mutterliebe war die Antwort geweſen, die er von ihr empfing. Sie ſah nichts als die Theurung der Lebensmittel, ihres Mannes ſchwache Geſundheit, ſeinen kümmerlichen Verdienſt vom Notenſchreiben. Ein Rückfordern der Kinder aus dem Findelhauſe war ja zuletzt möglich: man erhielt eine Empfangsbeſcheinigung. Nur die Großmutter, wie vorauszuſehen, widerſprach. Aber gerade in der natürlichen Regung dieſer ſonſt nur rohen Natur lag für Jean Jacques ein Reiz mehr, die Kinder ihr zu entziehen. In dem Fanatismus, der ſich aller ſeiner Gedanken fieberhaft bemächtigt hatte, ſah er der ihm nur rein thieriſchen, ihm nur rein auf das Schlechte begründeten Zärtlichkeit der Großmutter und der ganzen Welt gegenüber ſein Vorhaben wie eine That an, die

antike Größe genannt werden konnte und nun ihm ſchon nothwendig war.

Seine Einnahmen wurden geringer, je weniger er Noten ſchrieb. Die Aufregung ſeiner Ideen verkürzte ſeine Zeit, die Spannung auf die Entſcheidung in Dijon machte ihn träge, er war in jenem ohnmächtigen Zuſtande, wo wir eine Erklärung, die uns das Schickſal geben ſoll, nur erſt noch abwarten wollen, um dann auf Leben und Tod einen Entſchluß für unſere Zukunft zu faſſen. In dieſer Stimmung wurde oft die Muſik ſeine Tröſterin. Er begann wieder an ſeine alten Compoſitionen zu denken und ſeiner Sehnſucht nach Unſchuld und Natur entſprach es, daß er ſchon jetzt den Text der Melodieen ſeines „Dorfwahrſager“ faſt vollendete. . . .

Da ſaß er eines Abends träumend am Klavier, ſpielte eben die Melodie zu ſeinem „Dans ma cabane obscure Toujours soucis nouveaux. . .“, als es die Treppe herauf=ſtürmte.

Ein in einen Mantel gehüllter Elegant trat ein und rief:

Sind Sie Rouſſeau? Jean Jacques Rouſſeau? Sie haben in Dijon den Preis gewonnen!

Jean Jacques erhob ſich und blickte den Boten an.

Es war Grimm — der „Baron“ Grimm — aus dem Mantel zog er eine Nummer des „Merkur“ und zeigte den Bericht der Akademie. Der Zettel mit dem Motto

„Decipimur specie recti“ war entſiegelt worden und hatte Rouſſeau's Namen und Wohnort angegeben. Soeben war ſchon in ganz Paris und vorzugsweiſe bei Frau von Epinay die Debatte nur über den gekrönten Autor, in dem ſich Grimm des Notenſchreibers und Componiſten erinnerte. Es bliebe, ſagte ſein neuer „Cornac“, ſein Führer, dem Wunder des Tags, Jean Jacques nichts übrig, als unverzüglich mit ihm in die Welt, in ſein Jahrhundert einzutreten und vorläufig gleich mit ihm zu gehen und ſeinen Triumph unter Männern und Frauen zu genießen, welche die ganze Bedeutung deſſelben jetzt ſchon zu ahnen und zu würdigen wüßten.

Vierzehn Denkſchriften waren der Akademie eingereicht worden; zwei davon erhielten eine rühmliche Erwähnung und gaben achtbare Verfaſſer zu erkennen. Um wieviel größer das Verdienſt eines völlig Unbekannten, der unter allen den Sieg davontrug!

Jean Jacques ſtand, als er das Alles hörte und ſelbſt las, wie ſchwindelnd. Die reinſte Freude durchſtrömte ſeine Nerven, er zitterte, die Erfahrung war zu groß und drückend. Ein faſt ſchon vierzigjähriges Leben war zu dunkel geweſen, um dieſen blendenden Lichtſtrahl noch ertragen zu können.

Grimm beglückwünſchte ihn mit Aufrichtigkeit. Hatte er nicht die nächſte Eroberung des nun weltberühmten Mannes gemacht? Konnte er ihn nicht einführen in die

Geſellſchaften von Paris und zunächſt in die, welche mit Spannung ſeiner Rückkehr harrte, bei Frau von Epinay?

Kommen Sie! Kommen Sie! rief er, Frau von Epinay vergeht vor Sehnſucht.

Und Thereſe und die Mutter unterſtützten Grimm's Aufforderung.

Jean Jacques war keines Willens mächtig. Während Grimm voll Neugier und ſein Vergnügen über die wunderbare Lage, in der er den gekrönten Autor antraf, wenig verbergend mit den Frauen plauderte und ihnen die äußern Vortheile dieſes Siegs, die ihnen natürlich über die innern gingen, den Werth einer goldenen Medaille und die Leichtigkeit ſie in Silber zu verwandeln, auseinanderſetzte, kleidete ſich Rouſſeau an und folgte Grimm zu Frau von Epinay.

Scheine, was du biſt!

Die Geſellſchaft machte aus Jean Jacques anfangs einen neuen Menſchen.

Die Bewunderung hob ihn von Stufe zu Stufe.

Sein bisheriges Leben diente nur dazu, ihm eine durch die Originalität deſſelben noch erhöhtere Stellung zu geben. Er wurde das Wunder des Tags.

Seine Preisſchrift erſchien, dieſe merkwürdige Schrift, in der ein Philoſoph der Tonne, ein zweiter Diogenes, gewagt hatte, den Einfluß der Wiſſenſchaften und Künſte verderblich zu finden. Was in Rouſſeau ſtill gelebt hatte oder durch den Reiz der Antitheſe wach geworden war, das hatten jetzt plötzlich Alle empfunden. Er wurde der Apoſtel eines neuen Evangeliums, ein Prophet der Natur, nach der ſich längſt Alle geſehnt hatten.

Und wer die Anſichten, die er lehrte, beſtritt, mußte der Art, wie er ſie vortrug, Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Sein Styl wie wohlgebildet, natürlich und dabei voller Feinheiten! Wie ſanft, wie kunſtlos der Strom ſeiner Rede! Keine verſchlungenen Perioden, keine ſchul-

mäßigen Nachahmungen gewohnter Muſter. Dieſe Preisſchrift war wie aus dem Herzen geſchrieben, wie eine Epiſtel an die ganze Welt, vertraulich und ernſt, ſchmucklos und voll naiver Größe, ein Erguß der Ueberzeugung, der uns jetzt in ſeinem Inhalte wie eine Spitzfindigkeit, ja wie ein Scherz erſcheinen könnte, damals aber gab ihm der Ernſt, in dem er gemeint war, Schwung bis zur Erhabenheit.

Von dieſem Augenblicke an gehörte Rouſſeau ſich ſelbſt nicht mehr an. Seine Schrift wurde angegriffen wie auch die Entſcheidung der Akademie. Dreizehn durchgefallene Concurrenten rächten ſich. Die Polemik älterer Literaturperioden iſt mit der Gegenwart kaum zu vergleichen. Wir haben auch noch jetzt eine Kritik, die nicht widerlegen, nur vernichten will, aber wir haben nicht mehr ſo oft jene unreinen Ergüſſe des perſönlichen Neides und der verletzten Eitelkeit wie in alten Zeiten, wo Rival den Rivalen bekämpfte. Ihr verſteckt ſchon unter glattern Formen euern Neid und eure Eitelkeit, ihr findet ſchon immer Freunde, die den Namen zu jener Bosheit hergeben, die aus euch ſelbſt fließt, aber damals ſchrieb der durchgefallene Concurrent gegen den Sieger, wie hundert Jahre früher Mayret, der vorgeſtern eine „Sophonisbe“ hatte aufführen laſſen, gegen Corneille ſchrieb, der geſtern mit dem „Cid“ debütirte. Dieſe Profeſſoren, Abbés, Notare, welche die franzöſiſche Literaturgeſchichte ſo merk-

würdig reich an Broſchüren und Pamphleten gemacht haben, ſetzten auch Rouſſeau mit einer Bitterkeit zu, die ihn zeitlebens nicht mehr zur Ruhe kommen ließ und das Uebelſte war, daß man die Polemik gegen ihn nur mit Hinweiſung auf Verbannung, Scharfrichter und Gefängniß führte.

Was nun ſo viele Jahre ſich aufgeſammelt hatte an Gedanken, Stimmungen, Erfahrungen und Selbſtbelehrungen, das Alles ging bei dem neuen Schriftſteller und ſpät erwachten Dichter in Blättern und Blüthen auf.

Er ſchrieb über die Geſetze der Staaten und die Geſetze des Geſchmacks, er ſchrieb über Religion und über Muſik, er dichtete und componirte.

Sein „Dorfwahrſager“ wurde in Paris und Verſailles aufgeführt, die Prinzeſſinnen wie die Bürgermädchen trällerten ſeine einfach rührenden Arien.

Dazu kamen die Anſprüche der Geſellſchaft und die Gunſtbezeugungen der Frauen.

Wie die Buckligen, wenn ſie Geiſt haben, von den Frauen gern geſehen werden, weil ſie der Welt ungefährlich erſcheinen, wie kindliche und unbeholfene Naturen ihren nachhelfenden Frauenſinn mehr anregen als die ſichern Manieren der gemachten Matadore, ſo wurde auch dem ſchon alternden Rouſſeau, der wie ein Kind oft noch Thränen weinen konnte, der ſich ungeſchickt geberdete, ja nicht freizuſprechen ſein dürfte, daß er ſich in dieſer Son-

derlingsart mit einem gewiſſen Bewußtſein gab, die Gunſt der Frauen in reichem Maße zu Theil. Man beglückte ihn wohl nicht mit einer ſo entſchiedenen Hingebung, wie ſie Grimm, Diderot und St.-Lambert fanden, aber man machte ihn zum Freunde, zum Vertrauten, zum Rathgeber, zum Vermittler; man plauderte gern eine Stunde mit ihm im verſchwiegenen Boudoir, man ließ ſich gern von ihm die Hand küſſen, geſtattete ihm in ſeiner Sentimentalität ſo komiſch zu ſein wie er wollte, und noch mehr, man ging weiter, man düpirte ihn. Man machte ihn glauben, daß er geliebt würde, man machte ihn zum Deckmantel fremder Verhältniſſe, worüber er ſich nicht wenig gegen Frau von Epinay erzürnte und mit Grimm brach, den er beſchuldigte, ihn Herrn von Epinay gegenüber zu ſeinen Zwecken mißbraucht zu haben. Zum Glück war Frau von Epinay, wie er nun geſehen hatte, ſehr häßlich. Nur die ſchöne junge Frau Latour de Franqueville war die Einzige, die von Mitleid mit dem bei allem Ruhme doch um das Glück ſeines Lebens ſo tief betrogenen Manne ſich zu wirklich mitempfindender Herzlichkeit hinreißen ließ und ihm auf Augenblicke ſogar kleine Zärtlichkeiten geſtattete, von denen Rouſſeau eingeſtanden hat, daß ſie ihn im Schatten der Büſche von Ermenonville bis zum Wahnſinn verwirren konnten.

Rouſſeau beſaß Kraft, den Schmeicheleien der Großen gegenüber ſeine Principien nicht aufzuopfern.

Weil ſeine Seele fühlte, was die Welt von ihm erwarten durfte, zerſplitterte er ſich nicht in dem Leben der Lüge und Frivolität. Bald aber merkte er, daß die Routine ihm der übeln Streiche denn doch zu viele ſpielte. Dieſer franzöſirte Deutſche Grimm war es beſonders, den er zu haſſen anfing, als er merkte, daß ſolche Führer und Gönner nicht ertragen können, wenn man über ſie hinauswächſt. Wie er ſich erſt darauf ertappte, daß man an ſeinen Manieren Anſtoß nahm, daß man nicht immer aufrichtig für ihn Partei ergriff, daß man in der vornehmen Sphäre ſehr launiſch und wetterwendiſch iſt, trotz aller ſcheinbaren Hingebung, zog er ſich immer mehr in ſich zurück und wurde von einem krankhaften Mistrauen befallen, das ihn zeitlebens nicht mehr verließ.

Wo konnte er nach den vielen Täuſchungen, die ihn von einer der Frau von Epinay gehörenden und ihm eingeräumt geweſenen Landwohnung, der Eremitage nach Ermenonville, von da nach der Schweiz, England und wieder zurück nach Paris und Montmorency führten, die einzige Erholung, die einzige ſichere Ruhe finden als in der nächſten kleinen Welt ſeiner Häuslichkeit, die, ſo niedrig ſie ſtand, ihm doch allein gehörte? Jetzt kamen die Augenblicke, wo er die Sehnſucht empfand, Kinder zu haben.

Er hatte ſie nicht mehr!

Als er an jenem glücklichen Abend von Frau von Epinay, wo man ihn, den Sieger von Dijon, auf Händen

getragen hatte, heimkehrte, klopfte er an ſeine Thür. Sie war verſchloſſen. Er hörte das zweitältere Kind, ein Mädchen von nun ſchon einem Jahre weinen. Die Mutter ſchlief oder fehlte. Er ging zum Hausmann, weckte dieſen und erfuhr, daß Thereſe, angeregt von der glücklichen Nachricht, die der Fremde ins Haus gebracht, mit der Mutter und den übrigen Angehörigen in einen Muſikſaal gegangen war, von dem ſie noch nicht wieder heim war. Sie ſelbſt tanzte nicht; ſie hatte ihr dreimonatliches Kind mit ſich, aber ſie ſah die Andern, ihre Verwandten und Freunde tanzen und ließ es ſich mit ihren beiden Alten, die gern ſchmauſten, an einem gedeckten Tiſche wohl ſein. Der Hausmann gab ihm den Schlüſſel. Oben fand er das älteſte Kind ſchlafend, das zweite weinend und im Bette entblößt. Indem kam die Mutter mit dem dritten zurück. Er kannte ſie in ſolchen Augenblicken. Von Vorwürfen wollte ſie nicht begrüßt werden. Am nächſten Morgen ſtand ſein Entſchluß feſt. Eine Erziehung war hier nicht möglich. Jetzt zog ihn die Welt, jetzt wollte ſein Geſchick ihn auf andere Höhen verpflanzen, für dieſe Kinder fehlte die Sorge, die er allein hätte vertreten können und zu vertreten nicht in der Lage war. Er kannte ſich darauf, er wußte, wie ſchwer er ſchon an ſich ſelber trug. Dies Haus konnte nicht mehr ſeine Welt ſein, es war nur noch ein Aſyl für ſeine Ermüdung, eine Pflege für ſeine körperlichen Bedürfniſſe; was ſonſt um

ihn lebte, konnte er hier nicht mehr hüten. Noch war die Uebergabe der Kinder ins Findelhaus nicht vollzogen, aber nun mußte sie kommen; die Woge der Gunst des Augenblicks trug ihn immer höher und höher. Als seine Abhandlung wirklich erschienen war, als er sie zu vertheidigen hatte, als andere Partei nahmen für oder wider, gehörte er sich selbst nicht mehr an. Viele riethen ihm, sich von Theresen jetzt zu trennen, aber eine Sorge für seine leiblichen Bedürfnisse mußte es für ihn doch geben. Er blieb bei ihr, die Kinder aber trug man auf sein Verlangen, nach geringem Widerstande, in die bezeichnend genug sogenannte „Höllenstraße“ — ins Findelhaus.

Zwei dunkle Linden stehen vor dem einsamen Hause. Von Außen Alles still, nichts läßt ahnen, wie es drinnen in den Sälen wimmelnd lebt und hülflos klagt. Barmherzige Schwestern pflegen die Kleinen. Diese Schwestern ringen muthig mit dem Todesengel, der seine kalte Hand über alle diese Flämmchen ausstreckt, die kaum aufflackernd meist schon erlöschen. So manches in köstliche Spitzen eingewickelt gewesene Kind, in Tüchern aus denen das Wappen geschnitten war, um den Ursprung unkenntlich zu machen, liegt neben dem Neugeborenen, das wärmer noch in Lumpen eingehüllt gewesen. Korb an Korb, Wiege an Wiege. Nur Nummern nennen den Namen und den Tag der Uebergabe an der ernstblickenden Pforte, neben welcher eine Oeffnung, die in die Mauer geht, eine Doppelmuschel

birgt, von der die eine Hälfte das Kind empfängt, die andere, wenn man geklingelt hat und das Kind hineingenommen iſt, ſich wendend eine Nummer von Blech herausgibt, die Empfangsbeſcheinigung für ein Leben, an das ſich oft tauſend Schmerzen, meiſt der Leichtſinn knüpft. Madelon, Paul und Emil wurden ſo in kurzen Zwiſchenräumen nacheinander vom Herzen der Mutter, vom Auge des Vaters, während der Schlaf ſie gefangen hielt, hinweggegeben.

Dem Vater, der in der Ferne ſtand, die Klingel hörte und das Rollen des ſich drehenden Mechanismus, der die Kinder hinwegnahm, ihm war es, als hätte er eine Handlung begangen, würdig eines Spartaners. Er hatte ſeine Kinder dem Vaterland geweiht! Das Vaterland wurde ihr Erzieher, wie alle Erziehung eine öffentliche werden ſollte. . . .

Thereſe weinte, die Großmutter weinte, der Vater verwies auf die metallenen Marken, gegen deren Vorzeigung ſie einſt die Kinder wieder zurückerhalten konnten.

Es iſt ein eigener Zuſtand des Menſchen, wenn er abſtracten Principien leben will. Ideen, die man ſich ſelbſt gefunden hat oder die man mit Bewunderung von Andern entlehnte, können uns dann beherrſchen wie kein Befehl eines Despoten. Der Wahn macht uns mit allen unſern Empfindungen zu Sklaven von Verhältniſſen, die nicht im mindeſten unſerer Natur angemeſſen ſind. Wir,

die wir gegen die kleinſte Zumuthung aus einer fremden Ideenwelt ſogar aus Unbequemlichkeit ſchon uns ſträuben, ſind Tyrannen gegen unſer eigenes Behagen, wenn wir mit unſerer Entſagung glauben etwas beweiſen zu müſſen. Rouſſeau erſchien ſich groß in ſeinem Entſchluß! Er opferte ſo manche kleine Freude, die ihm die Kinder doch ſchon gewährt hatten; er opferte alle ſeinem Gemüth nicht fremden Traditionen, die im Beſitz von Kindern einen Erſatz für das Glück ſehen. Er wollte es anders halten. Er wollte die Ueberzeugung behaupten, daß dieſe Kinder ihm nur infolge einer zufälligen Laune der Natur wurden und daß es ſeine Pflicht war, ſie der Gefahr zu entreißen, bei den Familienbanden, in die ſie einſt gerathen würden, Verbrecher zu werden wie Pierre und Michel Labrouſſe. Dieß Gefühl gab ihm Kraft und löſchte jede Anwandlung von Reue, die er die Macht der Gewöhnung nannte, die Nachwirkung eines anerzogenen Vorurtheils. Wer ſeine Natur noch tiefer erkennt, muß ihn bemitleiden. Sein Verſtand erfand ſich eine Entſchuldigung für Das, was ſeiner Indolenz bequemer war. Der ringende Menſch, der verdrießliche, der unglückliche Menſch, der ſein ganzes Leben auf Eine Karte ſetzte, hier die Karte des Ruhms, glaubt ſich von Vielem dispenſirt, was bei andern ſtrenger genommen wird, und milde Naturen haben in ihrer Beurtheilung der Größe immer auch für dieſe Verirrung eine gewiſſe Nachſicht gehabt.

Es war eine ziemliche Reihe von Jahren, daß Rouſ=ſeau in der Mode war und im Grunde ließ ihm die öffentliche Aufmerkſamkeit bis an ſein Ende keine Ruhe.

Nach den erſten Triumphen, die er feierte und deren ſüßen Rückwirkungen auf ſein Gemüth er ſich ganz hin=gab, trat bald jene Kriſis ein, die ihm zeitlebens den Ruf des Sonderlings verſchaffte. Er hatte Täuſchungen erlebt, er ſah die Schwierigkeiten ſeiner großen Stellung der Welt gegenüber, er fühlte auch die Nothwendigkeit, ſeine Lehre vom Glück des Naturzuſtandes in Einklang mit ſeinem eigenen Leben zu bringen.

So zog er ſich immer mehr in ſich zurück, lehnte Hingebung und Freundſchaft ab, deren Quellen er faſt immer für trübe hielt, und wurde jener halbbewußte, halb unbewußte Sonderling, der uns ſelbſt da, wo wir ihn nach dem Scheine des Menſchenhaſſers künſtlich haſchen ſehen, eben um dieſer Tragikomödie willen Mitleid einflößt.

Eine Bizarrerie verdrängte die andere und das Un=glück wollte, daß ſich zu den Anfällen von Mißtrauen und Grauſamkeit, die er ſich gegen die aufrichtigſten Ab=ſichten erlaubte, immer auch Gründe vorfanden, die ſich, wenn auch nicht aus der Gegend her, wo er verletzte, doch aus ſolchen herleiten ließ, wo er wirklich irgendwie ver=letzt wurde.

Der Geſinnung gegenüber, die er bald gegen die ganze Welt annahm, wurde ihm ſein Haus von immer größerer

und größerer Wichtigkeit. Er mußte einen Herd haben, auf dem das Feuer eines kleinen Mahls von Rüben oder Bohnen brannte, bei dem man ihn überraſchte, um ganz Paris davon erzählen zu können; er mußte, ſein Syſtem und ſein Cynismus verlangten es, eine Dachkammer bewohnen, wo man ihn antraf, gleichſam wie die Bürger Roms den Cincinnatus hinterm Pfluge.

Und dieſe kleine letzte nothwendige Zuflucht ſeines halb wirklich kranken, halb krank ſich ſtellenden Weſens wurde ihm unausgeſetzt verdorben durch Thereſens Anhang und durch ſie ſelbſt. Immer noch hatte er das oberflächliche Weſen vertröſtet auf Tage des Glücks, oft hatte er die blechernen Marken genommen und ihr in roſigen Farben, die ihm von Herzen kamen und ihn ſelbſt rührten, die Hoffnung ausgemalt, einſt würde ſie dafür ihre Kinder wieder zurückgewinnen und mit ihnen würden ſie in ſeine geliebte Schweiz ziehen, fern von der Lüge und Bosheit der Pariſer. Aber auch Thereſe war die Lüge. Michel Labrouſſe, der einſt über die Dächer entfloh, war aus dem Gefängniſſe zurückgekehrt und gewandt wie er war, ein gelernter Sattler, kam er in die Hände eines Bereiters, der Pferde zuritt. In prächtiger Uniform zeigte er ſich in Ermenonville, dem kleinen Landhauſe des Herzogs von Luxembourg, das Rouſſeau bewohnte, auch als er ſchon mit Grimm's Freunden gebrochen hatte und Frau von Franqueville und die Marſchallin von Luxem-

bourg, die in der Nähe dieſes ländlichen Aufenthalts ſelbſt ihre Sommervillegiaturen machten, ſeine nachſichtigen und duldſamen Gönnerinnen geworden waren. Thereſe zeigte ſich gegen Labrouſſe ſcheinbar harmlos, nahm den ſtattlichen Jockey auf wie einen alten Freund ihrer Familie, bald aber trat ihre Hinneigung offen zu Tage. Labrouſſe kam öfter, alle vierzehn Tage war er anfangs da, dann jeden Sonntag und wohl durchſchaute der ſchon alternde und kränkelnde Mann Thereſens Betrug.

Es gefror ihm ſein Inneres.

Eiferſuchtsſcenen waren ſeiner nicht würdig, ſie würden Paris, das Alles und Jedes über ihn erfuhr, beluſtigt haben.

Als aber der Zufall ihn einſt Zeuge der treuloſen Umarmungen Labrouſſe's und Thereſens in den dichten Schatten des Parks, wo ſie ſich ſicher glaubten, werden ließ, unterdrückte er jede Aufwallung des Zorns. Es war in einem wirklichen Mitleid um das Loos, das einſt ſeine Kinder finden würden, wenn er ſtürbe und ſie zurückkämen an eine ſolche Mutter, daß er die Marken nahm, ſie eine Weile betrachtete, zögerte und zögerte, bis er ſich endlich überwand und ſie von ſich ſchleudernd in den Teich von Ermenonville warf.

Die ſtillen Genien.

Nach den Begriffen, die wir in der Regelmäßigkeit des Verlaufs unſerer Lebensbedingungen unmittelbar in unſerm Herzen heimiſch finden, ſind die Steine bald zur Hand, die auch auf Rouſſeau geworfen worden ſind.

Wir lieben ein edles Mädchen, das uns gleich ſteht, wir gewinnen ihre Hand und die Ehe ſchlingt ein Band um uns, das bald in ſeine Kreiſe auch Kinder aufnimmt. Wir lieben dieſe Kinder, ſie ſind das Unterpfand unſers Glücks, ſie feſſeln uns an das Leben und wir leben zuletzt nur noch für ſie.

Gegen die Heiligkeit dieſer Empfindungen hat ſich Rouſſeau vergangen, aber es iſt unwahr, wenn man ſeine Handlungsweiſe, ſeine Kinder dem Findelhauſe zu übergeben, ausſchließlich die Folge herzloſen Leichtſinns nennt.

In ſpäteren Jahren fühlte er die Unmöglichkeit, ſich vor der Welt vollkommen zu rechtfertigen.

Die Feinde, die bis in ſeine nächſte Nähe drangen — wie er ewig glaubte unter der Maske der Freundſchaft —, drangen auch ſehr bald in ſeine geheimſten Lebensbe=

ziehungen und ſeine beiden Frauen, Thereſe und ihre Mutter, hatten ihn wegen der Preisgabe ihrer Kinder oft genug verrathen. Er vernichtete, in dem Zorn und Haß auf dieſe bösartige pariſer Welt, die Marken auch ſchon deßhalb, um das Gaukelſpiel abzuwenden, das man veranſtaltete, ihm eines Tags ſeine Kinder wieder zurückzubringen.

Grimm lud Mutter und Tochter zu ſich und horchte Details über Rouſſeau's Leben aus, die er an deutſche Fürſten und die Kaiſerin von Rußland als „literariſche Correſpondenz“ ſchrieb. Ueber Rouſſeau den Cyniker, den Naturmenſchen, den ehemaligen Bedienten und noch jetzt bei allem Ruhme unerſchütterlichen Notenſchreiber — er ſchlug die Penſion einer Pompadour aus und ernährte ſich nur von Notenſchreiben —, konnte man der Wunderlichkeiten nicht genug hören. Man forſchte nach Rouſſeau's Kindern, aber man fand ſie nicht mehr; die Marken waren vernichtet.

Düſtergrollend ſah Rouſſeau alle dieſe geheimen Eingriffe in ſein Leben und immer maßloſer wurde ſeine Sehnſucht nach Einſamkeit. Selbſt in den Wintertagen blieb er im Park von Ermenonville, blieb unter Sturm, der die entlaubten Bäume ſchüttelte, im Schnee, der rings auf ihren Zweigen geſpenſtiſch leuchtete. Während Thereſe dann ſchlief am Spinnrad, Rouſſeau, ein Blatt Papier vor ſich, an der „Neuen Heloiſe“ dichtete und die Lampe

düſter brannte, ſah er dann wohl im Geiſt geheimniß-volle Schatten um ſich her ſchweben, Geſtalten, die dies ſtille Haus im Walde ſo gern verwandelt hätten in einen Tempel der Häuslichkeit. Die lichten Engel nahmen die Züge ſeiner Kinder an. Zwei von ihnen hatten Flügel; dieſe waren wohl todt — das Dritte, ein Knabe, den man Emil getauft hatte, trug noch keine Flügel; er lebte wohl noch. Schwere Seufzer entrangen ſich der Bruſt des Armen, der mit Hülfe der Künſte und Wiſſenſchaften die Welt glauben machen wollte, daß Künſte und Wiſſen-ſchaften ſie um den Frieden und die Reinheit ihrer Sitten gebracht hätten! Damals mochte ihm ſchon eine Ahnung kommen, daß die wahre Philoſophie nicht die Familie aus der Geſellſchaft herleitet, ſondern die Geſellſchaft aus der Familie.

Rouſſeau hat es nie geſagt, daß ſein „Emil“, mit dem er die Erziehungsmethode des Jahrhunderts revolutio-nirte und der Vorgänger Peſtalozzi's, der geiſtige Vater aller Kinder des 18. und 19. Jahrhunderts wurde, eine Sühne war für Das, was er an ſeinen eigenen Kindern verbrach.

Nie konnte er ſich ganz von der Vorſtellung trennen, daß ſeine Kinder unter Thereſens Leitung verloren ge-weſen wären, immer erklärte er ſich für zu ſchwach, als daß er bei der großen Lebensaufgabe, die ihn drückte, ihr Schutz und Berather geworden wäre.

Allein die Genien ſeiner eigenen Kinder waren es, die ihm die Feder in die Hand drückten und ihm zuflüſterten: Schildere der Welt das Glück der Elternliebe!

Die Wehmuth war ſeine Muſe, als er den Müttern zurief: Nährt eure Kinder an den Quellen des Wachsthums und der Geſundheit, welche die Natur aus eurer eigenen Bruſt geleitet wiſſen will!

Die Wehmuth war ſeine Muſe, als er Jeden, der ein Kind in die Welt geſetzt hatte, auch verantwortlich machte für deſſen Bildung und Fortentwicklung.

Er ſtellt ein Modell auf, das er Emil nennt. Er läßt Emil erzogen werden auf die Gefahr hin, einſt Alles zu verlieren und allein dazuſtehen im Leben, nur bezogen auf ſich ſelbſt, abhängig von ſich ſelbſt, ja in Kerker und Banden noch frei zu ſein, ſein eigener Herr und Meiſter.

Rouſſeau ſah voraus, daß Europa nicht bleiben würde, was es damals war. Er verkündigte das Zeitalter der Revolutionen. Die Menſchen dann vorzubereiten auf die Umwälzungen, ſie im Sturm der zuſammenbrechenden alten Bedingungen des Daſeins, der Stände, ihrer Unterſchiede, nichts ſein und bleiben zu laſſen als Menſchen, fähig zu allem Guten und Großen, das war nach ihm das Ziel, das die Erziehung nicht ernſt genug ins Auge faſſen konnte. Er wollte Arme erziehen, um Könige zu werden, Könige erziehen, um mit Würde von ihren Thronen zu ſteigen.

Das Parlement von Paris verurtheilte den „Emil“ zur ſchimpflichſten Vernichtung durch Henkers Hand.

Der Verfaſſer entzog ſich nur durch eine ſchleunige Flucht dem Schickſal, ſelbſt verhaftet zu werden.

So hatte ſich die Zeit überlebt, daß die Geſetze und die Anwalte ihres Buchſtabens denſelben Autor verfolgten, den Fürſten und Fürſtinnen beſchützten. Der Herzog von Luxembourg gab Wagen und Pferde für eine Flucht ſeines Nachbars, deren Nothwendigkeit Malesherbes in ſeiner Eigenſchaft als Chef des oberſten Gerichtshofs von Paris ihnen vorher angedeutet hatte.

Und das Opfer, das Rouſſeau den Manen ſeiner Kinder brachte, die er nie wieder ſah, ſtieg mit wohlgefälligem Duft zur Vorſehung empor.

Seine tiefſte, geheimſte, bitterſte Reue wurde das Evangelium einer neuen Erziehungsmethode ſowohl für die Mütter, die ihre Kinder wieder ſelbſt nährten, wie für die Väter und Erzieher, die damals mit einem durch Rouſſeau über ganz Europa ſich verbreitenden Enthuſiasmus ein Geſchlecht der Erde zu geben gelobten, beſſer, ſtärker, als ihr eigenes war.

Thereſe blieb auf den Reiſen nach der Schweiz, nach England und, als beſſere Zeiten kamen, nach Frankreich zurück, Rouſſeau's Begleiterin. Am Abend ſeiner Tage gab er ihrem Bunde noch die Weihe der Kirche. Er war ihr den Dank ſchuldig, — daß Gewohnheit, Alter und

Mangel ſie an ihn feſſelten. Er lobt ſie in ſeinen „Bekenntniſſen.“ Er rühmt ihr Sorgfalt und Liebe nach. Sie hatte kein ganz verdorbenes Herz, aber ihre Empfindungsweiſe war roh und bedurfte der Regelung erſt durch guten Rath. Man kann ſich des Gedankens nicht erwehren, daß Rouſſeau ſie in den am Abend ſeines Lebens geſchriebenen und hie und da ſchon verbreiteten „Bekenntniſſen“ nur deßhalb rühmte, weil er fürchtete, von ihr verlaſſen und dann ganz einſam zu ſterben. Wenn der Menſch dem Grabe ſich nähert, denkt er mehr, als er davon ſpricht, an die Bereitung ſeines letzten Lagers.

Dieſe „Bekenntniſſe“ exiſtiren nur im Manuſcripte, ſie wurden von ihm Denen vorgeleſen, die ihm in der Schweiz, in England, ſpäter noch einmal in Paris wohlwollten oder hinter Wohlwollen ihre Neugier verſteckten. Thereſe war zugegen, wenn er las, ſie hörte, was er Rühmendes von ihr geſchrieben. Er rühmte ſie, damit er ſie ermunterte, des Ruhmes werth zu ſein!

Armer Jean Jacques! Du krankteſt an dir ſelbſt! Die Umſtände drängten dir Gedanken auf, die du annahmſt und predigteſt, während tauſend Stimmen oft in dir das Gegentheil riefen!

So trotzteſt du wider dich ſelbſt und zwangſt dich, während deine Lippen Freiheitshymnen ſangen, wie oft — dein eigener Tyrann zu ſein!

Die Furcht vor der Inconſequenz zwang dir Conſequenz ab und ſo mißtrauiſch warſt du gegen dich und die Welt, daß du ſelbſt der ſich Dir von ſelbſt nähernden Stunde des Todes nicht trauteſt!

In der Schweiz, gehetzt, verfolgt von den Genfern und Franzoſen, auf der Inſel Biel, wo dir nur eine Hütte noch gehörte, die rings die Welle eines kleinen Sees beſpülte, an deſſen Ufern die Häſcher lauerten, dort hätteſt du jenes Gift nehmen ſollen, das du in der glücklichen Freiſtatt nahmſt, die Dir Prinz Conti in Montmorency gewährt hatte!

Wie war dieſer Selbſtmord möglich? Doch wohl nur aus Furcht, aus ſelbſtquäleriſcher Hypochondrie, aus Angſt, ſo ſterben zu ſollen, wie man gemeiniglich ſtirbt. Rouſſeau tödtete ſich ſelbſt, um freier zu ſein als ſein Schickſal. Er wollte ſterben — wollte es, um nicht zu müſſen.

Wie ſich Rouſſeau in ſeinen letzten Lebenstagen oft nach der Liebe eines Kindes geſehnt hat, beweiſt ſeine Freude, als er einſt in der Schweiz einem jungen Manne begegnete, in deſſen Zügen er eine Aehnlichkeit mit ſeinen vor zwanzig Jahren ausgeſetzten Kindern entdeckte.

Wie ſchmerzt es die Dichtung, zu erwieſene Wahrheit nicht entſtellen zu dürfen!

Zu glücklich hätt' es uns gemacht, ausmalen zu dürfen, daß ein Jüngling ſchon lange die Fußtapfen des Greiſes

ſuchte, ihm folgte, ſich ihm näherte, ſeine Dienſte ſuchte, ihn führte, ihn ſtützte, ihn Vater nannte, nichts für ſich zum Zeugniß gebend, als daß er in einem Findelhauſe gefunden war, Emil hieß und nichts von ſeinen Aeltern wußte — die Erfindung tritt beſchämt zur Seite, verdrängt von der erwieſeneren Thatſache, daß die Wittwe Rouſſeau's noch Michel Labrouſſe, den Dächerflüchtling, heirathete.

Wenn jener Jüngling in der Schweiz nicht Rouſſeau's echter Emil, ſondern nur deſſen Sühnengel war, ſo beſcheidet ſich die Erfindung mit der Verſöhnung, die irdiſche Formen für Das nicht bedarf, was nichtsdeſtoweniger in einem unſichtbaren Reiche wirklich und bewieſen iſt.

II.

Ein deutſches Dichterleben.

Das Leben unſerer ältern Dichter verlief größtentheils ſehr einfach.

Sie hatten meiſtens ſtudirt, dann ein Amt angetreten und dichteten in ihren Mußeſtunden.

Weſſen Genius höhere Flüge verſuchte, der ſah ſich zeitig nach „Gönnern“, „Mäcenen“ um und fand ſie im höhern Adel und Fürſtenſtande. Es wurde keinem unſerer großen Geiſter verdacht, wenn er ambirte, petitionirte, Huldigungsgedichte ſchrieb, Widmungen ſeiner Werke erließ und ſich in den Beſitz eines Amts, einer Penſion in den üblichen Formen der unterthänigſten Devotion zu verſetzen ſuchte. Die vielen Bittbriefe dieſer Art, Briefe die von Klopſtock an bis auf Jean Paul genugſam exiſtiren, verdenkt dieſen großen Namen jetzt Niemand. Im Gegentheil: ſie rühren uns.

Mit der Gegenwart iſt es anders.

Die Dichter des Tags theilen ſich in zwei Klaſſen: in harmloſe und anſtößige.

Harmlos ſind die Poeten, die in ihrer früheſten Entwicklung, in ihrem Naturell, in den Umſtänden ihrer all-

mähligen Ausbildung vor dem Zuſammenhang mit den Kämpfen der Zeit bewahrt blieben.

Anſtößig ſind diejenigen, die ihr Naturell, ihr Bildungsgang früh auf die Arena der Zeitkämpfe führte, die, denen ſich ihr Dichten und Trachten mit den philoſophiſchen, kirchlichen und politiſchen Debatten des Tags verſetzte. Sie werden, wie jetzt der Geſchmack iſt, immer ſeltener. Die Zeit hat Warnungstafeln aufgeſtellt.

Der Lebenslauf „harmloſer“ Schriftſteller geht größtentheils noch immer mit der Gunſt derjenigen Beförderung, die ſie vor Mangel und Entbehrung ſchützt.

Schwieriger verwickelt ſich dem Autor ſein Daſein, wenn er an den ſich bekämpfenden Ideen der Zeit betheiligt war. Er bleibt, wenn er zu einer Richtung gehört, die man von oben her verwirft, faſt ſein Lebenlang auf ſich angewieſen. Aemter, Unterſtützungen der Großen ſind ihm verſchloſſen. Wachend über die Lauterkeit ſeiner Ueberzeugungen darf er kaum nach irgend einer Seite hin Schritte zur Verſtändigung wagen. Er iſt der moderne geiſtige Proletarier, den wohl einmal ein Erfolg über die Sorgen einiger Jahre hinwegführen kann, der aber immer wieder aufs Neue bedacht ſein muß, für ſeine fernern Hilfsquellen ſelbſt zu ſorgen und ſich ſein Talent wie nur irgend möglich ergiebig zu machen.

Wer unſere Zeit mit philoſophiſchem Blick beurtheilt, wird in der Entſtehung eines ſolchen ſubtilern Schrift-

ſtellerproletariats ein tieferes Moment unſerer Entwicklung nicht verkennen. Er wird daraus Schlüſſe ziehen auf die Literatur wie auf die Zeit.

Aehnliche Erſcheinungen hatte man in der Literatur Englands im vorigen Jahrhundert, nur mit dem Unterſchied, daß dort die unruhigen Autoren zwei mächtige Parteien vorfanden, die gleichberechtigt miteinander rangen, ſich verdrängen konnten und ſelbſt wenn ſie unterlagen, von ihrer Partei mit den nöthigen Gütern des Lebens ausgeſtattet und von Denen, die mit ihnen geſtritten hatten, ſchadlos gehalten wurden. Auch Frankreich hatte eine anſtößige Literatur. Die Encyklopädiſtenſchule gehört zu ihr; aber ehe die Revolution ihre blutigen Tribunale aufgeſchlagen hatte, hielten Thron und Altar, Alles was auf Bildung Anſpruch machte, mit den Grundbegriffen der Revolution, ihren Wortführern und Propheten. Diderot bewegte ſich in der höchſten Geſellſchaft, wurde von der Kaiſerin von Rußland empfangen und beſchenkt, Rouſſeau konnte ſich vor Herzoginnen und Marquiſinnen, die ihm mit Gewalt ſein Leben auf ſeidenen Kiſſen betten wollten, nicht bergen.

Alles Das hat ſich geändert.

Wie ſehr ein liberaler Schriftſteller ein Paria der Geſellſchaft iſt, wie ſchwer es ihm wird, ſelbſt bei Erkenntniß etwaiger Irrthümer oder zu geringer Befähigung umzukehren und andere Lebensberufe zu erwählen, wie

ſehr ihn ſein Schickſal treibt, auf der Bahn eines ſolchen Wirkens und Schaffens, wie es hintennach die Kritik oder Literarhiſtorie gewöhnlich verurtheilt, fortzugehen, beweiſe ein Rückblick auf das Leben des kürzlich verſtorbenen Dichters Eduard Duller.

Eduard Duller war ein Oeſtreicher.

Ihn wie viele ſeiner Landsleute ergriff früh die Sehnſucht, mit dem Regen eines poetiſchen Dranges auch die Heimath aufzugeben und ſich von der Kraft ſeiner Flügel nach den deutſchen Gegenden verſetzen zu laſſen, wo den jugendlichen Hoffnungen Ruhm und Erfolge winken. Es drängt die bald Enttäuſchten meiſt nach Sachſen.

Duller wanderte in den dreißiger Jahren nach München. Ein gewiſſer katholiſcher, mittelalterlich geſtimmter Sinn führte ihn zur Pflanzſtätte der neuern Kunſt und engverbunden mit ſeinem Landsmann und Freunde Moritz von Schwind, der die mittelalterliche Auffaſſungsweiſe ſeiner Kunſt bis zur höchſten Meiſterſchaft ausgebildet hat, verſuchte ſich Duller in der damaligen Modepoeſie, der Nibelungenſtrophe, in dem damaligen Modedrama, dem Künſtlerdrama, in dem damaligen Moderoman, der Spindler'ſchen Romantiſirung des Mittelalters.

Es iſt nun eine gewöhnliche Erſcheinung des modernen Literatenthums, in dem wir eine charakteriſtiſche Erſcheinung der Zeit anerkannt beanſpruchen, daß man vier, fünf Jahre lang einen Scheinruhm, eine Quaſiberühmt-

heit haben kann, ja ſogar bedeutende buchhändleriſche Erfolge. Wer ſich an irgend eine Schule, eine Parteiung, auch nur an eine Mode anſchließt, findet Anerkennung und Anerkennung in jeder Beziehung. Die eigenthümliche Verfaſſung unſers Buchhandels macht es eben möglich, daß ein Verleger drei Jahre lang über das wahre Schickſal eines Verlagsartikels im Unklaren iſt. Der junge Autor zieht davon Nutzen.

Eduard Duller ſchrieb Gedichte und Romane mit immer größerm Entgelt. An günſtigen Recenſionen von Freundeshand fehlte es nicht. Er durfte ſogar eine eigene Zeitſchrift begründen. Sein Lebensloos ſchien geſichert.

Bald aber ſtellte ſich heraus, daß es auf dem poetiſchen Gebiete in Deutſchland zweierlei Literatur gibt: eine für das Publikum und eine für die Literaten.

Es iſt auffallend, wie lange es verborgen bleiben kann, daß beide Kreiſe völlig verſchiedene ſind.

Es gibt Namen, die Lebenslang nur von Denen, die ſelbſt ſchreiben, gekannt und anerkannt wurden und Niemand lieſt ſie, und andere, die Lebenslang von Denen, die ſchreiben, immer nur angegriffen wurden und Jedes, was ſie unternehmen, intereſſirt das Publicum. Zeitſchriften, die in jeder Nummer Angriffe bringen, die den Literaten von Fach amüſiren, werden vom Publikum überſehen, während Zeitſchriften, die dem Manne von der Feder langweilig vorkommen, der Leſewelt Freude machen.

Das Publikum iſt der Literatur für Literaten geradezu abgeneigt; denn faſt jede deutſche Stadt trägt ein Exemplar irgend eines ſolchen eingebildeten Journalſcribenten zur Schau, von dem man ſo viel Proben ſeines auf Nichts begründeten Beſſerwiſſens und des falſchen Effects, der im gedruckten Buchſtaben liegen kann, täglich vor Augen hat, daß man von andern Städten gleiche Vorausſetzungen macht und ſich gegen die Privatvergnügungen der Schriftſteller unter ſich ſo viel wie möglich abſchließt.

Eduard Duller hatte ſchon eine Familie begründet, als er zu der Erkenntniß kam, daß ſeine Gedichte und Romane nicht geleſen wurden.

Er hatte die achtbarſten Beweiſe von poetiſcher Anſchauung gegeben, von lebendiger Phantaſie, aber es lag ein unabweisbarer Typus von Unreife auf Allem, was er ſchrieb.

Er dictirte in wildeſter Aufregung einem Schreiber Romane, die in Allem, was ſich auf ein fleißiges Anſchauen alter Bauwerke, auf ein Blättern in alten Miniaturen und Holzſchnitten begründen ließ, in Allem, was legenden- und ſagenhaft aus dem Glauben und Träumen des Mittelalters mit unterlief, anerkennenswerth waren, die aber in Dem, was an wahrem menſchlichen Intereſſe und ſittlicher Feſſelung der Theilnahme geboten wurde, unter dem Gewöhnlichen ſtanden.

Da trat denn eine Kriſis ein, die ihm vorſchreiben mußte, ſich vorläufig auf die Journaliſtik zu beſchränken.

Die Lebensanſprüche eines ſolchen deutſchen Autors ſind ſo gering!

Eine kleine Wohnung in Frankfurt am Main, ein Gärtchen, mindeſtens ein grüner Raſenplatz mit einem Hollunderbaum, unter dem man mit einigen Freunden Cigarren rauchen, beſcheiden einem Glaſe deutſchen Gerſtentranks zuſprechen und von Krieg und Frieden auf politiſchem und literariſchem Gebiete plaudern kann, ein regelmäßiger Spaziergang um die Thore, ein gutes Leſezimmer, alle ſechs Wochen einmal eine Wanderung in den anmuthigen, quellenreichen Taunus, alle Jahre ein kleiner Ausflug einige Meilen weiter an den Rhein; dazwiſchen eine möglichſt lebhafte Correſpondenz mit Buchhändlern, Redactionen; dann noch die damalige Quälerei und Hetzjagd mit der Cenſur, auch wohl eine gekündigte Aufenthaltskarte, ein langes Mühen und Schreiben und Gequältwerden um Päſſe und Heimathſcheine — das iſt ſo das Leben eines deutſchen Schriftſtellers im 19. Jahrhundert, der ſich von Monat zu Monat, von Vierteljahr zu Vierteljahr hinarbeiten muß und ſich im Stillen nur tröſtet, daß einſt der Tod ihm doch wohl Friede und vielleicht ein Stückchen Unſterblichkeit bringen werde.

Eduard Duller hatte einen preußiſchen Lieutnant kennen gelernt, der einen großen Einfluß auf ſeine Richtung gewann.

Es war in Trier beim Beſuche ſeiner Braut, wo er mit einem jungen, ernſten, poetiſch angeregten Manne im blauen Rock mit rothem Kragen und dem ſilbernen Porte-épée am Degen bekannt wurde. Es war dies Friedrich von Sallet.

Noch war in dieſem zu jung verſtorbenen, eigenthümlichen Dichter nicht die ſpeculativ grübelnde Verſtandesmyſtik aufgegangen, die ihm ſpäter ſein Laienevangelium eingab; Sallet verſuchte ſich in kleinen epiſchen, ſelbſt ſcherzhaften Gedichten. Aber ſchon beförderte er Duller's Trennung von dem mittelalterlichen Bann, in dem dieſer bisher gelebt hatte, die Trennung von den Todtentänzen, Beguinen, Vehmbünden, Hexenſabbathen und jener ganzen chronikaliſchen Welt des Mittelalters, in der ſein älterer Freund Moritz von Schwind ſich, damals im Badnerlande lebend, an dem ſagenreichen „Mummelſee“ mit ſeinen weißen, glänzenden Mondſcheinnixen, immer mehr befeſtgte.

Duller ging zu den neuen Anſchauungen der Zeit über und ergriff mit einer ihm eigenen, mehr krankhaften als ſichern Lebhaftigkeit die damals lichtfreundliche Debatte, die Polemik um den Trierer Rock und den Deutſchkatholicismus.

Sorge um ſeine Exiſtenz trieb ihn vom theuern Frankfurt nach dem wohlfeilern Darmſtadt. Er arbeitete mit raſtloſem Eifer vom Morgen bis zur Nacht bald für eine

Zeitung, das „Vaterland“ genannt, bald für eine populäre „deutſche Geſchichte“, die er zu veröffentlichen gedachte.

Letztere erſchien auch und machte Glück. Man wird die beiden kleinen, mit vielen Holzſchnitten gezierten Bändchen kennen, die man gern ſeinen Söhnen am Weihnachtsabend zur Beſcheerung aufſtellt.

Das Mißgeſchick des deutſchen Schriftſtellers iſt aber auch dies, daß, wenn ihm einmal etwas glückt, er doch nur geringen Vortheil davon zieht. Duller hatte dieſe ſchon in vielen Auflagen erſchienene Geſchichte unter ungünſtigen Bedingungen verkaufen müſſen. Nun ruhte er nicht, dieſen Erfolg einzuholen. Er befreite ſich von Allem, was an ihm noch „belletriſtiſch“ war. Er vereinfachte ſeinen bilderüberladenen Styl, er befleißigte ſich populärer Natürlichkeit und ſchrieb Ergänzungen zu Schiller's Geſchichte des Abfalls der Niederlande, auch reiſte er nach Wien, um Materialien zu einem Werke über Erzherzog Karl zu ſammeln.

Doch dieſe ferneren Unternehmungen wollten wiederum nicht recht glücken und wieder ſtand ein raſtloſes, beſcheidenes Streben an einer neuen Kriſis. Ewig die Feder führen, Bogen auf Bogen füllen, wer erträgt das! Wer ſehnt ſich nicht nach einem Augenblick, wo endlich nur der Genius, nur der gereifte, geläuterte Geſchmack die Feder führt, nur das Gefeilte, Gelungene, vielfach Geprüfte in die Oeffentlichkeit tritt! Auch unſer Duller ſah ſich um,

ob Niemand ihm eine helfende Hand bot, ob er ewig nur allein auf ſich angewieſen ſein ſollte, ob Niemand von Denen, die reich und mächtig ſind, an ihm überſehen würden, daß er zu Denen gehörte, die für die Bewegung geſchrieben!

In Darmſtadt war manche Gelegenheit, ſeinen beſcheidenen Anſprüchen entgegenzukommen. Man gab ihm das Zeugniß eines achtbaren, gutmüthigen, freundlichen Mannes, der ſich edel und rein ſeinen bürgerlichen Namen erhielt. Allein er ging mit den Deutſchkatholiken! So verſchloß ſich ihm jeder Beiſtand, jedes Entgegenkommen.

So wurde Eduard Duller getrieben, ſich nun ganz nur noch an ſeine nächſten Geſinnungsgenoſſen anzuſchließen.

Er unterwarf ſich einem Candidatenexamen und wurde deutſchkatholiſcher Pfarrer.

Nirgends aber wollte man ihn beſtätigen, in Darmſtadt, in Mainz nicht. Endlich fand er, müde und krank, in Wiesbaden ein Aſyl. Er raffte ſeine letzte Kraft zuſammen, eine umfaſſendere deutſche Geſchichte zu ſchreiben. Zwei Bände des fleißigen, warm und edel gehaltenen Werks ſind erſchienen.

Mitten in der Ausarbeitung dieſes ſogleich von zwei Concurrenzwerken (Pfaff und Venedey) bedrohten und vorzugsweiſe nur von der Minorität ſeiner Geſinnungsgenoſſen unterſtützten Werkes kam der ihn ſchon lange umkreiſende Tod immer näher und näher.

Er ſtarb wie ein Schriftſteller des 19. Jahrhunderts ſtirbt, mit der Feder in der Hand, mit dem letzten Correcturbogen ſeines gerade im Drucke befindlichen Werkes auf der Decke ſeines Krankenlagers, mit dem letzten ſchmerzlichen Seufzer des zurückſinkenden Hauptes und zuſammenbrechenden Körpers: Ich kann nicht mehr!

Wenn ihr nun wieder ſo allgemeine und Alles in Allem zuſammenfaſſende Verurtheilungen der neuen Literatur leſt, wie deren genug geſchrieben werden, ſo vergegenwärtigt euch den Lebenslauf eines ſolchen im Alter von 45 Jahren abſcheidenden braven, liebevollen, kindlichen Gemüths und eines wahrhaft „armen Poeten“ und aus dem dunkeln Walten der Zeit wird euch Manches in anderm Lichte aufgehen, als man es in den grellen Gaslaternen unſerer Literarhiſtoriker angeſteckt findet.

Digitized by Google

III.

Was ſich der Buchladen erzählt.

Weihnachten war vorüber.

In dem Gewölbe eines Berliner Buchhändlers war endlich Ruhe eingetreten.

Die Struwwelpeter, die goldgeſchnittene Lyrik, die Laienbreviere und Chreſtomathieen waren verkauft und der Reſt gewann jetzt Zeit, über ſich ſelbſt Betrachtungen anzuſtellen.

Neujahr ſtand vor der Thür. Die Remittenden rüſteten ſich, Abſchied zu nehmen von dem einjährigen traulichen Beiſammenleben mit den gangbaren Artikeln und einer großen Anzahl beſtäubter und vergilbter alter Ladenhüter. Da iſt es kein Wunder, daß eines Abends, als die Thüren geſchloſſen, die Gaslampen erloſchen waren, die Bücher vor innerſter Anregung Sprache gewannen und natürlich Anderſens Märchen die nächtliche Unterhaltung eröffneten.

Reden, Euch ausſprechen, weinen, jubeln wollt ihr, ſagte der illuſtrirte, ſchön gedruckte Klein-Quartband, und wer kann Euch daran hindern, ſeitdem ich von meinem Vater auf die Welt geſetzt bin! Ich habe ja zuerſt alles Lebloſe mit Empfindung und Sprachwerkzeugen begabt.

Meine redenden Stopfnadeln und Laternenpfähle haben Aeſop, Phädrus und Caſti aus der Fabelwelt in den veralteten Stall der redenden Thiere gebannt. Laſontaine iſt eine alte Baſe, eine alte Mère Oye gegen uns, die wir Fabel und Märchen verbunden haben und Alles reden ließen, die Blumen und die Sterne, die Bäume und die Winde, die Strumpfbänder, die Halskrägen, die Glasſcherben, die Koffer und die alten Gummiſchuhe. Rede jetzt du altes Schreibepult mit eingeſchloſſenen Dichter-Manuſcripten, rede, du leere Kaſſe, die alle Geheimniſſe der Literatur kennt, redet ihr doppelten Strazzen, redet ihr Steh- und Hängelampen! Anderſen gab Euch Redefreiheit, ſprecht Euch in Eurer Wehmuth und Euren lyriſchen Empfindungen aus und denkt, wie der Vater aller allegoriſchen Erzählungskunſt, Marcus Menenius Agrippa, bei Shakespeare ſagt . . . Wie heißt die Stelle?

Sogleich ſäuſelte in der Nähe ein Stimmchen:

„Ich kann den Bauch ja lächeln laſſen, denk' ich, ſo gut wie ſprechen —“

Es war die Schlegel'ſche Ueberſetzung des großen Britten, ergänzt von Tieck, die dieſe gelehrte Anmerkung machte.

Bravo! riefen Anderſens Märchen. Das geht ja ſchon prächtig! Folgt nur meinem Beiſpiele! Plappert und plaudert, wie Euch der Schnabel gewachſen iſt!

Anderſens Märchen brauchten dieſe Aufforderung nicht zweimal auszuſprechen, als ſchon ein ſolches Durch-

einander von Redeluſt hörbar wurde, wie es die alten Mäuſe und Ratten des Büchergewölbes nicht einmal am Tage von den Menſchen hier vornommen hatten. Nicht bloß zu reden fing dieſe Bücherwelt an, ſondern ſogar ſich zu bewegen, frei und lebendig, nicht automatenhaft, ſondern tanzend und ſpringend, wer leicht und behend, brummend und murrend, wer mit Bindfaden am Vollgenuß ſeiner Ungebundenheit gehindert war. Das dehnte ſich, das ſprengte ſeine Feſſeln, das lief die Bücherleitern auf und ab und Anderſens Märchen lachten und klaſchten in die Hände und riefen:

Wenn die Ratten und Mäuſe, die Motten und die Schaben nur nicht eiferſüchtig werden und auf die Straße laufen und die Wächter, das Schutzamt oder den General Wrangel holen; oder haben wir keinen Belagerungszuſtand mehr?

Nein! rief eine kräftige und rhetoriſch, ja dramatiſch gebildete Stimme, nein, wir ſind in unſerm Rechte! Belagerungszuſtand hin, Wrangel her, wir dürfen mitſprechen. Das iſt nicht nur die Maierrungenſchaft der Poeſie, ſondern ſogar eine Märzerrungenſchaft der Politik!

Die Bücher lachten wie über einen Kalenderwitz. Die noch unverkauften komiſchen Kalender wandten ſich auch ganz verdrießlich und wollten ſehen, wer ſich da erlaubte, in ihre Vorrechte zu greifen und über die Märzerrungenſchaften zu ſprechen.

Der Sprecher war ein dünnes, aber ſehr langes und breites Büchlein, das man vom Rücken aus in ſeinem Titel nicht erkennen konnte. Denn die ſchönſten Titel tragen dieſe Herrſchaften von Gold auf dem Rücken, wie die Menſchen die Orden auf der Bruſt und nur ihre Zöpfe auf dem Rücken. Dies Büchlein hieß: Gans von Puttlitz: Was ſich der Wald erzählt.

Kaum hatte dieſes Buch ſeinen Witz gemacht und die Converſation gleichſam eröffnet, ſo hüpften eine Menge kleiner Miniaturausgaben deſſelben Werkes, mit Goldſchnitt geziert, luſtig herbei und gruppirten ſich mit ihrem Bruder, der größeren Octavausgabe, zu einer behaglichen und wie von Regiſſeurshand geordneten Situation.

Die Octavausgabe von: Was ſich der Wald erzählt, begann:

Wir ſind in unſerm Rechte! Seit Anderſen die Weihnachtsbäumchen ihre Geſchichte hat erzählen laſſen, ſeit ſelbſt der Ball und der Kreiſel, die Häringsköpfe und die Nußſchalen bei unſerm Vater Sprache gewonnen haben, iſt uns das Wort gegeben. Der Wald ſpricht, die Flur ſpricht! Nicht wie bei den alten Dichtern, der Menſchengeiſt, angeheimelt von Wald und Flur. Das iſt abgeleiert! Nein jetzt reden die Brenneſſeln, die Thymianpflanzen, die alten Eichenſtrünke, die abgebrochenen Zweige, die Gärtnerſcheeren, die Gießkannen, das Unkraut, die Maulwurfshügel, Alles durcheinan-

der hat Sprache und wenn Ihr Muße habt zuzuhören . . .

Zuzuhören? riefen hundert Stimmen durcheinander. Wir wollen nicht zuhören! Wir können ſelber ſprechen! Wir ſind dazu da, um uns hören zu laſſen, nicht um ſelber zu hören. Die Menſchen ſollen uns hören, die Menſchen ſollen ſchweigen, die Menſchen ſollen uns . . .

Kaufen! warf eine Stimme dazwiſchen, die von einer Ecke am Fenſter herüberkam. Es war ein Ton faſt wie der des bekannten Müllerthiers. Man blickte hinüber auf das Pult des Buchhändlers. Der Sprecher, der dieſe trockene Anmerkung gemacht hatte, war der letzte Meßkatalog, der ſich, um ſein ruhiges Trotten von und zur Mühle der Induſtrie auszudrücken, gewöhnlich in das bekannte Graublau jenes Thieres kleidet, deſſen Sprechen nur zu Bileams Zeiten auffallen konnte, während jetzt bei unſern Dichtern nicht nur die Eſel, ſondern ſogar die Mehlſäcke ſprechen dürfen.

Der Einfall des Meßkatalogs erzeugte ſoviel Heiterkeit, daß die kleinen Miniaturausgaben im Uniſono für ihren Bruder in Octav Redefreiheit durchſetzten und es von allen Seiten zuſtimmend erſcholl:

Was ſich der Wald erzählt, hat das Wort!

Etwas empfindlich ſagte nun der unterbrochene Sprecher:

Ich bitte ſehr um Entſchuldigung, wenn ich die doch

ausnehmend langen Ohren des graublauen Herrn, der eben vom Kaufen geſprochen hat, durch Hören zu ſehr in Anſpruch nehme. Ich wollte nur eine Theorie, eine Kunſtanſicht ausſprechen, eine Idee durch Beiſpeile erörtern. Gibt es z. B. etwas Sinnigeres, als wenn Einer die Elegie eines abſterbenden Baumes dichten wollte, in deſſen oberem Gezweige ſich die ſogenannte Miſtel feſtgeſetzt hat? Der Baum ahnt zu ſterben. Da kommt der Gärtner und ſchneidet nicht nur die Miſtel, das tödtliche, klebrige Schlinggewächs aus den Zweigen heraus, ſondern auch die ſchon halb vertrockneten Zweige, ſtutzt die Krone des Baumes und rettet ihn.

Rettet ihn! wiederholte ein Chor von Stimmen in ſonderbarer Betonung. Es war wie auf Commando. Rettet ihn! Es klang wie das Hurrah! eines Bataillons. Man ſah ſich nach den gut einexercirten Stimmen um. Es war ſämmtlicher Alexander Duncker'ſcher und Decker'ſcher Geheimer Oberhofbuchdruckerei-Verlag. Rettet ihn! wiederholten fünfzig politiſche Broſchüren über die Märztage. Das iſt die ſchönſte Allegorie auf die rettenden Thaten, die ſinnigſte Verherrlichung des Miniſteriums der Kraft, das uns durch den Gärtnerſchnitt des neunten Novembers von der Miſtel der Demokratie befreiet hat! So ſprachen beſonders die Rundſchauen des Herrn von Gerlach und die politiſchen Reden des Herrn Profeſſor Stahl.

Dieſe Einmiſchung der Politik in den Jubel des Buchladens war jedoch ein Mißton, der die Ausſicht auf harmoniſche Uebereinſtimmung bedenklich ſtörte. Denn wenn auch keine republikaniſchen Schriften zugegen waren (hatte man doch mehrere erſt kürzlich auf das Pult des Staatsanwaltes entfernt), ſo waren die vernünftigen Mittelparteien doch ziemlich ſtark vertreten und trotz der eifrigſten Unterſtützung durch die Geibelſchen Gedichte, durch Thekla von Gumpert, die Perle der Tage, durch Fräulein Amaranth, Scheerenbergs Waterloo und Ligny ſogar, konnte Was ſich der Wald erzählt nicht mehr durchdringen und das Mährlein von der Miſtel und der Buche blieb trotz der Ausſicht einer bei Puttlitz vorauszuſetzenden feinen theatraliſchen Converſationsdarſtellung unvorgetragen.

Es trat nun ſchon, wie vorauszuſehen war, eine gewiſſe kühle kritiſche Stimmung im lebendiggewordenen Buchladen ein.

Der Wächter hatte zwölf gerufen. Der Mond ſchien geſpenſtiſch durch ein oberes Luftloch der Fenſterladen, die Mäuſe regten ſich ſchon wieder und wollten Aeſop und Lafontaine in ihre alten Rechte einſetzen, eine Katze ſang in der Ferne elegiſche Cantilenen, der Gaslampengeruch ſetzte ſich ſchwer auf die Lungen der gelehrten Bücher, ſo daß einige in den untern Verließen aſthmatiſch zu keuchen anfingen. Auch der Staub war in Wolken

aufgeſtiegen vor all' der Beweglichkeit und ſeine Atomchen prickelten und biſſen in die Augen der Bücher und wollten eben auch Leben gewinnen, wie ja durch die neueſte Poeſie Alles lebt und webt und auch der Staub ſatyriſch werden durfte. Beſonders wollten die kleinen, faſt unſichtbaren Dämchen, die Staubatome, auf die eleganten Bücher zu, die in Goldſchnitt gebundenen. Aber die fächerten und wedelten und puhſteten und verbaten ſich die Zumuthung, als wenn auch ihnen das allgemeine Schickſal der Bücherwelt drohen könnte. In dieſen mannichfachen ärgerlichen Reibungen, wo die einen Bücher ſtolz und kalt an einander vorüber promenirten und die Modewerke die andern Ladenhüter kaum eines Blickes würdigten, ſchlug die Ladenuhr Eins und die Wirkung dieſes nachdrucksvollen Eins war eigenthümlich. Aus einem entfernten Winkel ſprach eine angenehme, aber ernſte Stimme:

Den Muſen ſei Dank! Der Uebermuth der Zwölf-Auflagen-Bücher wird ſich legen und mit dem Glockenſchlag Eins ſoll nun auch einmal die Remittende zu Wort kommen!

Dieſe Worte, ſo einfach ſie klangen, machten Aufſehen. Die ſtolzen Modebücher ſahen ſich verächtlich um. Es war dies die Stimme eines einfach brochirten Trauerſpiels in fünf Aufzügen geweſen, das ſo unglücklich war, in der Provinz verlegt worden zu ſein und hier gerade ſo naiv ſtand, wie es gekommen war,

ungeleſen, „unbeſchmutzt“, nicht einmal an der Seite aufgeſchnitten.

Das Trauerſpiel trat hervor und wuchs, als ſtünde es auf dem Cothurn. Der unheimliche, gewaltige Ton dieſer tragiſchen Brochüre, mit der ſie jetzt ihren Namen ankündigte, ſchlug den durch einander geplapperten einaktigen Converſationsdialog nieder und faſt erſchreckt ſprangen alle kleinen Miniaturausgaben, alle neueſten Claſſiker, alle Märchenerzähler, alle illuſtrirten Kinderſchriftſteller, alle „Perlen der Tage“ hinter die ſchützenden Fenſterſcheiben des eleganten Schrankes, in dem ſie vorzugsweiſe thronen durften.

Das unverkaufte, am zweiten Januar zu ſeinem Verleger zurückwandernde Trauerſpiel ſprach markerſchütternd folgende Rede:

Ja, es iſt wahr, ihr bunten Springerchen, ihr Waſſerphaläne, ihr Paradiesvögel mit bunten Federn ohne Beine, es iſt wahr, daß jetzt Alles redet, nur der Menſch nicht mehr! Die Thatſachen ſogar, die Begebenheiten der Geſchichte ſind ja ſtumm geworden oder ſprechen zu leiſe für die Ohren der Staatenlenker. Aber die Weihnachtsbäumchen reden, die Thymianpflanzen, die Laternenpfähle und Häringsköpfe! Ich will gar nicht in Abrede ſtellen, daß ein Laternenpfahl, richtig verſtanden, eine bedeutſame, welthiſtoriſche Sprache ſpricht, ebenſo wie ein Häringskopf; aber ſogar die metallenen Zungen, die nach Meiſter

Shakſpeare die Tuba und Drommete im Munde hat, die reden Euch ja nicht einmal mehr von Krieg und Frieden, Völkerſchlachten und Völkergerichten . . . Ihr laßt eine Drommete reden. Wovon? Ein Mährchen! Die Drommete in der jetzigen Poeſie weint über ihre Buckel und Beulen oder ſie jubelt über Kirchweihländler, die ſie zu Euren Dorfidyllen zu ſchmettern hat, oder ſie bläſt Euch eine Geſchichte vom Grab und von der Hochzeit und von der Kindtaufe! Weichliches Geſchlecht! Kindiſcher, läppiſcher Geſchmack dieſer Tage! Iſt das noch die deutſche Literatur in ihrer alten Größe und Würde? Iſt das noch die Literatur der Gedanken, der Anſchauungen, der nach Bewährung ringenden Lebensformen? Das Uebel fängt jetzt ſo an: Ich habe ſie hier geſehen, die Käufer, die in dieſen Feſttagen kamen, ich habe ſie beobachtet von meinem einſamen Verſtecke aus. Da kamen erſtens die Frauen und ſuchten für ihre Kinder die ganze Struwwelpeterei unſrer neueſten pädagogiſchen Literatur! Je dümmer, je lieber; je läppiſcher, deſto mehr jubelte ihr gerührtes Herz. Wo iſt die Zeit hin, wo man den Kindern Hermann und Thusnelde, Rom und Griechenland, Klänge des Bardenhains ſchenkte? Die reactionäre Exaltation, ſah ich, kaufte den idealiſirten preußiſchen Zopf mit dem tauſend Ellen langen Bande nicht endender bornirtpatriotiſcher Reminiscenzen, die Weichlicheren wollten nur Chriſtbäumchen, nur Lichterchen und Lämmerchen, Legenden und die

pimpelnde Romantik dieſer Tage, mit der ſich auch unſre Maler mehr wie billig verſündigen; die Maſſe endlich kaufte das abſolut Dumme: den Tolpatſch, den Hopp-Hopp, das kleine Petermännchen! Schöne Generation, die da heranwächſt! Die, die hier etwas kaufen können, ſind die Beſitzenden. Wie vermieden ſie Alles, was nur irgend mit dem Ernſte der Zeit zuſammenhängt! Wie reif machen ſie ihre Kinder, einſt in jener furchtſamen Patent-Literatur da in dem Glasſchranke ihre Ideale zu finden! Glatte, charakterloſe Lyriker, prahlt da nicht mit Euren Auflagen! Ihr Volksgeſchichtler, bildet Euch nicht ein, daß der Kenner Eure Manierirtheit und Poeſiehaſcherei nicht durchſchaue, die Wahrheit Eurer Berichte nicht längſt bezweifeln mußte und Euren Darſtellungen längſt das Kreuz des beſſeren Geſchmacks geſchlagen hat! Ihr ſchriftſtellernden Weiber, warum lieſt man Eure Romane? Weil die, die Zeit zum Leſen haben, ſich vor der Weltanſchauung der Männer fürchten und nicht den Muth haben, einem denkenden Autor ins Auge zu blicken! Ihr Salonromantiker, die ihr eine einzige Situation zu einer Novelle auspinſelt, die in bunten Farben wie ein Kaleidoscop ſchimmert, und nichts ausdrückt, als ein gelecktes Bildchen, eine mit Millionen Pinſelſtrichen aufgeſtutzte Studie! Thränen malt ihr und reicht ſie im Salon umher, daß man die Emaille daran bewundert! Die Blume und ihren Duft ſchildert ihr, aber ſo überſchwänglich, bis jenes

Patſchouli zu Stande kommt, das doch allein nur die Naſen Eurer Gönnerinnen kitzeln kann! O über dieſe Fülle von Poeſieſucht und eingebildetem Werthe! Eine Kritik iſt nicht mehr da. Der Buchbinder iſt die Kritik von heute. Der Buchbinder kritiſirt durch das, was er in größerer Eleganz einbindet. Der Holzſchneider kritiſirt durch das, was er illuſtrirt. Zuweilen trifft dieſe Auszeichnung noch das Verdiente. Noch öfters kommt aber das Unverdiente ſchon mit der Gunſt des Buchbinders und Holzſchneiders zur Welt. Elende Gedichte bieten ſich gleich in erſter Auflage ſchon geputzt in Eurem Glasſchrank dem Käufer dar! Lenau, Platen, Heine, werft doch dieſe frechen Dirnen hinaus, die ſich dort unter Euch aufſtellen laſſen, weil ihr Kuppler, der Verleger, ſagt: Das Publikum iſt dumm, es kauft, was ſchön ausſieht; Ihr ſeid häßlich, ich mach' Euch aber ſchön! O dies ganze Geflunker! Dieſe Süchtelei! Dies Idealhaſchen! Der Wald erzählt! Die Märchenwelt ſpricht! Tannenbäumchen redet, Chriſtkindchen ſäuſelt, Vögelſtimmchen wispert — was ſchwatzt und zwitſchert da nicht alles durcheinander, gedankenlos Ueberliefertes verwäſſernd, alte bewährte Einheitsſtimmungen an Rollen vertheilend und reproductiv das Längſtvorhandene neu in Scene ſetzend! Ein neuer großer Gedanke iſt noch nicht in Euren Glasſchrank ſeit zehn Jahren gekommen: es ſind die alten bekannten Thatſachen, von Nachahmern breitgetreten! Die Kritik hat Euch dieſen Glasſchrank nicht ge-

ſchenkt. Die Kritik iſt in die Dienſte der Zeitungsbedürfniſſe und der Politik gegangen und ſchweigt leider überall in Deutſchland, während Wien und Berlin ſich mühen, einer ſcheinbar neuen poetiſchen Auffaſſung durch Schleichwege den Durchbruch zu bahnen. Aber es iſt die verwerflichſte, die einſeitigſte! In Wien ſoll ganz die geharniſchte Kraft, in Berlin ganz die zerfloſſene Milde herrſchen! Von Wien aus wollen ſie nur die Titanen mit Simſonskeulen, von Berlin aus nur die Kinder mit goldenen Engelsflügelchen! Und die kleinen Däumchen kommen mit ihren Siebenmeilenſtiefeln noch weiter als die ungeſchlachten Schlagadodros. Während dieſe letzteren aus Uebereiz oder angeborner Ohnmacht in einem todesähnlichen Starrkrampf verſunken liegen, umknixt und angebetet von einer Coterie, die Jedem, der ſich dem Allerheiligſten nähert, in den Feuilletons der Wiener Zeitungen zuruft: Fort! Hier ſchlummert die Poeſie der Zukunft! ... haben jene mit allen ihren Däumlingsbrüdern bereits die Gegenwart, beſonders die weibliche, gewonnen und ein Genebel, ein Gefaſel und Geſüßel in Geſchmackſachen erzeugt, das die geringe Empfänglichkeit, die ſich noch für die ſchöne Literatur findet, vollends entnervend umſpinnt und das kleine Capital, das ſich noch von Theilnahme und leidlichem Schwung vorfindet, dem Manierirten und dem Ausgeknöchelten überantwortet. Die Arabeske hat den Sieg über die kräftige Zeichnung davon getragen, das

Dämmergefühl über die klare Empfindung, der Mond über die Sonne, das Ach! und das O! der naiven Unzurechnungsfähigkeit über den ernſten, ſtrengen Gedanken, der Neues ſchafft und ſollt' er dieſe Zeitgenoſſen auch mehr ärgern, als ſie in ihrer Weichlichkeit befriedigen und zu dem Entzücken hinreißen, ſich in ſeiner Schwäche nur ſelbſt abgeſchildert wieder zu finden.

So ſprach das unbeachtete Trauerſpiel.

Die Remittenden klatſchten natürlich Beifall. Auch murmelten Antheil einige unparteiiſche Neutrale von dem Brete her, wo die geſammelten Werke von Schiller, Goethe, Jean Paul, letzterer beſtäubt genug, aufgereiht ſtanden. Aber was half das gegen den Uebermuth im Glasſchranke! Da machte man Einwendungen, ſpöttelte, witzelte, ſang Lieder auf ſeine Unſterblichkeit, walzte dabei und lud, von oben ſich herabbeugend, ſpöttiſch die armen Remittenden zu Gaſte und zu einem Balle bei ſich ein.

Die Remittenden ſagten aber, ihnen wäre nicht ballmäßig zu Muthe. Ja einige handfeſte wiſſenſchaftliche Werke ſtreiften die Arme auf und ſchienen nicht undeutlich zu verſtehen zu geben, daß es ihnen zum Abſchied von dieſem Laden, wo ſie ein Jahr lang unbeachtet hätten ſtehen müſſen, auf einen Fauſt- und Boxkampf nicht ankäme.

Darüber erſchraken die eleganten Herrſchaften oben mächtig und flüchteten ſich in ihren Glasſchrank zurück

mit Sehnſucht auf den Anbruch des Morgens, der ſie von dieſen gefährlichen Drohungen befreien ſollte. Die Remittenden nutzten aber den Augenblick. Ihr Zorn war zu aufgeregt, der Unmuth zu herausgefordert. Sie thürmten ſich immer höher zu dem eleganten Glasſchrank empor und faſt hätte es ein Unglück gegeben, wenn nicht plötzlich aus dem Gewühl der Tagesliebling der deutſchen Nation ein ſtämmiges Weſen mit breiten Schultern hervorgeſprungen wäre und in einem rauhen Schweizerdialekt gerufen hätte:

Behüt! Wer rebellirt do? Wer wagt hier eppes gegen uns Lieblinge des tütſchen Volkes? Kennt ihr mich nicht? Zittert! Ich bin die Käſerei in der Vehfreude!

Und kaum hatte die breitſchultrige Perſon dieſe Herausforderung ausgeſprochen, als auch ſchon Uli, der Knecht, mit einer langen Peitſche, Uli der Pächter, mit einem Gurtmeſſer und eine Menge andrer gefährlicher Bauern und beliebter Kothſaſſen herbeiſprang, um die Käſerei in der Vehfreude zu unterſtützen.

Dieſe ſtand da wie eine Majeſtät des Buttertroges. In der einen Hand den Milchſtampfer, in der andern eine Menge in der Eile ihr gleichfalls zugeflogener Kritiken und Kunſturtheile, die alle für die Herrlichkeit dieſer Werke dem deutſchen Volke ihren Geſchmack verpfändet hatten. Es roch dabei ſo nach Butter, ſo nach Eiern, Käſe, Kuhmiſt, daß man nicht mehr in einem Buchladen, nicht auf

der Vorhalle des Parnaſſes, ſondern auf einer duftenden Holländerei oder in einem Käſekeller zu ſein glaubte. Und Julian Schmidt's Geſchichte der Romantik trat hervor und bewies als Herold in bunter, vielfarbig zuſammengeklebter Tracht, daß die deutſche Literatur allerdings durch die Holländerei und dieſen Käſekeller hindurch müſſe, um zur Claſſicität zurückzukehren.

Dann aber änderte ſich die Scene. Sei es nun, daß ſich die Schweizer Bauernburſche zu keck hervorgewagt oder auch die neuen Landsknechte und Commisvoyageurs F. W. Hackländers, die ſich der modernen Volkspoeſie anſchloſſen, beim Rauchen ihrer Cigarren und Erzählen ihrer Schnurren das Gleichgewicht verloren; die Geſchichte der Romantik prallte zurück und die Käſerei erhielt einen ſolchen Fußtritt von unten her, daß das ganze Glasgehäuſe der auserwählten Tageslieblinge eine Erſchütterung ſpürte und in Zittern und Zagen gerieth.

Der Fußtritt kam von einem Manne her, der ſich aus dem unterſten, beſtäubteſten Repoſitorium erhoben hatte, die Bindfäden, die ihn zuſammengepreßt hatten, auseinanderriß und zornfunkelnd in dem erſchreckten Buchladen mit aufgeriſſenen Augen da ſtand. Dieſer Herr ſah entſetzlich veraltet aus. Er hatte eine Jagdkappe à la Münchhauſen auf, lederne Hoſen an und einen zeiſiggrünen Leibrock mit langen endloſen Schößen. Die Weſte war geblümt, eine Halskrauſe, zierlich gefältelt, ſaß auf der Bruſt, das

Halstuch war loſe umgeſchlungen, das Haar endete in einem Zopf und aus den Rockſchößen hing eine Meerſchaumpfeife hervor mit langen Troddeln. Der alte Herr ſchnitt die grimmigſten Geſichter und bediente ſich für das Folgende und Alles, was er hervorbrachte, des edelſten, reinſten, hochmeißneriſchen Dialektes.

Ihr Bauernlümmel! ſagte er. Kennt ihr mich nicht? Ich heiße: Meißners Skizzen und bin meine hier vergeſſene fünfte Auflage, gedruckt anno 1796!

Die Bücher ſahen ſich verdutzt an, Niemand wußte in dem eleganten Schranke etwas von Meißners Skizzen. Dieſe fuhren fort:

Auguſt Gottlieb Meißner aus Bautzen in der Oberlauſitz, Kurfürſtlicher Hofrath, wie auch Profeſſor der ſchönen Künſte an der Univerſität zu Prag!

Alles ſchwieg. Die Remittenden fingen zuerſt über den ergrimmten Mann ein wenig zu lächeln an. Der alte Herr in ſeinem Zopf ſah gar zu poſſierlich aus, ließ ſich aber nicht ſtören.

Neben Herrn Schiller und Herrn Goethe, kreiſchte er, erlebte ich Auflage über Auflage. Ich verwäſſerte die Geſchichte, wie Einer! Ich romantiſirte das Alterthum, wie Einer! Ich war der Liebling meiner Nation! Wieland, ich und Kotzebue, wir beherrſchten unſre Zeit mehr, als der Herr Profeſſor Schiller und der Herr Doktor und Geheimbde Rath Goethe! Habt ihr Meißner geleſen?

Meißner aus Bautzen! Meißners Alcibiades, Meißners Bianca Capello! Meißners Skizzen! Meißners ....

Hier erſtickte der Zorn die Stimme des alten Herrn und ein tiefer Unkenruf ließ ſich hören, der von Fouqué's Undine kam. Ein ſchmerzliches Miauen kam auch von Hoffmanns-Kater Murr und alle andern vergeſſenen Modeſchriftſteller ſeufzten, daß das Beiſtimmen zum Erbarmen war. Auch Jean Paul, der der beſtäubteſte war und eine Ahnung von Dem hatte, was ſogleich zum Schluſſe dieſer Buchladenunterhaltung Profeſſor Gervinus ſprechen wird, ſeufzte und ſagte:

Meißner, beruhigen Sie ſich! Beſter! Sie ſind ein Eſel! Ihre Zeit kommt nicht wieder! Meißner, gehen Sie zu Bett! Schlafen Sie aus! Schlafen Sie, Kurfürſtlicher Hofrath bis zum jüngſten und bis zum Auferſtehungstage!

Jean Paul hatte wenigſtens Humor und Humor iſt Salz und Salz erhält, Salz ſichert vor gänzlichem Untergang. Die andern alten Modeſchriftſteller aber weinten und der Skizzen-Meißner legte ſich wieder in ſein Makulaturparterre voll Wehmuth und ſo bitterſten Kummers, daß in dem eleganten Glasſchranke die Bücher eine große Angſt überfiel und auch da ſchon, in gewiſſem Vorahnen, mancherlei Heulen und Zähnklappen vernehmbar wurde.

Gervinus aber, der Fünfbändige, ſprach folgende Worte:

Zu allen Zeiten, lieben Freunde, hat in der deutſchen Literatur die Manier momentan über die wahre Kunſt und die wahre literar-hiſtoriſche Entwicklung den Sieg davongetragen. Das originell Scheinende macht anfangs immer Glück. Bald aber ermüdet das Publikum, dem man mit Manierirtheit nicht dauernd imponiren kann. Goethe und Mancher mit ihm ſtand einſam. Goethes Schriften wurden allezeit nur von Wenigen geleſen, während Muſäus, Wieland, Meißner, Kotzebue die glänzendſten Erfolge erndteten. Beſonders liefen Wien und Berlin immer nur der Mode, dem Manierirten und Gemachten nach und ſträubten ſich am hartnäckigſten gegen Alles, was nicht für ihren künſtlichen Horizont berechnet war. Nur das erhält ſich was ohne aparten Beigeſchmack iſt. Die Einfachheit, ja Nüchternheit Goethes und Leſſings wird über alle Ueberſchwänglichkeiten der alten Romantik und nun gar erſt über die Nachgeburten der neuen den Sieg behalten.

Darauf wurde es ſtill.

Die aufgeregten Leidenſchaften ſchwiegen. Die Bücher begaben ſich zur Ruhe. Am Morgen wußte die Magd, die den Laden kehrte, nicht, wo all der Staub herkam. Sie mußte dreimal mehr Waſſer verſpritzen, als ſonſt, um dieſe Spuren einer Anderſen'ſchen Mährchennacht zu beſeitigen. Die Commis kamen und machten Fakturen und Rechnungsabſchlüſſe. Der Principal wunderte ſich,

daß der Meßkatalog nicht an der Stelle lag, wo er ihn Abends hingelegt hatte. Es war ihm immer das verdrießlichſte Buch, weil das Einzige, das jeder Buchhändler ſich kaufen muß, ohne es anders als gratis abſetzen zu können. Doch blätterte er lange darin. Einer ſeiner beſten Kunden hatte nämlich jenes Trauerſpiel beſtellt, das ſich in der Nacht ſo nachdrucksvoll ausgeſprochen hatte. Er kannte es gar nicht, zweifelte, ob er es beſaß. Es währte lange, bis man es mit Hülfe der Commis und Lehrlinge fand. Endlich wurde es entdeckt, einballirt und zu jenem Kunden geſchickt, der es vor dem Schickſal der Remittenden bewahrte.

Daß es jener Kunde mit Entzücken las, es einem berühmten Künſtler zur Darſtellung empfahl und ihn beſtimmte, es nächſtens dem Publikum vorzuführen, dem es noch gewaltiger reden wird, als es zu den von Buchbinderhand glänzend gefaßten Modebüchern des Tages ſprach, gehört nicht mehr in unſer Mährchen. Wir wollten, da jetzt Alles ſpricht, nur berichten, was in jener Nacht vor Neujahr ſich auch einmal „der Buchladen erzählt“ hat.

IV.

Wirren der Zeit.

Die geiſtige Bewegung.

Zu allen Zeiten gab es in der Geſchichte neben den großen Begebenheiten des Zufalls und den Beſtrebungen des perſönlichen Ehrgeizes noch eine *große Strömung der Gemüther*, die neben den geſchichtlichen Thatſachen den Epochen ihren wahren Ausdruck verlieh.

Unabhängig von der Politik, regelte dieſe Strömung die Politik.

Von Moſes an, der ein Geſetzgeber für Zuſtände war, die ſich factiſch faſt von ſelber machten, von allen den mythiſchen Namen an, die nur als Geſetz zuſammenfaßten, was ſich durch die Sitte inzwiſchen als nothwendig gebildet hatte, bis zur neueſten Zeit, immer gab es neben den großen Thaten und Ereigniſſen, die von Perſonen oder dem Zuſammenſtoße der Völker herrührten, geiſtige Strömungen des Univerſalgeiſtes der Menſchheit.

Wenn man ſagen wollte, daß jede Periode der Geſchichte ihren *Zeitgeiſt* hatte, ſo würde dies Wort noch nicht vollkommen ausreichen. Der Zeitgeiſt iſt ſehr oft nur ein Schleppenträger der großen Begebenheiten ge-

weſen. Wenn Goethe den Geiſt der Zeiten „der Herren eigenen Geiſt, der in den Zeiten ſich beſpiegelt“, nannte, ſo weiß man, daß an dieſem wie an ähnlichen Sprüchen ſich nur eine unverbeſſerliche Kaſte des geiſtigen Hochmuths erfreut, deren Reihe von Tag zu Tag ſich in Deutſchland lichtet; aber daß der Zeitgeiſt der Mode huldigt, daß er nach der Sonne des Glücks, nach der Kraft der Erfolge geht, werden wir durch die tägliche Erfahrung belehrt. Dem Zeitgeiſte ſind die größten Märtyrer geopfert worden, der Zeitgeiſt war in Irrthümern befangen, die ſpäterer Erkenntniß weichen mußten; man gedenke nur der Begriffe, die das Mittelalter als ſich von ſelbſt verſtehend hinnahm und ſelbſt in Sachen der willkürlichen Gewalt und des Blutes in der Ordnung fand. Der Zeitgeiſt brachte Vieles mit ſich, was die vorhin angedeutete große Geiſtesſtrömung verwerfen mußte. Dieſe Geiſtesſtrömung iſt vielleicht noch etwas Höheres, als was Tacitus im Gegenſatze zur leidenſchaftlichen Willkür und zum täglichen Rechtsbruche ſeiner Zeit „Säculum“, das Jahrhundert, nannte. Sein Säculum opferte mit voller Zuſtimmung der „öffentlichen Meinung“ die erſten chriſtlichen Märtyrer, während doch das Chriſtenthum oder, was faſt gleichbedeutend, die damalige, faſt möchte man ſagen pietiſtiſche Anklammerung an das Heidenthum eben die tiefe, geheime, immer mächtiger umſichgreifende Geiſtesſtrömung ſeiner Zeit wurde.

In den Zeiten der Reformation unterſcheidet man ganz beſonders deutlich die doppelte Strömung der Geſchichte. Die eine ganz auf die Auſenſeite gerichtet und ganz dem Zeitgeiſte angehörend; die war die kirchliche Reformation ſelbſt. Die tiefere, geheimere aber die Wiedererweckung des Alterthums und die Sehnſucht nach Kunſt und Natur.

Die Reformation war ſchon eine hiſtoriſche Trübung. Leidenſchaften und Einſeitigkeiten aller Art gingen in ihrem Gefolge. Die große gemeinſame geiſtige Bewegung jener Zeit aber und das eigentliche Förderniß der Reformation war jener religiöſe Indifferentismus, jene antike Lebensſehnſucht, jener ſinnliche Schönheitsdrang, deſſen großartigſter Ausdruck gerade in den Häuptern der alten Welt, die man ſtürzen wollte, in den Päpſten jener Zeit, ſelber lag. Italien, wo Pietro Bembo von den Pergamenten der Klöſter die Gebete löſchte, daß unter dem Ave und Confiteor Lucrez, Virgil und Ovid erſtanden; Italien, wo Rafael malte, Taſſo dichtete, ſeine Lebensſitte von den Höfen mildernd auf die Sitten des Volkes überging, Italien war die Sehnſucht der Zeit. Antike Erinnerung und philoſophiſcher Drang zur Erkenntniß der allgemeinen Menſchennatur und der Denkgeſetze wurde damals jenes Dritte, in dem ſich zwei Gegenſätze wenn nicht vereinten, doch abmilderten; jenes Dritte, das ſicher die Geſchichte unſeres Erdtheils vor einem großen Umwege zu dem

Ziele, das ſie dennoch erreichen wird, behütet haben würde, wenn nicht Ignaz Loyola damals die römiſche Kirche von einem ihr ſo gefährlichen Indifferentismus gerettet hätte.

Im Zeitalter der Revolution ging es nicht anders. Die Heere der Verbündeten, die mit dem Manifeſte des Herzogs von Braunſchweig nach Frankreich kamen, waren ſelbſt von einem Geiſte beherrſcht, der erſt ſämmtlicher nationaler Demüthigungen, die Napoleon ſpäter über die Völker verhängte, bedurfte, um von der Bewunderung des franzöſiſchen Aufſchwungs zur Beſinnung zu kommen. Auch hier gab es ein gemeinſames Drittes, eine Strömung der Geſchichte, die Alles mitfortraffte, eine Zeit lang wohl einen ſcheinbaren Widerſpruch im Intereſſe Einzelner ordnungsmäßig herſtellte, aber nach kurzer Zeit die Siegenden ſelbſt beſiegte und die Befehlenden ſelbſt gehorchen ließ.

Es früge ſich nun, was wohl in dieſem Augenblicke durch alle Lande als ein Gemeinſames geht und über der ſo künſtlichen und mißlichen Geſtaltung der erſichtlichen Thatbeſtände als wahrer Ausdruck unſerer Epoche genommen werden kann?

Legt man ſein Ohr an die Erde und wollte horchen, wo der alte Maulwurf des Weltgeiſtes ſein Schwöre! ruft, man wird etwas lange irre geführt werden, bis man ihn dicht unter ſich fühlt.

Man wird bald bei ſchon moosbedeckten Trümmern

kaum angefangener Neubauten ſtehen, bald im Kriegslager unter jubelnden Soldaten, bald in Wahlſtuben, wo man Den wählt, deſſen Wahl dem herrſchenden Augenblick entſpricht; bald bei Kathedern, wo eine ſtoffgläubige Jugend „nachzuſchreiben ſich befleißt, als dictir' ihr der heilige Geiſt“; bald in Verſammlungen, wo man für die proteſtantiſche Kirche die Privatbeichte verlangt; bald auf ſtaubigen Landſtraßen, wo entzückte Hörer jeſuitiſchen Wanderpredigern folgen; bald in den Räumen der großen Induſtrieausſtellung, wo unter Blumen und Springbrunnen die Erzeugniſſe mühevollen Fleißes fernſter Zonen ſich begegnen; bald auf jenem Dampfboot, das den elektriſchen Draht in die Tiefen des Weltmeers auswirft; . . . tauſend auffallende Erſcheinungen unſers großen Culturlebens . . . und wo iſt ihre Deutung, welches ihr Ziel, welches ihr geheimer innerſter Zuſammenhang?

Ich will die Meinung Derer nicht beſtreiten, die von Monarchie oder Republik, von Kirche und Glauben, von Beſinnung nach langem Schwindel, von Rückkehr zur Ordnung, von der Herrſchaft der materiellen Intereſſen, vom Wohl der arbeitenden Klaſſen, von Frieden oder Krieg, von Barbarei oder Cultur, von Hereinbrechen gewaltſamer Kataſtrophen, von der Möglichkeit verbrecheriſcher Geltendmachung internationaler Leidenſchaften und einer Wiederanknüpfung unſerer Tage an die verlorene Schlacht von Waterloo denken.

Aber wäre es widerſinnig, wenn man das geiſtige Band aller vereinzelten Thatſachen, die der Augenblick darbietet, darin fände, daß die wahre Bewegung unſerer Epoche die Disciplin des Maſſengeiſtes iſt?

Die Geſchichte hat ihre Heroenzeit gehabt, den Glanz und die Schrecken derſelben; die Heroenzeit wird (gegen Thomas Carlyle's Vergötterung der Menſchengötter) nicht ſobald wiederkehren.

Die Herrſchaft des Maſſengeiſtes bezeichnet die neuere Geſchichte. Wir haben bis jetzt nur die Schrecken des Maſſengeiſtes gehabt, die groben Schrecken ſchon ſeit den Bauernkriegen und der Reformation, die ſubtileren bis in die neueſten Tage; denn ſchreckhaft iſt der Maſſengeiſt, wenn die Maſſe in ſich wie Schiefer ſogleich zerbröckelt, Ehrgeiz den Unterſten treibt, ſich wo möglich oben geltend zu machen und, kaum ſich fühlend, ſchon vor dem Nebenmann ſich auszuzeichnen. Der undisciplinirte Maſſengeiſt iſt das Chaos und eine Schule der Anti-Iſolirung ſcheint mir die Richtung dieſer Tage.

Dieſer Disciplin des Maſſengeiſtes dient was ihr gebieten will. Ihr nützt, wer ſich ihr zu ſchaden einbildet. Die Berufung auf die Kriegsheere und die Berufung auf ſieben Millionen fünfmalhunderttauſend Stimmen haben im großen Rath der Weltgeſchichte den gleichen Sinn. Die Geſchichte muß lernen mit großen Zahlen rechnen.

Die Menſchen, zurückgeführt auf die Natur, das Gegebene, das ſie ſelbſt Bindende, werden die Kraft der Uebereinſtimmung kennen lernen, die ſie bis jetzt an den Concentrirungen des Dampfes ohne Nutzen für ſich ſelbſt betrachtet zu haben ſcheinen. Es würde zu weit führen, für die Symptome dieſer Zeitrichtung alle Beweiſe anzuführen und nur noch den jetzt ſo außerordentlich betriebſamen Herren und Frauen von der „innern Miſſion“ möchten wir in Betreff Deutſchlands zu erkennen geben, daß alle ihre Mühe etwas Anderes hervorbringen wird, als ſie zunächſt bezwecken.

Sie werden keine unduldſame Form des Chriſtenthums, kein Phantom einer unmöglichen ſichtbaren Kirche, keine „Zucht“ der Gefangennahme ſeiner geſunden Vernunft befördern, ſondern nur anbahnen, mithelfen den Organiſationstrieb des Gemeinwirkens und die, wie es ſcheint, welthiſtoriſch zu werden beſtimmte Kunſt der — Unterordnung.

Ueber innere Miſſion.

Es wäre ſehr betrübend, wenn wir das Heil der Welt von der Seite her erwarten ſollten, wo wir in dieſem Augenblicke den Markt am belebteſten, die Erörterung über die Zeit am lärmendſten geführt hören. Der Weltgeiſt geht ſeine eignen Bahnen. Er ſteht, ein müßiger Zuhörer, da nicht ſtill, wo wir unſre Tribünen, unſre Gaukelbuden, ja nicht einmal da, wo wir unſre Gerichtsſchranken aufgeſchlagen haben. Er wohnt im Walde wie ein Einſiedler oder ſchläft in einer Felſenſpalte, wie jene greiſen deutſchen Könige, die auf ihre endliche Wiederkehr aus dem Kyffhäuſer oder dem Untersberge in der That ein wenig gar zu lange warten laſſen. Es wäre ſehr entmuthigend, wenn wir den Weltgeiſt und ſeine großen ſchöpferiſchen Gedanken von Paris, von Rom oder St. Petersburg aus erharren und erhoffen ſollten.

Der Philoſoph des Univerſums iſt der Politiker der Dachkammer. Er beobachtet die Geſtirne, hört das Rauſchen der Winde, das Toben der Elemente; eine knarrende Wetterfahne iſt ſeine Börſe; Sternſchnuppen ſind ſeine telegraphiſchen Depeſchen. Er lieſt den wahren Noſtra-

damus aller geheimen Politik, die Geſchichte, die ächten, unverfälſchten Jahrbücher der Klio, vergleicht und erläutert ſie ſich durch die Geſchichte der Religionen und der Philoſophieen, und ſein Ohr hört in der kleinen Dachkammer, ſein Auge ſieht beim Schimmer der Lampe mehr vom Weltgeiſt, als man in den Spalten einer Zeitung oder im Portefeuille eines Miniſters ahnt.

Perikles war ſo ein Metternich des Alterthums, der die Geſchichte nur nach der Börſe und den telegraphiſchen Depeſchen beurtheilte, während Sokrates, Plato, Euripides in ihren Dachkämmerchen ſaßen und Ahnungen vom Chriſtenthum hatten. So mit der Reformation, der Revolution. Die kleinen Feldwege, die der Weltgeiſt liebt, beſonders über Sümpfe hinweg, wo die Irrlichter der Träume und Irrthümer als Avantgarde der Wahrheit tanzen, dieſe Nebenwege ſahen wir in der neueſten Zeit in Fülle. Was iſt nicht Alles überraſchend, völlig unerwartet gekommen! Wieviel Erſcheinungen im ſittlichen Völkerleben und im Gedankenleben tauchten anfangs gering und faſt verſteckt auf und nach wenig Jahren wurden die kleinen Saatſpitzen Stämme und Wälder. Ein ſolcher etwas dunkler und unheimlicher Wald iſt z. B. der Communismus geweſen, von dem man vor fünfzehn Jahren wie von einer kleinen Curioſität ſprach und der ſich ſpäter als ein ſo gefährlicher Hebel der Ereigniſſe erwies, als ein Geheimniß, das plötzlich Alle kannten, eine Anekdote, die plötzlich Geſchichte geworden.

So ſcheint es jetzt faſt mit der innern Miſſion zu ſein. Es wächſt unter dieſem Namen etwas unter uns auf, was ſich noch beſcheiden wie ein Veilchen am Bache gibt, mit Macht es aber darauf anlegt, eine Ceder am Libanon zu werden. Da werden Vereine geſtiftet, Sendſchreiben gehen hin und her; die Netze, die faſt nur wie in der Nacht ausgeworfen ſcheinen, werden immer größer und die Maſchen immer kleiner; ſtarke, kräftige Fiſcherhände leiſten Apoſteldienſte, und ſchon predigt man Wunder und hat die Großen der Erde für ſich gewonnen. Die innere Miſſion iſt ſeit den Concilien in Wittenberg, Stuttgart, Frankfurt am Main keine kleine Conventikelfrage mehr. Sie hat mit voller Offenheit einen Einblick geboten auf das große, erſtaunlich angewachſene Feld ihrer Thätigkeit, ſie veröffentlicht fortdauernd eine Statiſtik ihrer ſcheinbaren oder wirklichen Erfolge und iſt ſo großartig organiſirt, daß wir von einem in Berlin reſidirenden Centralausſchuſſe über alle Gegenden deutſcher Zunge, alle Abzweigungen deutſcher Abſtammung bereits gegen einhundert und zwanzig Agenturen ausgegangen erblicken. Dies Wirken wird von Tage zu Tage bedeutſamer und es iſt wohl an der Zeit, die Erörterung über Urſprung, Zweck und Mittel der innern Miſſion ſo allgemein wie möglich zu machen.

Man iſt vollkommen berechtigt, die innere Miſſion eine Parallele des Communismus zu nennen. Es iſt die

geiſtliche Kehrſeite einer und derſelben Aufgabe. Wie der Communismus anknüpft an die Leiden und Gebrechen der Geſellſchaft, an die phyſiſchen und moraliſchen Krankheiten des Lebens, an Armuth, Uebervölkerung, Verbrechen, phyſiſches und ſittliches Elend, ſo die innere Miſſion. Nur in der Abhülfe dieſer Mißſtände ſind ſich Beide, Pole deſſelben moraliſchen Durchmeſſers der Erde, völlig entgegengeſetzt.

Der Communismus will die Menſchheit verbeſſern, die innere Miſſion den Menſchen. Jener führt alles Elend auf die Verderbniß des Staates, dieſe zunächſt auf die Verderbniß der Kirche zurück. Beide ſind darin einverſtanden, daß ein einzelnes Heilen und Sorgen an einer einzelnen Stelle nicht mehr hilft. Jener hat offen die Nothwendigkeit einer radikalen neuen Organiſation der Geſellſchaft und der allgemeinen Gleichberechtigung an den Gütern der Erde ausgeſprochen; dieſe drängt, unverkennbar, nach einer viel umfaſſenderen Form, als bisher in dem vereinzelten Wirken ihrer Vereine lag. Mit den Frauenvereinen, Krankenvereinen, Diakonen- und Diakoniſſenanſtalten, den Bibelgeſellſchaften, den geiſtlichen Buchhandlungen, den Beſſerungsanſtalten verwahrloſter Kinder u. ſ. w. allein iſt der innern Miſſion nicht mehr gedient. Sie ſtrebt dahin, ein organiſches Glied des Staates und der Kirche zu werden und alles das, was am alten Staate und der alten Kirche ihr widerſpricht,

nach ihrem Bedürfniſſe umzumodeln und das ganze Leben in ihrer Art zu verjüngen und zu erfriſchen.

Zwei Heilmethoden einer und derſelben Krankheit müſſen wohl die Aufmerkſamkeit des Denkers erregen, vor allen Dingen aber die Thatſache feſtſtellen, daß wirklich ein großes Uebel, eine ſchwere Krankheit vorhanden iſt. Die unglücklich ausgefallene Kur, die dieſer Krankheit durch den Communismus wurde, kennen wir. Die neueſte Geſchichte hat uns mit genug Blut und Jammer das ſcheiternde Experiment dieſer Kur in Paris vergegenwärtigt. Es iſt wohl der Mühe werth, zu unterſuchen, ob die innere Miſſion die wahre Heilung bringen wird, den Arzt, der das rechte Wort des Lebens ſpricht.

In dem Worte „innere Miſſion“ liegt zunächſt eine nach innen gewandte Bekehrung zum Chriſtenthum. Nicht in die Heidenwelt jenſeits der Meere allein hätte der chriſtliche Apoſtel zu ziehen, ſondern in unſrer eignen chriſtlichen Welt gäb' es des Heidenthums genug; Unglaube, Abfall, Feindſchaft gegen Chriſtus; und dieſe ſchlimmen Mächte zu bekämpfen, wäre Predigt, Lehre und Liebeswerk bei uns ſelbſt am nöthigſten. Man müſſe die Ungläubigen, Abgefallenen und Feindſeligen gewinnen; man müſſe ſie bekämpfen, wo ſie ſtörriſch ſind; man müſſe ſie aufſuchen, wenn ſie nicht von ſelbſt kämen. Man müſſe ſich Jedem zu nähern ſuchen, dem Geſunden und dem Kranken, dem Reichen und dem Armen; man müſſe zwingen, wo man nicht gutwillig Gehör gäbe, man müſſe

im rechten Geiſte geben und im rechten Geiſte nehmen. Das ſittliche Verderben, das Unglück, die Armuth und Krankheit wären allerdings die nächſten Pforten, wo die innere Miſſion anzuklopfen hätte: aber anzuklopfen wäre auch da, wo man des Arztes am wenigſten zu bedürfen glaube; mit einem Worte, überall, in allen Verhältniſſen, in allen Ständen müſſe wieder für Chriſtus geworben werden und mit der Rückkehr zu dem Quell des Lebens, von dem ſich die heutige Welt abgewandt hätte, würde auch wieder ihr wahrer Troſt, ihre Erquickung und ihr Friede einkehren.

Wenn dieſe Definition des innern Miſſionswerkes, wie ich glaube, die richtige iſt, ſo kann die Frage entſtehen, aus welchem Drange überhaupt ihr Wirken und Schaffen hervorging? Iſt es der Drang der Liebe oder der Drang des Glaubens? Entſprang die innere Miſſion einem Herzen voll Mitleid, voll Schmerz über die Leiden der Menſchheit, voll Liebe für die Armen und Kranken, oder entſprang ſie einem glühenden Gemüth der Ueberzeugung, der Leidenſchaft, der Andacht, dem Zorn des Gläubigen über die Irrenden und Zweifelnden dieſer Welt? Ich glaube, daß dieſe Frage der Angelpunkt iſt, um den ſich der Werth oder Unwerth dieſer neuen Cultur- und Zeitrichtung wendet und von dem aus man unſer Volk zur Theilnahme an der innern Miſſion entweder auffordern oder davor warnen muß.

Ein frommes Gemüth, es mag ſich binden laſſen durch welchen Glauben es will, verdient Verehrung. Barmherzige Samariter ſollen uns geſegnet ſein, ſelbſt wenn ſie nicht die neue Weisheit von Galiläa erkannt haben. Wen der Drang der Liebe treibt an die Krankenbetten zu gehen, ſich die Gefängniſſe erſchließen zu laſſen, verlorne Seelen auf den Pfad der Tugend zurückzuführen, wer wollte dem nicht die Krone der Heiligen geben? Anders aber iſt es mit einer Wohlthätigkeit, die nicht um ihrer ſelbſt willen zu den Hülfsbedürftigen kommt, ſondern ihr Liebeswerk nur als die Veranlaſſung einer zweiten Abſicht, der Bekehrung, nimmt. Der Gewinn für den Hülfsbedürftigen, der im geſpendeten Beiſtand liegt, mag derſelbe und immer dankenswerth bleiben, aber der Duft der Gabe iſt doch ſchon verweht, die Blüthe abgeſtreift, wenn der innere Miſſionär in einer weiter hergeholten Abſicht kommt. Gegen die chriſtlichen Krankenhäuſer iſt ſchon längſt dieſer Einwand der Mißſtimmung über ihre eigentliche tendenziöſe Abſicht erhoben worden; aber die ganze innere Miſſion hat dieſen Makel auf ſich haften, daß ſie das Produkt einer ſehr zweideutigen Liebe iſt, eher das Produkt des Zornes, jedenfalls einer polemiſchen, den Kranken und Elenden mehr drückenden als erhebenden Abſichtlichkeit.

Man kann wohl ſagen, das gewöhnliche kirchliche Chriſtenthum will ſich durch die innere Miſſion bei uns, in unſrer proteſtantiſchen Welt, auf ſeine alten Tage einen

Reiz geben, der ihm nur ſchön ſtehen würde, wenn es der Ausbruch einer jugendlichen Schwärmerei wäre. Was rührt uns an einer frommen, treuen, hingebenden Seele, die das Himmliſche aus Entzückung liebt, und was ſtößt uns ab, wenn wir eine ermattete Weltlichkeit am Ende ihrer Laufbahn, im Unvermögen ihrer abgeſtorbenen Kräfte, ſich plötzlich dem Glauben und der Ascetik zuwenden ſehen? Die Pflege der Armen und der Kranken war des Chriſtenthums erſter kindlicher Sinn. Dann kam eine lange Herrſchaft der Weltlichkeit, des Genuſſes, der oberflächlichſten Aeußerlichkeit. Selbſt die Reformation ſpäter reformirte nicht jenen naiven Sinn der Liebe, ſondern den ſtreitſüchtigen, rechthaberiſchen, an ſich edlen Zorn des Glaubens. Ja, durch Luthers Polemik gegen die guten Werke wurde ſogar die helfende Werkthätigkeit der chriſtlichen Liebe in einen gefährlichen Mißcredit gebracht und das kirchliche Leben immer trockener und ausgedörrter. Jetzt mit einem Male will das alternde proteſtantiſche Chriſtenthum ſich jene Naivetät ſeines Urſprunges wiedergeben, will lehren auf den Gaſſen (ich erinnere an Wicherns Verlangen nach „Straßenpredigern“!), will die Armen ſpeiſen, die Nackten bekleiden, die verlornen Schafe zur Heerde zurückführen und das Leben, wie es nun einmal geworden iſt, mit tauſend Liebesarmen umfaſſen. Warum ſtehen wir ungerührt bei Seite und ſehen zweifelnd und ungläubig dieſen immer geräuſchvoller wer-

denden und aufdringlicheren Mühen zu? Die katholiſche Kirche hat ſich ihre Naivetät erhalten. Dieſe leiſtet ohne Mühe, ohne Agitation, freilich auch ohne polemiſche Abſicht, in aller Stille ſchon den größten Theil deſſen, was unſere Hamburger, Berliner, Baſeler, Duisburger geiſtlichen Retter der Geſellſchaft mit ſo ſicherer Befliſſenheit ins Werk zu richten ſuchen. Da ſind bei den Katholiken Bruder- und Schweſterſchaften, Klöſter, die einen eignen Zweig der innern Miſſion allein betreiben, neue Orden thun ſich auf zu dieſem oder jenem wohlthätigen Zwecke, eine unerſchöpfte Triebkraft macht ſich an dem alten, abgeſtorben ſcheinenden Stamme immer wieder auf's Neue geltend, aber es macht ſich alle dieſe Pflege und Liebe dort natürlich, freundlich, human, frei von Seitenblicken auf vergangenes und künftiges Leben, und innerhalb der Kirche ſelbſt. Die proteſtantiſche hat ſich in einſeitiger Pflege des Gedankens einmal dieſe Wirkung auf die Geſellſchaft entgehen laſſen, und jetzt wollen unſre grauen, düſtern Ascetiker das nachholen, was ſeit Jahrhunderten bei uns verſäumt worden iſt?

Die innere Miſſion betrachtet die leidende Menſchheit wie einen anatomiſchen Körper zu einem religiöſen Experiment. In der Doppelſinnigkeit ihrer Liebesdienſte liegt ihre Ohnmacht, wenn auch Fürſten und Fürſtinnen mit Leidenſchaft für ihre Zwecke wirken. Einem Kranken, der Heilung hofft, wird es gleich ſein, ob man ihn z. B. in

Berlin in eine Klinik oder nach Bethanien trägt, er will nur Rettung und dankt dem, der ſie bringt, und wir wollen nicht minder Jedem danken, der rettet; aber wie der Arzt über ein Mittel, ſelbſt wenn es einmal geholfen hat, doch für alle andern Fälle den Stab brechen kann, ſo ſoll auch das einzelne Gute, höchſt Dankenswerthe, was uns die praktiſche Anwendung der innern Miſſion ſchon gebracht hat, nicht hindern, ihr Prinzip im Allgemeinen zu prüfen und die Gefahren zu erwägen, die ihre immer mehr geförderte Wirkſamkeit begleiten dürften.

Die Gefahr der innern Miſſion iſt um ſo bedenklicher, als dieſe geiſtliche Reaktion mit Geſchenken in der Hand erſcheint. Timeo Danaos... Sie knüpft an eine unermeßliche, die ganze Welt beunruhigende Aufgabe an und benutzt ſie, um immer weiter für ihre polemiſche Tendenz Fuß zu faſſen und die Maſſen wie die Auswahl für jene Kirchlichkeit zu gewinnen, die der wahre Stachel ihrer wohlthätigen Liebe iſt. Sie bekennt es offen von ſich ſelbſt. Sie ſagt nicht, ich komme um der Leidenden willen, ſondern um des Unglaubens willen; ſie will die „ſataniſche“ Richtung der Welt bekämpfen, den Abfall von dem Gott, der ihr der einzig wahre und lebendige ſcheint. Wie gefährlich ihre Geſchenke ſind, beweiſt der Dienſt, den ſie dem Staate und der Kirche zu leiſten ſich anheiſchig macht. Der Kirche ſchreibt ſie zwar, was die Lehre und das Dienen am Worte anlangt, ihren beſtimmt bezeichneten Kreis vor, macht auch,

da die vorhandenen theologiſchen Bekenntniſſe ihr zu vielſeitig ſind, nicht jedem Geiſtlichen die Zumuthung, in ſeiner Gemeinde Miſſionär zu ſein; ſie fürchtet eben, daß das theologiſche Bekenntniß, deſſen Wiederherſtellung ſie anſtrebt, nicht immer von dem jeweiligen Geiſtlichen in ſeine Liebeswerke, in ſeine Pflege und Seelenzucht mit einfließe. Aber ſie bietet darum doch der Kirche die ganze Unterſtützung ihrer Einwurzelung in die Familie, in Schule und in Haus, in Leben und Sterben dar. Sie will das Auseinanderfallen der Gemeinde, der ſichtbaren Kirche aufhalten, ſie will die geiſtliche Seelſorge mit verlorengegangenen Rechten wieder ausſtatten, ſie will die Wiederherſtellung alter hierarchiſcher Formen anbahnen. Noch größer, da ihr eine gewiſſe Beengung durch die vorhandene Kirche und die Scheu vor der von ihr veranlaßten praktiſchen Brachlegung des geiſtlichen Amtes wohl bewußt iſt, ſind die Dienſte, die ſie dem Staate anbietet. Nicht nur der Polizei entreißt ſie große Sorgen, auch der höhern Politik bietet ſie ſich als Agent zur Bekämpfung des revolutionären Geiſtes an. Sie will durch ihren Traktaten-, Bücher- und Zeitſchriftenverlag, der in Hamburg, Berlin, Weſtphalen, Franken, Württemberg, der Schweiz im blühendſten Flor iſt, die Lektüre aller Stände regeln; ſie will die politiſchen, nicht im chriſtlichen, d. h. duldenden und ſich fügenden Sinne geſchloſſenen Vereine durch Gegenvereine bekämpfen, wie ſie deren unter Hand-

werkern und Fabrikanten ſchon viele begründet hat; ihre Sendboten, die ſie „Colporteure“ nennt, ſind angewieſen, überall das politiſche Verderben der Zeit im Auge zu behalten und nach jener Richtung hin zu wirken, die man einfach mit der Thatſache kenntlich, macht, wenn man an den General der innern Miſſion in Deutſchland, Oberregierungsrath von Bethmann-Hollweg in Berlin und jene Stuttgarter Kirchenthüren erinnert, von denen dieſer Herr eine Aufforderung, für Schleswig-Holſtein zu wirken, in jeder Beziehung ein umgekehrter Luther, eigenhändig abriß!

Müſſen wir nun wegen ihrer geiſtlichen und politiſchen Tendenz das eigentliche Weſen der innern Miſſion verwerfen und unſere Zeit vor dieſer immer mehr um ſich greifenden wühleriſchen Reaktion warnen, ſo fühlt ſich freilich wohl ſogleich heraus, wie ſchwierig hier der Widerſpruch der Freiheit und Vernunft geltend zu machen iſt. Der falſche Schein der „Liebeswerke“, die Pflege der Armen, Kranken, die Beſſerung der Gefangenen, die Verſorgung entlaſſener Sträflinge u. ſ. w., Alles das ſind hochwichtige und dankenswerthe Leiſtungen, die, ſie mögen fließen aus welcher Quelle ſie wollen, einſtweilen doch immer Thränen trocknen, Elend mildern und manche treue und mildthätige Seele bewogen haben, Werke einer ſo nothwendigen Barmherzigkeit zu üben. Die eigentlichen Agitatoren des reaktionären Zweckes ſtehen im Hinter-

grund. Im Vordergrund ſteht wirklich das unermeßliche menſchliche Elend, und wer könnte die, die hier an Krankenbetten warten und pflegen wollen, die Jammerhöhlen der Entbehrung beſuchen und nicht bloß Wohlthaten vorübergehend ſpenden, ſondern ſich um die dauernde Abhülfe mühen, hinwegſcheuchen wollen? Der Tellſchuß der Kritik iſt hier ſo ſchwierig, da ſie mit dem Apfel des Landvogts auch das Auge des Kindes treffen könnte. Noch mehr: — haben wir Freidenkenden einen Erſatz zu bieten? Können wir uns rühmen, zwiſchen dem chimäriſchen Schematismus einer neuen Geſellſchaftsverfaſſung, wie ſie der Communismus will, und den Schafskleidern der innern Miſſion in der Mitte zu ſtehen mit einer lebenwirkenden, ſegenverbreitenden, in Liebe und Aufopferung ſtarken Hülfe und einem Erſatze für das, was wir beſtreiten müſſen? Iſt nicht im Gegentheil unſere kritiſche Vernunft ſehr kalt, ſehr bequem? Steht der Nüchterne da wo es zu handeln gilt, nicht immer zurück hinter dem, den eine warme Ueberzeugung, und wäre ſie einem Irrthum entſprungen, ſpornt? Den Enthuſiasmus, die Schwärmerei des Irrthums können wir, das macht unſern Widerſpruch gegen die innere Miſſion ſo zaghaft, nicht künſtlich erſetzen. Kein Weihrauch, kein Dreifuß macht den wahrſagenden Apollopriester, wenn der Schwung des Geiſtes nicht ſchon urſprünglich in ihm vorhanden war, und die Geſchichte lehrt uns, daß keine volle Saat und

Ernte ſchöpferiſcher und welthiſtoriſcher Gedanken vom Thau des nüchternen Verſtandes allein befruchtet wurde.

Einen Erſatz für die alte Gläubigkeit, ſcheint es, hat unſer Jahrhundert auf dem Gebiete des Staates wohl ſchon in der politiſchen Märtyrerſchaft gefunden. Auf dem Gebiete des Staates kämpft die ſchwärmeriſche Neuerung nur noch mit dem nüchternen Verſtande und der blinden unheiligen Leidenſchaft des conſervativen Intereſſes. Unſre ſchwärmeriſchen Regungen auf dem kirchlichen Gebiete dagegen flogen nur mit matten Fittichen. Es gibt eine enthuſiaſtiſche Wahrheit in denen, die ſich neuerdings zu den deutſchkatholiſchen und freien Gemeinden bekannten; auch zweifeln wir nicht, daß der Ueberzeugungstrieb, der dieſe Gemeinden doch wohl gebildet hat, bei einem größern religiöſen Bedürfniß unſerer Zeit und bei minderer Hartnäckigkeit der polizeilichen Verfolgung ſich auch nach der Seite des Lebens im Allgemeinen hin ſchöpferiſch und in Liebe thatkräftig wirkend würde entwickelt haben. Jetzt aber bei der kühlen Neutralität, die die Bildung bei den kleinen Kämpfen und Hetzjagden auf dieſem Gebiete beobachtet, iſt kein Surrogat vorhanden, das den ſchwärmeriſchen Drang der innern Miſſion bei uns erſetzen könnte. Wir laſſen ſie walten, weil wir wohl fühlen, daß uns der Trieb, die Kranken und die Armen aufzuſuchen, fehlt und wir mit all unſern Erwägungen über die Dinge, wie ſie beſſer ſein könnten,

gegen Denjenigen zurückſtehen, der ſelbſt Hand anlegt. Wo iſt die Kraft von gleicher Wirkung bei den Freien und Vorurtheilsloſen, die es mit dem Drange der innern Miſſion aufnehmen könnte?

Dennoch frage ich: warum ſollen wir nicht auf uns ſelber hoffen? Ich denke, wenn, wie der Dichter ſagt, „alle Blüthenträume reifen“, wird auch jene Kraft nicht fehlen. Nur können wir ſie nicht mehr von der religiöſen Seite her erwarten. Sie muß von der politiſchen kommen. Verbunden mit jenem milden und weichen Sinne, den das Zeitalter ſeiner Bildung, ſeiner Erziehung, ſeiner Literatur und Kunſt und der geläuterten Religion des Herzens verdankt, muß ſich aus unſerm Staatsleben doch zuletzt eine Tugend entwickeln, die ſich der politiſchen Tugend der Alten in dem Grade nähern wird, je mehr der Staat die ganze Widerſpiegelung unſrer Wünſche, die Erfüllung unſrer politiſchen Bedürfniſſe wird. Die geſteigerte öffentliche Tugend wird es in dem Falle mit den Motiven der innern Miſſion aufnehmen können, daß der Staat zu jener Vollendung gelangt, die es uns zur Freude macht, ſein Glied zu ſein. So lange wir, um nur zunächſt Deutſchland zu nehmen, ein zerriſſenes Volk ſind, hingegeben der Willkür der Fürſten, jetzt ſogar abhängig von der Gnade der großen fremden Souveräne, ſolange wir in den Feſſeln der feudalen Ueberlieferungen ſchmachten und nicht an dem Gange der öffentlichen Angelegenheiten

unſere vollſte Genüge finden, ſo lange wird uns auch die Luſt und das Behagen fehlen, alle unſere nachbarlichen Sittenzuſtände mit uns auf eine gleiche Stufe des Behagens zu bringen. Nur in einem von Beamten-, Adels- und Militärdruck freien Bürgerſtaate wird die warme Liebe zum Gemeindewohl erſtarken, wie man ſchon allein an unſerer nationalen Zerſplitterung ſich überzeugen kann, daß ſie allein die Schuld trägt, wenn nicht ſogleich ein Stamm des Südens die Leiden eines Stammes im Norden wie ſeine eigenen nachfühlt. Die öffentliche Tugend wußte es bei den Alten, warum ſie bereit war zu allen Opfern, zu allen Tributen der Liturgieen, der Gemeinwohlsſpenden; ſie wußte, ſie war an dem Beſtehenden innerlichſt und perſönlichſt intereſſirt. Man entferne jetzt auch bei uns den Zorn aus unſerm Blute, den Mißmuth aus unſern Stimmungen, die Verzweiflung aus unſern Hoffnungen und wir werden Auge und Ohr für das Kleinſte in der Geſellſchaft haben und jedes fremde Leid um des uns liebgewordenen Staates willen wie unſer eignes betrachten. Jetzt ziehen wir uns vom Allgemeinen zurück, müſſen es thun, um uns zu ſchützen in den Schwierigkeiten, die mit einer freien Ueberzeugung verbunden ſind. Wo bleiben da bei aller Milde unſers Herzens die Kranken und die Armen? Man überläßt ſie dem Polizeiſtaate, wie er einmal iſt, und denen, die es ſich zur Ehre anrechnen, dieſem Polizeiſtaate gleichgeſtimmt oder aus andern Motiven zu dienen.

Aber das iſt ewig wahr! Der freigewordene, vollendete, auf Menſchenrecht begründete Staat wird auch den Menſchen ſelbſt veredeln. Das Menſchenrecht wird das ſtärkere Gefühl der Menſchenpflicht erwecken. Der Haß wird ſchwinden, die Liebe ſeinen Platz einnehmen. Dem Nächſten Gutes zu thun wird die gemeinſame Bürgerpflicht werden. Man wird mit Freuden Aemter der Pflege und Sorge annehmen, wenn ſie uns auch nichts eintragen, als das Bewußtſein, dem Beſtande des Allgemeinen genützt zu haben. Mit Freuden wird man zu den Armen und den Kranken gehen, wenn es unſre politiſche Ehre, die Nothwendigkeit, einen Beweis für unſre öffentliche Tugend zu führen, erfordert. Diakoniſſen-, Blinden-, Taubſtummen-, Kinderbewahranſtalten, die jetzt unter der Protektion der Prinzeſſinnen und der excluſiven Geſellſchaft ſtehen, würden, der Bürgſchaft eines glücklichen, nach allen Richtungen erlöſten Staates anheimgeſtellt, tauſendfache Gelegenheit bieten, Milde des Herzens, noch wache chriſtliche Liebe und Aufopferung zu zeigen, auch ohne innere Miſſion. Das Motiv der öffentlichen Tugend würde viel reifere Früchte zeitigen, als jene ſchleichende Polemik eines religiöſen Zornes, der die Maske der Liebe vornimmt, um ſeinen Haß zu verbergen.

Schon jetzt tritt in Amerika und England, auf deſſen Wohlthätigkeitsanſtalten ſich die deutſche innere Miſſion ſo oft beruft, das Liebeswerk der Rettung und der Hei-

lung unſrer Geſellſchaftsſchäden viel harmloſer, viel mehr als Ausfluß eines nationalen Ehrgefühls und einer reinen mildgeſtimmten Humanität auf, als bei uns. Der chriſtliche Stempel fehlt natürlich auch dort nicht; allein weit mehr als bei uns wird das innere Behagen Derer ſichtbar, die das Gute thun, um ſich ſelber zu genügen. Die werbende, wühlende, zelotiſche Abſichtlichkeit fehlt. Man gibt und ſtraft mit dem Geben nicht. Man hat zunächſt den Himmel, dann aber auch die Ehre eines großen Volks vor Augen, die Conſequenzen freier Inſtitutionen, deren Mißſtände man auszugleichen hätte. Man will dort nicht mehr mit dieſen Werken der Liebe ſagen, als die Unzulänglichkeit des Staates ergänzen und eine Lücke des Weltplans ausfüllen. Man gebe England eine neue Verfaſſung und ſtürze die Verhältniſſe um, auf welche ſich dort das Uebermaß der ungleichen Vertheilung der Güter gründet, und man würde jenem antiken Motive der Staatstugend, das allein ſchon ausreicht, das Elend und die Verbrechen der Geſellſchaft zu überwachen, jenſeit des Canals faſt völlig gleichkommen. Und von Amerika zu ſprechen, ſo erinnern wir nur beiſpielsweiſe für die dortige Auffaſſung der innern Miſſion an die klare, ruhige, humane Art, mit der die von dorther entſandten Friedensapoſtel in der Frankfurter Paulskirche ſich als wirkliche Boten der Liebe zu erkennen gegeben haben.

Möge ein guter Genius über Europa walten, um

uns vor dem Ueberſturz in einen blind experimentirenden Communismus und dem Rückfall in die unheimliche Dämmerung der innern Miſſion zugleich zu bewahren! Zwiſchen zwei Extremen liegt die Wahrheit meiſt in einem über ſie hinausragenden Dritten. Ein ſolches Drittes iſt hier der entfeſſelte Staat. Aufforderung genug, ſtark zu bleiben in dem Kampfe für politiſche und nationale Freiheit! Ein großes freies Volk, das ſich in ſeinen Inſtitutionen ſelber liebt, wird ſich ſeinen Stolz und ſein Behagen nicht trüben wollen durch die Noth und das Elend, das etwa auf dem Tummelplatze ſeiner Freude noch Raum hätte. Wer einen ſchönen Pallaſt baut, ruht nicht, bis eine baufällige Hütte, die er neben ſich nicht niederreißen darf, mindeſtens ein gefälligeres Ausſehen erhält und die Symmetrie ſeines eignen Beſitzes nicht ſtört. Das eigne Behagen kommt dem Nachbar zu Gute. Wenn Chriſtus ſagte: Den Armen wird das Evangelium gepredigt! ſo ſollte dieſer Troſt nicht heißen, die Armen ſollten mit dem Evangelium für das, was ihnen ſonſt entging, ſchadlos gehalten werden, ſondern es hieß: Daß das Evangelium Allen gepredigt wird und die Reichen zu ihren Menſchenpflichten auffordert, das eben wird auch den Armen zu Gute kommen! Erginge bald an uns die Botſchaft von einem Staate, an dem unſer ganzer intellektueller und ſittlicher Menſch ſein Genüge fände, wie ſollte auch dieſe Botſchaft wieder den Armen zu Gute kommen! Erfüllt

von der Harmonie des Lebens, die nun unſer Ohr mit Wohllaut zu erquicken hätte, würden wir von ſelbſt keine Diſſonanz mehr dulden, während es uns jetzt bei der Zumuthung, rüſtig Hand an die Schäden und Leiden der Geſellſchaft zu legen, faſt iſt, als ſollten wir nur Andern eine Harmonie des Lebens, die uns ſelbſt noch wenig berührt, zum ſchmeichleriſchen Kitzel ihres Ohrs und zum ſybaritiſchen Selbſtbelügen ihres Gewiſſens herſtellen! Ob die innere Miſſion ſtark genug ſein wird, Denen, die auf dem Roſenbette der Selbſtzufriedenheit ſchlummern wollen, alle ſtörenden Träume auf immer wegzujagen, wollen wir abwarten. Die befliſſene Dienerin der Sultane wird ermüden, und die wahren Schrecken, die unſre gegenwärtigen Staaten beängſtigen, doch nicht beſeitigen. Hier können auf die Länge keine Palliative, ſondern nur neue Schöpfungen helfen.

Erziehung der Geiſtesarmen.

Die kräftig aufſtrebende Entwicklung des jugendlichen Geiſtes früh ſchon zu mildern durch das Abhängigkeitsgefühl von einer geheimnißvollen Weltordnung, iſt die Aufgabe jedes Erziehers, der ſeinen Beruf zu wahren weiß.

Aber nur da, wo die Bürgſchaften einer dem Lichte zugewandten vorurtheilsloſen Entwicklung geboten ſind, nur da wo die jugendliche Seele in der vollen Freiheit reiner Geiſteslüfte die Schwingen auszubreiten und zu üben lernt, iſt die Religion und in beſonderer Geſtalt das Chriſtenthum die nothwendige Ergänzung derjenigen Hülfsmittel, durch welche die Jugend mit den Pflichten des menſchlichen Daſeins bekanntgemacht werden muß.

Bedenklich wird die Anwendung des erziehenden Einfluſſes der Religion oder wenigſtens des poſitiven Glaubens da, wo den Geiſt und das Herz eine trübe Dämmerung umgibt.

Treten wir in eine Anſtalt, wo Verbrecherkinder oder Cretinen oder Blödſinnige erzogen werden und vernehmen

wir von dem vielleicht in Hamburg bei Dr. Wichern gebildeten Vorsteher: Der Grund seiner Methode wäre die auf die Erbsünde sich bauende christliche Heilsordnung, so können wir die Besorgniß nicht unterdrücken, daß bei solchen speciellen Erziehungsaufgaben dieser Weg nicht der richtige ist.

Die Demuth mildere nur den Stolz! Das Gefühl der Abhängigkeit regle nur das Bewußtsein einer zu lebhaften freien Selbstbestimmung! Dem armen blödsinnigen Kinde soll vor allen Dingen erst Muth gegeben und geweckt werden, zu sich, zum Dasein, zur Welt, zum Licht, zu den Menschen überhaupt Vertrauen zu fassen, und wenn auch die Religion bei einer so schwierigen und hohen Aufgabe der Erziehung, wie diese, unfehlbar das wesentlichste Moment der Bildung bleiben muß, so glauben wir doch nicht, daß es gut ist, wenn in solchen Erziehungsanstalten der Grund alles menschlichen Strebens immer nur auf die Voraussetzung unserer Unzulänglichkeit und Unvollkommenheit gebaut wird. Es ist gerade so, als wenn man in Krankenhäusern nur Zusprüche dulden wollte, die sich auf den Tod beziehen.

Die Macht der Wiſſenſchaft.

Die Nebelbilder von Siegmund und Rohde ſuchen bekanntlich die verſchiedenen Perioden der Erdbildung nach den Forſchungen Cuvier's, Humboldt's, Biſchoff's u. ſ. w. zu veranſchaulichen. Eine gutſtiliſirte, kräftigvorgetragene Erläuterung gibt dabei den Ergebniſſen wiſſenſchaftlicher Vermuthungen vielleicht zu früh ſchon den Charakter einer unwiderleglichen Beweisführung; doch der Eindruck, den ſowohl dieſe geologiſche wie die ſpätere aſtronomiſche Partie der Schauſtellung hervorbringt, iſt ein entſchieden erhebender und befruchtender.

Als kürzlich eine Dame dieſe Schattenbilder an ſich vorüberführen ſah, gerieth ſie bei den Behauptungen des Erläuterers und der Tendenz der Bilder ſelbſt in eine unbeſchreibliche Aufregung.

Die Erde hatte ſich aus einer Feuermaſſe eine Kruſte, ihre Rinde, gebildet, die Grauwackenperiode begann, einzelne unheimliche Thiergeſtalten wurden für die erſten Bewohner der Erde erklärt.

Da hielt es ihr Gefühl nicht länger aus.

Sie begann laut dieſelben Verwünſchungen, die in Mainz und Freiburg bekanntlich das Verbot dieſer Darſtellung zur Folge gehabt haben.

Wie man wagen könne, ſo etwas in chriſtlichen Ländern zur Schau zu ſtellen! Wie man Cuvier und Humboldt höher ſchätzen könne als die Bibel! Wie man von Millionen Jahren reden könne, wo die heiligen Urkunden nur von ſechs Tagen ſprächen!

Man hatte alle Mühe, ſie zu beruhigen. Ihr Unwille ſtieg von Bild zu Bild.

Endlich bekam die Erde ſanftere Formen. Der mit grellem Höllenroth bezeichnete Granit verlor ſich immer mehr, die Vulkane hatten ausgebrannt, die wenigen, die noch rauchten, wurden nach Humboldt's ſinniger Anſchauung die Sicherheitsventile der Erde genannt, der Elefant brachte wenigſtens die Welt, wie ſie jetzt iſt, in die nächſte Empfindung und Anerkennung wieder. Die Bilder der Herren Siegmund und Rohde machen bekanntlich einen ſehr gewaltigen Sprung von der untergegangenen koloſſalen und plumpen Thierwelt zu einer anmuthigen und maleriſch gedachten Gruppe der erſten Menſchen. Die Beſtrebung der Natur, endlich den Menſchen hervorzubringen, hätte jedenfalls auch in den Formen dargeſtellt werden müſſen, die der menſchlichen Geſtalt wenigſtens äußerlich verwandt ſind. Aeußere Rückſichten mögen die Schattenkünſtler beſtimmt haben, dieſe genetiſche Ent-

wickelung, etwa die Annahme einer präadamitiſchen Menſchenwelt mit geringerer Intelligenz (nach den Sagen aller Völker), zu unterlaſſen. Kurz, wie endlich in grünen Waldesſchatten und auf Blumenauen die erſten Menſchen ſichtbar wurden, brach die Dame von der wir erzählen, in Thränen aus.

Sie hatte die Welt wieder, der ihr Herz, ſie ſelbſt und ihr Glaube angehörte!

Dieſe Thränen eines kindlichen und gläubigen Gemüths waren nicht die Folge einer endlichen Erlöſung vom Drucke der ſchmerzlichen Spannung; ſie waren nicht der Ausdruck der Freude allein über die endlich ſiegreich hervorbrechende Wahrheit des erſten Menſchenlebens, das die Bibel ſchöner als alle Urkunden der Völker und Zeiten uns erzählt; dieſe Thränen waren der Ausdruck des Schmerzes über den Verluſt einer Jahrelang liebgewesenen Vorſtellung.

„Die ſchöne Welt! Sie iſt zerſtört!“ Ein Fauſtiſches Wehe! Wehe! ergriff ihre ganze Seele. Sie dachte nicht mehr daran, dieſe Bilder verboten zu wünſchen. Sie weinte nur, weil ſie ſich gewöhnen mußte, *ſich in die Annahmen der Wiſſenſchaft und in die Prüfung unſerer Traditionen zu finden.*

Wenn doch all' unſere Intoleranz darauf hinauskäme, dieſem Beiſpiel zu folgen!

Arthur Schopenhauer.

Eine neuere Philoſophie verſpottete die Bezeichnung eines Selbſtdenkers.

Sie ließ zwar gelten, daß man ſelbſt eſſen und ſelbſt trinken müſſe, um ſeinen Hunger und ſeinen Durſt zu ſtillen, daß man aber, um ſich und Andern klar zu werden, auch mit eigenem Geiſt denken müſſe, ſchien ihr keines beſondern Nachdrucks werth.

Sie lehrte ohnehin ſogenannte objektive Gedanken, d. h. ſolche, die ſich an den Dingen von ſelbſt verſtünden.

Dennoch thut man wohl, einen Ausdruck beizubehalten, deſſen Werth ſich bei ſo vielen gedankenloſen und unſelbſtſtändigen Schriften, denen wir vorzugsweiſe auf dem Gedankengebiete begegnen, in ſeiner ganzen Bedeutung kundgibt. Das Wiederholen der ſogenannten objektiven Gedanken hat uns jene philoſophiſche Trivialität geſchaffen, die wir auf Kathedern von hochbeſoldeten Profeſſoren Jahr aus Jahr ein gelehrt finden.

Einer urſprünglichen Denkkraft begegnet man in der leider mit einem allzugelehrten Titel eingeführten Schrift

von Arthur Schopenhauer: „Parerga und Paralipomena“ (zwei Bände, Berlin 1851).

Nicht daß wir die Ansprüche des Verfassers auf ein eigenes philosophisches System, das er bereits seit dreißig Jahren unter dem ungünstigsten Widerstande, den ein Autor finden kann, dem des Ignorirens, lehrt, unterstützen mögen; die vorliegende Schrift beschäftigt sich nicht ausschließlich mit dem bekannten Gegenstande seiner Philosophie, die Welt als Wille und Vorstellung zu fassen.

Er gibt vielmehr über einzelne Thatsachen und allerlei Denkgegenstände, die jeden Gebildeten interessiren müssen, eine Fülle der geistreichsten und scharfsinnigsten Eigengedanken, so daß ihm der Name eines Selbstdenkers auf jedem Gebiete, selbst da, wo er über Liebe, Ehe, Frauen, Gesundheit, Träume, und ohnehin, wo er über Religion und Philosophie spricht, in höchstem Grade gebührt.

Seine Polemik gegen die Universitsphilosophie wird Manchem zurückstoßend, die Zuversicht, mit welcher der Verfasser seine Anerkennung von spätern Jahrhunderten erwartet, anmaßend erscheinen.

Diese Flecken lassen aber die glänzenden Verdienste der tiefen, immer auf den Grund der Erscheinung gehenden Forschung nicht im Geringsten erblinden.

Wer sich einmal von den üblichen Landstraßengedanken über Moral, Sitte, Leben, Tradition u. s. w. los-

reißen und durch einen freien Geiſt, der über den Vorurtheilen ſchwebt, erquicken oder wenigſtens zu dem Muthe, im Wirrwarr unſerer Verhältniſſe und der nur künſtlich aufrechtgehaltenen Lehren und Meinungen ſeine eigene Lebensanſchauung zu behalten, ſtärken will, der ſchaffe ſich dies Buch an und leſe nur dann und wann in ihm. In Einem Zuge wird man des oft polternden und cyniſchen Tones müde.

Am ſchwächſten ſind die Meinungen des Verfaſſers über den Staat. Vielleicht ſelbſt ein Capitaliſt, der von ſeinen Renten lebt — er preiſt wenigſtens das Glück der Selbſtſtändigkeit —, ſcheint er in der Beurtheilung politiſcher Verhältniſſe nicht frei von perſönlichen Beſorgniſſen.

Da er die Aufgabe des Menſchen, leben zu müſſen, für eine große Qual hält, ſo fehlt ihm auch durchgängig Liebe. Sein ſtarrer Stoicismus wird Egoismus.

Doch bricht das Gemüth aus der Eisdecke ſeiner Weltverachtungslehre dann und wann in anderer Geſtalt hervor. Er ſpricht mit Andacht von den Hindus und mit wahrer Zärtlichkeit von den Thieren.

Sentimentale Naturbeſchreibung.

Zu den Moden des Tags, die eine gewiſſe Abſpannung der Gemüther benutzt haben, um das Künſtliche für das Schöne, das Dunkle und Wunderbare für das Verſtändige zu erheben (Moden, die von den kleinen, um gnädigen Frauenſchutz bittenden Erzeugniſſen der goldgeſchnittenen ſüßen Poeterei bis zur bedenklich graſſirenden Auffaſſung des Lebens und der Zeit im Großen und Ganzen ſteigen), gehört auch eine gewiſſe phraſenhafte und mehr das Erſtaunen als die Belehrung weckende Naturbeſchreibung.

Man muß ſich wundern, ſelbſt von Männern, die in andern Gebieten zu den aufgeklärten gehören, in ihren Darſtellungen des Naturlebens einen Ton angeſchlagen zu finden, der, wenn auch auf allerhand gefühligen Umwegen, doch geradezu zuletzt nur zur Herrſchaft des Aberglaubens und zur Anerkennung von Traditionen zurückführt, gegen die ſich die Menſchheit ſeither nicht kühl und nüchtern genug verhalten konnte.

Die tanzenden Tiſche.

Der Weltgeiſt iſt ein Humoriſt.

Zuweilen wirft er irgend eine wunderliche Frage hinaus ins Menſchengewühl und beobachtet die poſſierlichen Geberden, die wir machen, um ſie zu löſen.

Der Spaß, den daran jener neckiſche Demiurgos zu haben ſcheint, kann auch dem Beobachter werden, der ruhig zuſieht, wie die Menſchen mit den neuen Nüſſen fertig werden.

Wie luſtig war die Aufnahme der Kunde von den tanzenden Tiſchen!

Und nicht bloß wie luſtig, ſondern auch wie lehrreich!

Wir waren ſtill geworden über Monarchie und Republik, über Offenbarungsglauben und Vernunftglauben, über Staat und Geſellſchaft; man weiß ja kaum recht, welche Stimmungen und Geſinnungen verborgen in der Welt ſchlummern. Da kommt zwiſchen alle Verſtellung und Furcht plötzlich das Phänomen von einem durch Handauflegen in Bewegung zu bringenden Tiſch und nun zeigt ſich Zweifel und Glaube, Ernſt und Humor, Grübeln und

Spotten nebſt allen Zwiſchenſchattirungen von Bedächtigkeit, von Prüfung, von Unentſchloſſenheit, von gewöhnlichem Ab- und Zuwarten Derer, die natürlich immer die Klügſten bleiben und zuletzt die Siegreichen, ganz wieder wie ſonſt. Der nimmt die Sache melancholiſch, Jener ſanguiniſch; Der choleriſch, Der phlegmatiſch. Die Federn ſpitzen ſich und ſogar die Neigung zur Oeffentlichkeit, die plötzlich 1848 ſchreckenerregend aufwucherte und ſich dann im Gegentheil wieder in ein allgemeines bene evixit qui bene latuit verloren hatte, trat mit Namennennungen, Eingeſandts und allen den der deutſchen Nation leider eigen ſcheinenden Geltendmachungen des reſpektabeln wohlgeborenen und hochwohlgeborenen eigenen Ichs wieder hervor.

Und auch die Erſcheinung iſt merkwürdig, wie außerhalb der Dilettantenwelt in der literariſchen Sphäre bei den tanzenden Tiſchen wieder luſtig die gewöhnlichen ſchriftſtelleriſchen Capriolen gemacht wurden.

Das war ein Thema für die „gewandte Feuilletoniſtik!“ Tanzende Tiſche! Welches reiche Feld des parodirenden Witzes! Die Welt wird wieder heiter werden. Die aſchgraue Wirklichkeit überzieht ein frohes Himmelblau. Es kann wieder Spaß geben, auch da ſogar, wo der Spaß bisher nicht privilegirt war und man ihn ſich nur von ein paar Andern, die ſich die Gelehrten des „Kladderadatſch“ nannten, vormachen ließ und zu dieſen ſüßſaure und ſchmunzelndſeufzende Miene machte. Dank den

Göttern! Sie ſenden uns mit den tanzenden Tiſchen wieder die verbannte Heiterkeit in die Welt.

Und welche weiſe Vorſicht des Geiſtes, der ſeine ſchöne Erde liebt!

Die tanzenden Tiſche ſind Veranlaſſung, daß wir wieder miteinander zu ſprechen anfangen. Gab es denn noch ſeit 1849 und 1850 Gruppen von vier oder fünf Perſonen, die ſich zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke verbanden? Sah denn der Eine noch auf den Andern? Schlich nicht jeder ſeinem Berufe nach und mied das Antlitz des Nachbarn und ſchlenderte ſo ſtill für ſich hin durch unſer irdiſches Jammerthal? Die tanzenden Tiſche erlöſen uns nicht nur von der trübſeligen Ernſthaftigkeit des Lebens, ſondern auch von der ſchrecklichen Iſolirung, in die Einer gegen den Andern gerathen war. Wie wenig Vereinigung noch in der Welt herrſchte, ſah man recht deutlich daraus, daß anfangs Niemand das Experiment gemacht hatte, wer nicht zufällig eine Familie beſaß oder gerade einen Thee gab. Einen Freund zu haben, war ſchon für dieſe Zeit zu viel verlangt. Nun braucht man drei, vier, fünf Freunde und findet ſie. Die tanzenden Tiſche führen die Menſchen wieder zuſammen. Die verbundenen Fingerſpitzen erzeugen elektriſche Strömungen des Lebens. Wir waren im Begriff, Einſiedler, Mönche, Trappiſten zu werden; da ſchickt uns das fröhliche, muntere, geſunde, goldfindende Amerika nach dem trübſeligen „Onkel Tom“

die tanzenden Tiſche, und plötzlich beſinnen wir uns, daß wir noch Nachbarn haben und Einer des Andern bedürfe und wir erkennen uns wieder und lachen zuſammen und tauſchen Vielerlei, vielleicht ſogar unſere Meinungen aus.

So viel von den tanzenden Tiſchen in ſocialer und weltgeſchichtlicher Bedeutung.

Was an ihnen naturwiſſenſchaftlich iſt, das wird wahrſcheinlich erſt durch ein Geſchworenengericht von Akademikern kund werden, die ſich darauf rüſten, bei dem Rufe: „Er bewegt ſich!“ nicht ihren unſterblichen Verſtand zu verlieren.

Denn dieſer Moment iſt der gefährliche; dieſer Moment, wo plötzlich von einem Dutzend Händen immer eine Hand dann in der Lage iſt, ſogleich zu ſchieben, und eilf in der Lage, geſchoben zu werden, ſo aber, daß, wenn die eine ſchiebt, alle andern geſchobenen gläubig ſind und die einzige zweifelnde dann doch auch gläubig wird, wenn von den elfen die nächſte Hand ſie ablöſt und dann dieſe die ſchiebende und vorübergehend zweifelnde wird.

Ferner müſſen die Geſchworenen den feierlichen Eid ablegen: Ich ſchwöre, mir nichts einzubilden auf meine wunderbare elektriſche Empfänglichkeit und meine wunderbare magnetiſche Ausſtrömung! Ich ſchwöre nie auszurufen: O, ich bin ein furchtbar ſenſitiver, ein extra-odiſcher Menſch und habe das ſchon lang geſagt und nun ſieht man's endlich, was gerade in mir für eine Merkwürdigkeit ſteckt!

Zur Geſchichte des Schlüſſeldrehens.

Oskar von Redwitz, der Dichter der „Amaranth“, bereiſte die deutſchen Höfe in einer doppelten Abſicht. Er trug ſeine „Sigislinde“ vor, vermittelte die Anſtalten, ſie auf den betreffenden Hoftheatern zur Darſtellung zu bringen, und in der übrigen Zeit lehrte er das Schlüſſeldrehen, einen alten Bauernbrauch aus der bairiſchen Pfalz, ſeiner Heimath.

Man nimmt ein Buch, gleichviel welches (am beſten „Amaranth“), bindet einen Schlüſſel, deſſen Bart in die Blätter kommt, mit einem Bindfaden feſt und läßt die beiden Flanken des Griffs von den Zeigefingern zweier Perſonen halten. Bewegt ſich das Buch, ſo zeigt jede Bewegung einen Buchſtaben an, wie beim Tiſchklopfen.

Die Orakel dieſer Schlüſſel- und Buchdrehung haben vielen Glauben gefunden. Wir laſen einen handſchriftlichen Bericht über die mannichfachen Offenbarungen, die einem durch Herrn von Redwitz gewonnenen Gläubigen des Schlüſſeldrehens ſeit einigen Wochen zu Theil wurden.

Auch in Berlin ſollen ſich in vielen Kreiſen die Redwitz'ſchen Schlüſſel gedreht haben.

Dies erinnert an die Zeiten, als König Jakob den engliſchen Thron beſtieg. Der Glaube an Hexerei war in den vereinigten drei Königreichen faſt verſchwunden. Ein Werk, die „Discovery of Witchcraft“ genannt, von dem Vater der engliſchen Philoſophie, Reginald Scott, im Jahre 1584 herausgegeben, hatte zwar nicht gewagt, die Exiſtenz der Hexen geradezu zu bezweifeln; das wäre noch dem Atheismus gleichgerechnet worden; aber es hatte doch die Allmacht der alten Weiber in Zweifel gezogen und beſonders deßhalb, weil dadurch der Gottheit Abbruch geſchähe. Dies Buch wurde verbrannt und die Rockenphiloſophie wieder auf den Thron gehoben. Nun fehlte es natürlich an gelehrter Begründung nicht. Joſeph Glanvil, der Gründer der „Königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in London“, redete ſehr ernſthaft zu Gunſten der Hexen; Dr. More, ein Schüler Plato's, verlangte, daß in jedem Kirchſpiel ein Regiſter geführt werde über die Thaten der dort wohnhaften Hexen und der Dogmatiker Meric Caſauban hielt ſogar den Unglauben daran ſelbſt für Zauberei. Alle drei vereinigten ſich in dem Urtheil über Reginald Scott, deſſen Werk ſie auf das einſtimmigſte verdammten.

Endlich im Jahre 1677 erhob ſich wieder eine Stimme zur Vertheidigung des Zweifels an der Herrſchaft der Hexen; dies war die Stimme John Webſter's, eines Geiſtlichen. Er durfte in ſeiner Stellung die Exiſtenz

der Hexen allerdings noch nicht ganz in Frage ſtellen; es blieb immer noch eine Blasphemie, die die Kirche zu ſtrafen verſtand; aber er konnte doch ſchon ſchreiben: „Man bedarf, um an ſolche Dinge nicht zu glauben, eines geſunden Verſtandes, ſowie einer Einbildungskraft, die keine falſche Richtung bekommen; auch muß man nicht ſtändig zur Melancholie geneigt ſein, denn ſonſt ſieht man einen Buſch für einen Popanz und ein ſchwarzes Schaf für einen Dämon an, ſonſt hält man das Geſchrei des wilden Schwans, wenn er Nachts auffliegt, für einen Geiſt oder, wie man hier im Norden ſagt, für Gabriel Ratchets und das Heulen einer Füchſin in einer Klemme für die Stimme einer Fee.“

Ein Briefwechſel zwiſchen Dr. More und einem ſeiner Schüler, dem Geiſtlichen Elys, bezieht ſich größtentheils auf Erſcheinungen und Zauberſprüche. Die beiden Gelehrten wünſchten nichts ſehnlicher als einmal einen wirklichen Geiſt zu ſehen. Elys iſt ſehr häufig auf der Spur eines ſolchen, aber immer wieder ſtellt es ſich heraus, daß es nur eine Täuſchung war. In einem ſeiner Briefe äußert er einige religiöſe Zweifel, die wir hierherſetzen, weil ſie unſer Schlüſſeldrehen betreffen. Er ſchreibt: „Ich bitte Sie, mir Ihre Gründe zu nennen, weßhalb es ungeſetzlich iſt, die ſchwarze Kunſt anzuwenden, um herauszubringen, ob dieſe oder jene verdächtige Perſon eine Sache geſtohlen hat; indem man nämlich einen

Schlüſſel mitten in einer Bibel befeſtigt und dann das Auge deſſelben auf eines Menſchen Finger richtet, worauf die Anweſenden die folgende Worte ſagen (Pſalm 50): „Wenn du einen Dieb erblickſt, ſo läufſt du mit ihm und haſt Gemeinſchaft mit den Ehebrechern. Dein Maul läſſeſt du Böſes reden und deine Zunge treibet Falſchheit; du ſitzeſt und redeſt wider deinen Bruder; deiner Mutter Sohn verläumdeſt du. Das thuſt du und ich ſchweige; da meineſt du, ich werde ſein gleich wie du; aber ich will dich ſtrafen und dir es unter die Augen ſtellen!“ Dreht ſich hierauf der Schlüſſel und folglich auch die Bibel, an welcher derſelbe befeſtigt iſt, bei der Nennung irgend eines Namens, ſo iſt jener der Dieb geweſen. Neulich ſpeiſte ich irgendwo und man verſuchte die Sache. Ich ſagte, es ſei gottlos, aber ſie beharrten dabei. Ein ſehr angeſehener Mann behauptete, daß ein bedeutender Gottesgelehrter kein Unrecht darin finde. Kurz, da ich mich dagegen erklärt hatte, ſo glaubte ich nun mit gutem Gewiſſen im Zimmer bleiben zu können. Sie begannen und hatten ſchon ein paar Namen genannt, ohne daß ſich der Schlüſſel drehte; jetzt kam aber eine Perſon an die Reihe, die ſpäter als an dem Diebſtahl betheiligt zu ſein bekannt wurde, und wir ſahen deutlich, wie die Bibel ſich umwandte. Der Herr, von dem das Experiment ausging, behauptete, es gebe keine Geiſtererſcheinungen. Ich verſetzte daß Das, was wir ſoeben geſehen,

einer Erſcheinung gleich komme, denn hier habe ſich vor unſern Augen ein intelligentes unſichtbares Weſen kundgegeben.“

So Paſtor Elys, der trotz ſeines Animam salvavi völlig geneigt iſt, ſich dem Schlüſſelſpuk gefangen zu geben.

Wir beobachteten aber mehre Schlüſſelexperimente. Wir fragten: Wie heißt der Vorname einer gewiſſen Dame, die der Schlüſſel kennen konnte. Er antwortete Karoline. Leider hieß ſie Bertha. So ging es regelmäßig. Als man den Schlüſſel fragte: Warum antworteſt du falſch? half er ſich ebenſo wie die Tiſchplatten mit der auf uns bezüglichen Erklärung: Ungläubig.

Das Geheimniß kommt auf Arthur Schopenhauer's Lehre von der Macht des Willens zurück. Man will und man weiß nicht, daß man will. Man dreht den Schlüſſel ſelbſt, ſagt ſelbſt, was er antworten ſoll und erſtaunt von ihm zu hören, was man ihm eingeflüſtert hat.

Die Aufklärung, die man über das Gemüth vieler Menſchen durch dieſe Modethorheiten bekommen hat, iſt wunderbar. Sie buchſtabiren ſich mit einem ſolchen Schlüſſel wörtlich ſelbſt Das vor, was ſie denken und ſind überraſcht wie von einer Zauberei, die ſie in der That unvermögend ſind, aus ſich ſelbſt zu erklären. Man ſieht daraus, daß es Menſchen gibt, die Jahr ein Jahr aus ohne Objectivirung ihrer Gedanken fortträumen.

Sie haben nur geiſtiges Vegetiren. Sie handeln rein inſtinctiv. Sie denken wohl, aber nicht mit runden und fertigen Gedanken. Sie ſind wie in einem ewigen Traumleben, ohne alle Bezogenheit des Bewußtſeins auf ſich ſelbſt. So kommt es, daß ſie ihr Denken auf einen Tiſch, einen Schlüſſel beziehen können und ſich ganz im Außenleben objectiviren, ohne es zu wiſſen. Sie meinen auch hier, von Andern Das zu hören, was ſie ſeit Jahren ſchon nie mehr die Gewöhnung hatten, ſich klar und mit bewußter Reflexion ſelbſt zu ſagen.

Die Fröbel'ſchen Kindergärten.

Die ſeit geraumer Zeit von einem kleinen Orte in Thüringen, Namens Keilhau, ausgegangene Erziehungsfrage iſt nicht die einzige, die in ihrer principiellen Löſung durch die Einmiſchung des Staates mehr gehindert, als gefördert wurde.

Es geht der Fröbel'ſchen Kinderlehre wie den demokratiſchen Prinzipien. Die Bekenner der Letzteren würden weit eher geneigt ſein, Alles, was an ihnen als falſch, halbwahr und unmöglich ſich ergeben ſollte, aus freien Stücken einzugeſtehen, wenn nicht die Maßregeln des beſtehenden Staates vorwegbeſtimmen wollten, was an ihnen falſch, halbwahr und unmöglich ſein ſolle. So ſtellt ſich zwiſchen Satz und Gegenſatz der Debatte eine gewiſſe Trägheit ein; man gibt die Unterſuchung lieber ganz auf, will dem mächtigen Einen nicht zu Gute geben, was dem bedrängten Andern zu nehmen wäre, und ſo kommt es, daß eine wichtige Frage weder vor- noch rückwärts will. Käme man einmal darauf, ſie gründlich zu erörtern, ſo hätte man geradezu vom Ei anzufangen. Es

ſind dies die Folgen, wenn der Staat in ideellen Fragen dem Geiſte nicht das Selfgovernment zuerkennt.

Wenn man über, und wie die nachfolgenden Bedenken zeigen werden, gegen die Kindergärten ſchreiben will, ſo hat man ſich ausdrücklich eine doppelte Verwahrung zu ſichern.

Die eine, daß man die Gründe der preußiſchen Regierung, welche die Kindergärten verbot, nicht billigen kann, die andere, daß man den vielen edlen und guten Menſchen, die ſich dieſer pädagogiſchen Neuerung gewidmet haben, nicht wehe thun will. Die erſte Verwahrung iſt leicht; denn die Gründe des preußiſchen Verbots ſind noch immer in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Iſt es wahr, daß die nächſte Veranlaſſung dieſes Verbotes der Kindergarten von Nordhauſen gab, wo die freie Gemeinde unter Baltzer's Leitung ſich der Fröbel'ſchen Erziehungsprincipien annahm, ſo muß die zweite Verwahrung ausdrücklich erklären, daß man dem geiſtig Strebſamen, Lebenswärme- und Lichtſuchenden in dieſer Neuerung überhaupt nicht im Mindeſten abhold ſein könne und dabei zugleich nur bedauern müſſe, ein Prinzip nicht anerkennen zu dürfen, aus deſſen praktiſcher Pflege jetzt ſo vielen unglücklichen Opfern gewiſſer moderner Conflicte in trauriger Lebenslage ein Rettungsanker ihrer Exiſtenz entſtanden iſt.

Im Allgemeinen darf man ſagen, daß man mit dem

Weſen der Kindergärten noch nicht hinlänglich bekannt iſt. Man findet ſie im Gegentheil im gewöhnlichen Geſpräch ſehr oft mit den Kleinkinderbewahranſtalten verwechſelt. Gegen die Letzteren, die die vernachläſſigten Kinder der Arbeiter während der Dauer des Tagewerks ihrer Eltern in Hut und Pflege nehmen, hat ſich keine Stimme erhoben und in der That kann deren weitere Förderung und Mehrung nicht dringend genug gewünſcht werden. Die Kindergärten dagegen ſind eine ganz andere Veranſtaltung. Sie entlehnen ſich die Kinder vermöglicher Eltern in dem Lebensalter zwiſchen drei und ſechs Jahren. Sie bahnen einen eigenthümlichen Uebergang zur Schule. Sie ſind keine bloßen Tummelplätze des Spiels und des Vergnügens, ſondern ſie verbinden mit dem Spiel und dem Vergnügen eine beſondere lehrende Abſicht. Sie heben die Kinder vom Schooße der Mutter und führen ſie ſo lange, bis man ſie der Schule übergeben kann. Mancher Kindergarten iſt daher auch mit einer Fortbildungsanſtalt, mit einer eigentlichen Schule ſchon verbunden. Die Zahl der in Deutſchland trotz des preußiſchen Verbotes noch beſtehenden Kindergärten kann man auf etwa funfzig annehmen. Wer eine gefällige und anſchauliche Darſtellung der Fröbel'ſchen Wirkſamkeit in Thüringen leſen will, den muß man auf Kühne's Deutſche Männer und Frauen. (Lpzg. 1851) 370. f. verweiſen, wo man eine hie und da mit

Ironie überhauchte, im Ganzen aber warme und gewonnenscheinende Charakteristik der Sache und der von ihr interessirten Personen findet.

Um das eigentliche Princip der Kindergärten zu verstehen, muß man sich an Friedrich Fröbel's frühere, ich möchte sagen naive Zeit halten. Die gegenwärtige Darstellungsweise seines Systems ist theils durch die Uebertreibungen einiger Anhänger, theils durch die Nothwendigkeit, sich vor religiösen und politischen Anschuldigungen zu rechtfertigen, getrübt worden. Die Ueberschwänglichen erwarten geradezu das Heil der Welt von Fröbel, einem, wie unzweifelhaft erwiesen ist, kindlichen und liebevollen Greise, und stellen ihn Rousseau und Pestalozzi zur Seite. Die Vorsichtigen und Schlauen machen Zugeständnisse an Staat und Kirche, die bis zur Liebedienerei gehen. Man beruft sich auf fürstliche Protektionen, rühmt sich conservativer Gesinnung, spricht vom religiösen Fundament der Kindergärten und würde hie und da, um nur die Praxis einer neuen Lehrmethode zu retten, das ganze allmälig in Friedrich Fröbel zum Bewußtsein gekommene Reformprincip auf den Kopf stellen, wenn der wackere Greis selbst sich zu solchen Inconsequenzen herbeiließe und nicht vielmehr zwischen den dem Welttreiben entrückten Berglehnen des Thüringerwaldes, an den grünen Wiesenmatten und klaren sprudelnden Bächlein desselben sein Ideal der geistleiblichen Menschenveredlung festhielte und sich

den Glauben an eine die Menſchen vom Uebel erlöſende Miſſion ſeiner Neuerung nicht nehmen ließe. Dieſe Ehrlichkeit des alten Meiſters ſollte ſeine Jünger, z. B. die, die ſich jetzt in das Gewand chriſtlicher Gläubigkeit hüllen, beſchämen und ihnen das Bild vorhalten, wie ſie in ihren Verwahrungen, ihren religiöſen und conſervativen Verſicherungen, ihren Schilderungen durchlauchtigſter Beſuche, für eine auf Hebung der ſittlichen Menſchenwürde und die Rückkehr zur Urſprünglichkeit des reinen Naturverkehrs unſeres Geiſtes ausgehende Lehre gar übel ſich ausnehmen.

Die Grundlehre Fröbel's beruht auf den beiden Worten: „Kommt! Laßt uns unſern Kindern leben!“ und dem Schillerſchen: „Hoher Sinn liegt oft im kind'ſchen Spiele.“ Fröbel ſprach die Nothwendigkeit aus, daß das meiſt bis zum ſechſten Jahre nur der Vegetation überlaſſene Kind ſchon vom erſten Spiele der Phantaſie oder des Verſtandes an müſſe der Entwicklung gewonnen werden; er lehrte, von Kinderanſchauungen ausgehend, ein Syſtem ſtufenweiſer Denkſpiele, die im Kinde Vorſtellungen, Begriffe, moraliſche Gefühle, beſonders aber mathematiſche Anſchauungen und ihnen entſprechend Lebensſtimmungen wecken ſollten. Von dem Intereſſe, das ſchon vor beinahe zwanzig Jahren jeder Kinderfreund an Fröbel's in kleinerem Kreiſe bekanntgewordenen Vorſchlägen nehmen mußte, die Kinder durch einen Ball, durch einen Pendel, durch

einen Würfel ebenso zu unterhalten, wie sie bisher durch einen Hanswurst, eine Peitsche, eine Trompete unterhalten wurden, bis zur Begründung von regelmäßigen Kinderversammlungen zum Zwecke des Spieldenkens, war ein nicht kleiner, gewagter Sprung, ja die jetzt förmlich organisirte und in Methode gebrachte Zwischenstation des Kinderlebens zwischen Haus und Schule ist nunmehr schon ein Experiment geworden, das nicht länger ohne die vorhergegangene Prüfung einer vorurtheilslosen Erziehungslehre geübt werden sollte.

Die beiden Grundsätze Fröbel's, die eben erwähnt wurden, lassen eine mehrfache Beleuchtung zu. Dem den Müttern zugerufenen Worte: Lasset uns unsern Kindern leben! muß man die vollste Berechtigung der Liebe und der mahnenden Pflicht zu erkennen. Aber einer ganzen Epoche, ja dem Jahrhundert zugerufen, der ganzen Menschheit als Pflicht auferlegt, sollte man die Nothwendigkeit einer solchen Mahnung entschieden modificiren. Als Rousseau in einer entarteten Welt, deren tiefes Verderben er an den Schäden seiner eigenen Bildung und seiner eigenen schlackenvollen Seele erkannte, die Lehre von der nothwendigen Rückkehr zur Natur in seinem begeisterten Hindeuten auf die Erziehung predigte, lag die Nothwendigkeit einer Revolution des ganzen Menschengeschlechts auf der Hand. Pestalozzi gab für die Abstractionen Rousseau's die wirkliche reale Sprache der Erziehung, der Methode,

des Unterrichts. Wir, Epigonen jener großen Reformen, haben wenig Urſache, unſere Gegenwart und uns ſelbſt etwa fertig und vollkommen zu nennen, aber daß die Mängel unſerer Zeit wieder in der erſten verfehlten Erziehungsmethode liegen ſollen, wie damals, als Rouſſeau ſeinen Emile ſchrieb, wer könnte ſoviel Phantaſie beſitzen, ein ſolches Bild auch nur annähernd überzeugend auszuführen! Die Gegenwart überſieht vollkommen, worin ihre Leiden begründet ſind; aber mit dem Satze: Werdet Ihr beſſer, bald wird's beſſer ſein! hilft man, wir fühlen dies zu gut, dieſen Leiden nicht mehr ab. Wir wiſſen vollkommen, woran auch unſer Erziehungsweſen Mangel leidet, wir haben alle Urſache zu wünſchen, daß Bildung und Aufklärung tiefer im Volke Wurzel ſchlage, als bisher; allein über die ganze Gegenwart, ſo wie ſie iſt, einen Strich machen und ſagen: Es muß mit der Erziehung wieder von Vorn angefangen werden! Das iſt geradezu ſoviel, als wollte man die Menſchheit in den romantiſchen April ſchicken oder all unſer Wünſchen und Hoffen in die ſogenannten griechiſchen Kalenden. Das Wort: Laſſet uns unſern Kindern leben! an ſich ein goldner Spruch an jedem Familienherd (die Wirklichkeit wird ihn oft genug überräuchern), an ſich ein Morgenweckruf für jede Mutter, wäre, wollte man es ſo ausſprechen, wie es in der Fröbel'ſchen Lehre jetzt geſchieht, geradezu, als wenn uns bei einer Feuersbrunſt Jemand ſtatt Waſſer eine Erörterung

über Hydrogen und Oxygen bringen wollte. Unſer Jahrhundert iſt, trotz ſeiner an ſich niemals überflüſſigen Mahnung auch an die Pädagogen, kein pädagogiſches. Die durch den Staat oder die Geſellſchaft oder jeden Einzelnen zu übernehmende endliche ehrliche und redliche Ausführung der bereits vorhandenen pädagogiſchen Wahrheiten reicht für die Anſprüche aus, die wenigſtens in Rückſicht der Erziehung der Freund der Menſchheit an unſere Zeit zu machen hat.

Geſetzt, wir wollten einmal das Fröbel'ſche Ideal als erreicht annehmen. Die Kinder werden von drei Jahren an den Zufälligkeiten der häuslichen Erziehung entzogen und auf dem Wege der Denkſpiele zu jenen klaren und geſunden Natur-, Raumes-, Zeit- und Lebensanſchauungen hingelenkt, die die Kindergärten aus der Kinderſeele entwickeln wollen. Wir hätten alſo bereits geweckte, fragſame, Klarheit anſtrebende ſechsjährige Köpfe, die in eine gährende Unruhe verſetzt ſind. Nun muß es doch in der Entwicklung des Keimes weiter gehen. Es müßte nach einer ſo überfrüh angelegten realiſtiſchen Weltanſchauung die wirkliche Schule in ihrer Methode und ihrem Lernſtoff, die Kirche in ihren poſitiven Dogmen, der Staat in ſeinen Inſtitutionen nach den Erforderniſſen einer ſolchen, unmittelbaren und natürlichen Geſetzen folgenden Empirie umgemodelt werden. In Friedrich Fröbel's Andeutungen liegt auch dies ehrliche Geſtändniß, ſo ſehr es einige Kin-

dergärtner jetzt vertuſchen wollen und ſich ſogar rühmen, daß in Hamburg das rauhe Haus des Herrn Wichern ihre Methode angenommen hätte. Iſt es dann aber nicht traurig, daß mit ſechsjährigen Kindern in der Welt nicht viel ausgerichtet werden kann? Habt Ihr die Ueberzeugung, daß unſere europäiſche Geſellſchaft auf unglücklichen Vorausſetzungen beruht, ſo ſetzt die Hebel der Reform da an, wo kein Rückfall auf die alten Vorausſetzungen möglich iſt! Kämpft den großen Kampf des Jahrhunderts, der ein Kampf unter Männern iſt! Von dem, was ſich der Mann errungen hat, wird dann dem Jüngling, der Jungfrau und von ihnen wieder dem Kinde abwärts ſein Theil zu Gute kommen. Bearbeitet das Erdreich! Das Säen und die Pflanze allein thut es nicht. Sechsjährige Kinder, und wäre ihre Zahl Legion, haben nicht die Kraft, eine tauſendjährige Decke abzuſtoßen, damit die realiſtiſchen Naturanſchauungs-Hälmchen durchbrechen. Sie werden verkümmern. Und in dieſem Verkümmern liegt eine Gefahr.

Das Leben iſt Wachsthum. Die Pflanze ſucht Licht und jene eigenthümlichen Gaſe der Luft, mit denen ihre eigne Atmosſphäre einen chemiſchen Prozeß vollzieht. Die Pflanze will und wächſt auch aufwärts. Kein Baum hat nöthig, ſich ihr zu Liebe niederzubeugen. Die Natur des Kindes erwartet Schonung, aber keine Zuvorkommenheit. Sie will ſich aſſimiliren. Ihr Ideal iſt das, was lebt,

was da iſt, groß iſt. Das Kind mag nicht, daß man ſich ihm zu Liebe ewig bücke. Es ſtreckt ſich ſchon, es klettert, hinaufzukommen zu den Andern. Man ſorge nur, daß das, was es ſucht, ſuchenswerth iſt. Niederwärts ſtrömt der ſich ſenkende, ſich lagernde, ausbreitende Stoff. Dem Kinde wird Alles zu Gute kommen, was ſich der Mann gewonnen hat. Auch dem Mann kann zu Gute kommen, was ſich ein Kind gewann; allein in der Lebensſtufe zwiſchen dem dritten und ſechſten Jahre, in der Lebensſtufe des Glaubens und des Gehorſams kann man keinen Grund zu einer Weltauffaſſung legen. Wer billigte nicht die Reform des Zeitalters? Aber man lege ſie auf Schultern, die ſie tragen können, auf Schultern, die unter ihr nicht zuſammenbrechen, auf Seelen nicht, die in dem ſtillen Geheimniß ihrer erſten Vegetation zudringlich und übervorzeitig aufgeſtört werden.

„Hoher Sinn liegt oft im kind'ſchen Spiele.“ Ein herrliches Wort! Eine treue Beobachtung des Menſchenfreundes, der ſich die Minute nicht verdrießen läßt, beim fröhlichen Reigen der Jugend ſtillzuſtehen! Soll indeſſen der jugendliche Hochſinn feſſeln, ſo muß des Kindes Spiel die Erfindung ſeiner eigenen Phantaſie, die Erfindung ſeiner Liebe, ſeines Gerechtigkeitseifers, ſeiner eigenen geweckten Verſtandeskräfte ſein. Es iſt ein erhebendes Schauſpiel, dem Menſchengeiſte zu lauſchen, wie er wächſt und keimt und, ſo jung noch, ſchon liebliche Blüthen treibt.

Aber ein eingelerntes Spiel? Ein hoher Sinn, den der Erklärer ſchon gleich von Anfang in die ſcheinbaren eigenen Eingebungen von Luſt und Laune gelegt hat? Eine Allegorie, kein Mährchen? Ein Spielanleiten, kein Spielerfinden? Tretet in einen Kindergarten! Da haben ſich dreißig kleine Weſen umſchlungen und beginnen ſingend einen Tanz. Vier- und fünfjährige Kinder ſingen:

Wir haben froh uns hier gefunden,
Der Lebenstrieb hat uns verbunden,
Beſchäftigung iſt unſ're Luſt,
Mit ihr kommt Freude in die Bruſt.

Iſt dieſer Vers nicht eine Reflexion, die einem Lehrer ſehr gut, einem Kinde ſehr ſchlecht ſteht? „Lebenstrieb?“ Doch immerhin, dem Kindergarten mag noch ſein Poet fehlen. Die Kinder bleiben jetzt nach dem Rundgeſange ſtehen, jedes tritt vor, macht einen kleinen Kopfüber oder einen Sprung oder ſonſt eine turneriſche Bewegung und der Chor ſingt:

Rüſtig unſ're Sinne regen,
Wacker Hand und Fuß bewegen,
Giebt dem Herzen Freud' und Luſt.

Frägt man die Lehrer, was dieſe altkluge Reflexion der kindlichen Seele bedeuten ſoll, ſo heißt es, daß darin der hohe Sinn läge, 1) von dem ſich Gegenſtändlichmachen alles Deſſen, was der Menſch thue und 2) von dem im Kreiſe ſich bewegenden Ebenmaß und Alles verbindenden Gemeinſinn. Dieſer Gemeinſinn iſt in der Philoſophie des Kin-

dergartens eine ſtehende Kategorie. Bei einer Verſammlung der Kindergärtner im Bade Liebenſtein ſprach Fröbel an ſich ſchöne und gedankenreiche Worte über das Gemeingefühl und wallte in folgender Empfindung auf: „Iſt aber erſt einmal die Brücke geſchlagen von einem Herzen zum andern, ſo wogt das Leben wie ein magnetiſcher Strom durch wechſelſeitige Ausgleichung fördernd und beſeligend, hinüber und herüber.“ Dieſterweg widerſprach. Dieſterweg war in beſter Abſicht, einer bedrängten pädagogiſchen Idee durch ſeinen in der Lehrerwelt gefeierten Namen zu helfen, zur Verſammlung gekommen, er ging auch wieder, leider überſtimmt nicht von den Andern, ſondern von ſeinem eigenen ſchwärmeriſchen Drang nach Menſchenveredlung, überſtimmt von ſeinem Groll gegen den ſich einmiſchenden Staat. Aber bei jenem verzückten Preiſe des Kreiſes und des Gemeingefühls in der Kinderbruſt konnte er denn doch nicht umhin, einzuwerfen: „Jeder Menſch iſt ein geborner Egoiſt. Das iſt kein Tadel. Ihm ſind zwei Triebe eingepflanzt: der Geſelligkeits- und der Thätigkeitstrieb. Letzterer iſt der vorzüglichſte. Der erſte kommt nur dann in Frage, wenn die andern Kinder befähigt ſind, ſeine Thätigkeit zu fördern. Sobald ſich die eigentliche Knaben- und Mädchennatur entwickelt, ſtoßen ſie einander ab. Nur der Thätigkeitstrieb treibt die Kinder zuſammen.“ Auf dies brave, leider menſchenwahre Wort erwiderte

Fröbel: „Wie kann Thätigkeit ohne Geſelligkeit ſein?“ „Wenn zwei Knaben“, fuhr Dieſterweg fort, „mit ritterlichem Geiſte zuſammenkommen, ſo kämpfen ſie; nur der mit Knappengeiſt fügt ſich.“ Und Fröbel: „Das gemeinſame Wirken für den gemeinſamen Zweck iſt das Einigende“. Und dieſe Phraſe, dies bunte Ideal, dies pädagogiſche Lovely ſiegte! Dieſterweg ſchwieg; der Congreß, auf dem überhaupt nicht geſtritten wurde, ſondern nur die Uebereinſtimmungen ſich ausſprachen, ging in Zufriedenheit mit ſich ſelbſt zur Tagesordnung.

Ein anderes Spiel ſoll dem Kinde das Bewußtſein geben, daß es beim Kreiſe immer auf die Mitte ankäme. Der Chor ſingt:

Wir haben uns in Kreis geſtellt,
Vereintes Spiel uns wohlgefällt,
Dem Herzen Freudigkeit es giebt;
Den Körper und den Geiſt es übt.

Nun wird jedes Kind mit dem Solo des Lehrers:

Lieber, ich bitte,
Zeig' uns die Mitte,
Daß wir ſie ſehn,
Uns um ſie drehn ...

hervorgerufen und ſagt nicht etwa: Juchhe, hier iſt die Mitte! ſondern ſingt:

Das iſt die Mitte, das iſt der Kreis,
Drehet Euch um und ſinget mit Fleiß!

Die Kinder thun Solches und ſingen:

Im Kreiſe, im Kreiſe wir drehen uns ſchön,
Nach der Mitte, nach der Mitte wir gern dabei ſehn!

In andern Spielen ſoll nicht der abſtrahirende und moraliſirende Menſch geweckt werden, ſondern der beobachtende. Unglaublich, aber wahr und wirklich von Fröbel ſelbſt vorgeſchlagen iſt folgende dramatiſche Darſtellung, die das Gewitterſpiel heißt.

Die Kinder beginnen im Kreiſe mit dem Geſang:

O wie iſt der Tag ſo heiß —
Von der Stirne rinnt der Schweiß!

Dabei ſtreichen ſich die Kinder mit den Händen über die Stirn. Dann fahren ſie fort:

Wenn doch bald ein Regen käme,
Aus der Luft die Schwüle nähme,
Leis ſich in die Erde ſenkte,
Felder, Wieſen, Wälder tränkte.

Dabei halten die Kinder die Arme zur Erde hin. Mit den Worten:

Seht doch Kinder, freudig ſeht,
Wie der Wind die Dünſte weht!

beginnen ſie die Hände auf- und abzuſenken und malen in bogenförmigen Geberden den folgenden Vers:

Sich am Himmel Wolken zeigen,
Näher ſich zur Erde neigen.

Nun nähert ſich das Gewitter. Sitzen die Kinder in der Stube (denn das wahre Ideal des Kindergartens wäre nur im Hain des Akademos, im Schatten des Oelbaums, unter dem bekannten „ewig blauen“ Himmel

Griechenlands zu ſuchen), ſo fangen ſie mit den Fingerſpitzen zu trommeln an:

Leis entquillet ihm dann Segen
In gelinden, ſanften Regen.
Hört, der Regen ſtärker fließt,
Plätſchernd er vom Dache gießt!

Das Plätſchern wird durch Zuſammenſchlagen der Hände während des Singens nachgeahmt. Nun kommen Blitz und Donner. Man ſingt:

Blitz auf Blitz die Wolken theilet,
Dem der Donner ſchnell nacheilet;
Immer ſtärker, immer ſtärker —
Immer ferner, immer ferner —
Bis er endlich ganz verhallt.

Dieſe Worte begleiten dann allerhand „Zickzackbewegungen“ mit Händen und Armen, den Donner macht das Auftrommeln mit Händen und Füßen nach. Zuletzt kommt die „Umſtimmung“ der Gemüther in die friedliche Regenbogenverſöhnung und auch dieſe wird mimoplaſtiſch mit gewölbten Handbewegungen nachgeahmt.

Wenn man eine ſolche langſam und auf Lehreranleitung einſtudirte Naturnachahmung die methodiſch organiſirte und angebahnte Ungezogenheit nennen wollte, was ließe ſich dagegen einwenden? Dieſterweg's pädagogiſches Gewiſſen trat auch auf jenem Congreß offen und ehrlich mit dem Einwurf heraus: „Wenn die Fröbel'ſchen Kindergärten die Eigenſchaft beſäßen, den

Kindern die Ruhe, die Pietät zu rauben, so müßten sie vertilgt werden.“ Man beschwichtigte den wackern, leider zu sehr unter dem Einfluß seines Naturells und der Verstimmung durch ungerecht erlittene Schicksale lebenden Mann mit der Versicherung, daß der scheinbare Lärm eines Kindergartens „die freie Bewegung innerhalb des Gesetzes“ wäre. Ich frage: welcher Pädagog kann es verantworten, daß der Apparat des Lernens (Zusammensitzen, Massengeist, Lehrerdemonstration, Gesang, Nachsprechen, Repetition) zur Hervorbringung einer mit zwei Worten dem Kinde darstellbaren, hier aber ins Breite getretenen Naturscene benutzt wird? Ich frage, ob ein so unter der Autorität der vom Kinde gläubig verehrten Erwachsenen angeleiteter Poltergeist sich später in der schweigsamen Ordnung und Ruhe einer geregelten Schule zurechtfinden wird? Ich frage, ob es nicht ein gefährliches Seelenexperiment ist, wenn man das erste, wenn nicht wirkliche, doch halbe Zur-Schule-Gehen des Kindes zur Production eines absolut nichtigen und für die erste Entgegennahme des Wissensstoffes im Elementarschüler völlig überflüssigen Scherzes verwendet?

Es ist möglich, daß das Gewitterspiel von besonnenen Kindergärtnern der lebhaften Phantasie ihres Meisters zu Gute gehalten und nicht ausgeführt wird. Allein ist es dann mit den Einwänden, die man gegen das „Bauernspiel“ machen muß, besser bestellt? Ist die singende Co-

mödie des nachgeahmten Säens, Mähens, Dreſchens denn irgend ein würdiger Stoff, dem zu Liebe es ſich verlohnt, einem Kinde den ernſten Begriff des Zur-Schule-Gehens zu verderben? Oder das Mühlenſpiel:

Die Räder in der Mühle,
Die gehen auf und ab,
Das Waſſer macht's, das kühle,
Daß laut es ſchallt: Klipp! Klapp!

Oder das Vögelſpiel? Oder das Waldſpiel? Oder das Blumenſpiel, wo fünfjährige Kinder ſingen ſollen:

Die Blumen in dem Garten,
Sie ſind den Kindern gleich,
Man muß ſie pflegen, warten,
Ob arm ſie oder reich.

An Blättern, Blüthen, Farben;
Das Alles iſt nur Tand!
Der wahre Schmuck ruht innen,
Doch nicht in dem Gewand.

Ich kann mir denken, daß ſtrenge Gemüther, wenn ſie hören, daß in den Kindergärten ſolche Anſchauungen und Reflexionen in die Kinderſeele eingeprägt werden ſollen, dies Beginnen geradezu eine Affenſchande nennen. Ich will nur das Mißverſtändniß erwähnen, daß kindliche Erwachſene ſich ſo oft einbilden, ihr eigenes naives und ſinniges Weſen paſſe auch für die Sinnigkeit des Kindes ſelbſt! Man rühmt Friedrich Fröbel's jugendlichen Sinn,

man nennt ihn ein Kind mit greiſen Locken. Wer wird ihn nicht glücklich preiſen, wenn er ſich für die ernſten Conflicte des Lebens eine kindliche Anſchauung zu erhalten gewußt hat! Aber das, was Jean Paul über Kinder und Blumen empfand, empfindet ein Kind ſelbſt nicht und ſoll es nicht empfinden; es ſoll ſich nicht im Spiegel ſeiner eigenen Lieblichkeit erblicken; es ſoll ſich ſelbſt nicht mit den Augen jener Glückſeligkeit ſehen, die eine Mutter über ſeinen Beſitz empfindet. Bildet die Mütter, führt ihnen die hohe Bedeutung ihres Berufes zu Gemüth, lehrt ſie die Kinder- und Koſelieder, deren unſer Volk bereits einen Schatz beſitzt, der leider in den Nebenzimmern der Salons ſich höchſtens durch eine alte Kinderfrau gehütet findet, dichtet ihnen neue, daß ſie ihr Kind zu erfreuen und zu beleben lernen und der einzig vernünftige Zweck der Kindergärten iſt durch die bis zum ſechſten und ſiebenten Lebensjahre nothwendige Hauserziehung erreicht!

Es iſt vielleicht ſchon allgemeiner bekannt, daß Friedrich Fröbel für die geiſtige Entwicklung ſeiner Zöglinge eine Anzahl von Spielſtoffen benutzt, mit deren größerem Theile ſich bisher die Jugend ſchon frei und gedankenlos ſelbſt tummelte. Es iſt dieß zuvörderſt der Ball. Als die pädagogiſche Metaphyſik des Balls gibt Fröbel ſelber an: „Das ganze Leben ſpiegelt ſich im Balle wieder. Das Kind iſt ein Ganzes: der Ball auch. Das Kind trägt ein unſichtbares Weſen in ſich, der Ball hat eine

unſichtbare Mitte. Das Kind hat ein Sichtbares, den Leib, wie der Ball. Der Ball zeigt mir zwei entgegengeſetzte Punkte, wie Fuß- und Scheitelpunkt, die durch eine Linie, Achſe verbunden ſind — ein Sichtbar-Unſichtbares.“ Wer wird leugnen, daß es für die Jugend ein fördernder Gedanke ſein kann, von einem nur äußerlich ſichtbaren Ball eine unſichtbare und doch vorhandene Mitte und dieſe Mitte doch wieder nur als Idee in Erfahrung zu bringen? Aber ziemt ſich dieſe Vorſtellung für ein anderes geiſtiges Auge, als das eines Zwölf- oder Dreizehnjährigen? Ein Kind von ſechs Jahren ſoll die Erſcheinungswelt gläubig erfaſſen. Ein Symbol muß es ſich ſelbſt erfinden, ſelbſt aufſuchen. Wird ein Kind ohne aufgepfropfte Demonſtration darauf kommen, einen Ball mit ſich ſelbſt zu vergleichen? Fröbel beginnt ſeine Ball-Demonſtrationen mit der Vergleichung des Balles und des Kindes. Werden die Strengen hier nicht wieder von einem Verpfuſchen des Geiſtes ſprechen, während Mildere dem kindlichen Greiſe mindeſtens eine arge Verirrung vorzuhalten haben? Die Kinder ſollen den Ball als ſich ſelbſt betrachten, ſollen ſingen:

Das Bällchen ſeh' ich liegen
Ganz ſtill in meiner Hand,
Drum will ich es auch wiegen,
Den Blick zu ihm gewandt.

Es iſt wenigſtens troſtreich, wenn man nach einer wahrhaft geiſttödtenden Litanei von allerhand Sprüchel-

chen und Gesängelchen, die zu den Bewegungen des Balles gesprochen oder gesungen werden sollen, endlich erfährt, daß diese Balliebkosungen dem Kinde „die späteren Anschauungen von der Bewegung der Erde, des Mondes, der Planeten“ erleichtern sollen, wozu es indessen keiner Erleichterung, wenn nicht etwa bei Cretinen, bedarf. Wird der Ball an einen Faden befestigt, so soll sein Hin und Wieder und das Liedchen:

Wie der Ball auch steigt und sich neigt,
Er doch stets zur Mitte neigt!

die Vorahnung der künftigen Einsicht und Mahnung geben: „Wie dein Geschick hoch hinauf in das Licht des Glückes oder tief hinab in das Dunkel des Unglücks dich führen mag, halte nur fest die Beziehung zur lenkenden Einheit!“ gewiß wahr und gut gedeutet an sich, aber auch gut angebracht? Ich meine: nein. Der leiseste Hauch einer solchen Reflexion, auch nur dem Kinde angedeutet, ist keine Erhellung der Seele, sondern eine Trübung. Sie würde dem Kinde das Weh des Lebens, nicht seine Freude zu Gemüth führen. Und bleibt die Anwendung im Kopfe des Lehrers, hat das Kind nur die Sache und spielt mit dieser gedankenlos, wozu dann der große Umstand und die auf etwas Richtiges verwandte Methodik? Die Pädagogen mögen entscheiden, ob in der breiten und ausgefaserten Behandlung des Richtigen keine Gefahr für die spätere Empfangnahme des Nothwendigen liegt.

Da ſich die Kindergärten einmal anheiſchig gemacht haben, das Kindesalter zwiſchen drei und ſechs Jahren zu beſchäftigen, ſo mußten ſie erfinderiſch werden. Zum Ball geſellten ſich die Kugel, der Würfel, die Walze. Später das Käſtchen mit acht Würfeln; dann das Käſtchen mit acht Bauſteinen; dann kleine Stäbchen zum Zuſammenlegen und Bilden von Figuren; dann das Sägeſpännmehl, um in ihm zu ſchreiben. Die Hölzchen ſollen zum Rechnen, das Sägeſpännmehl ſoll zum Schreiben führen. Bei den Mädchen wird beſonders auch im Flechten, Figurenbrechen, Muſterſtechen eine erziehende Beſchäftigung gefunden. Alle dieſe Spiele ſtehen ſchon ſo dicht auf der Grenze des wirklichen Unterrichts, daß ſie noch ſtrenger zu prüfen ſind, als die oben erwähnten lärmenden und ſingenden Maſſenſpiele. Denn hier tritt der Kindergärtner unmittelbar auf die einzelne Individualität zu und gibt der erwachenden Denkkraft die erſte entſcheidende Richtung. Friedrich Fröbel iſt von Hauſe aus ein Lehrer der Mathematik und ſcheint demnach dem alten Spruche, die erſte aller Wiſſenſchaften wäre die Matheſis, beſonders zu huldigen. Hier mag ihm wohl oft der Gedanke gekommen ſein, daß ſeinem Syſteme eigentlich eine Reform unſeres gegenwärtigen Menſchengeſchlechts folgen müßte; denn unſere moderne Exiſtenz iſt nicht im Mindeſten auf einer einſeitigen Ausbildung alles Wiſſens aus der Mathematik begründet.

Unſer leider noch tief im Feudal-Romantiſchen ſteckendes Zeitalter ſetzt dieſe erſte antike Erziehungsweiſe der Kinder nicht fort. Der Grieche erzog ſich zum Souverän über Sklaven, zum Bürger eines in ſeine beliebige Gewalt gegebenen Staates. Bildung war ihm ein ſchöner, reizender Luxus, während ſie uns die Bedingung unſerer Exiſtenz iſt. Die Mathematik an die Spitze aller Erziehung ſtellen, heißt Menſchen der freien Selbſtbeſtimmung erziehen wollen, während unſere gegebene Welt der Erziehung die Aufgabe einer möglichſt klaren und beſonnenen Receptivität ſtellt. In einem Fröbel'ſchen Kindergartenkinde wird vollends, da die Lehrform eine ſpielende iſt, die gefährlichſte Spontaneität geweckt, der übermäßigſte Luxus der Phantaſie. Ich hatte Gelegenheit, einen Knaben von ſechs Jahren zu beobachten, der aus dem Kindergarten nichts mitbrachte, als eine krankhaft aufgereizte Spielſucht. Seine Phantaſie war in einem Grade geweckt, daß er aus Reproductionen der verkehrteſten und dabei eigenſinnigſten Art nicht mehr herauskam. Alles war ihm belebt. Jedem Verhältniſſe todter Spielgegenſtände legte er Worte unter. Sein Kopf war wie in einer luxurirenden Gährung. Zwei Jahre lang war er für die wirkliche Schule unbrauchbar geworden. Jede nicht auf die Phantaſie gerichtete Aufgabe ermüdete ihn. Was ſich ihm nicht in Bildern zu erkennen gab, begriff er nicht. Statt ſeine Denkprozeſſe nach innen gewandt zu verrichten, ver-

richtete er ſie immer wie nach außen, wie taſtend ins Leere, wie ſuchend nach Symbolen, Anlehnungen, Erleichterungen des Verſtändniſſes. Reden konnte er über Alles, was man ihn fragte, vortrefflich; aber nur die Zunge war gelöſt, das Organ des Begreifens ſelbſt nicht im Mindeſten. Das ganze Weſen des Knaben war zerſtreut, in die Irre geführt, weit abwärts von der Sache, auf die es ankam. Dem Gedächtniß prägte ſich kein Vers mit wortgetreuer Richtigkeit ein. Die Sucht der ſelbſtſtändigen Reproduction erzeugte bei den Lücken eigene Ergänzungen, die für die aufgeregte Verſtandeskraft zwar Bürgſchaft leiſteten, aber ſtatt ſtricten Lernens Flunkern und unnütze Wortfülle bei Entſchuldigungen und einem „So hab' ich's mir gedacht“ erzeugte. Das Lernen in Form des Spieles hatte ihn für das wirkliche Spiel eigenwillig und herriſch, für das Lernen unſtät und denkmüde gemacht.

Es wäre ſehr zu wünſchen, daß ſich auch ein Phyſiolog entſchlöſſe, über die Frage der Kindergärten ein Gutachten abzugeben. Von allen Theilen des menſchlichen Körpers hat das Gehirn ſeine geheimnißvollſte, dunkelſte und am ernſteſten zu beobachtende Geſchichte. Am früheſten entwickelt, macht es dennoch Veränderungen faſt mit jeder Altersſtufe durch. Von einer weichen, wäſſerigen Maſſe verdichtet es ſich allmälig. Als räthſelvolles Vehikel unſeres Gedankenlebens hat das Gehirn ſeine naturgemäßen und naturwidrigen Irritationen. Die Altersſtufen bedingen

eine nicht immer gleiche Einwirkung auf die Nerven, wie auch dieſe ſelbſt, in den den Sinnen zugewandten Geflechten, ſich nicht auf Einmal und bei jedem Sinne mit gleicher Stärke ſogleich entwickeln. Der Geruchsſinn, das Hören, Sehen, Schmecken, alle dieſe äußern Gehirnfunctionen haben ihre beſtimmten Stadien zu durchlaufen, treten in abwechſelnder Reihenfolge nacheinander in ihrem allmäligen Vorwalten auf und vicariren nicht ſelten. Wieviel mehr muß es ähnliche Geſetze in dem Begriffs-Anſchauungs-Schlußvermögen und jenen innern Seelenfunctionen geben, die neuerdings eine rationelle Phrenologie als beſtimmte, genau unterſcheidbare Neigungen des Gehirns hervorgehoben hat? Man vergleiche einen natürlich geformten Kinderſchädel und den rhachitiſchen Kopf eines Wunderkindes, das nach einer überraſchenden Frühreife bald ſeine Laufbahn vollendet hat, und man wird von den phyſiologiſchen Bedingungen der Seele einräumen müſſen, daß auch hier für den Erzieher Geheimniſſe zu überwachen ſind.

Kein Seelenforſcher kann in Abrede ſtellen, daß die erſten Functionen des Gehirns auf den Thatſachenſinn gerichtet ſein müſſen. Das Kind muß aufnehmen. Ja es muß nicht nur aufnehmen, ſondern auch wieder von ſich geben, um Neues zu nehmen. Wie die phyſiſche Conſtitution des Kindes ein häufiges Eſſen und raſches Verdauen bedingt, ſo bedingt die geiſtige das Lernen und

Verlernen. Gerade im Verlernen, im Vergeſſen liegt beim Kinde ebenſoviel geſtaltendes Gewicht, wie beim Erwachſenen im Behalten. Um aber gründlich vergeſſen zu können, muß man Compactes lernen. Die Kindergärten vermeiden Alles, was wie ein Lernen von Compactem ausſieht. Sie bringen die Thatſachen nur dünn, breiig, flüchtig, gaukeln ein wenig mit ihnen und dulden abſichtlich kein tieferes Einprägen. Eine ſolche Methode fördert nicht die Condenſation der wäſſerigen Gehirnmaſſe. Lernen ſoll ein Kind das Einfache, nicht die Thatſache und zugleich die Auslegung, das Symbol und zugleich die Deutung. Es iſt gewiß etwas ſehr Langweiliges für den Lehrer, einem Kinde dieſelbe Thatſache ſo oft vorzutragen, bis ſie auswendig gewußt wird; allein die Lehrerſchaft iſt darum auch ein ſchwerer Beruf, kein nur unterhaltendes Vergnügen. Wie oft muß man nicht in der pädagogiſchen Welt jetzt mit Befremden von den Dingen hören, die dem Kinde Langeweile machen! Es iſt in 70 bei 100 Fällen dann ſicher die Rede von Dingen, deren monotone Wiederholung nur dem Lehrer Langeweile macht. Erkläre man die Gehirnfunctionen, wie man wolle, man wird ſich der Vorſtellung nicht entziehen können, daß die Nerven des Gehirns (wie Valentin bewieſen hat) in einer ſteten flimmernden Bewegung begriffen ſind und ſicher wirken einfache Demonſtrationen und Urtheilsanleitungen ganz verſchiedenartig auf dieſe eigenthümliche Bewegung.

Haben die Nerven aller übrigen Körpertheile eine verſchiedene Empfindung je nach einer gleichſam hinaufſtreifenden und einer herabſtreifenden Bewegung, ſo iſt ein im frühſten Kindesalter zum einfachen poſitiven Lernen angeleitetes Hirn in ſeinen Nerven ohne Zweifel anders und wohlthuender afficirt, als eine ſo frühe Anleitung zum Urtheilen und Begriffebilden. Welche Aufregung in ein Kind durch dieſe übermäßige Beſchäftigung mit ihm, durch dieſes ſogenannte Individualiſiren und „Eingehen auf ſeine Natur“ ſich einſchleichen kann, bewies das oben angeführte Beiſpiel eines an ſich eigenthümlichen, aber für das Begreifen wie verdorbenen Knaben.

Allen Irrthümern, die die Kraft beſitzen, Proſelyten zu gewinnen und in einem größeren Kreiſe begeiſterten Glauben finden, liegt ſicher eine gewiſſe Wahrheit zum Grunde. So auch den Fröbel'ſchen Lehren und den Kindergärten. Sie beruhen auf dem Gefühl einer Lücke in unſerer Erziehung, füllen dieſe Lücke aber mit übertreibenden und gefährlichen Inſtitutionen aus. Die Lücke liegt auf zwei Gebieten, wo Fröbel's Anregung eine ſegensreiche ſein könnte, wenn er den Gedanken einer ſchon mit Umſtändlichkeit bilden und entwickeln wollenden Zwiſchenſtation zwiſchen dem Hauſe und der Schule gänzlich aufgiebt und ſich jener Syſtematik entſchlägt, mit der es ohnehin traurig beſchaffen iſt, wenn man in der Erziehung Wollen und Können, Theorie und Praxis, Ziel und Mit-

tel miteinander vergleicht. Iſt ſchon der Elementarunterricht, trotz Peſtalozzi und aller noch ſo ſchönen, treffenden und wahren Darſtellungen einer wirklichen Musterlehrerſchaft, dem blinden Zufall überlaſſen, iſt es von der ABC-Schule bis zur Univerſität die tägliche traurige Erfahrung, daß man unter hundert Menſchen, die ſich mit der Jugend lehrend und erziehend beſchäftigen, oft kaum zehn wirklich pädagogiſche Talente antrifft, ſo erfordert der Kindergarten geradezu eine Virtuoſität der Führung, die Genie da vorausſetzt, wo man nach der Regel des Lebens und des Weltlaufes nur Handlanger finden wird. Schon jetzt verklagen ſich die Kindergärtner der Eine den Andern. Der Eine nehme von Fröbel zu viel, der Andere zu wenig, ein Dritter hätte ihn nicht verſtanden oder ſeine Anſtalt verdiene den Namen des Kindergartens nicht. Einige leidenſchaftlich erregte Frauen haben ſich mit einem ihrem Geſchlechte eignen idealen Heroismus auf die Fröbel'ſche Theorie geworfen und führen ſie mit einer ſich in der Kindesſeele gleichſam ſelbſt austobenden Begeiſterung durch, Andere ergriffen dieſe Idee als eine Eroberung für ihre Exiſtenz, tagelöhnern um's liebe Brod, accomodiren ſich und wollen nur die pädagogiſche neue Errungenſchaft, die halb und halb ſchulpflichtig gewordenen Kinder zwiſchen drei und ſechs Jahren, à tout prix feſthalten. Sonnenſchein und Regen, Wind und Wetter und die vier Jahreszeiten greifen

gleichfalls in dies System störend ein. Ein wirklicher Garten für Kinder ist in diesem zarten Jugendalter specifisch etwas völlig Anderes, als ein Surrogat für den Garten, die dumpfe Schulstube mit Tischen und Bänken. Tische und Bänke einer Schule soll ein Kind nicht anders sehen, als unter der strengsten Aufforderung zu allen den Pflichten, die im Wesen der Schule liegen. Ich kann den öden, unheimlichen Eindruck nicht vergessen, den mir eine Anzahl von dreißig in einer Stube eingepferchten Kindern bot, die rings auf Bänken sitzend auf dem Tische vor sich stereometrische Körper liegen hatten, mit denen sie in träumerischer Gedankenlosigkeit nichts anzufangen wußten, als ein paar Figuren zusammenzusetzen, die etwas ihnen Unwesentliches bedeuteten. Man erkläre von Keilhau und Liebenstein aus die Kindergärtnerin, die inzwischen im Nebenzimmer ältere Mädchen in wirklicher Schulform schreiben lehrte, für gewissenlos; aber jede pädagogische Neuerung muß in sich Bürgschaften bieten, daß sie auch mit einem soliden Mechanismus ohne große Lehrervirtuosität ihr Ziel erreicht.

Gute Früchte indessen könnte Fröbel's Lehre tragen, 1) für die Mütter und Erzieherinnen, 2) für einen gewissen gesellschaftlichen Verband der aufwachsenden Jugend, 3) für eine gemüthlichere Ausbildung der schon vorhandenen Elementarlehrkräfte.

Mancher Mutter wird ihr Kind, je näher es seinem

ſchulpflichtigen Alter rückt, eine Hausplage. Sie giebt, unter dem Vorwande einer ſinnigeren Erziehung, ein vier- oder fünfjähriges Kind in den Kindergarten, nur um die häusliche Ungeduld, das Schreien, Nagen, Quälen, Kleiderzupfen, Bitten und Betteln der Ungeduld los zu werden. Einer ſolchen Mutter, und ihre Zahl iſt Legion, thut ein neuer Straf- und Zuchtprediger noth. Gäbe Fröbel eine Fortſetzung zu Ammon's geiſt- und gemüthreichen „Mutterpflichten"! Lehrte er Müttern die Pflege des Kindergeiſtes und Kinderkörpers für die Jahre bis zur Schulzeit!*) In Vorleſungen für Mütter, in Müttervereinen könnte gute Ausſaat in ſterile, durch die Geſellſchaftsbildung unfruchtbargewordene Mutterherzen geworfen werden. Fröbel müßte zu dem Ende ſich mit Aerzten und mit Dichtern verbinden; denn leider ſind die Sprüche und Lieder, die er aus dem Munde der Erzieher ins Kinderohr lenken will, nichts weniger als poetiſch. Eine Sammlung der im Volke lebenden Kindeslieder müßte jede Mutter in ihrem Hauſe lebendig zu machen ſuchen. Ihres Kindes Spiel ſoll ſie regeln; weit entfernt, wenn es unbeſchäftigt iſt, immer auch Langeweile vorauszuſetzen und es mit Zerſtreuungen zu überhäufen, ſoll ſie einen Mittelweg zu finden lernen zwiſchen zwecklos ſcheinender

*) Ein ſolches Werk hat neuerdings Dr. Sigismund (Braunſchweig, Vieweg) begonnen.

Träumerei und einem Uebermaß von Zerſtreuung, das nur Ueberſättigung und die häßlichſte aller Blaſirtheiten, die Blaſirtheit der Jugend, zur Folge hat.

Oeffneten ſich dann unter Autorität der Gemeinden Spiel- und Tummelplätze der Jugend, wo in leichteſter Form und ohne Einmiſchung einiger allerdings wachſamer Augen die kleinen Kinder einige Stunden des Tages ihre Luſt austobten, ſo würde man in einer ſolchen, an klaſſiſche Zeiten erinnernden Verſchönerung unſeres einförmigen, auf Iſolirung und trübſinnigen Egoismus nur zu ſehr ausgehenden Lebens ein gutes Mittel in der Hand haben, jene ſittlichen Zwecke, die Fröbel anſtrebt, in Ausführung zu bringen. Es iſt ohne Zweifel, beſonders in großen Städten, ſehr traurig, daß die immer mehr zunehmende Familieniſolirung auch die Kinder iſolirt und ihnen Spielkameraden nur durch den günſtigſten Zufall ſchenkt. Wenn man vornehme Kinder ſieht, die wie unter einer Glasglocke gehalten werden, Kinder, die ſehnſüchtig und verdrießlich auf die muntern Spiele der Armen blicken, wird es Einem ſchon weh ums Herz; Aber auch geringere Geſellſchaftsſtufen entbehren in großen Städten für ihre Kinder eines Umgangs, der den Gefahren der Iſolirung, Herzenskälte, Eitelkeit, des Egoismus entgegenwirkt. Den Turnplätzen der Erwachſenen nahe, ſollte es Turnplätze der Kleinen geben, deren Spiele unter öffentlicher Aufſicht ſtehend, an dem jungen Men-

ſchennachwuchs uns zu Gemüth führen könnten, daß der Egoismus, dem unſere Epoche immer mehr entgegengeht, nicht aus dem der Veredlung fähigen Menſchenherzen, ſondern nur aus dem Jammer der herrſchenden Umſtände entſpringt.

Die ſchon wirkende Pädagogenwelt aber leſe Fröbel's Schriften und prüfe, was ſie davon zu behalten hat! Ermunterung, auszuharren in ihrem ſchweren und wenig-belohnten Berufe, bedarf ſie gewiß und ſie kann deren nur in ſolchen Quellen finden, wo die Größe und Erhabenheit des Erziehungswerkes überhaupt mit Begeiſterung und wahrer Menſchenliebe erfaßt iſt. Für die in der Schulwelt oft ſehr ungeſchickt gehandhabten ſogenannten Denkübungen hat Fröbel auch unverlorne Winke gegeben, die vom ſiebenten, achten Jahre an dem Kinde in der allmälig vorzubereitenden Beherrſchung der Einzelheiten ſeines Wiſſens, in der Gruppirung des Gleichartigen, in der Abſtraction des Ungleichartigen, im Generaliſiren und Specialiſiren nur von Nutzen ſein können. Ueberdies würden gewiſſe Ausnahmezuſtände der pädagogiſchen Aufgabe, die Kleinkinderbewahranſtalten, die Blinden- und Taubſtummen-Inſtitute, jene von den Beſchäftigungsſpielen, dieſe von den Sinnenwirkungen feſter Körper und der Ausbildung des Hör- und Taſtſinnes, von Fröbel's Andeutungen ſichern Vortheil gewinnen, wie es ſo mancher Wahrheit gegangen iſt, die ihre Bewährung auf Ge-

bieten fand, die ihr Entdecker ſelbſt nicht im Auge hatte. Aber im Uebrigen kann man nicht ernſtlich genug warnen, einer Neuerung Gehör zu geben, die unter dem ſchimmernden Namen einer natürlichen Menſchenentwickelung die Intelligenz mehr ſchwächt als ſtärkt, die Zwecke der Schule beirrt und das Kindergemüth aus ſeiner ſtillen Poeſie früher aufſchreckt, als es ohnehin das Leben thut.

V.

Wirren des Geſchmacks.

Ueber Poeſie und Poetenthum.

Einen Dichter nennt man dasjenige ſchriftſtelleriſche Talent, welches der ſtummen Sprache der Natur und des Lebens denjenigen Ausdruck zu geben vermag, der zu gleicher Zeit dem Weſen der Natur und des Lebens vollkommen entſprechend iſt und in ſeiner Wiedergabe Wohlgefallen erweckt.

Auch der Denker läßt die ſtumme Sprache der Natur und des Lebens reden, aber er iſt um die Form ſeiner Deutungen und Verlebendigungen unbekümmert. Nähert ſich ſeine Darſtellung dem Streben, durch ſie auch Wohlgefallen zu erzeugen, ſo pflegt man oft zu ſeinem Nachtheil zu ſagen, ſie wäre dichteriſch. Auch den Bildhauern, den Malern, den Muſikern wird eine dichteriſche Behandlung ihrer Gegenſtände dann nachgerühmt, wenn ſie der Wirklichkeit diejenige Wiedergabe zu verleihen wiſſen, welche unſerm Auge, dem ſinnlichen wie dem geiſtigen, ganz beſonders wohlthuend iſt.

Das einzige Material, mit dem der Dichter ſchafft, iſt das Wort. Zwar ſteht ihm der ganze Schatz der Sprache

zu Gebote, aber er wird in seiner Anwendung wählerisch sein müssen. Um das Stumme redend zu machen, wählt der Denker diejenigen Ausdrücke, die seiner Bildung ohne weiteres die nächstliegenden sind, wenn sie das Dargestellte nur anschaulich und klar machen. Der Dichter aber, der dieselbe Anschaulichkeit und Klarheit, aber mit dem äußern Reize des Wohlgefallens erstrebt, kann nur selten die Sprache des Denkers reden.

Die niedrigste Stufe des Reizes zum Wohlgefallen ist der Reim. Dem Ohre schmeichelt sich der Wohlklang gleichlautender Worte ein. Zu höherm Werthe wird der Reim durch die Strophe gehoben. Die gleiche Wiederkehr derselben Schwingen des Takts im Vortrage verfeinert die Thätigkeit des horchenden Ohres. Sie gewinnt ein Wohlgefallen an der gleichmäßigen Ordnung und wiederkehrenden Regel des Vortrags. Die Beschränkung wird somit das Wesen der Dichtkunst überhaupt. Die Kunst des Dichtens ist das Vereinigen des Weiten und Breiten auf eine bestimmte, selbstgewählte Begrenzung. Diese Begrenzung sind die Dichtformen. Wenn ein Roman oder eine Novelle nur das einfache Ausplaudern einer vorgefallenen Begebenheit ist und Anfang, Mitte und Ende in keinem harmonischen Zusammenhange stehen, so kann man niemals von einer Dichtung sprechen. Je größer die Aufgabe des Dichters in seinem Erwecken des stummen Lebens wird, z. B. im Erwecken eines einst gewesenen,

nur von den Jahrbüchern der Geſchichte erzählten Ereigniſſes durch den Verſuch, dies Geweſene zu einem Seienden zu machen auf der Bühne, deſto höher noch ſteigert ſich die Nebenbedingung des künſtleriſchen Wohlgefallens. Die Paſſionsſpiele, welche die Bauern im bairiſchen Hochgebirge zu Ammergau aufführen, ſind die Wiedergabe geweſener Ereigniſſe, erwecken auch ein gewiſſes Wohlgefallen durch die Naivetät der Abſicht, müſſen aber auf dichteriſchen Werth verzichten, da ihnen die Beſchränkung fehlt, diejenige Beſchränkung, die, ſeit die feſſelloſe Rede der Anſchauung und Begeiſterung ſich zuerſt die Selbſtbeſchränkung durch Rhythmus oder Reim vorſchrieb, immer höher und feiner ſich ſteigerte. Nur in der höchſten und ſubtilſten Begrenzung liegt das äſthetiſche Wohlgefallen beim Drama, wie in jenen das Auge täuſchenden Verkürzungen des Künſtlers auf Gemälden. Darum können z. B. die Vorſchläge Richard Wagner's, die dramatiſche Form zu erweitern und den vorgeführten Thatſachen eine breitere und maſſenhaftere Entfaltung zu geben, nur die Folge haben, die Poeſie auf einen Naturſtand zurückzuführen, der, wenn auch noch ſo buntfarbig und ſinnenreizend überſchmückt, doch nur einer civiliſirten Barbarei gleichkommt.

Ueber die Art des Dichtens iſt viel geſtritten worden. Man ſuchte dem Dichter in die ſtille Werkſtatt ſeines Schaffens zu folgen und hat ſich, ohne Dichter zu ſein, oft der anmaßendſten Vorſchriften, wie es ein echter

Dichter machen ſolle, vermeſſen. Es iſt aber völlig gleichgültig, ob ein Dichter von Hauſe aus zunächſt nur Bilder und Symbole ſinnlich vor ſeinem Auge tanzen hat und dazu Gedanken ſucht, oder ob das ſtarke, innere Geiſtes- und Gemüthsleben ſein Erſtes war und die Welt der Bilder und Symbole ſein Zweites iſt. Goethe ſah mit ſinnlichem äußern Auge eher das Bild und Symbol, Schiller's inneres geiſtiges Auge ſah erſt Bild und Symbol, nachdem ihn der Gedanke ergriffen hatte.

Leider hat man über den Prozeß des Dichtens bei deutſchen Kunſtrichtern viel Thörichtes hören müſſen.

Schiller philoſophirte allerdings, aber er war darum nie ein Philoſoph. Es gibt für den Dichter gewiß auch und muß geben eine Neigung zur Abſtraction; man müßte denn ſo närriſch ſein wollen, wie viele unſerer Aeſthetiker, die im Dichter nur einen unbewußten, ſich ſelbſt räthſelhaften und Alles im Traume findenden Offenbarungsmenſchen (der er allerdings in gewiſſem Sinne iſt) finden wollen. Alle großen Dichter hatten Neigung zur Abſtraction und ſogar zur Philoſophie. Sophokles, Calderon, Shakſpeare moraliſirten, wo ſie nur konnten; ſie gefallen ſich im Ergründen und Erforſchen von Sitten- und Lebensgeſetzen und häufen Sentenz auf Sentenz und dennoch blieben ſie im Bann völligen Unvermögens zu jener Philoſophie, die, wie bei Plato oder den Scholaſtikern, trotz überaus poetiſcher Stimmung doch immer nur

abſtrahiren, nur Schlüſſe ziehen, nur Folgerungen aneinanderreihen konnte. Nicht auf das Urſächliche kommt es in der Poeſie an, ſondern auf das Gewirkte. Iſt das Letztere eine anſprechende Verlebendigung des Stummen und leblos Scheinenden in der Natur und dem Leben und befriedigt uns durch Reize des Wohlgefallens, ſo gehört die Art, wie ſein Vermögen dem Dichter gekommen, in die Pſychologie oder Biographie, nicht in die Aeſthetik.

Mit der ſteigenden Bildung wird wahre Poeſie und wahres Poetenthum immer mehr in Gefahr kommen.

Nicht ſo, daß wir mit Gervinus glaubten, die Poeten würden ausſterben — es wäre dies gerade, als wenn man alle Schädel bei der Natur nach einer beſtimmten Form beſtellen wollte —, aber die Entwickelung und die Würdigung der Poeſie wird in immer geſteigertere Bedrängniß kommen. Und das auch, nach unſerer Ueberzeugung, nicht etwa weil die Naivetät der Zeiten und Sitten aufhören und die Cultur gegen poetiſche Auffaſſung anarbeiten wird — das ſind unbegründete Sätze — nein, die Cultur wird uns nicht ſo viel echte Dichter verderben, als, ihrer ſelbſt überdrüſſig, unechte mit unverdienten Ehren ſchmücken. Darin allein finden wir die Gefahren der ſteigenden Cultur. Ein künſtliches Zurückbleiben in der Bildung der Zeit wird jetzt ſchon mannichfach für wahres Poetenthum genommen. Der Eine, vielleicht eine Null als Menſch, ein Schatten in innerer Entwickelung

und die Nichtberechtigung ſelbſt, hämmert im Laufe von einigen Jahren eine Anzahl Balladen, die den Ton des Mittelalters nachahmen; nichts weiß die Welt von ihm, als daß er zuweilen ſingt: „Held Sigurd ritt um Mitternacht“ und es thut der Generation wohl, daß inmitten ihrer materiellen Sorgen es noch Menſchen gibt, die ſingen können: „Held Sigurd ritt um Mitternacht“; flugs hat man den Dichter. Ein Anderer verlegt ſich auf die Märchen. Ein Dritter beginnt jedes ſeiner Gedichte mit einem elegiſchen: „Du biſt wie eine Blume“ oder: „Die Sterne wollt' ich fragen“ u. ſ. w. An dieſer Gattung von Dichtern ſind wir jetzt ſo geſegnet, daß die Sammler von Auszügen und Blumenleſen nicht mehr wiſſen, wohin mit der Ueberfülle. Sogar die Ehrfurcht vor den geweſenen großen Geiſtern, deren Töne ſie tauſendfach variiren, nimmt ebendeßhalb ſie auch dafür. Im Grunde aber liegt die Schuld an der Epoche ſelbſt. Der Kummer und der Verdruß der gebildeten Welt ſuchen nach Ausnahmen von der üblichen Tagesordnung und kein Wunder, wenn ſich ſogar in der vernünftigen und überlegten Erörterung Deſſen, was ein Dichter wäre, Angeſichts Schiller's, Goethe's, Klopſtock's, Voßens, Bürger's u. ſ. w. feſtzuſetzen anfängt: Ein Poet wäre ein Menſch von einer gewiſſen träumeriſchen, der Welt abſagenden Unzulänglichkeit, der uns den Gefallen thäte, noch wie ein Kind unter Blumen zu liegen, Schmetter-

linge zu haſchen, im Sonnenſchein zu träumen und die Sprache der Gräſer, der Käfer, nur ja nicht der Zeitungen und der Börſencurſe zu hören und ähnliche Kennzeichen mehr, für die es ſogar an feinen, gelehrten und geiſtvollen theoretiſchen Ausdrucksweiſen nicht mangelt.

Zu dieſer einen Gefahr, daß die zunehmende Bildung die künſtliche Kindlichkeit, träumeriſche Unzulänglichkeit und die verbrauchten Dichtweiſen zu Poeſie ſtemple, geſellt ſich, was den Inhalt des Dichtens anlangt, die andere, daß die zunehmende Verſtandesſchärfe und Gedankenmäßigkeit des Zeitalters zuletzt ihr eigenes Gegentheil, das abſolut Verkehrte, Unverſtändige und Gedankentolle poetiſch nennt.

Dies iſt bei uns Deutſchen nicht nur, ſondern auch bei der Würdigung, die der deutſchen Literatur die Fremden angedeihen laſſen, ganz beſonders im Schwunge und eine Folge unſerer alten Romantik.

Die Geſchmacksrichtung der Romantik kam bekanntlich aus dem Mittelalter. Man mochte vor fünfzig Jahren, als Napoleon die Welt beherrſchte, wenig Freude an der Gegenwart empfinden und ließ ſich daher gern in die Tage zurückzaubern, wo andere Sitten und Meinungen herrſchten. Mit allerlei Waſſer-, Luft-, Erd- und Feuergeiſtern bevölkerte ſich damals die Literatur. Legendenhaft und ſagenhaft wurden alle Vorgänge des Lebens erzählt. Traumleben wurde wie Wirklichkeit dargeſtellt. Die letzte

Form dieſer Romantik ſchien Hoffmann. Hoffmann ſtellte geradezu die Menſchen auf den Kopf, ließ Hunde und Katzen, nürnberger Puppen und Automaten menſchenmäßig leben und weben; das abſolut Unmögliche wurde Poeſie und ihr Merkmal. Dieſe Art deutſchen Poetenthums hat ſich z. B. bei den Franzoſen auch ſeitdem ſo feſtgeſetzt, daß ſie durch einen „deutſchen Dichter“ ſogleich nur nach dem Lande der Feen, nach dem Blocksberg, nach den Geiſtern des Schwarzwaldes, nach den Sagen des Rheins, den Studenten von Heidelberg u. ſ. w. verſetzt ſein wollen. Was Herrn St.-René Taillandier, einem unwiſſenden, fortwährenden Täuſchungen der in Frankreich lebenden und von Deutſchland an ihn ſchreibenden deutſchen Dichter ausgeſetzten franzöſiſchen Kritiker der deutſchen Literatur, nicht ſogleich märchenhaft, mit blauen Winden und Kornblumen umrankt, mit Falken auf der Hand und im Fauſtgewande in einer Hexenküche entgegentritt, macht ihm deutſcherſeits keinen dichteriſchen Eindruck. Es iſt in Deutſchland meiſt nicht beſſer. Ein Trauerſpiel mit einem blinden Bettler, mit einem wahnſinnigen König, mit einer Blumen zerzupfenden, durch dieſe oder jene Umſtände um ihren Verſtand gekommenen Jungfrau hat ſicher ſogleich das Vorurtheil für ſich, poetiſch zu ſein, mag es auch um das übrige Gebäude nach allen Richtungen hin ſchief und baufällig ſtehen.

Der Dichter hat ſeine eigene Art die Dinge zu betrach-

ten; er hat ſeine eigene Art ſie zu verknüpfen. Doch darf dieſe Art niemals in dem Grade eine eigene werden, daß ſie den Charakter des Sonderbaren und Aparten bekommt. Die Gemeinfaßlichkeit muß bleiben, das Geſetz der Natur, die Logik des üblichen Lebens darf nicht aufgegeben werden. Bei allen wahrhaft großen Dichtern iſt der Verſtand die erſte Geiſteskraft, die ſie in uns anregen, denn verſtanden ſein wollen iſt ihr erſter Wunſch. Wer verſtanden ſein will, führt mit dem Hörer einen Denkprozeß auf, einen Denkprozeß, den er trotz aller poetiſchen Abſichten und künſtleriſchen Zielpunkte zuerſt doch auch in ſich ſelber durchmachen mußte. Man wird von einer Dichtung als einer wahren Dichtung allerdings nur dann ſprechen können, wenn der Verſtand nicht allein angeregt wird. Eine bloße Scenenfolge ſpannender Verwickelungen in einem Drama allein macht noch kein Gedicht. Das Gedicht tritt erſt ein, wenn die Beſchäftigung des Verſtandes (das erſte Erforderniß jedes Dramas) auch mit eingeſchloſſen eine Beſchäftigung der Phantaſie und eine Beſchäftigung des Herzens wird. Sophokles' „Antigone“ iſt eine Muſtertragödie, weil ſie Verſtand, Phantaſie und Herz zugleich beſchäftigt. „Das Leben ein Traum“ von Calderon, wirkt nur anregend, nie befriedigend; es beſchäftigt Phantaſie und Herz, verletzt den Verſtand. Die Tragödien Racine's und Voltaire's ſind darin unvollkommen, daß ſie zwar Verſtand und Herz beſchäftigen,

aber nicht die Phantaſie. Schiller iſt darum ein ſo großer Dramatiker, weil er auf alle drei Thätigkeiten der Auffaſſung wirkte, obgleich der phantaſiereiche „Fiesco“ weniger das Herz und mehre ſeiner großen geſchichtlichen Dramen, z. B. „Die Jungfrau von Orleans“, nicht den Verſtand befriedigen. Auch Goethe iſt ziemlich gleichmäßig in ſeiner Anregung und nur in ſeiner „Natürlichen Tochter“ begegnete ihm das Unglück, das Herz allein anregen zu wollen, ohne daß Verſtand und Phantaſie die mindeſte Mitleidenſchaft erfuhren. Die Wirkung iſt bekannt.

Es wäre hier zuletzt etwas von dem „göttlichen Unſinn“ zu ſagen.

Mit dieſem göttlichen Unſinn hat es folgende Bewandtniß:

Der göttliche Unſinn, der etwas *abſolut* Widerſinniges zu Tage fördert, gehört der Burleske an; derjenige aber, der etwas *relativ* Widerſinniges doch zur Anerkennung zu bringen weiß, gehört allerdings zur Poeſie, denn ihrer nächſten Natur nach iſt die Poeſie wenn nicht Lüge, doch die curioſeſte Unwahrheit von der Welt. Eine wahre Geſchichte, noch ſo gut vorgetragen und mitgetheilt, wird niemals Poeſie werden, es ſei denn, daß Gott ſchon dafür geſorgt hat und ſie ſo geſchehen ließ, um uns ſogleich einen poetiſchen Eindruck zu machen. Im tiefſten Grunde liegt in Allem, was ge-

ſchieht. Poeſie. Oft auf der Hand. Meiſt aber muß es erſt der Dichter ſein, der nachgräbt und das Tiefliegende zu Tage fördert. Da allein kann ſich ſeine Kunſt und ſein Beruf zeigen. Poeſie iſt in ſolchen Fällen die Herſtellung eines wunderbaren Zuſammenhangs zwiſchen Urſache und Wirkung, zwiſchen Zufall und Abſicht, zwiſchen Freiheit und Nothwendigkeit. Der Dichter wird Seher, Ausleger, Prophet, Augur, Zeichendeuter, er ſieht dem Schöpfer in ſein Werk, er will ihm ſeine Allmachtskünſte abgewinnen. In dieſem Beſtreben laſſen wir, wenn er nur im Allgemeinen auf dem rechten Wege iſt, ihn gern gewähren, ja wir geſtehen ſogar lachend und ganz befriedigt ein, daß wir dann oft nicht wiſſen, wo man ſich mit ihm noch auf feſtem Boden befindet und wo plötzlich die grünen weichenden Stellen anfangen, auf denen nur Irrlichter tanzen. Einem Poeten, der ein redliches Streben hat, Gottes Sinn zu erforſchen, ſieht man immerhin nach, wenn er über Gottes Sinn plötzlich auf Augenblicke in den göttlichen Unſinn verfällt. In der Poeſie hat der Sinn der Auslegung der Welt ſo ſehr die Gefahr zu vermeiden, ins Witzige, der Verſtand ſo ſehr die Gefahr, ins Verſtandesmäßige, d. h. Dialektiſche zu verfallen, daß man dem Dichter dann lieber doch noch eher den Seitenſprung geſtattet, ſich ins Dunkel zu retten, wie es eben geht.

Ein Beiſpiel ſolcher Art vom erlaubten göttlichen Unſinn iſt Shakſpeare's „Hamlet“.

Die Wirkung dieſes Gedichts auf Phantaſie und Herz iſt ſo überaus mächtig, daß der Verſtand dabei in die Enge geräth und plötzlich wirklich Eins nicht mehr recht zum Andern paßt, während man doch die wunderbare Wahrheit des Ganzen ſich nicht beſtreiten kann.

Schiller's „Räuber“, die Confuſion ſeines „Don Carlos“ gehören in dies Gebiet vom göttlichen Unſinn, der einen ſo großen Zauber ausübt, daß manche Nachahmer, z. B. die Schickſalstragiker oder die Magnetismusdramatiker, wie H. v. Kleiſt, oder die ſpäteren Kraftgenies, wie Grabbe, den göttlichen Unſinn künſtlich anſtrebten. Kleiſt's „Prinz von Homburg“ z. B. iſt durch und durch verletzend für das Herz, arm für die Phantaſie und bar aller Anregung für den Verſtand; dennoch mit ganz mechaniſch angebrachter Hülfe des göttlichen Unſinns gewann er eine künſtliche Poeſie, ſodaß man von dem unwahren Charakter des Stücks noch jetzt aller Orten hören kann: „Es liegt ein wunderbarer Hauch von Poeſie über dem Ganzen.“

So groß iſt die Macht jener Aushülfe, die in gewiſſen Fällen ihre Berechtigung hat, z. B. im Roman.

In Romanen, die durch Charakteriſtik und poetiſche Intention im Ganzen und Großen bezwingend wirken, läßt man noch die Maſchinerie des Wunderbaren ſich oft in ſeiner ganzen Unmöglichkeit als reizende und neckende Verknüpfung gefallen (Harfner und Mignon bei Goethe), ja verlangt ſie ſogar.

Ein Stück Wahnſinn und etwas Flunkern gehört zu aller Poeterei. Ein immer bedächtiger und immer weiſer Poet kann, auch wenn er noch ſo naiv und gutgeartet wäre, zuletzt doch von Herzen langweilig werden.

Aber auch nur ein Stück Geflunker. Es ſei nicht geſagt, daß der göttliche Unſinn allein den Poeten mache. Unſere deutſche Geniehaftigkeit und die ſtudentikoſe Aeſthetik würde ſonſt den Satz bald aufgreifen und uns den Parnaß vollends noch mehr verhexen und für die geſunde Vernunft unzugänglicher machen, als er ſchon iſt.

Die Blumenlesler.

Der Deutſche, dem man nach jahrtauſendjähriger Erfahrung den Beruf der unmittelbaren, inſtinktartigen geſchichtlichen That wohl entſchieden wird abſprechen müſſen, iſt nichts deſtoweniger immer in der Neigung begriffen, Alles, was ihm begegnet, ſich ſogleich geſchichtlich zu machen.

Kaum iſt das Ei gelegt, ſo gackert die Henne ſchon deſſen Hiſtorie.

Die Paulskirche war kaum geſchloſſen, kaum der Traum vom einigen Vaterland ſo traurig verweht und verklungen, ſo hatten wir ſchon ein Dutzend Chroniken dieſer bittern Täuſchung. Wenn wir mit dem Kopf und dem Herzen ſo raſch Geſchichten machten, wie wir es mit der Feder thun, ſo würden wir das erſte Volk der Erde ſein, ein Vorzug, den wir in unſern Schulaktusreden in Anſpruch nehmen.

In Frankreich und England, die doch auch eine ſehr lebhafte jüngſte Epoche in ihrer Literaturgeſchichte gehabt haben, ſieht man ſich noch vergebens nach einer bereits

ſo fertigen Syſtematik der Gegenwart um, wie ſie in endloſen Büchererſcheinungen bei uns über die Periode unſerer Literatur von 1830 an ſchon aufgeſtellt wurde. Nur wir Deutſche müſſen mit jener Fluth von Chreſtomathieen und Anthologieen geſegnet ſein, die von Tage zu Tage höher anſchwillt und ſchon das Allergegenwärtigſte mit derſelben Objectivität unter Glas und Rahmen bringt, wie den dichteriſchen oder hiſtoriſchen Werth der Nibelungen oder die Verdienſte Luther's, Klopſtock's, Voſſens um die deutſche Sprache. Die gedankenloſeſte Buchmacherei hat dieſer Sucht des frühen Abſchluſſes und der objectiven Gruppirung ſich dicht an die Ferſen geſetzt und uns mit einer Unzahl von Blumenleſen, Probeſtückſammlungen, Dichtergärten u. ſ. w. beſchenkt, die, ſchon in üppigſter Blüthe, täglich ſich noch zu vermehren ſcheinen.

Denn es iſt unglaublich, wieviel Spekulanten es immer in Deutſchland ſogleich auf einen Gedanken gibt, der einmal Einem oder Einigen gelungen iſt. Nach den beiden Wakkernagel, Echtermeyer, G. Schwab, Gödeke haben wir ſo viel Muſterſammlungen aus alter und neuer Zeit unſeres Schriftenthums, daß wir uns kaum vor ihnen retten können und von zehn Lehrern der Geſchichte und deutſchen Sprache an unſeren Gymnaſien ſtehen noch immer drei auf dem Sprunge, die Tradition dieſer Bruchſtücke mit allem Zubehör ſtereotyper Beurtheilung, Claſſificirung u. ſ. w. ins Unendliche fortzuführen.

Die Ungründlichkeit, mit der dabei in der Darſtellung unſerer älteren Literaturepochen verfahren wird, iſt von den quellenkundigen Forſchern in gelehrten Organen oft ſchon zur Genüge dargeſtellt worden.

Man hätte auf dieſem Gebiete, da Einer faſt immer daſſelbe gibt, was der Andere, noch eine weitere Entdeckung ſich eingeſtehen können, die nämlich, daß die Grenze, bis wieweit die ältere und älteſte deutſche Literatur ſo beſonders gefällig und preiswürdigmuſtergültig zu nennen, ziemlich feſt bezeichnet iſt und jedenfalls den Schein, als böte man vom Löwen nur die Klaue, ausſchließt. Doch dies beiſeit. Das Schlimme iſt nur, daß die ſtereotypen Vortrefflichkeiten, die man aus dem Nibelungenliede, den Minneſängern, den Meiſterſängern hervorhebt, ſich auch ziemlich ſtereotyp auf die doch unendlich reichere Fülle der Auswahl aus unſerer klaſſiſchen Periode erſtrecken und nunmehr in ihrer Einerleiheit faſt ſogar ſchon bis in die neueſte Zeit hinunterreichen, wo Einer ſchon dem Andern die traditionellen Sichtungen und Ausleſen, die überlieferten Charakteriſtiken von Uhland, Platen, Lenau, Grün u. ſ. w. blind nachſchreibt und ſich nur höchſtens damit begnügt, diesmal ein Herbſtlied ſtatt eines Frühlingsliedes, eine Ballade ſtatt einer Romanze zu bringen. An eine endlich ſo dringend nöthige Reviſion dieſes ganzen überlieferten Materials, an eine Prüfung der einmal von einem beliebigen ſubjektiven Geſchmack

angenommenen Gruppirung und geſchichtlichen Entwickelung denkt Niemand.

Von den Fehlern, die ſich durch dieſe fabrikmäßigen Blumenleſen allmälig ergeben haben und als gefährliche Irrthümer ſich feſtſtellen, wollen wir einige näher bezeichnen.

Erſtens befördern ſie faſt alle ein in anderer Beziehung, wo es nöthiger wäre, nicht beobachtetes Haften an den einzelnen Dichtgattungen, das jede eigenthümliche neue und in der Zeit begründete individuelle Entwickelung ausſchließt. Von den Perſonen wollen wir ſpäter reden; hier muß aber die Gefahr in den Sachen gefunden werden. Sei es nun, daß dieſe Sammelwerke der Schulgebrauch hervorruft oder ein allgemeines Bildungsbedürfniß oder ein Unterhaltungszweck, immer bleibt es gefährlich anzunehmen, als könnte die Literatur nie mehr aus den üblichen Unterſcheidungen zuvörderſt ſchon zwiſchen Poeſie und Proſa herauskommen. Der Vers, ſo vollberechtigt für ſich, gewinnt gegen die Proſa immer aufs Neue ein Uebergewicht, das völlig unverhältnißmäßig iſt. Dieſen Anthologieen gegenüber wird der Thatſache, daß die moderne Dichtung ſich weit mehr in der Proſaform, als in gebundener Rede literar- und culturhiſtoriſch zu entwickeln hatte, nicht im Mindeſten Rechnung getragen, im Gegentheil der alte Schematismus der Dichtgattungen wird in einer Form fortgeführt, die von dem wirklichen

geiſtigen Gähren und Streben der Nation ein völlig verkehrtes Bild entwirft. Wie ſchwer iſt es z. B. in Sammelwerken dieſer Art von dramatiſchen Dichtungen einen unterhaltenden, „Schule und Haus“ befriedigenden Gebrauch zu machen! Man gibt einzelne Scenen, aber ſie ſind entweder lyriſch und darum grade dramatiſch muſterungültig, oder ſie ſind wirklich dramatiſch und dann ſo aus dem Zuſammenhange geriſſen, daß ſie für ſich nicht verſtanden und folglich von andern Blumenleslern meiſt auch lieber friſchweggelaſſen werden. Ergibt ſich nun daraus nicht ſchon die größte Ungerechtigkeit gegen diejenigen dichteriſchen Offenbarungen, denen nun einmal wie z. B. in älterer Zeit Heinrich von Kleiſt, das Drama nur als die vorzugsweiſe Form ihrer Bewährung für die Nation gegeben war? Natürlich wird dann ein ſolcher nicht in kleinen Portionen zu verzettelnder Autor immer mehr dem allgemeinen Intereſſe entrückt und in ſeiner dichteriſchen und literarhiſtoriſchen Bedeutung für die Nation gegen alle die verkürzt, von denen grade der Sammler das Meiſte zur Herſtellung ſeiner Vollſtändigkeit in den überlieferten alten Dichtgattungen, und ohnehin oft mit ganz unliterarhiſtoriſchen Nebenzwecken benutzen kann.

Zweitens aber iſt die gefährliche Verſchiebung des wahren Sachverhaltes in den Perſonen bedenklich. Die Blumenlesler ziehen Namen groß, die ohne die ihnen

hier geborgte künſtliche Treibhauswärme nie anders, denn nur als Ephemeren exiſtirt hätten. Ein gediegener Literarhiſtoriker wird ſich ſelbſtredend keinen Autor entgehen laſſen, der, wenn auch noch ſo wenig in den Vordergrund einer allgemeineren Theilnahme des Publikums geſtellt, irgendwie eine ſinnige Begabung verrathen hat. Er wird ihm aber doch nur eine ſeinem Talent entſprechende Stellung geben. Die Blumenleſer dagegen und die aus ihnen die neueſte Literaturgeſchichte wieder Zurückſchreibenden — denn das geſchieht meiſterlich — ſtellen, zu ihrem Vertretungszwecke der Gattungen, friſchweg allerhand kleines Geſträuch neben kräftige Stämme und befördern dadurch eine Ueberhebung des Unbedeutenden, die nach allen Seiten hin ſchon Verwirrung angerichtet hat. So ſchleppen ſich gegenwärtig mehre Dutzend noch lebender oder jüngſt verſtorbener Namen durch die neueſte Literaturgeſchichte, die ihren Ruf lediglich einigen zufällig bequemliegenden Auszügen in den Blumenleſen verdanken, grade wie ſich in den alten Literaturgeſchichten immer wieder Namen, wie Abbt, Alxinger, Bronner, Conz u. ſ. w. finden, man möchte glauben, als verdankten ſie ihre nicht ſterbenwollende Erhaltung der alphabetiſchen Ordnung in den Wörterbüchern, zur Freude der ſpekulativen Buchhändler, die Bibliotheken „deutſcher Claſſiker“ ankündigen und ſtatt Schiller, Goethe, Leſſing, Wieland, Herder, die ſie nicht bringen dürfen, zur Füllung der Bücher-

brette die Schriften dieſer dii minorum gentium nachdrucken.

Drittens entſteht aus dieſem Mißverhältniß der Perſonen und der Materien eine Verwirrung der Prinzipien, an der uns das Meiſte zu leiden ſcheint, was ſeitdem über die Geſchichte der Literatur dieſer letzten zwanzig Jahre objectiv und hiſtoriſch kritiſch aufgeſtellt worden iſt. Die Blumenlesler brauchen Namen. Wo finden ſie deren mehr als in den Gärten der Lyrik? Hier wuchert es ja von Balladenſängern, Frühlingsſängern, Spruchpoeten bunt durcheinander, und nicht genug, daß dieſe Tag- und Nachtfalter froh ſein ſollten, ein kurzes heiteres Daſein in jenen Anthologieen zu genießen, ſie drängen richtig auch der Literaturgeſchichte mit ausgerollten Flügeln zu und geben ihr jenen falſchen Ueberhang zur gebundenen Rede, die nachgerade für alle Literatur unausſchlaggebend ſein ſollte, wenn ſie nicht das Rechte bindet. Die gebundene Rede muß doch wahrlich in unſern Tagen betrachtet werden wie eine allgemeine Bildungsfolge, die ganz dem Dilettantenthum innerhalb der bildenden Künſte und der Muſik entſpricht. Man kann ſich und die Seinen mit der Fähigkeit den Pinſel zu führen, die Geige zu ſtreichen, erfreuen, ohne dadurch irgendwie in einen Zuſammenhang mit der Kunſtgeſchichte zu kommen. Ebenſo gibt eine Sammlung von Verſen, und wäre ſie immerhin voll Wohllaut, ja ſogar voll Gefühl und Wärme, doch nicht den geringſten An-

ſpruch auf den Einlaß in die Literaturgeſchichte, falls dieſe Verſe nicht zugleich etwas ausdrücken, was allen Gemüthern eine bedeutende Stimmung, der ganzen Zeit ein großes Abbild ihrer ſelbſt gibt. Ein Ich muß ſchon beſonders weltumfaſſend, ein Nicht-Ich ſchon eigenthümlich ergriffen ſein, wenn es durch ſeine lyriſche Behandlung einen Anſpruch auf die Literaturgeſchichte verdienen will.

Die übermäßige, durch die Blumenlesler beförderte Begünſtigung der Lyriker in unſerer neueſten Literaturgeſchichte hat die ſonderbare Erſcheinung veranlaßt, daß wir mit Hülfe einer richtigen Erkenntniß Goethe's, Shakeſpeare's, der Alten und mit Hülfe von Gervinus, Viſcher und nun gar erſt der Leipzig-Berliner kritiſchen Schule die Romantik glaubten überwunden zu haben und doch in unſerm literarhiſtoriſchen Urtheil, in unſerer Anerkennung und Gruppirung des neu Vorhandenen immer noch bis über die Ohren, die Sommernachtstraumohren des verzauberten Webers Zettel, im Romantiſchen ſtecken. Der Unterſchied iſt einzig der, daß die alte romantiſche Verzückung einen myſtiſch-religiöſen Beigeſchmack hatte, die moderne neueſte ſo zu ſagen einen myſtiſchen, verhimmelnden Naturbeigeſchmack. Die Romantik der Tieck, Novalis, Brentano umging die Wirklichkeit oder nahm ſie nur wie den böſen Traum, nur wie das Alpdrücken einer ganz andern, hinter Fels und Stein, Baum, Buſch, Blüthe,

Sprache, Geſchichte, Leben verborgenen Welt und einer wenigſtens dichteriſch wahr ſein ſollenden Wirklichkeit. Unſere neueſte Romantik dagegen iſt über Religion, Staat, Geſchichte, Lebensbedingungen aller Art ſattſam aufgeklärt, läßt ſich da keinen Stein mehr als Brot, kein Waſſer mehr als Wein auftiſchen wie damals, als die Görres, Schlegel, Haller die Romantik auf die Würdigung und Umgeſtaltung der Wirklichkeit anwandten; aber die Luſt am Dämmernden, am Unwahren, flimmernd Verſchönten bricht in den Anforderungen an die Poeſie und die Kunſt doch ſo ſehr immer wieder durch und bannt uns immer wieder, äſthetiſch, in dem Spuk- und Zauberreiche der Romantik feſt, daß wir faſt überall Poeſie und Romantik gradezu verwechſelt finden. Die zeichnenden Künſte ſind einſtweilen doch ſo aufrichtig, einzugeſtehen, daß ſie den Boden der Romantik wirklich noch nicht verlaſſen haben. Da ſpreche man einem deutſchen Maler von dem hohen ſittlichen Ernſt z. B. des neueſten Bildes von Gallait: der Beſuch der brüſſeler Bogenſchützengeſellſchaft am Leichnam Egmont's; man führe ihm an dieſem erſchütternden Kunſtwerk den auch im Künſtler vorauszuſetzenden Zuſammenhang mit einem hohen, weltumfaſſenden Zeitblick, einer charaktervollen Innerlichkeit und einer geſinnungsernſten Wärme des Gemüthes, das eine ſolche Scene treu ausführen konnte, vor, und man wird denn doch richtig von ihm die Antwort bekommen, was das wäre

gegen unſere ſchöne ins Blaue taſtende, verdüftelte, auf ſich ſelbſt bezogene, der Gegenwart entſchlüpfende oder ſie als das abſolut Unpoetiſche zurückweiſende Romantik und die hohe Weisheit unſerer Kunſtſchulen! Hier iſt das Haften an der alten Lehre ein doch noch eingeſtandenes. Kaulbach, der ſich aus der bei ihm von den Beſtellern vorausgeſetzten Romantik zu einem hiſtoriſchen Weltblick und vorläufig zum Humor, d. h. zur Selbſtironie herauszuarbeiten ſucht, Leſſing, der nach einer geſchichtlichen Wahrheit, wenn auch mit etwas nüchterner Einfachheit, ſtrebte, beide werden von den Schulen geradezu angefeindet, von den Schulen, die einmal von den Heiligen, den Legenden, den Märchen, den Nixen und Elfen nicht laſſen wollen und die Geſchichte, wenn ſie ſie doch berückſichtigen, nur in chronikaliſcher Naivetät, wie bei Moritz von Schwind, nicht als philoſophiſchen Pragmatismus dem Künſtler geſtattet wiſſen wollen. In der Dichtkunſt iſt man aber nicht ſo aufrichtig. Hier ſagt ein Jeder, etwa Eichendorff, den alten Burggrafen der Romantik, ausgenommen, die Romantik wäre beſiegt, wäre abgethan, rein todtgeſchlagen von Ruge und minder grimmigen Aeſthetikern; aber dennoch werden alle romantiſchen Kriterien luſtig beibehalten und bei der Abſchätzung des Neuen ganz gewiß nicht bei Seite gethan. Dieſe Thatſache iſt ſo erwieſen, daß z. B. Heinrich Heine, der doch eine neue Aera unſerer Literatur begründet haben will und es nach

einer gewiſſen Richtung hin auch gethan hat, doch für die wirklich maßgebende, culturhiſtoriſche Poeſie ſo gut wie Nichts hervorgebracht hat. Weil er, trotz ſeiner unausgeſetzten, witzigen und treffenden Polemik gegen die Romantik, doch nur die alleräußerſten und verdächtigſten Kennzeichen der romantiſchen Manier abſtreifte, ſonſt aber mit ſeinem Singen und Dichten, Gehaben und Gebahren im Apparat der Romantik feſtgeblieben iſt. Oder wo anders erhebt ſich Heinrich Heine zu derjenigen Poeſie, die man vorzugsweiſe als die ſeinige bezeichnet, als da, wo er die Sagen, die Nixen, die Palmenbäume, die Lotosblumen, die Loreley's, die Hexen, die Waldſchauer, die Todtengerippe, die wahnſinnigen Geiger, die Nekromanten, ja ſogar die Arnim'ſchen Golems u. ſ. w., kurz den ganzen Apparat der deutſchen Literatur von den neunziger Jahren bis 1812 in Anwendung bringt und zur Unterlage einer träumeriſch — nebenbei geſagt, haltloſen, in jedem Gedichte ſich mit dem vorigen widerſprechenden — Subjectivität macht! Bei ſo viel Unſelbſtändigkeit war es wahrlich nicht nöthig, daß Heine über Tieck und jenen weißen Zelter ſpottete, auf dem die Fee Romantik durch den deutſchen Zauberwald ritte.

Auch neuere Literaturgeſchichten gibt es, die den romantiſchen Standpunkt überwunden zu haben glauben und doch keine anderen Kriterien in der Beurtheilung des Genius haben, als romantiſche. Von einem ſo ſpeciell

auf den Beifall der chriſtlich-germaniſchen Unterrichts-miniſterien angelegten Buche, wie dem des Predigtamts-kandidaten Barthel in Braunſchweig, ſollte man hier kaum reden; — denn unbedeutende, oft an's Faſelnde ſtreifende Gelegenheitslyriker werden hier als Incarnation des Naiven und Naturwüchſigen in Folge unſerer Blumenleſen ſogar kapitelweiſe abgehandelt! — Aber auch Profeſſor Hillebrand in ſeiner vielgerühmten Literaturgeſchichte entbehrt für die Gruppirung des Neuen jedes durchgreifenden Principes. Er läßt ſein wiſſenſchaftlich beginnendes Werk gegen das Ende hin in ein Durcheinander von Namen auslaufen, bei denen er die Würdigung ihrer Leiſtungen immer nach der ihn gerade anmuthenden Geſchmacksſtimmung gibt und dieſe ſubjektive Stimmung iſt bei ihm durchweg trotz ſeiner Goethevertiefung keine andere, als eine romantiſche.

Denn gehen wir nur einen Schritt weiter und geſtehen uns — in welcher Form tauchen denn die alten gebannt geſchienenen Spukgeiſter aus jenem bekannten Mümmelſee der Romantik, in den man ſie verſenkt glaubte, wieder empor?

Die Kritiker haben die Heiligenſcheine, die Waldkapellen, die unſichtbar läutenden Glocken, die blauen Blumen, die Tiegel und Retorten der Naturmagie in einen See geworfen, wie einſt der heilige Gallus die Idole der Heiden in den Bodman, aber ſie ſteigen als neue Ge-

ſpenſter, in modiſcher Tracht, wieder aus den Fluthen und wandeln unter uns mit außerordentlich beliebten Tagesnamen, gang und gäben Allerweltspäſſen, geherzt, gekoſt, mit Blumen und mit knitterndem Rauſchgold behangen. Neue Romantik! Vergebens ſuch' ich einen deutſchen Namen für eine ſprechende Bezeichnung dieſer neuen Moderichtung. Ich will einen engliſchen wählen und das, was ich meine, genauer bezeichnen: an die Stelle der alten Romantik iſt das engliſche Lovely getreten.

Lovely! Wer hat dies Wort nicht ſchon den Lippen einer Engländerin ſüß entfließen hören und noch ſüßer entfließen ſehen! Denn beides muß man, wenn man den eigenthümlichen ſchmelzenden Ausdruck dieſes Wortes recht erkennen will. Lovely! Es iſt, als ſpräche nicht nur die Lippe, ſondern der ganze Menſch und die Augen verwandelten ihre Strahlen in Hauche und die Hauche würden Muſik und die ganze Erde klänge im Entzücken nach. Lovely! Das iſt nicht etwa das einfache Sweet, das Süße und Anmuthige nur ſo obenhin und im Allgemeinen, nicht unſer deutſches Lieblich, mit dem wir nach kurzer Freude und heiterm Genuſſe bald zu Ende ſind: ſondern es iſt ein Beiwort, das wie Sonnennebel zerfließend eine ganze Fernſicht vergoldet, den ganzen Menſchen in Wonnebeben verſetzt und den Gegenſtand, der ihm das entzückende Wort abgewinnt, auch von aller irdiſchen und gemeinen Alltäglichkeit losbindet. Lovely! ruft

die Engländerin nicht überall da, wo man früher Romantiſch! ſeufzte. Es iſt ein Unterſchied zwiſchen dem Romantiſchen und dem Lovely. Das Erſtere paßte auch für eine wilde Bergſchlucht, ein rauſchendes Gewäſſer, einen düſtern zerriſſenen Engpaß, die Via mala in Graubünden. Dies ſchauervoll und ahnend durch die Natur Hinübergetragenwerden in eine poetiſch andere Welt war das Zaubervolle der alten Romantik. Die neue, die Romantik des Lovely, will nur das Naive, das Süße, das Liebliche, das Liebe. Die Lurleyfelſen ſind romantiſch, das Rheinthal bei Baſel iſt lovely. Ein Album mit Kinderköpfen, mit Mädchen, die Blumen brechen, mit Kindern, die ſich auf einem Kahne durch Waſſerlilien ſchaukeln, iſt lovely. Eine italieniſche Winzerwohnung mit einer madonnenartigen, unter Weinlaub ihr Kind ſäugenden Mutter, eine neapolitaniſche Fiſchergruppe mit einem jungen Bräutigam, der die Mandoline ſchlägt, aufhorchenden Mädchen und menſchlich intereſſirten Hunden iſt lovely. Selbſt vor einer verdutzten Schafheerde von Verboekhoven kann man den Ausruf hören: Wie lovely!

In Kunſt und Literatur waltet jetzt das Lovely, ſo zu ſagen eine Art Rokoko des Romantiſchen. Es iſt darin von der Romantik gerade ſo viel beibehalten, als mit unſerem geiſtigen Indifferentismus, mit unſerem oberflächlichen Sinnengenuß, unſerer Abneigung vor allem Extremen, beſonders bei den beſitzenden Klaſſen, zuſammen-

gehen will. Wenn Shakeſpeare der Dichter wäre, für den man ihn nach den Blumenleſen halten könnte, ein Phraſeolog über die Träume, die Süßigkeit des Schlafes, die Lieblichkeit der Jugend u. ſ. w., ſo wäre er der rechte Laienbrevier-Dichter dieſer Tage. Aber was Shakeſpeare, was Byron! Die neueſte engliſche Literatur iſt überreich an empfindſamen, dazu natürlich religiös-gefärbten Ergießungen im Intereſſe des Lovely, und was müht ſich nicht der Pinſel und die Aetznadel der Stahlplatte, dieſen ſüßen Bedürfniſſen der empfindſamen Faſhion entgegenzukommen! Die Franzoſen fingen ihr Lovely mit Grandville's Zeichnungen an: Blumen als Sterne, Blumen als Frauen, zuletzt auch Sterne ſogar als Frauen. Das nationale Gepräge fehlte hier freilich nicht. Durch alle lieblichen Idyllenwelten der neueſten Pariſer Frauenbilder guckte immer wieder die Griſette hervor; wie bei Eugéne Sue, der auch im Intereſſe des Modegeſchmacks mit einer Lovely-Figur hervortrat, der Blumen-Marie, die denn freilich in aller Unſchuld, nach einmal nicht zu tilgendem Realitätsdrange der Franzoſen, doch zuletzt eine Hetäre war. In neueſter Zeit iſt aber Georges Sand, die metamorphoſenreiche, ganz zum Lovely übergegangen. Sie ſchreibt Kindermärchen trotz Anderſen, Dorfgeſchichten trotz Auerbach. Aber man müßte ſehr wenig, ſowohl die wirkliche Natur wie die Natur der Pariſer Komödie kennen, wenn man der Meinung ſein ſollte, die Sand hätte

nun etwas Wahreres und Bedeutenderes aufs Tapet gebracht als früher ihre leidenſchaftlichen Dichterinnen und weltſchmerzlichen halben Courtiſanen waren. Die letzteren waren für die ſpeculative Ueberkraft der Zeit, ihre poſitive Entwickelung, ihren Wahrheitsdrang ſelbſt in ihren Irrthümern und Abnormitäten bedeutender, als dieſe jetzige wahr ſein ſollende Pariſer Natur vom Lande, dieſe altkluge Unſchuld, bewußte Lieblichkeit, die weit eher ein Rückfall in eine ohnmächtige Stagnation des Schaffens und eine nichtsſagende Ideenleerheit iſt, ein Rückfall, der für Georges Sand das werden kann und wird, was für unſere Mecklenburger Gräfin nach ihrem Babylon ihr jetziges Jeruſalem geworden iſt.

In Deutſchland blüht das Lovely nunmehr ſo üppig, wie weiland die Romantik. In der Malerei braucht man nur in die erſte beſte Kunſtausſtellung oder an die erſten beſten Aushängefenſter eines Kunſtladens zu treten, um gleich dieſe allgemeine Sucht nach dem Lieblichen à tout prix wahrzunehmen. Den Bildhauern bei ihrer beſchränkten Wirkſamkeit, bei ihrem ſo ſehr bedingten Eingreifen in das praktiſche Bedürfniß wird man ihre betenden Kinderchen, ihre ſchlummernden Engel, ihre Schwäne umhalſenden Knaben, ihre Amors und Pſyches nicht verdenken können, um ſo weniger, als gerade dem ernſten Stein und Metall der liebliche Ausdruck abgewonnen werden muß, um nur überhaupt dem Leben nahe zu kommen.

Aber die Maler! Die ſonntagsgeputzten Heſſenmädchen von Van der Embde ſtehen nicht mehr allein am Brunnen und zählen am Blumenblatt ab: liebt er mich, liebt er mich nicht? liebt er mich von Herzen oder mit Schmerzen? Welche kokette Sippſchaft iſt ſchon aus allen möglichen Stationen des Lebens dieſem ſentimentalen Bauernmädchen im Sonntagsmieder gefolgt! Wie viel Buchsbaumholz wird ſchon verſchnitzelt zu Illuſtrationen, die erbaulich und beſchaulich mit Turteltäubchen und Schmetterlingen dem ſüßen Lovely huldigen! Und die Muſik! In der ausübenden war die Königin des Lovely Jenny Lind: ſie, der volle Ausdruck dieſes Bedürfniſſes nach unbeſtimmt ſchmelzender Sehnſucht; ſie, die in zierlichem Taſchenformat und Albumsgold gebundene, alſo unmögliche, Ausgabe der wilden Norma; ſie, die dem Land of the Whest Alpenecho, Kuhreigen, öſtliche Romantik ſang! Und Felix Mendelsſohn Bartholdy, war dieſer nicht der faſhionabelſte Componiſt des Lovely? Robert Schumann verſchwimmt im Süßen, ſchon in ſeinem roſenrothen Paradies und der Peri, und jetzt vollends erſt in einem Oratorium, das, wie berichteten die Zeitungen? den Traum einer ... ich weiß ſelbſt nicht, Blume oder welcher Lebloſigkeit ausdrücken ſoll. Von unſerer Unſumme faſhionabler Lieder, die mit den lyriſchen Blumenleſen von Wien und Berlin aus Hand in Hand gehen, ganz zu ſchweigen. In der Literatur hat uns der ſentimentale,

ſüßlichnaive Norden Anderſen und König Renés Tochter gebracht. Wo man hinſieht, macht Glück faſt immer nur das, was entweder für das Lovely wirklich geſchrieben iſt, wie Stifter's Studien, Redwitz' Amaranth, Kinkel's Otto der Schütz, Puttlitz' Was ſich der Wald erzählt, oder das, was an ſich tiefer angelegt, doch im Sinne des Lovely ausgebeutet werden kann, wie die Richtung, die Auerbach glücklich fand und auf der ihn ſein dichteriſch ernſter, in Principien gewiſſenhafter Genius bewahren möge, auch ſeinerſeits ins Lovely zu verfallen, wie z. B. neuerdings in einer Novelle, wo er ein einfaches Begegnen und harmloſes Sichfinden guter, aber gewöhnlicher Menſchen auch ſogleich im Lovelyſtyl mit dem Titel überſchrieb: „Liebe Menſchen.“

Wer wird leugnen und unſern Blumenleslern beſtreiten, daß das Liebliche im poetiſchen Schaffen Berechtigung hat? Allein gefährlich iſt es, wenn man eine ganze Zeitrichtung dieſen Ueberhang gewinnen und ſich ſo bequem ſchon in dem Satz abfinden ſieht, das abſolut Anmuthige als das erſte Erforderniß aller künſtleriſchen und dichteriſchen Wirkſamkeit anerkennen zu ſollen. Das Anmuthige hat ſchon in der bildenden Kunſt an der Wahrheit ſeine Grenze, in der Architektur ſogar am Zwecke, wie viel mehr in der Dichtkunſt, die an den ganzen Ernſt des Lebens anknüpft, das Leben zwar nicht unmittelbar, wie es iſt, verbrauchen darf, ſich es aber auch nicht künſtlich zurecht-

legen, durch Verblümen oder Vertuſchen verſchönern darf. Der Sturm iſt wahrlich nicht Lovely, ebenſowenig wie die Paſſion von Bach. Am allerwenigſten aber Lovely iſt der Gedanke, derſelbe ringende, bewegende, ſchöpferiſche Gedanke, der noch zu allen Zeiten in der Literaturgeſchichte mit der Form allein maßgebend Hand in Hand gegangen iſt und in dem Grade die Förderung aller Kunſtbewegung war, daß Goethe ſchon von ſich geſtehen mußte, er habe zu allen Zeiten durch den Stoff immer in erſter Stelle gewirkt und in zweiter erſt durch die Behandlung.

Eine Einſeitige Literaturgeſchichte, nur im Intereſſe der Sprache, wie uns die Blumenlesler glauben machen wollen, gibt es nicht. Was kann man groß von dem eigentlichen Werthe Schiller's, Goethe's, Leſſing's in einer Anthologie unterbringen? Sprachproben ſind leicht gegeben, Geiſtes- und Richtungsproben viel ſchwieriger, und nur einigermaßen erſchöpfend ſind ſie ganz unmöglich. Wer jetzt ſchon eine Geſchichte unſerer zeitgenöſſiſchen Literatur fixiren will, hat vor Allem zu horchen und zu lauſchen auf die großen objektiven Richtungen des Geſammtgeiſtes der Nation und der Zeit ſelbſt. Er hat dieſem Geiſte die Träger und berufenen Organe in Kunſt und Wiſſenſchaft unterzuordnen. Er muß prüfen und ſich vorſehen, ob er geneigt ſein darf, irgend einer dichteriſchen Subjectivität, ihrem aparten Leben

und Streben zu folgen, hinzuhören auf mancherlei Einzelnes, was ihr immerhin gelingen mag, aber in dem großen wichtigen und nothwendigen Ganzen wie ein Tropfen verſchwindet. Er hat vor Allem jenen Univerſalismus feſtzuhalten, durch den ſich alle unſere großen Köpfe, die für die Literatur tonangebend wurden, auszeichneten. Unſere Literaturhiſtoriker, die nach Blumenleſen Geſchichte ſchreiben, machen es gerade ſo, wie wenn ein Kunſthiſtoriker der neuen Zeit Overbeck, weil er nichts ſeinem Geſchmacke Zuſagendes oder auch, objectiv genommen, nichts abſolut Vollendetes geſchaffen hätte, geringer faſſen wollte, wie z. B. den in ſeiner Art vollendeten Schlachtenmaler Heß, oder den in ſeiner Art vollendeten Architekturmaler Quaglio, oder einen vollendeten Seemaler wie Achenbach. Allen dieſen Fähigkeiten wird eine Stelle gebühren voll Auszeichnung, aber eine Verſchiebung des Schematismus in der Kunſtgeſchichte, eine Störung der genetiſchen Ordnung durch die im Einzelnen vollendeteren Fähigkeiten, als die unvollendeteren, aber im Ganzen befruchtenderen, würde mit Recht als ein thörichtes Unterfangen gerügt werden. Unſere Literaturhiſtoriker verfahren aber ſo. Sie geben z. B. Tieck's Novellen als einen intereſſanten Anhang zu Tieck's romantiſcher Zeit und ſchildern breitſpurig den unbedeutenden Chamiſſo als einen Ausdruck der Literaturgeſchichte von 1820 bis 1830, während dieſem nur eine

beſcheidene Stellung in irgend einer Seitenkapelle zur Erbauung für etwaige Liebhaber an derartigen Schöpfungen, wie er ſie nach einer Weltfahrt ſpäter in der Bequemlichkeit ſeiner Promenaden im botaniſchen Garten von Berlin brachte, gebührt, Tieck's Novellen dagegen den einſeitigen, aber eigenthümlichen dichteriſchen Ausdruck jener ganzen Reſtaurationsperiode darſtellten. Der Rückblick auf die ältere Literaturgeſchichte in ihrer jetzigen Geſtalt lehrt hier das allein Richtige. Wer ſpricht von den Nachahmern Klopſtock's, von Denis und Willamov, und wollte z. B. ſelbſt Friedrich Nikolai jetzt noch ſo kurz abfertigen, wie wir es nach den Traditionen der romantiſchen Periode von den Schlegels her gewohnt waren? Goethe's Spott auf Nikolai wird nicht hindern, dem von ihm vertretenen Geiſte der Aufklärung, ſeinen Nachahmungen der engliſchen Romanhumoriſtik, ſeinem Zuſammenhange mit Mendelsſohn und Leſſing eine Aufmerkſamkeit zu ſchenken, die nicht bloß in einer Note zum Text abgemacht iſt, ſondern organiſch mit zur Gliederung des Allgemeinen gehört. Es wird damit nicht geſagt werden, daß man Nikolai und die Seinigen über die Gebühr erhebe, es ſoll nur an einem Beiſpiel gezeigt werden, wohin unſere Literaturhiſtoriker der halb noch embryoniſchen Neuzeit ihr Auge zu richten haben, wenn ſie ſich für ihre Arbeit einen organiſchen Schematismus denken und mehr als ein Regiſter von nach Willkühr und perſönlichem Geſchmack beurtheilten Namen geben wollen.

Integrirend in dieſem Univerſalismus, muß der zweite Hauptnachdruck dann freilich auf die Kunſtgattung als ſolche gelegt werden. Erſt immerhin die Perſonen, falls ſie Träger einer großen objectiven Idee und jenes ebenbezeichneten Univerſalismus ſind; dann aber die Sachen, auf die es in der Kunſtgeſchichte ankommt, in der Dichtkunſt das Drama, der Roman, die epiſche, die lyriſche, didaktiſche Dichtung. Dilettantismus fürchtet ſich vor allem geſchloſſenen Schaffen. Er wird immer darauf zu ertappen ſein, daß er der Literatur als einem großen, ernſten, bedeutſamen Begriffe aus dem Wege geht. Es hängen an allen Säulen des Tempels der Unſterblichkeit Kränze; ſie winken und locken, und täppiſch genug ringen auch Tauſende nach ihnen, Tauſende ohne Beruf. Von dieſen reden wir nicht. Aber von denen müſſen wir reden, die einen Beruf haben ſollten, dieſe Kränze zu gewinnen und mit ſcheuem Blicke dieſer Arbeit aus dem Wege gehen. Es iſt doch wohl im hohen Grade charakteriſtiſch für die Stellung, die manchen Lyrikern einzuräumen ſein wird in der Literaturgeſchichte, daß ſie bei allem einzig auf ihr Dichten gerichteten Trachten, bei vollſter Zeit und Muße, bei Gelüſt und aller Neigung, es nicht dahin bringen, ihr Talent auch in einem Epos, einem Drama, im geregelten Romane zu bewähren. Wer ein deutſcher Dichter ſein will und nur Verſe ſchreiben kann, nicht wie Goethe, Schiller, Leſſing, die

Schlegel, Tieck, Platen, Immermann, Heine auch eine eigenthümliche, inhaltreiche, gedankenvolle Prosa, für den würd' ich das Thor des Ruhmes prüfend nur erst halb offen lassen und schriebe er die wohllautendsten Verse; ich würde lange mit ihm parlamentiren, was das für ein eigenes stelzenfüßiges Wesen in ihm wäre, das ihm nur erlaubte, immer in ungewöhnlichen Bildern zu reden, welche Gesundheit oder Krankheit diesem pathologischen Zustande, diesem halben Starrkrampf der Bilderſucht zum Grunde liege. Ich würde solche à la Anastasius Grün zusammengeschweißten Verse lange betrachten, bis ich darin die Nothwendigkeit entweder einer einmal so und nicht anders gewordenen subjectiven Complication des Autors, oder die Nothwendigkeit eines objectiven, damit der Poesie wirklich zu Gute kommenden Factums anerkennte; denn wo ist z. B. von Anastasius Grün ein Epos vorhanden, das an Leichtigkeit, Grazie, Anmuth sich mit jenem, wenn auch recht arg koketten, doch künstlerisch geschlossenen Otto der Schütz vergleichen könnte? Und sage man, was man gegen die Amaranth von Redwitz sagen muß, es ist die gewissenhafte Einhaltung einer Kunstform in ihr anzuerkennen. Dieser junge Dichter verstimmt uns sattsam durch eine frühreife Altklugheit in der Beurtheilung solcher Lebensfragen, in denen wir seit Menschengedenken die Jugend immer nur freier und heiterer urtheilend gewußt haben; er verleidet uns

ſehr den Genuß ſeines Buches von der Mitte an durch eine Abſichtlichkeit, die ſich wie auf Beſtellung in dem Bann einer ascetiſchen Beſchränkung hält; er arbeitet, was die Form anlangt, leider wie nach Bildern in der Art der Bilder des duftverſchwommenen, hellfarbigen Foltz oder anderer Münchner oder Düſſeldorfer Conterfeien Uhland'ſcher und Goethiſcher Balladen, die er von der ſaubern Farbe abzuſchreiben ſcheint, ſo daß ſelbſt das Roſſezäumen und das Walten in Küche und Keller bei ihm wie mit Glaçéhandſchuhen vor ſich zu gehen ſcheint; er überfluthet uns ferner mit einer ſolchen Fülle von koſtbaren, aber ſchon etwas gemein gewordenen Gleichniſſen und Beiwörtern, daß wir aus dem Azurblau, dem Purpurroth, dem Smaragdgrün, der Karfunkelgluth nicht herauskommen und zur Freude einer geringen und mittleren Bildungsſtufe die einfachſten Begriffe nicht mehr natürlich, ſondern durch ein Bild ausgedrückt finden (z. B. nie von einem „Mädchen“ hören, ſondern immer nur von einer „Blume“ oder einem „Stern“). Allein, abgeſehen von dem Unmuthe, den es uns einflößt, unſer reactionäres Zeitalter ſolchen raffinirtberechneten Schöpfungen nachtrachten zu ſehen, an ſolchen Auffaſſungen die Frauen namentlich wie an einem kryſtallhellen Wieſenquell ſich niederlaſſend und daran ſich erquickend anzutreffen, wird man dennoch einigermaßen beſchwichtigt immerhin durch das Zugeſtändniß von Fleiß und Compoſition, das man

jenem Gedichte machen muß. Es ist ein Opfer auf dem ständigen Altar der Musen, eine gesammelte ernste, feierliche Stimmung hat sich hier Propyläen zu einem ernsten Lebenscultus der Kunst erbauen wollen; es ist mehr als Dilettantenwerk, sucht einen bedeutenden Inhalt auszutragen, nimmt an der Literatur als solcher einen Antheil und überragt in dieser Hinsicht manche vielgepriesenen Gedichte, von denen man bis zu dieser Stunde, trotz ihrer zahlreichen Auflagen, noch nicht weiß, wozu sie überhaupt da sind und was sie Anderes bedeuten können, als jenes gerügte der Literatur aus dem Wegegehen.

Nach dem Augenmerk erstens auf die Universalität, zweitens auf die dauernde Hauptberechtigung der Kunstformen, an denen Richard Wagner und seine wortgewandte Dialektik vergeblich rütteln und schütteln wird, wäre endlich drittens der verfrühten Geschichtsschreibung der neuesten Literatur die Aufgabe zu stellen, daß sie die Geschichte dieser Literatur, die äußere Chronik, von der Darstellung selber trenne. Die synchronistische Methode schon in der Weltgeschichte bietet allerdings den Reiz der lebendigsten und anschaulichsten Darstellung, aber sie kann, allein festgehalten, zu einer großen Ungerechtigkeit gegen die factischen Bestände führen. Die Geschichte des siebenjährigen Krieges ist nicht die erschöpfende gleichzeitige Geschichte Preußens und Oestereichs. Die Chronik wird sich unter der Hand des Forschers immer

in der Art in Geſchichte zu verwandeln haben, daß ſie nur als das zufällige, äußere, anekdotiſche Symptom von viel bedeutenderen Hauptſachen erſcheint, die mit Jahreszahlen und Namen allein nicht ausgedrückt ſind. Ebenſo ſind in der Literaturgeſchichte einzelne Ereigniſſe, z. B. der Hainbund und das Verbrennen der Werke Wieland's, die Sammlung einiger tonangebender Geiſter in Weimar, nicht die Literaturgeſchichte ſelbſt, ſondern höchſtens das Gerippe ihrer Darſtellung und eine Erleichterung derſelben. In neueſter Zeit vollends ſind Chronik und wirkliche Geſchichte der Literatur um ſo mehr zu trennen, als die geiſtige Arbeit in immer ſchroffere Widerſprüche mit dem Gegebenen tritt und ſich dem Wirken des Genius Thatſachen an die Ferſen ſetzen, die nicht immer zu ſeiner eigenſten nothwendigen Natur gehören. So findet man z. B. in allen neueſten Literaturdarſtellungen mit großer Umſtändlichkeit Auseinanderſetzungen über ein „junges Deutſchland“ gegeben, das im Weſentlichen doch nur ein chronikaliſches Intereſſe hatte und auf die Beurtheilung der zu ihm gerechneten Schriftſteller nur von vorübergehender Bedeutung iſt. Weil man ſich nicht entſchließen kann, dieſen noch dazu fingirten Bund als eine rein mehr der politiſchen Chronik angehörende Thatſache zu behandeln, rächt ſich im Verlaufe der weiteren Geſchichtsentwickelung, die man ſchon verſucht hat, gewöhnlich dann der Schematismus, nach dem man doch zielt, durch Wie-

verholungen aller Art und ein Nebeneinandergruppiren von Namen, die nicht zusammengehören, bis zuletzt die voreilige Geschichtsdarstellung in das ganze Chaos der Blumenlesler verfällt, die bunt durcheinander würfeln, was sie nur zu ihrem Schul- oder Lehr- oder Unterhaltungszwecke irgend brauchen können.

Schließlich sei noch an Goethe's Merksätze über das Dilettantenthum erinnert! Er hielt eine Schrift gegen die Dilettanten für nothwendig im Jahre 1799, wo die Menge neu entstehender Taschenbücher und Zeitschriften, verbunden mit der die Gemüther in Unruhe und Gährung versetzenden, zunehmenden historischen Bewegung, eine Art von ausgedehntester Brutwärme für ein Uebermaß unmotivirter Production verbreitete. Alles wollte damals schreiben, sprechen, rathen, dichten, sich hörbar machen. Wir befinden uns in einer ähnlichen Zeit und mahnend genug stellt sich somit dem Kritiker die Pflicht, abzuwägen zwischen dem allerdings bestehenden Urrechte der freien Persönlichkeit und ihres Wollens und Wirkens (dem Uhland'schen: Singe, wem Gesang gegeben!), und der principiell bedingten, durch den wirklichen objectiven Werth zur zünftigen Bedeutung erhobenen geistigen Arbeit.

Die Epigonen.

Schiller und Goethe — ſind geweſen.

Die Möglichkeit, daß noch einmal wieder Dichter auftauchen, die wenn auch nur auf einige Zeit Deutſchland ſo ergreifen und beſchäftigen wie Schiller und Goethe oder wie noch jetzt etwa Humboldt die Naturwiſſenſchaften, Liebig die Unterſcheidung der Stoffe, Jakob Grimm die Sprachforſchung beherrſcht, eine ſolche Möglichkeit kann kein Deutſcher, der die großen Entwickelungen ſeines Volkes und die Kraft der Schultern kennt, mit denen Einzelne unſers Stammes oft ganze Epochen trugen, in Abrede ſtellen wollen. Für den Augenblick aber ſtehen die olympiſchen Stühle leer.

Einige ältere Dichter leben noch.

Immergrüne Kränze ſchmücken ihre greiſen Schläfe.

Arndt wirft noch manches kräftige, oft gereimte Wort in die Zeit; aber ein großer Ausdruck derſelben iſt ſein ſonſt friſcher und männlicher Genius nie geweſen.

Tieck war dem werdenden Geſchlecht völlig abgewandt, ſammelte nur und legte ſich mit Behagen die ſchöne Vergangenheit zurecht.

Uhland, der Dichter der Natur im Sonnenſchein, reiſt wohl noch durch deutſche Lande, aber mit dem beflissenſten Incognito. Er forſcht nach alten Volksliedern. Seine Beſcheidenheit oder ſein altſchwäbiſches Sichnichtgernbeengtfühlen entflieht, wo er nur kann, den rächtlichen Ständchen, die ihm wenigſtens die Liederkränze noch bringen wollen.

Dieſe Geiſter, die wir Aelteren jung verehrten, wie einſam ſtehen ſie ſchon, wenn ein berliner Kritiker in der Voß'ſchen Zeitung bei Gelegenheit einer Beſprechung eines auf der dortigen Kunſtausſtellung befindlichen Gemäldes über Uhland's Eberhard der Rauſchebart vor der „Hauptſtadt der deutſchen Intelligenz“ drucken laſſen konnte: „Wir haben dieſe Ballade leider nicht ſogleich zur Hand.“ (Siehe Voß'ſche Zeitung, 1852. No. 222.)

Rückert endlich, der Kunſtvollſte der Poeten und auch zuweilen nur der goldenen Reimſchmiede Einer, Rückert arbeitet gewiß, und wird uns wieder vom Parnaß die jetzt modegewordene ſogenannte Hafiſiſche Leierei durch geſtählтere Damascenerpoeſie, als ſolche, in der nichts wiederholt wird, als: Pereant die Bonzen! Vivat die Schenke! mit kräftiger Hand verjagen.

Aber kein Einziger dieſer Geiſter, ſelbſt wenn ſie in den Vordergrund träten, ſchwänge Scepter wie Schiller einſt und Goethe.

Zum Troſt für die Kleinen, die gern die Erbſchaft

von Weimar und Jena angetreten hätten, läßt ſich zweierlei ſagen.

Goethe und Schiller waren zu ihren Lebzeiten entweder nie oder nur kurze Zeit ſo bewundert, wie ſie es jetzt ſind.

Geduldet euch alſo! Goethe nnd Schiller hatten Feinde und Rivale wie ihr!

Es gab Zeitſchriften und Muſenalmanache, wo ihre Namen ſo klein neben denen von hundert Dilettanten ſtanden, wie ihr jetzt ertragen müßt, daß man euch wie im Meßkatalog alphabetiſch aneinanderreiht!

Haltet nur aus, ihr Wackern! Wodurch iſt Goethe ſo emporgeſtiegen? Man könnte vielleicht ſagen: weil er trotz aller Kritik die volle Neugier, das Intereſſe, die Spannung (ſelbſt der Feindſchaft) für ſich hatte; aber es gefällt euch gewiß beſſer, wenn wir hinzufügen: Es bildete ſich eine Clique für ihn. Ja in der That, zwei, drei Namen allein hielten ihn auf ihrem Schilde empor. Zuletzt gab es endlich eine neue Richtung, die romantiſche Schule, die nirgends Anklang fand, die überall verſpottet, überall zurückgewieſen, nicht geleſen wurde; dieſe konnte ſich, um zu Anerkennung zu kommen, nicht anders helfen, als daß ſie den ſeit dem anfangs wenig gewürdigten „Taſſo“, ſeit der an Einfachheit oft überreichen „Iphigenie“ und Verſen wie:

Seid überzeugt, der Wunſch, euch zu gefallen,
Belebt die Bruſt von Jedem, der vor euch
Auf dieſe Bühne tritt. Und ſollt' es uns
Nicht ſtets gelingen, ſo bedenkt doch ja,
Daß unſ're Kunſt mit großen Schwierigkeiten
Zu kämpfen hat; u. ſ. w.

Oder:

Alles geht natürlich,
Als hätt' es keine Mühe, keinen Fleiß
Gekoſtet. Aber dann, wann eben das
Gelingt; wenn Alles geht, als müßt' es nur
So gehn: dann hatte Mancher ſich vorher
Den Kopf zerbrochen; u. ſ. w. *)

ich ſage, eine Schule, die den damals etwas abwärtsgehenden großen Dichter des „Fauſt“ zu ihrem König und Herrn, ſich zu Schülern und Parteigängern machte und ihn mit einem Nachdruck pries, der von einer Minorität ausgehend endlich größere Kreiſe zog und zuletzt ſich in die unbeſtrittene Thatſache der nationalen Bewunderung verlor.

Ja man darf euch verrathen, daß ſelbſt Schiller, als er in Jena zu philoſophiren anfing, in ſeiner ſchwebenden Grübel- und Selbſtbelehrungskammer zwar nicht ſo verſpottet wurde wie in ſeinem öffentlich zur Schau geſtellten Phrontiſterion Sokrates einſt von Ariſtophanes, aber

*) Goethe's Werke. Bd. 6.

ungern und murrend ſah man allgemein die Gefahr, in die Schiller durch die Nähe Weimars gerieth. Erſt durch ſeine geſchichtlichen Dramen wieder brach ſich Schiller die Bahn zum alten Herzen des Volkes, dem er, auch vielleicht noch — ein neuer freilich bitterer Troſt! — in unterſtützender Folge ſeines frühen Todes, ſein geliebteſter Liebling geblieben iſt.

Es iſt erwieſen, daß die in Literaturſachen herrſchende öffentliche Meinung, die Empfehlung der Literatur durch die Kritik, durch die Erziehung, durch die Geiſtlichkeit, die Schule, den Univerſitätskatheder und den ſammelnden Literaturfreund um Schiller und Goethe Jahre lang prüfend und ſcheu herumging, während man ſich mit Klopſtock, Leſſing, Voß, Bürger, Claudius, Jean Paul und Andern ſogleich auf den Fuß einer faſt unbedingten Bewunderung ſetzte.

Dies iſt der eine Troſt.

Und der andere liegt darin, daß auch die Zeit der Alleinherrſchaft großer Geiſter nicht mehr günſtig iſt.

Ihr hört zuweilen von den gewaltigen Felſenwanderungen der Schweiz. Eine ſolche Wanderung, Schicht auf Schicht, Geſchiebe auf Geſchiebe rückend, iſt nun bereits ſeit fünfzig Jahren mit den Maſſen auch im Geſchichtsleben eingetreten. Alles drängt beängſtigt auf irgend einen Niederſturz und hoffend auf irgend eine Erhebung in neuer Lebensform.

Was vermag in ſolchem Tumult die einzelne Geiſteskraft, die, wenn ſie wirken will, Gelegenheit finden muß, ſich in der Welt ruhig auszuarbeiten und ihre eigenen Zuckungen in den Zeitgenoſſen zur Ruhe bringen zu können!

Man kann jetzt wohl einmal etwas, wie die Schießbaumwolle, den Schwefeläther und was ſonſt erfinden und aufbringen; man kann dieſe große Felſenwanderung einen Moment ſprengen oder bei Seite ſchieben oder den Ehrgeiz der Maſſe betäuben; man kann irgend einmal etwas Neues oder Ueberraſchendes auf kurze Zeit der Welt in den Weg ſtellen; aber ein individuelles Leben, eine Entwickelung, ein Sichſelberklar- und Inſichſelbſtreifwerden anzulegen auf die Zeit hin, daß die dabei ruhig zuſähe oder ſich Ummodelung durch den Genius gefallen ließe, das ſcheint faſt unmöglich geworden.

In der Dichtkunſt nun vollends muß Das, was die Herzen aller Hörer zwingt, immer doch aus jenem urkräftig glücklichen Behagen kommen, das unſerer Zeit nicht gegeben iſt und ihr wohl noch lange verſagt bleiben wird.

Ein Einzelner kann nur in ſtiller Ruhe Welten bauen.

Nicht in, ſondern nach den Perſerkriegen blühte die griechiſche Dichtkunſt. Sie welkte mit dem Beginn der innern Kämpfe zwiſchen Sparta und Athen.

In der Ruhe des Auguſteiſchen Zeitalters, in der allgemeinen Sehnſucht nach endlicher Freiheit von der Willkür einzelner Parteiführer, ſangen Virgil und Horaz.

Unter Eliſabeth's glücklicher Scepterführung dichtete Shakſpeare.

Unter Ludwig XIV., deſſen äußere Kriege die innere franzöſiſche Welt wenig berührten, ſchrieben Corneille und Racine.

In der träumeriſch-idylliſchen Zeit von 1770—90, wo der Bruder im Ordenskleide die Schweſter im „Leinwandmieder“ an ſein nur für philanthropiſche Ideen ſchlagendes Herz drückte, legten Schiller und Goethe die feſteſten Grundlagen ihres ewigen Ruhmes.

Der Ehrgeiz als Censor und eine Erziehung der Geister.

In tausend Verhältnissen wiederholt sich die Wahrheit jener bekannten Fabel von der Wette des Sturmwinds und der Sonne.

Wer hat größere Macht, einem Wanderer den Mantel abzunehmen? Der pausbackig blasende Aeolus oder der milde Sonnenstrahl? Im Sturm, je toller er tobt und bläst, desto fester zieht der Wanderer den Mantel an sich. Die Sonnenstrahlen treten hinter den Wolken hervor und der Mantel, ein nun überflüssiger Schutz, fällt von selbst.

Liest man die vielen Vorschläge, die in der Welt zur Abhülfe von Mißständen aller Art schon gemacht wurden, immer kommt man auf diese einfache Fabel zurück. Immer will man durch den Sturm regieren und erlangt dennoch nicht, was ein einziger Sonnenstrahl hervorbringen würde.

Seit Jahren liest man in Klage- und Anklageschriften aller Art, z. B. über die deutsche Geistesentwickelung und

deren im Grunde wilde und anarchiſche Geſchichte, Ausſtellungen aller Art.

Gewiſſe Namen, wie Heine, Börne, Junges Deutſchland, Herwegh, politiſche Lyrik, brauchen nur genannt zu werden, um nicht nur Literarhiſtoriker wie Vilmar, Gelzer u. ſ. w., ſondern ſelbſt weniger grell-pietiſtiſche Kritiker in Harniſch zu bringen. Mit Feuer und Schwert möchte man am liebſten ausrotten, was ſich ſo regellos und aller Ueberlieferungen ſpottend bei uns entwickelt hat und noch entwickelt.

Weit entfernt, die große Bedeutung unſerer geiſtigen Freiheit und einer unabhängigen literariſchen Metamorphoſe verkennen zu wollen, bemerken wir dennoch, daß es z. B. für die ſogenannte ſchöne Literatur in Frankreich eine vorgezeichnete Bahn der Entwickelung gibt, eine Art von Selbſtcenſur und Selbſterziehung ſchon in den Jahren des erſten wilden und genialen Aufwuchſes.

Das iſt der Ehrgeiz faſt jedes jungen franzöſiſchen Dichters und Schriftſtellers, im Verlauf von zehn bis zwanzig Jahren Mitglied der Akademie zu werden.

Die Akademie in Paris gehört bekanntlich nicht der Gelehrſamkeit allein, ſondern auch den ſchönen Künſten und der Poeſie an. Sie hat Zeiten gehabt, wo ſie durch ihre Pedanterie und die Mißgriffe ihrer Wahlen mehr lächerlich als ehrend war; aber in neuerer Zeit hat ſie ſich vorurtheilslos ſelbſt leichten Dichtern und Journa-

liſten des Tags, wenn ſie begabt waren, geöffnet. Sie hat die Bedeutung des modernen Schriftſtellerthums in einem andern Sinne aufgefaßt als unſere deutſchen Schulmänner und Profeſſoren, welche die deutſche Literaturgeſchichte mit Tieck abzuſchließen und höchſtens noch Platen ſeiner Sprach- und Verskunſt wegen gelten zu laſſen pflegen. Victor Hugo, Delavigne, Alfred de Vigny, Scribe, Ancelot, de Muſſet waren oder ſind Akademiker; ſelbſt Feuilletoniſten, wie faſt Sainte-Beuve ein ſolcher zu nennen iſt, wurden Akademiker, und nicht umſonſt citirt Jules Janin in jeder ſeiner Theaterkritiken lateiniſche Verſe. Er hofft, mit der Zeit auch noch in die Akademie zu kommen und wird es vielleicht.

Die äußern Vortheile einer akademiſchen Stelle ſind an ſich nicht weſentlich. Man erhält jährlich 1500 Frcs., eine kleine Summe, die jedoch manchen greiſen und productionsmüden Autor, dem Vermögen oder eine Anſtellung fehlt, vom Hungertode retten kann. Allein wie jetzt die Akademie ſteht, wie ſie ſchon ſeit Napoleon eine Art von Tribüne und zuweilen ſogar von Angriffs- oder Vertheidigungswall in geiſtigen Fragen wurde, wie ſie ferner bis dieſen Tag eine „Aufnahme“ und die dabei gehaltenen Reden zu einem Ereigniſſe für ganz Paris macht, iſt ein Sitz in ihr jetzt etwas ſo Ehrenvolles geworden, daß man in Frankreich jeder jungen bedeutenden poetiſchen Entwickelung ſogleich anſehen kann, wie ſie ſich regelt, mäßigt

und ſo faſt modelt, um einſt in die Akademie eintreten zu können. Man ſah dies Ponſard, man ſieht dies den meiſten jungen Namen, z. B. Augier, an und ſo faſt allen Mitarbeitern der „Revue des deux Mondes“, deren ganzes Auftreten ſeit Jahren nur auf die Akademie berechnet iſt.

Wir wollen keineswegs geſagt haben, daß in einer durch ſo viel Ehrgeiz bedingten Literaturentwickelung ein beſonderes Heil für unſere Nation liegen würde, die bei ihrem Mangel an feſten und großartigen äußern Formen ſo ganz auf ihre inneren geiſtigen Freiheiten angewieſen iſt; indeſſen verdiente dieſe eigenthümliche Selbſtregelung und Selbſtbeſchränkung einer fremden Literatur doch auch in Rückſicht auf die Mittel einmal erwähnt zu werden, die man ſo oft, meiſt in plumpen Angriffen und Unterdrückungen beſtehend, bei uns anzurathen pflegt, wenn die Strafredner unſerer Zeit auf das beliebte Thema von der „Zuchtloſigkeit der Geiſter“ zu reden kommen.

Eine Nation, die dem Genius ſo wenig äußern Halt bietet, wie die deutſche, dürfte ſich eigentlich kaum beklagen, wenn bei ihr faſt jeder neue eminente Kopf ſich die Welt immer erſt wieder auf eigene Hand erbaut.

Die Welt der Träumer.

Wir haben uns zuweilen das Vergnügen gemacht, gewiſſen Gegnern der neuen deutſchen Literatur einzuräumen, daß dieſe nur aus dem Studierzimmer und der bekannten deutſchen Sternwarte der idealen Weltanſchauung, der Dachkammer des „armen Poeten“, käme und mit dem großen Horizont der Franzoſen und der Engländer nicht zu vergleichen wäre.

Um indeſſen ein Zugeſtändniß der Selbſtironie nicht zu wörtlich genommen zu ſehen, erlauben wir uns doch, einer auch allzu bereitwilligen Entgegennahme unſerer Beſcheidenheit mit einigen Worten entgegenzutreten.

Die franzöſiſche Literatur beruht ſo gut wie auf gar keiner Beobachtung des Lebens. Sie iſt das Erzeugniß einer völlig erkünſtelten und durch Witz und Phantaſie abgezogenen Welt. Wir haben Dorfgeſchichten von Emil Souveſtre geleſen, in denen dieſe gewandte Feder zwar wie die meiſten unſerer Autoren, die auf gleichem Felde ackern, ihre Jugenderinnerungen erzählt, aber die Zuthat vom Hexen-, Geſpenſter-, Zauber- und Sagen-

glauben, die durch Souveſtre's ganzes Buch geht, iſt ſo künſtlich und ſo aus gedruckten Quellen entlehnt wie nur irgend möglich.

Die Engländer beobachten allerdings treffender. Aber es iſt auch ihr Horizont ein begrenzter.

Wenn Cooper und Marryat ihre nautiſchen Erinnerungen ausbeuten, ſo wird man ihnen allerdings einräumen müſſen, daß ſie den Leſer ganz in den Geruch von Theer und Tauwerk zu verſetzen wiſſen, den ſie ſelbſt einſt einathmeten; aber wie ſehr haben ſich dieſe Schriftſteller in der ihnen einmal geläufigen Darſtellungsſphäre wiederholt!

Und ihre Nachfolger? Welches iſt die große Ausbeute, die ſelbſt London ihnen geboten hat? Ewig dieſelbe Welt! Betrügeriſche Advokaten, verdorbene Schulmeiſter, hungernde Penſionate, gemißhandelte Lehrburſchen, ſcheinheilige Wucherer, Scenen des Pauperismus, denen man anſieht, daß ſie nicht beobachtet, ſondern aus Rechenſchaftsberichten der Armenpflege entlehnt ſind. Dazu das ewige Einerlei des Familienlebens. Dieſelben alten Onkel, verbiſſenen Wirthſchafterinnen, dünkelvollen Seitenverwandten, theetrinkenden, muſicirenden und in junge Cadetten oder Candidaten verliebten Miſſes, Tanten, Großtanten, Nichten, Couſins, Couſinen, Schweſtern, Stiefſchweſtern, Halbſchweſtern, kurz wir halten es für unſere Pflicht, hier zu bemerken, daß wenn wir wieder über die von der

deutſchen Literatur erſchloſſene, nur ſtubenmäßige Welt klagen ſollten, wir damit nicht gemeint haben wollen, daß uns das Leben ſo ein ganz unbekanntes Buch wäre, ſondern nur vorzugsweiſe, daß wir das Schöne, Gute, Große und Wahre leider nicht auf den von manchem Autor doch umſichtig genug angeſtellten Wanderungen durch das Leben, ſondern in unſern Träumen angetroffen haben.

Ein bereuender Socialiſt.

Wir erwähnten die „Franzöſiſchen Dorfgeſchichten“ von Emil Souveſtre.

Dieſer franzöſiſche Schriftſteller ging zu einer Zeit, als man noch nicht daran dachte, nach chimäriſchen Theorieen die beſtehende Geſellſchaftsverfaſſung umzuändern, dieſer Neuerung darin voran, daß ſeine Romane und Dramen auf einen ſchroffen Gegenſatz zwiſchen Arm und Reich, Beſitz und Erwerb, Meiſter und Geſell, Capitaliſten und Arbeiter begründet waren.

Emil Souveſtre gab den Anſtoß für alle jene Bühnenſtücke, die wir aus dem Franzöſiſchen kennen, jene Scenen, wo der Proletarier immer edel, der Marquis immer ſchlecht, die Nähterin immer tugendhaft, die Baronin immer mindeſtens — hochmüthig iſt.

Das Jahr 1848 hat Emil Souveſtre mit Schrecken erfüllt.

Seine Proletarier herrſchten gingen aber — weder ins Theater, noch — kauften ſie Romane.

Die Reaction kam. Sie kam erſt leiſe. Sie kam in

der Literatur, in den Theatern. Man ließ Louis Blanc auf dem Stadthauſe Reden halten, die Bankiers ſaßen im Theater Gymnaſe auf den Boulevards und applaudirten den Stichwörtern ihrer Intereſſen, der Ordnung, dem Fleiß, der Tugend, der Mäßigung, der Beſcheidenheit, der Kraft der Regierungen, dem Ruhm des Kriegers, der Familie u. ſ. w.

Emil Souveſtre iſt jetzt der leidenſchaftlichſte Anreger dieſer Applaudiſſements geworden.

Seine neueſten Schriften ſuchen Alles wieder gut zu machen, was ſeine alten verdorben haben konnten.

Er iſt nicht etwa mit ſeinen Erfindungen in die Sphäre der vornehmen Welt übergegangen. Nein, er iſt bei ſeinen Handwerkern, Fabrikanten und Fabrikarbeitern geblieben. Aber er hat ihnen neue Geſinnungen eingeflößt. Er ſchildert jetzt einen fleißigen und einen faulen Geſellen, einen beſcheidenen und einen anmaßenden; er läßt jenen zu Glück und Wohlſtand kommen, dieſen an den Bettelſtab oder wohl gar auf die Galeere. Er ſchildert nicht mehr hartherzige Unternehmer, wucheriſche Meiſter, in Luxus lebende Capitaliſten wie ſonſt, ſondern edle Reiche, theilnehmende Große, generöſe Beſitzer, die die Armuth aufſuchen und das menſchliche Elend zu mildern für eine gemeinſame Pflicht jedes Menſchen halten, deſſen jährliche Bilanz einen kleinen Ueberſchuß einbringt. Noch weinen bei ihm Arme ihre Thränen, aber auch die Reichen ſind

bei ihm jetzt unglücklich. Auch ſie haben ihre Mühen, ihre Sorgen, ihren Kummer wie der Arme. Ja noch mehr, ſie ſind unglücklicher als der Arme. Sie haben ſchlimme Ausſtände, ſie haben ſich verbürgt für treuloſe Freunde, ſie ſehen Capitalien in einer für „das Wohl der Menſchheit“ begonnenen Unternehmung ſchwanken, ja ſcheitern und ganz verloren gehen; ſie behalten aber ein Herz, Gottvertrauen, Menſchenliebe, und ſiehe: Ein ehrlicher Jean Matthieu oder Pierre Dupont tritt zu ihnen, rückt aus Verlegenheit ſeine Mütze hin und her und ſagt: „Herr Lacombe, ich bin nur ein armer Maurer, ein armer Geſell, ein armer Altgeſell; aber ich habe mein Auskommen! Wiſſen Sie was? Wollen Sie mit mir theilen, wollen Sie mein Gaſt ſein, Herr Lacombe? Wollen Sie von mir einen Vorſchuß haben? O, ich bin fleißig geweſen, ich bin ſparſam geweſen! Ich habe den Tabak, den Wein und die Zeitungen gemieden; ich habe die neuen Schriften des Herrn Emil Souveſtre von meiner Tochter mir vorleſen laſſen! O, Herr Lacombe, ich bin keiner von ſeinen trotzigen, aufbietenden, alten Arbeitern, die ſich gegen die Fabrikanten und die Meiſter und die Unternehmer in die Bruſt warfen! Ich bin jetzt einer von Denen, die“ u. ſ. w.

Kurz, Emil Souveſtre iſt jetzt auch Einer von Denen, die — in ſich gegangen ſind; wenigſtens bemüht er ſich im Ernſt — die Mißverſtändniſſe ſeiner früheren Werke zu berichtigen.

Onkel Tom's Hütte.

Ein Glück, daß die deutſche Flotte verkauft iſt; ein Glück, daß wir keine Colonieen haben; ein Glück, daß uns die Frage über die Nothwendigkeit oder die Abſcheulichkeit der Sklaverei nicht im mindeſten perſönlich berührt.

Wir durften ſomit das Werk der Frau Beecher Stowe in Deutſchland mit der ganzen Gemüthsruhe leſen, die unſer Buchhandel vorausſetzte, ſeitdem wir von ihm mit „Onkel-Tom's Hütten“ in allen möglichen Formaten und Schriftſorten überſchwemmt wurden.

In Amerika wird dies mit dem ganzen leidenſchaftlichen Feuer und der nachdrücklich kaltblütigen Entſchiedenheit, deren in ſolchen polemiſchen Dingen Frauenherzen fähig ſind, geſchriebene Buch mannichfachen Widerſpruch gefunden haben; die Engländer und Engländerinnen dagegen fanden hier eine vortreffliche Tröſtung, erſtens für die enormen Summen Geldes, die ihnen — wie manche gemüthloſe Nationalökonomen verſichern, etwas übereilt und im Ganzen genommen, wie ſie ſagen, zum Fenſter hinausgeworfen — die Emancipation der Neger koſtete,

und zweitens Troſt für die geringen Wirkungen, welche die gründliche Verachtung Nordamerika's von Seiten aller engliſchen Ladies und Miſſes bisher noch immer auf die nordamerikaniſchen Zuſtände ſelbſt hervorgebracht hat. Eine Amerikanerin bietet ihnen hier die Waffen des Angriffs gegen ihre eigenen Landsleute und wie wurden ſie geſchwungen! Auch die engliſche Buchhändlerwelt war außer ſich.

Für uns Deutſche iſt es aber zuvörderſt ſehr angenehm, dies Buch ohne alle national-ökonomiſche Kritik leſen zu können. Würde Einer bei uns mit gleicher Schonungsloſigkeit Proletarierleben, Judenfrage, politiſche Gefängnißzuſtände darſtellen wollen, wir würden von Uebertreibung, von raffinirter Abſichtlichkeit ſprechen oder mindeſtens getheilter Meinung ſein, während die Negerfrage ganz entſchieden nur unſer Herz, nicht im mindeſten unſern Kopf beſchäftigt, ja uns die Verſicherung, unſere Kattunkleider, Cigarren und Zuckerbäckereien hingen mit dieſer ſchwarzen Frage ſehr eng zuſammen, auch nicht die mindeſte Wahrſcheinlichkeit hat, einige berühmte Gelehrte und Staatsmänner vielleicht ausgenommen, beſonders die, die zu der bekannten Schule gehören: „Dem Reichen iſt ſein Genuß Arbeit und dem Armen ſeine Arbeit Genuß.“

Genießen wir alſo das Werk der Miſtreß Stowe mit derſelben ungeſtörten glücklichen Uebereinſtimmung wie eine norwegiſche Wintergeſchichte der Frederike Bremer,

bei der unſer warmer Ofen uns alle ſchrecklichen Schneegeſtöber behaglich wegthaut, oder einen Seeſturm von Achenbach, bei dem wir nicht nöthig haben, in Verzweiflung auf einem ſcheiternden Schiffe dem überfüllten Rettungsboote nachzurufen: Barmherzigkeit! Nehmt uns auch noch mit!

Wir ſehen an dem Buche dieſer talentvollen und trefflichen Frau nur Das, was menſchlich iſt und davon iſt jede Seite ſo vollgeſchrieben mit Charakterzügen, daß ſie unſere ganze Liebe und Bewunderung verdient.

Wir ſagten ſchon, ſo leidenſchaftlich ſtreng, ſo begeiſtert parteiiſch, ſo unverhohlen und nicht ſelten grauſam einſeitig kann auch nur ein Frauenherz ſich äußern, wenn das einmal ein Uebel der Sitte, der Zeit, des Vorurtheils, des Mißbrauchs ſich zu bekämpfen vorgenommen hat. Wir Männer würden dem Haſſe hundert kleine Ausnahmen geſtatten, wir würden zehn mal wieder unſern Verſtand zeigen wollen, wenn wir ein mal unſer Herz zeigten, wir würden ſo viel Ja's! Aber's! Freilich's! und Wenn's! mit in unſern Plan, immerhin ſtreng und polemiſch ſein zu wollen, mit aufnehmen, daß wir die Frage ſtatt aufzuhellen wie immer nur erſt recht verwirrten.

Jene Frau thut das nicht. Sie geht dem Gegner ohne Gnade zu Leibe, ſie duldet keinen Einwand, ſie zieht alle Verſchleierungen unbarmherzig von der Blöße Deſſen, was ihr als Lüge und Verbrechen erſchienen iſt, hinweg,

ſie iſt von einer Unerſchrockenheit, die Conſequenzen ihres Themas zu ziehen, daß ſie die Uebel bis an die Wurzel verfolgt. Sie kennt die Anwandlung der Schwäche nicht, die uns Männer mitten in den muthigſten Entſchlüſſen überkommt. Gebt den Frauen Gelegenheit, mehre ſolcher Mißbräuche, wie die Sklaverei der „Niggers" auszurotten, ſie werden wahrlich und in kürzerer Zeit mehr zu Stande bringen als, in allem Ernſte geſagt, je wir ſogenannten thatkräftigen Männer.

Neben der Tendenz des „Onkel Tom" iſt auch die Charakteriſtik vortrefflich.

Dieſe Geſtalten ſind nicht, wie wir deutſchen Autoren leider faſt alle ſchreiben, im Zwielicht einer dämmernden Studierlampe erfunden oder um Gotteswillen auf Fußwanderungen von der Landſtraße, aus den Wirthshäuſern und von einigen plauderhaften mittheilſamen Landbewohnern zuſammengeleſen. Wir wollen darum unſere Stubenfiguren nicht verachten. Sie entſprechen einem Volke, das ſeine Bildung aus Büchern ſchöpft und ſeine Anweiſungen zum Handeln meiſtens nur aus den Inſtructionen einer Anſtellung nimmt oder aus ſonſtigen Motiven der europäiſchen Civiliſation, die uns Alle doppellebig macht, Amphibien halb auf dem Continent unſerer Pflichten, halb im ſtillen Ocean der Sehnſucht oder auf den lilienbedeckten Waldſeen unſerer romantiſchen Phantaſieen. Noch mehr, wir haben Augenblicke, wo wir die

träumeriſche Abſtraction unſerer Romangeſtalten dem Uebermaße engliſcher und nordamerikaniſcher Realität vorziehen und uns nur verwundern müſſen, wie unſere empfindſamen engliſirten deutſchen Damen Gefallen finden können an Figuren, die wie Miſter Wilſon, des Mulatten Georg früherer Herr, jede ſeiner nachdrücklichern Meinungsäußerungen mit einer geſprützten Ladung „Jauche“ aus dem im Munde gekauten Tabacks-Pfriemen begleitet.

Indeſſen bei ſo viel Leben und Wirklichkeit geht das Derbſte leicht und gefällig mit.

Es iſt wunderbar, wie dieſe reſolute Verfaſſerin das Daſein der Menſchen in Küche, Keller, Wirthſchaft, Frühſtückszimmer, bei Mittag- und Abendeſſen, Toilette, Plätten, Bügeln, Nähen beobachtet hat.

Das übrige Leben, die Kirche und die geiſtlichen Thees etwa ausgenommen, ſcheint der Verfaſſerin etwas verſchloſſener zu ſein. Ihr Miſter Shelby thut nicht viel und ihr Miſter St.-Clare noch weniger. Man lernt Beide nur in ihren Beziehungen zu Gattinnen, Kindern und zum Geſinde kennen. Die Welt des Mannes, der vor ſeinen Rechnungsbüchern ſitzt oder von Morgens acht bis vier, oft auch ſieben Uhr Abends arbeitet, fehlt in ihrem Buche, wie ſie auch das Loos der Sklaven immer nur ſchildert, wenn ſie gerade gepeiſcht werden oder verkauft oder in der Küche, im Hausweſen ab- und zugehen, aber wenig in

der Plantage, wo ſie eigentlich hingehören, als arbeitende und, wie die ſüdlichen Staaten der Union behaupten, unerläßliche Hülfskraft. Es thut uns leid, von einer ſo ausgezeichneten, edlen, geiſtreichen und muthigen Frau, wie Miſtreß Stowe iſt, wiederum doch auch die alte Erfahrung beſtätigt zu ſehen, daß wenig Frauen den Mann unter dem Drucke ſeiner Pflichten, den Mann des Berufs kennen. Auch bei ihr gibt der Mann immer nur aus dem Schreibbureau das Wochengeld heraus; wie es aber hineinkommt, das iſt eben die zweite den Frauen meiſt verſchloſſene Hälfte des Männerlebens, die Rückſeite der Medaille, die man wohl auch, ein wenig anderslautend, bei Miſtreß Stowe's feuriger Advocatenſchrift der Humanität und der chriſtlichen Liebe wird gelten laſſen müſſen.

Miſtreß Stowe wird uns fortan ſchon deßhalb ein herzgewonnener Name bleiben, weil ihr Buch ſo außerordentlich reich iſt an den lieblichſten Charakterzügen und den rührendſten Situationen. Wir wagen kein Urtheil über ſie zu fällen als Dichterin im höhern Sinne des Worts. Es gilt vorläufig von ihr: Pectus erat, quod disertam fecit, der mit Begeiſterung erfaßte Gegenſtand machte ſie zur Dichterin.

Die Verknüpfung ihrer Genrebilder iſt nicht eben bedeutend. Es ſtrickt ſich Scene an Scene etwas loſe an. Auch der Sklavenjargon ermüdet und die Verſuche, aus dem Bereiche der Camera obſcura und des bloßen Auf-

fangens der Wirklichkeit herauszutreten und mehr zu geben, als die mit unglaublicher Treue aufgefaßten Lichtbilder der Erfahrung, ſcheinen nicht ganz gelungen zu ſein. Miß Evangeline wenigſtens iſt eine etwas haltloſe Erfindung, eine Art Mignon des Pietismus, ein altkluges Kind, das in ſeiner evangeliſchen Weiſe Dinge ſagt, die ſehr koſtbar und jedenfalls unmöglich ſind. Es iſt glaublich, daß die frommen Miſſes Englands gerade in Evangelinen, namentlich, da ſie ſo rührend ſterben muß, ihre ganze Seele befriedigt finden; indeſſen geht dies kleine verkörperte Gebetbuch mit Goldſchnitt, beſonders wenn man die nervenſchwache Herzloſigkeit ihrer Mutter und den — beiläufig geſagt meiſterhaft geſchilderten — Indifferentismus ihres Vaters bedenkt, über die Grenzlinie der Natur hinaus und wirkt ſchon gerade wieder ſo, wie nur irgend unſere deutſchen Kritiker unſere eigene Dachſtuben-Romanenwelt mit Vorliebe willkührlich und gemacht finden können.

Alles aber in Allem genommen hat „Onkel Tom's Hütte“ die vollſten Anſprüche, von aller Welt, was hier im eigentlichen Sinne zu nehmen iſt, verſchlungen zu werden.

Nur die franzöſiſchen Autoren werden es wahrſcheinlich für Frankreich nicht aufkommen laſſen; die Franzoſen haben einen merkwürdigen Stolz auf ihre eigene Literatur; ſie würden dieſen deutſchen Pfennigs- und Silber-

groſchen-Induſtrialismus für ein fremdes Buch nicht begreifen.

Wir Deutſche indeſſen, bekanntlich die Hansnarren aller Welt, ſchließen an dieſe kleinen Randbemerkungen unſers nach deutſcher Kritikerart tadelgemiſchten, ſonſt feurigen Lobes nur noch den einen Wunſch, daß ſich die vielen höchſt zarten und frommen Seelen, die ſich an der heldenmüthigen Sprache dieſer freien Amerikanerin jetzt erbauen, doch auch bereitwillig finden möchten, andere, namentlich deutſche Mißbräuche, als verwerflich anzuerkennen, falls ſich denken ließe, daß eine Feder verſtünde, ſie ſo lebendig darzuſtellen, wie in „Onkel Tom's Hütte“ eine Frau verſtanden hat, der ganzen geſitteten Welt die Leiden der Neger ans Herz zu legen.

* * *

Ein neues Buch der Frau Stowe war die Maiblume. Wie dreizehn kleine Erzählungen und Skizzen zu dem Titel die Maiblume gekommen sind, ist aus dem Buche selbst nicht recht sichtbar. Man spricht von einer Anspielung auf das erste englische Auswandererschiff, das unter dem Namen die Maiblume nach dem spätern Virginien segelte, ohne indessen angeben zu können, wie diese im Buche selbst nirgends erwähnte Thatsache mit dem Inhalte desselben zusammenhängt. Sollte letzterer vielleicht an irgend einem englischen Theetische werth erachtet worden sein, eine Art Humanitäts-Rückfracht zu bezeichnen, die gleichsam Amerika und vorzugsweise das jungfräuliche Virginien für die erste Maiblume wieder nach Europa verladen hat? Oder sind die dreizehn kleinen Skizzen den Glöckchen zu vergleichen, die an einer Maiblume den Frühling mit einläuten helfen?

Kurz, dieser Titel unseres Buches war das erste Räthsel daran.

Das Zweite war, Vergebung, liebe Leserin! die un-

glaubliche Langeweile des Vortrags, entſpringend aus einer wiederum kaum glaublichen Unbedeutendheit der Mittheilungen. In „Onkel Tom“ hatten wir zwar zuweilen auch die aſchgraue Grundirung der Thatſachen mit engliſch-nordamerikaniſcher Sonntagsſtimmung, aber der Humor oder die Erfindungsgabe der Verfaſſerin wußte doch immer wieder lebendige, bunte, anziehende Geſtalten darauf zu malen. Hier begreift man kaum, wie eine und dieſelbe Feder „Onkel Tom“ und dieſe „Maiblume“ ſchreiben konnte. Man möchte letztere eher einem vergilbten und verbräunten Roſenblatte vergleichen, das man vor einigen zehn oder zwanzig Jahren einmal in eine Bibel oder ein Geſangbuch legte. Auch iſt der Bibel und dem Geſangbuche diesmal die Muſe der Frau Beecher Stowe ausſchließlich gewidmet.

Das dritte Räthſel endlich iſt, wie es in Deutſchland Leute geben kann, die an dieſer manierirten, frömmelnden Langeweile Gefallen finden.

Oder richtiger geſagt, dieſe dritte Erſcheinung iſt eigentlich nicht räthſelhaft. Sie hängt mit der Richtung des Tags, unſerer ſüßlichen, amaranthiſchen Mode zuſammen, mit den Werken der Innern Miſſion und dem Einfluſſe der Theologie auf unſere Aeſthetik und Literaturgeſchichte. Denn hat ſich nicht ſogar unter Denen, die der Zeit und ihren Forderungen mit offenen Augen entgegenzublicken pflegen, in Geſchmacksſachen doch dieſelbe

verhimmelte Befangenheit und Ideenscheu verbreitet, die bei der Leidenschaft und dem Mißtrauen einer andern Partei kein Wunder nehmen kann? Ueberall herrscht die salbungsvolle Phrase, die Abneigung gegen wagende Heiterkeit und gesunde Natur, die Vorliebe für Das, was à tout prix nur immer tugendhaft und immer edel, ja in keiner Weise verletzend und für das Ohr eines jungen Mädchens von sechszehn Jahren unhörbar wäre. Und die Poesie wird unter diesen Umständen nach und nach auch ganz in den Tractätchenton fallen, sie weiß selbst nicht wie.

Es sei fern von uns, an diesen dreizehn Erzählungen zu verkennen, daß sie auch einige Spuren des Talents verrathen. Durch Friederike Bremer, Andersen und sonstige Vorarbeiter der häuslichen Idylle hat auch Frau Stowe den Muth bekommen, offenherzig die ganze kleine Welt des weiblichen Lebens im Hause zu schildern und den Reiz der Naivetät wird man manchem ausgeplauderten Geheimniß der Küche und der Toilette nicht absprechen können. Noch mehr. Die Einleitung ihrer kleinen Erzählungen sind nie ohne Liebenswürdigkeit, der anfängliche Humor der Mittheilung ist nie ohne heitere Anregung, nie ohne die geweckte Hoffnung auf ein schon in der Ahnung ganz traulich wirkendes Vermögen der Verfasserin, sich nöthigenfalls selbst ironisiren zu können. Allein nach wenig Seiten stellt sich sogleich die enttäuschendste Monotonie ein.

Dieſe Onkel alle, ob nun Onkel Tim oder Phineas oder Wilſon oder Dudley; dieſe Tanten, ob nun Tante Sarah oder Rebekka; dieſe jungen Mädchen, ob nun Miß Conſtance oder Florence; dieſe jungen Liebhaber, ob nun Miſter Eduard oder Miſter Arthur, ſind alle in ihrer Langeweile ſo unendlich verwandt und gleichgeartet, daß, wenn man den Einen hat wettern oder beten hören, die Kirche beſuchen oder vermeiden, die Bibel leſen oder nicht leſen ſehen, man ſie Alle kennt. Eine öde Welt der Farbloſigkeit das. Pedanterie wird für Gewiſſenhaftigkeit, Denkträgheit für Religion, die Beſchränktheit für Tugend und für gute Sitte ausgegeben. Höchſtens erhebt ſich in der Erzählung: „Ein Jeder für ſich und Gott für uns Alle!“ die Geſchichte eines Mannes, dem ſeine Frau und ein frommer Freund das Trinken abgewöhnen, zu demjenigen handfeſtern Intereſſe, das Geſchichten dieſer Art haben müſſen, um tüchtig packend ihren Tractätchenzweck zu erfüllen.

Wir ſprachen ſo ausführlich von einer unbedeutenden Erſcheinung deßhalb, weil die Verfaſſerin ſich einen weltberühmten Namen erworben hat und die Gelegenheit, ſich gegen die Prüderie, gegen die phraſenhafte Selbſtbeſchränkung und träumeriſch-gedankenloſe Süßlichkeit unſeres gegenwärtigen Geſchmacks auszuſprechen, nicht oft genug ergriffen werden kann; um ſo mehr, als es der Verfaſſerin von „Onkel Tom's Hütte“ merkwürdiger-

weiſe doch gelungen iſt, ſogar in Frankreich feſten Fuß zu faſſen und wir bei der kopfhängeriſchen Neigung, die auch dort die freieſten und muthigſten Geiſter der Zeit (z. B. Georges Sand) ergriffen und bei den Fünf-, reſpektive Zehntauſend-Franken-Belohnungen, die die große Sittenreinheit und Tugend der gegenwärtigen Miniſter für die tugendhafteſten Dichtungen ausgeſchrieben hat, ſicher gewärtigen können, die Gefahren, die der idealen Poeſie drohen, in beiden Hemiſphären noch höher anwachſen zu ſehen.

Zukunftmuſik.

Alte Zeit:
Im Anfang war das Wort.
R. Wagner:
Im Anfang war die Note.

Richard Wagner, der Componiſt des „Rienzi“, des „Fliegenden Holländer“, des „Tannhäuſer“ und „Lohengrin“, der Verfaſſer einer reichen Anzahl äſthetiſcher Schriften, hat bekanntlich den Ausſpruch gethan: Eine Stunde Grieche wiege ein ganzes modernes Leben auf!

Dieſe Ueberzeugung, die Wenige theilen werden, entſpricht den Anſchauungen, die Richard Wagner vom antiken Leben und von der Stellung der damaligen Kunſt zum Staate hat.

Immer aber, wenn wir Muſik von ihm hörten, mußten wir uns ſagen: Hätte dieſer Maeſtro wirklich im Alterthum gelebt und damals ebenſo componirt wie er jetzt componirt, ſeine bewunderten Griechen würden ihn — zum Tode verurtheilt haben.

Ehe wir unſern Ausſpruch beweiſen, erlaube man uns die Bemerkung, daß ein Mann, der ſomit zweimal ſein

Leben verwirkte, einmal im Alterthum und einmal in dem Jahrhundert, wo er unglücklicherweiſe nur Kapellmeiſter eines deutſchen Hoftheaters ſein mußte, eine außerordentliche und höchſt merkwürdige Erſcheinung ſein muß.

Die Alten zählten vierzehn Tonarten auf. Was ſie unter Tonarten verſtanden, das anzugeben, würde hier zu weit führen. Es genüge, daß ſie unſere Begriffe von Dur und Moll vollkommen kannten, wenigſtens nach der Wirkung derſelben auf die Gemüther.

Solon ſagte: Willſt du die Freiheit verbannen, ſo befördere Muſik! Plato ſchloß von ſeiner Republik einige weichliche und erſchlaffende Tonarten aus und in Athen gab es ein Geſetz, das eine Tonart, ich glaube die hypomixolydiſche, geradezu mit dem Tode beſtrafte.

Und wir geſtehen, ſo oft wir Richard Wagner'ſche Muſik hörten, wurde uns ſo zu ſagen hypomixolydiſch zu Muthe.

Was kann wohl anders bei den Alten ein hypomixolydiſches Staatsverbrechen geweſen ſein, als eine Muſik, welche die Seele des Menſchen mit Wohllaut überſtrömt und ſie gleichſam mit dem Schönen berauſcht bis zur Erſchöpfung und Ohnmacht, bis zur Erſchlaffung und zum Tode?

Die Muſik Richard Wagner's iſt etwas ganz Anderes als die gewöhnliche Muſik.

Wenn man Gluck hört, ſo hat man auch bei ihm die

Bedeutſamkeit der Abſicht, aber einen kräftigen Strich der Geigen, eine in der menſchlichen Seele männlich befruchtende Wirkung ſeiner Tonfiguren.

Gluck ſtrebte nach Plaſtik; er formte Tonſätze, die gleichſam ihre Freude an ſich ſelbſt hatten, eine ſpielende Freude, Kommen und Gehen, Haſchen und Necken zuweilen, aber ſogleich wieder ein Rückkehren in ſich ſelbſt, mit einem Wort Melodie.

Beethoven beſaß die wunderbare Beherrſchung der ſeither vervollkommneten und bereicherten Inſtrumente. Er ſetzte alle Kräfte des Orcheſters in Wetteifer. Er lauſchte jedem Inſtrumente ſeinen ſchönſten Ton, ſeine mächtigſte Wirkung ab und ſetzte ſie alle in Bewegung in dem großen Concertante ſeiner innerſten Sangnatur; trällernde, jodelnde, jauchzende, weinende, lachende, trompetende, paukende, flötende Sangnatur iſt Beethoven. Man folgt, man iſt gefangen, man wächſt mit dem Meiſter. Beethoven zieht uns zu den Himmeln empor und ſetzt uns zuletzt in Frieden und Ruhe wieder auf die Erde herab oder zeigt uns wenigſtens den Weg, wo wir zu ihr zurückkommen können.

Richard Wagner aber?

Auch er iſt ein Componiſt im großen Styl; genial immerhin und das Höchſte anſtrebend; aber er durchwühlt unſer Inneres ohne Befriedigung.

Er kennt all' unſere Schwächen, er ahnt all' unſere

Ahnungen, er löſt uns in all' unſerm geheimen Seelenleben auf, er zieht uns in einem Strudel von wonnevoller Muſik auf und ab und macht uns zu Sklaven dieſer Muſik und zu Leibeigenen unſerer Sinne.

Richard Wagner nennt dieſe Art Muſik „das muſikaliſche Wort", die eigentliche höhere Muſik, die Muſik, welche die Metaphyſik des Worts iſt, die Seele der That, die wahre dramatiſche Action, wo ſich Oper und Schauſpiel in einem Dritten vermählen, in einem neuen Kunſtſtyl.

Er hat die Meinung, daß ſich dieſer Kunſtſtyl geradezu an die Antike anreihe.

Doch geſtehen müſſen wir, daß er bis jetzt auf uns nur den Eindruck gemacht hat, als wenn wir bei ihm vom Bedeutenden ewig zum Peinlichen hin und her geſchleudert werden. Wir befinden uns bei ihm auf einer Folter der Luſt, auf Montezuma's glühenden Kohlen, die nach ſeiner Anſicht auch uns Roſen ſein ſollen. Aus Roſen können glühende Kohlen werden, wenn man ſich auf ihnen auch dann noch ſtrecken ſoll, wenn man gerade genug hat. Man will auch von Roſen endlich wieder auf, will Mann werden, will freikommen vom Kitzel der Muſik, will aufathmen von dieſer ewigen Abſichtlichkeit der Töne, will eine Objectivität der Muſik, die endlich auch außer uns liegt.

Da geſchieht es aber, daß man bei Richard Wagner um Hülfe rufen muß vor dem raffinirenden Maeſtro, der

uns mit ſeinen Geigen, Flöten, Harfen, Poſaunen, Trompeten von unten bis oben revolutionirt. Es mag ein Gewöhnen auch an ſolche Muſik geben. Dresden und Weimar ſind ein Beweis dafür. Aber zum erſten male gehört, macht die Ouverture zum „Tannhäuſer“ Bruſtſchmerzen. Es gibt chromatiſche Läufe in ihr, die krank machen. Die Introduction zum „Lohengrin“, die wir in Weimar hörten, verurſachte einigen Freunden die Wirkung, die Shakſpeare von jenem Kanon beſchreibt, der Leinewebern die Seele aus dem Leibe ziehen kann. Möglich, daß das Ganglienſyſtem moderner Schriftſteller und Alt-Shakſpeare'ſcher Leineweber ſchlecht beſchaffen, aber ich glaube doch, daß ſelbſt die im Freien und im Gehen ſchaffenden griechiſchen Geiſtesarbeiter nicht ertragen hätten, daß ihnen Violinen die Seelenfäden in ſchmerzendſter Endloſigkeit und geradezu krankhaft wie aus dem Tiefinnerſten gezogen hätten. Es iſt ganz wahr, ein unendliches Entzücken, eine Wonne der Ahnung, ein Zauber von Poeſie liegt in dieſer unartikulirten Muſik, in dieſer vergeiſtigten Naturlautsſprache; aber des Tondichters dämoniſcher Genius drückt zu viel aus. Er gibt mehr als er geben ſollte. Er bringt unſere Sinne in wilden Aufruhr und beanſprucht ſie unausgeſetzt. Er kann keine Melodieen ſchaffen, thut deßhalb, als wenn Melodieen alter Zopf wären, fängt aber immer etwas an wie Melodie und hört auf, wenn unſer Herz nun natürlich ganz nach

dieſer Melodie verlangt; auf Melodie ruht ſich das von der dramatiſchen Muſik angeregte Ohr und Herz aus.

Bei Wagner gibt es nur dramatiſche Muſik, nur Recitativ, nur Handlung, nur Tonmalerei der Situation. Und ſo wunderbar ſchön, ſo überraſchend poetiſch die Abſichten des Componiſten ſind (gibt es Reizenderes als die Gegenſätze des Venusberges und des thüringiſchen Idyllllebens im erſten Act des „Tannhäuſer“?), ſein Uebermaß erdrückt, erſchlafft, wir haben Alles bei ihm, nur kein Reſultat, das erhebt und erkräftigt.

Richard Wagner iſt ein Meiſter der Dialektik. Seine Muſik iſt dialektiſch. Sie tönt bedeutſam, aber man hat nie etwas, woran man ſich mit ganzer Seele halten kann. Ebenſo ſpricht und ſchreibt er immer mit bewunderungswürdiger, aber reſultatloſer Rhetorik. Vom Verſtande geht es bei Naturen, wie die ſeinige, immer eher zur Phantaſie hinüber als zum Herzen; und Verſtand und Phantaſie ſind bei ihm von ſeltener Größe und innigſter Verbindung. Eine Wirkung, die das Herz ergreift (und wir ſind ſo zopfig, ſogar von Herzensgüte zu ſprechen) findet ſich bei ihm ſelten. Er kitzelt wohl auch auf unſer Herz los, unendlich ſüß, oft mit Engelszungen, er gewinnt uns auch; dann aber läßt er uns auch nicht mehr los und macht aus der Ueberredung gleich Betäubung, zuletzt Vernichtung.

Frauen von ſenſueller Complexion haben wir in Richard Wagner'ſcher Muſik wahrhaft ſchwelgen geſehen und ſie glaubten, ihr Herz wär' es, das von ihr ſo mächtig ergriffen. Sie wußten es nur nicht, dieſe Schwärmerinnen. Ihr Herz waren ihre Sinne.

In Richard Wagner's Muſik liegt ein tiefgeheimes Gift. Es lebt in ihm nicht Griechenland, wie er uns in ſeinen Schriften glauben machen will, ſondern der Orient. In Ekbatana componirte man ſo, oder ſchwimmend auf dem Ganges in Lotosblumen und von Mohnſaft betäubt.

Richard Wagner will orientaliſche Wonne, hypomixolydiſche Wonne, und der Areopag in Athen hätte ihn ohne Gnade zum Tode verurtheilt.

VI.

Einigung in Natur und Schönheit.

Die Herrſchaft der Jahreszeiten.

Im Winterſchnee, wenn am gefrorenen Fenſter der Sonnenſtrahl die Palmenblätter und Farrenkräuter thaut, die ſich wie von einer unſichtbaren Pflanzenwelt der Lüfte auf ihnen abdrückten, — im Winterſchnee, wenn der gleichmäßige Strom der Luft im wärmenden Ofen behaglichen Takt hämmert und der ganze Lebenstrieb des Menſchen ſich zuſammenfaßt in ſich ſelbſt, ſchürend auch tiefinnen die erwärmenden Flammen ſeines Seins: im Winterſchnee regiert im Menſchen der Geiſt.

Was belebend und entfeſſelnd auf die Menſchheit wirkte, was die gebundene Wärme des Nachdenkens, der Betrachtung und des erfindenden Schaffens je hervorgebracht hat, das verdankt ſicher ſeine Entſtehung der Macht des Winters.

Der Frühling aber zwingt den Geiſt, ſeine Herrſchaft dem Körper abzugeben.

Wenn die milden Lüfte wieder über die Erde wehen, wenn aus halbgeſchmolzenen Schneedecken ſchon die Keime der Winterſaat blicken, wenn ſich aus grauen Nebeln all-

mälig grün und ſangbelebt die auferſtehende Natur enthüllt, dann werfe der Forſcher Buch oder Feder hinter den ausgedienten Ofen und drücke die treibende Kraft nicht nieder, die ſich auch ihm durch die Adern drängt! Der Frühling gehört dem Erdgeiſte; er entfeſſelt die Leidenſchaft, ſetzt die Sinne in Aufruhr. Frühling will vom Menſchen nichts als das Zugeſtändniß, eine erſchaffene Creatur zu ſein. Frühling weckt neues Leben und tödtet auch. Die aus ihren Bändern gehende Kraft der Gährung ſprengt die Bänder. Die Lüfte, die ſo mild über die Fluren wehen, bergen Leben und Tod in ſich. Der Erdgeiſt, wie eine rieſige Walkyre, zieht im Frühling über die Erde mit mächtigen Flügeln und gezogenem Schwerte. Mild ſcheint Alles und zum Leben verlockend, was der Frühling bringt; ſichre ſich aber Jeder die ganze Kraft ſeines phyſiſchen Seins am meiſten, wenn die erſten Veilchen blühen.

Im Winter herrſcht der Geiſt, im Lenz der Körper, im Sommer die Seele.

Im Sommer ſtrecke dich aus am blühenden Geländer auch deines Innern! Pflanze die Blumen im Herzen, ſchlinge die Bänder der Liebe und Freundſchaft um all' deine Gedanken, ſtröme dich aus in Hingebung und glücklichem Empfangen! Wer wird ſchaffen im Sommer? Sammle! Genieße! Gibbon hat geſagt, im Sommer wär' ihm nie ein vernünftiger Satz, nie eine Zeile

gelungen. Im Sommer finden ſich die Herzen, im Sommer ſchweigen die Sorgen, im Sommer vergeſſen ſich die geſcheiterten Werke des Winters.

Im Winter der Geiſt, im Frühling der Leib, im Sommer die Seele. Und im Herbſte? . . .

Wenn die Blätter fallen, die Sonne ſich früher und früher einhüllt in ihre maleriſchen gelbrothen und violetten Wolkengewänder, wenn Nordoſt auf den dunklern Strömen die Wellen in tauſend kleine Hügelchen rippt, wenn die ſchlanken Pappeln ſich ächzend biegen vor demſelben Föhn, der eben auf dem Meere Maſten bricht, von den Alpen Lawinen ſtürzt, dann treten uns die Bilder der Vergänglichkeit entgegen. Wie der Menſch im Lenze, ſeinem gefährlichſten Feinde, nur an das Leben denkt, ſo umſchleichen ihn im Herbſte, wo die größte phyſiſche Kraft ihm zu Gebote ſteht, die Ahnung des Todes. Dem Herbſt gehört das Gemüth.

Im Herbſte ſingen auch ihr Beſtes die Dichter.

Zauber der Oertlichkeit.

In großen Bildergalerieen geſchieht es wohl, daß man mit geringerem Intereſſe an Gemälden vorübergeht, die an dem Orte, wo ſie entweder gemalt wurden oder für den ſie ihre erſte Beſtimmung erhielten, eine viel größere Bedeutung gewinnen.

Es ergeht gewiß Jedem ſo, wenn er die Wirkung vergleicht, die ein Bild von Albrecht Dürer in der Brera von Mailand oder in der Moritzkapelle von Nürnberg auf ihn macht.

Dieſen Zauber der Oertlichkeit empfanden wir bei den Bildern der Brüder van Eyck und Johann Memling's.

Im berliner Muſeum und in der St. Bavokirche zu Gent iſt die „Anbetung des Lammes“ geradezu Zweierlei.

Dort, wo ſich ſechs Tafeln dieſes berühmten Bildes befinden, hat uns die Leiſtung der Brüder Hubert und Johann van Eyck nur einen kunſtgeſchichtlichen Werth; dort wird das Auge von der verlockenden Formenſchönheit der italieniſchen Säle angezogen und auch die Theorie ſtört uns, die nazareniſche, altdeutſche, ſonderthümliche Schule, die uns an dieſen Anfängen der Kunſt immer ſogleich eine Vorleſung über den wahren Geſchmack, die

wahre Vertiefung und das eigentliche Ziel der Malerei halten will.

Wie anders aber wirken die Ergänzungstafeln jener allegoriſchen Compoſition an dem Orte, wo die Meiſter lebten! Wie iſt da die richtige Anſchauung ſo ſchon vorbereitet durch Alles, was man von Ueberbleibſeln der alten Zeit an einem Tage dort reiſend geſehen hat! Wie lenken Häuſer, Palläſte, Kirchen, geſchichtliche Erinnerungen und die jetzt noch waltenden Sitten zurück auf die ſtille Betrachtung ſolcher alten Kunſtwerke, wie auch ein ſolches der Schrein der h. Urſula in Brügge iſt!

Nun erſt, im Zuſammenhang der Zeiten und der Oertlichkeiten, entdeckt man die wahren Schönheiten, nun erhebt ſich das Anſpruchslosſcheinende zu einer ſtaunenswerthen Bedeutung und man ſieht dieſen erſten Anfängen der wiedererwachten Kunſt das bewußte Vermögen, das ſchon abſichtliche Wollen und treufleißige, gemüthvolle Ausführen an.

Die Traulichkeit in den Bildern van Eyck's iſt dann bezaubernd. Die gefällige Anordnung der Figuren, die Gewiſſenhaftigkeit des Beiwerks, die wohlthuende, in der Perſpective überraſchende Zuthat der landſchaftlichen Staffage, Alles tritt uns wie niegeſehen vor's Auge.

Die Oertlichkeit verklärte dieſe Bilder oder will man es richtiger ſagen, ſie verklärte unſer Urtheil zur Gerechtigkeit.

Die Schönheit des Alters.

Wem kann sie verborgen geblieben sein, die gewaltige Strömung der Gemüther doch nach dem Ernst und dem tiefern Sinne des Lebens hin!

Es ist dieses Ortes nicht, die Strudel und Klippen aufzuzählen, die dieser Richtung in die Bahn treten können.

Kluge und schlaue Menschenfischer sehen wir genug von dieses Stromes Trübung Vortheil ziehen.

Der Mißbrauch hebt aber die Thatsache, die er auszubeuten sucht, selbst nicht auf. Ernster und feierlicher gestimmt denn je sind die Gedanken unserer Zeit. Selbst dem Scherze und seiner Ausgelassenheit sieht man an, daß er nur eine kurze Unterbrechung der Trauer, eine kurze Aufforderung zum Vergessen ist.

Diese Bemerkung drängt sich auf, wenn man seit einigen Jahren die Bilder des Spaniers Murillo immer höher in der Gunst des großen Publikums steigen sieht. Es ist fast, als hätte sich das Auge wenn nicht satt, doch etwas müde gesehen an den Reizen der italienischen Schule. Rafael's Madonnen, so heitere, so glückliche,

faſt gedankenlos lächelnde Mütter, ſeine Jeſuskinder, ſo natürliche, ſorglos ſpielende Knaben, ſind nahe daran, von den ernſten, verklärten, wehmüthigen Madonnen des Spaniers und der feierlichen Erhabenheit des großen Mutterſtolzes, den ſie ſelbſt anbetend auf ihren Knieen trägt oder in ihren Armen hält, verdrängt zu werden.

Dieſe Umwandlung des Geſchmacks liegt eben in der Zeit.

Ich ſah kürzlich in Paris ein Bild von Murillo, das mich in der That mehr erhob als die heitere Ruhe der Sixtiniſchen Madonna.

Es iſt das 548ſte in der neuen Anordnung des Louvre.

Ueber fünf Fuß hoch, vier Fuß breit, ſtellt es, von einer Himmelsglorie, vom Gottvater und von der Taube behütet, die Jungfrau mit dem Kinde dar, dies ſelbſt ein Kreuz entgegennehmend von dem Kinde Johannes, das Eliſabeth emporhält.

Die blaue, und noch mehr die mattrothe Gewandung der Madonna verbreitet über dies Gemälde einen Duft, der wie ein eben anbrechender Frühlingsmorgen verklärend, roſig alles Lebende und Lebloſe verſchönernd, in eine mit Worten unausſprechliche Stimmung verſetzt.

Es iſt nicht ein Widerſchein wie der der Roſe, der in dieſem Bilde ſo mächtige Zauber wirkt; auch nicht ein Widerſchein wie der der Granatenblüthe; auch nicht die dunkle Glut der Nelke würde in ſolcher Wirkung ſtrahlen, ſon-

dern es iſt, wie wenn am Fuße eines Altars am Marientage ein kleiner Wald von abgebrochenen Kirſchen- und Apfelblüthenzweigen hingeſtreut läge, ſo farbige, roth- und weißgemiſchte Lichter liegen auf dieſem Bilde.

Und dennoch würde das von der Farbe beſtochene Urtheil ſich von dem Eindrucke loswinden, würde dem Maler ein unverkennbares Streben nach Abſicht, ſogar ein bewußtes, ja kokettes Spiel und faſt ein vornehmes Weſen — wie für die Betkapelle einer Fürſtin beſtimmt — vorwerfen, wenn nicht alle dieſe Einwürfe verſchwänden gegen die überwältigende Wirkung einer einzigen Figur, zu den Füßen der Madonna, der heiligen Eliſabeth.

Unter ſo viel Jugend, Schönheit und Glanz die heilige Eliſabeth, eine Matrone, eine Greiſin, ja, um das ganze Geheimniß des Reizes auszuſprechen, die Mutter einer Mutter, eine Großmutter.

Die Idealitätsmaler ſagen vielleicht: Was iſt da weiter? Sie würden auch dieſe Großmutter gemalt haben mit den hergebrachten Verſchönerungen des Alters, die Runzeln ausgeglichen, die welken Lippen gemildert.

Das iſt es eben nicht, was hier wirkt.

Murillo malte eine wirklich alte Mutter einer Mutter, eine Großmutter in all ihrem ſtrengen Ernſte, in allen Spuren ihrer durch die Erfolge vielleicht nicht belohnten Mühen, mit allen Furchen ihrer noch wachen Sorgen, eine vollkommene, echte Matrone.

Und dieſe Greiſin, dies Alter ſo mitten unter dem Lichtglanz der Jugend und der aufkeimenden Schönheit, dieſes mitaufgenommene Endziel all' unſers Lebens verklärt das ganze Bild. Das Alter gibt ihm Jugend. Die ungeſchmückte Wahrheit ſchmückt es. Man ſieht eine wirkliche, echte Familie in ihren ab- und aufſteigenden Altersſtufen, von dem lockigen Scheitel eines Kindes an bis zu dem Schnee im ehrwürdigen Haar einer Matrone.

Die Wahrheit und Würde dieſes Bildes ergreifen das ganze Herz.

Auch ein Auswandererbild.

Die Phantaſiebilder des Elends, die man ſich früher heraufbeſchwor, wenn man in Havre, in Bremen, Rotterdam, Antwerpen deutſchen Auswanderern begegnete, haben keine Wahrheit mehr.

Nicht die Armen wandern aus, nicht die Mißvergnügten, mit Steuern Ueberladenen, ſondern die vermöglichern Landbewohner, und was ſie über die See zieht, wird nachgerade eine ſo gedankenloſe, leere und nichtige Sucht der Neuerung, daß ſich dem Auswandern endlich einmal ein gemeinſames deutſches Halt! der Beſonnenen entgegenſtellen ſollte.

In Antwerpen ſah ich viele Hunderte von Auswanderern.

Sie zogen allerdings in den abgetragenſten Kleidern ihres Dorfes durch die Straßen, ſie hatten kranke Kinder und hinfällige Greiſe zu hüten, ſie ſchliefen in den Herbergen auf Stroh, ſie begnügten ſich mit der elendeſten Koſt und wohl fühlte ſich ein deutſches Herz gedrungen, zu ihnen heranzutreten und ihnen Lebewohl zu ſagen.

Aber die Männer gaben die Hände nicht gern, weil ſie in ihren Taſchen — die mit eingewechſelten Sovereigns gefüllten Börſen hüten mußten.

Es ſind zwei Dinge, die an den Auswanderern geradezu abſtoßend und peinlich ſind.

Einmal der Mangel jenes allen Nationen tief einwohnenden Heimathſinns, dieſer Mangel, den faſt alle Deutſche theilen. Die Auswanderer treibt nicht die Noth, nicht eine Betrachtung über das deutſche Vaterland hinweg: nur die deutſche Abenteuerluſt und der uralte Hang unſers Volks zum nichtsnutzigen Weltwandern. Ganze Länderſtrecken bei uns leben jetzt in dieſem amerikaniſchen Sehnſuchtstaumel, der ſich auf nichts begründet als auf einen, nur den Deutſchen eigenen Köhlerglauben an alles Fremde und Entfernte. . .

Der zweite Schatten in den alten ſentimentalen Auswanderergemälden iſt die Vermiſchung der Lebensalter, der Geſchlechter und der Sitten. Wir meinen hier nicht das wilde Durcheinander, das auf den Auswandererſchiffen herrſcht; wir meinen ſchon auf der Wanderung zur See das Umſpringen aller Ordnung, das aus Rand- und Band-Gehen jeder Rückſicht, das Umſchütteln und Umrütteln aller naturgemäßen Beziehungen unter den Familien ſelbſt.

Wir beobachteten einen Naturzuſtand, der kläglich war.

Junge Burſche ſtill, traurig, feige; Greiſe wie Kinder hüpfend, faſelnd, von den Kindern geſtoßen und zurechtgewieſen, weil ſie ſich ungeberdig benahmen, frivol ſogar und ſittenlos. Frauen, weggenommen von ihrer Erdſcholle, von ihren Pflichten und Gewohnheiten, ohne Anhalt und ohne Rückſicht, abenteuerlich geſtimmt, ohne Verlaß. Die geöffnete Welt, der große blaue Horizont, das Meer, alle niegeſehenen Wunder des Lebens bringen unter dieſen Menſchen dämoniſche Wirkungen hervor.

Man klagt über die Wildheit und Sittenloſigkeit des deutſchen Volkes. Man kann einen Hauptgrund derſelben in dieſer luxurirenden und völlig gedankenloſen amerikaniſchen Sehnſucht finden.

Schweizerheimweh.

Ein ehemaliger Sergeant der Schweizergarde, die mit dem Jahre 1830 von den Tuilerieen — wer weiß, ob für immer! — geschieden, gab uns von der Art, wie sich bei seinen Landsleuten die Krankheit des Heimwehs äußert, folgende Darstellung:

Ein junger Rekrut hatte in bestem Vertrauen, sich in der großen und schönen Stadt Paris zurechtzufinden, sein Handgeld genommen. Er hatte, wie Alle, sich zu beklagen keine Ursache. Die Leute wurden gut behandelt und nach Bedürfniß verpflegt. Dennoch überkam ihn das Heimweh. Dies schreckliche Gefühl treibt keineswegs etwa zur Desertion oder zu einer Selbsthülfe um jeden Preis. Es lähmt vielmehr nur alle Entschlüsse, hindert, irgend noch etwas mit Nachdruck zu unternehmen. Es ist ein Weh unerklärlichster Art, eine still und oft unheilbar sich einschleichende Gemüthskrankheit. Jener junge Gardist stand zuweilen bei den gemeinschaftlichen Mittagsmahlzeiten auf, als fiele ihm plötzlich etwas ein, was er vergessen hatte. Dann setzte er sich wieder und aß zerstreut.

Die Kameraden kannten dieſen Zuſtand ſchon und riefen ihn mit Nachdruck an. . . .

„Jakob, was haſt? Mußt vernünftig ſein!“ . .

Jakob lächelte und ſetzte ſich wieder. War er auf einem Poſten, ſo träumte er wie ſomnambül. Sollt' er einen Auftrag verrichten, ſo ging er wie in der Irre. Nie fiel ihm ein, zu klagen oder gerade heraus zu ſagen: „Ich muß nach Hauſe zurück! Um Gottes willen, laßt mich gehen!“ Nur bei Tiſche entfiel ihm zuweilen das einzige hingeworfene Wort, das er wie irr ausſprach: „Mutter! Mutter!“ Stand er irgendwo in Verſailles Schildwacht, ſo ſah er ſtarr auf die Baumgänge hinunter und flüſterte immer vor ſich fort: „Mutter! Mutter! Mutter!“ Wenn man ihn anrief, wußte er nicht, was er geſprochen hatte. Dieſer Zuſtand verſchlimmerte ſich; er zehrte ab, wurde in wenig Wochen hinfällig, ſchattenähnlich. Jetzt ſchon ſtieß er das Wort „Muotter“ zuweilen mit einer Plötzlichkeit aus, wie wenn er raſch um Hülfe rufen müßte. Man mußte ihn wie einen Geiſteskranken ins Lazareth bringen. Dieſe innere Herzensangſt war nicht zu bewältigen mehr und zur Reiſe war er ſchon zu ſchwach. Man konnte ihm gute Worte geben, er ging auf Alles ein, lachte auch und ſagte, das Uebel würde ſich ſchon legen; kaum war er aber eine Weile ſtill oder wollte ſich mit irgend etwas beſchäftigen, ſo ſprang er auf und rief wie ein brüllender Stier: „Muot-ter!“ Der ganze

Nachdruck des Schmerzes war dabei auf die letzte Silbe gelegt. Am zurückgepreßten Krampf des Herzens und dem namenloſeſten, durch nichts mehr zu beſchwichtigenden Weh gab er den Geiſt auf. Das lang auseinander gezogene Wort: „Muot=ter!“ ſchrie er in ſeinen letzten Augenblicken wie ein Verzweifelnder, bis ihm die Kräfte verſagten und er todt auf ſeinem Bette zuſammenſank.

Das deutsche Stammleben.

Es wird so viel aus dem Einzelleben der deutschen Stämme seit einigen Jahren zu Tage gefördert; es regen sich alle Provinzen, um ihre Erinnerungen, Sitten und Eigenthümlichkeiten zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, und die Erfrischung unserer Literatur durch diese Einflüsse des deutschen Stammlebens ist einige Zeit hindurch sogar epochemachend gewesen.

Dennoch fehlt uns theils noch ein großer Reichthum an noch immer nicht lebendig genug dargestellten Nüancirungen der deutschen Sitte, theils auch die Zusammenstellung und vergleichende Schilderung der Stammeseigenthümlichkeiten nebeneinander.

K. J. Weber gab in seinen „Briefen eines reisenden Deutschen" Beiträge zu dem Unternehmen, dessen Vorschlag wir im Sinne haben. Doch kannte er Norddeutschland zu wenig und seine Zeit der Beobachtung ging ohnehin über Napoleon nicht hinaus.

Einen feinen Blick und ein dazu gehörendes scharfes Ohr für das Belauschen der verschiedenen Abschattirungen

der Sprach- und Umgangsweiſe ganzer Striche in Deutſchland hatte der zu früh verſtorbene gemüthliche ſchriftſtelleriſche Plauderer Theodor von Kobbe in Oldenburg. Er konnte Nüancirungen der Sprach- und Umgangsformen aus ſogar unmittelbar aneinandergrenzenden Oertlichkeiten, z. B. Hamburg und Bremen, Hannover und Braunſchweig, mit dem ergötzlichſten Humor wiedergeben.

Und dieſe Unterhaltung, die ſich auf einem feinen Studium begründen mußte, iſt keine müßige.

Wer würde beſtreiten, daß z. B. folgende Elemente, zuſammenſitzend an der Table d'Hote des Rheiniſchen Hofs in Mainz, einen in jeder Beziehung anregenden Eindruck machen:

Ein mainzer Advokat, — ein zur Polizeiverwaltung verſetzter ſchweigſamer und ſehr zugeknöpfter darmſtädter Beamter, — ein frankfurter Bankier, — ein mannheimer Reiſender in pfälzer Taback, — ein naſſauer Oekonom und Viehzüchter, — ein frankenthaler Weinhändler, — ein Landadeliger aus dem Weſterwald, der an dem Texas-Verein des Grafen von Caſtell betheiligt iſt, — ein geiſtlicher Herr, eben aus Aachen in Pius-Vereins-Angelegenheiten angekommen, — ein fahrender Literat aus Leipzig, — ein Schauſpieler aus Hamburg, am mainzer Theater gaſtirend, — ein preußiſcher Beſatzungsmajor mit drei Lieutnants, von denen der eine aus Saarbrücken, der

zweite aus Crefeld, der dritte aus Posen gebürtig ist, — still und schweigsam abgeschlossen ein österreichischer Offizier vom Geniecorps, — ein bonner Professor mit vorherrschender Tendenz zum Rothen Adlerorden, — eine reiche Kaufmannsfamilie aus Bremen, auf einer Vergnügungsreise begriffen, — ringsum dann die aufgedonnerte, französirende Kellnerwelt, ja sogar die in einem Winkel aufgepflanzte, von Strasburg herabgekommene Musikbande mit drei weiblichen Milanollos, geigenstreichenden Mädchen oder ausgewachsenen bratschirenden Jungfrauen, — kurz, wer sich in diesen Reichthum nicht nur sprachlicher Verschiedenheiten, sondern auch in dies Chaos der abweichendsten Denk- und Auffassungsweisen des Lebens und der Zeit hineinversetzen kann, wird uns zugeben, daß auf diesem Gebiete unserer Sittenauffassung noch ganz neue Eroberungen zu machen sind und in der Charakteristik des deutschen Stammlebens eigentlich noch so gut wie nichts geschehen ist.

Schweizererinnerungen.

I.

Du ſtolze, herrliche, „freie“ Schweiz, zum Gleichgewichte Europas der felſenſchwere Mittelpunkt, Land der Heerdenglocken, Alpenmatten, der engliſchen Penſionen, der ſouveränen Hauderer, der Drei- und Fünffranken-Diners und des Honigs zum geregelten Frühſtück!

Wie mag dem Flüchtling zu Muthe ſein, dem die politiſche Weltordnung, wie ſie mit ihren Steckbriefen und Gendarmen einmal vorhanden iſt, auf den Ferſen ſitzt und ſein Fuß betritt die erſten Schollen deines Gebiets, deſſen Cantonalwappen auf den Grenzpfählen ſich etwas ungaſtlich mit Bärenköpfen, Ochſenköpfen, mit Schafen und mit Widdern ankündigen?

Wonnebelebt, geiſtgeſtärkt, aufathmend begrüßt man dich auch, wenn man, ohne Flüchtling zu ſein, ſich dir naht vom Departement des Doubs, in Pontarlier die letzten rothen Pantalons der franzöſiſchen Soldaten ſieht, durch die Schluchten des Jura ſich windend den Boden betritt, wo die erſten blumengezierten durchbrochenen Galerieen wieder rund und traulich um die Häuſer ſich ziehen!

Die Provinz in Frankreich!

Sie mag dem Forscher Reize bieten — wo sind nicht Grabsteine der Vergangenheit zu lesen! Und wo Menschen leben, ist es an sich dem Menschen immer Verweilens werth — aber so nur durchfliegen müssen durch diese langen, sonnenbeschienenen Flächen, durch diese wenigen Wälder, diese mäßigen Höhen, über diese ausdruckslosen Flüsse, so nur Steinmassen erblicken, die man Städte nennt und die uns am Ostthor eben so in Erinnerung bleiben wie man am Westthor in sie eingefahren ist; Dörfer frei, offen, wie hingeworfen und ausgesetzt nur auf die Landstraße, armen Findlingen gleich; Bauernhäuser von Steinen, ohne rankenden Wein oder mindestens Bohnengrün an den kahlen weißen Wänden, ohne Farbenschmuck und Blumenzier; da und dort zwar ein Herrenhaus mit eiserner Pforte und goldener Wappenkrone und geebneter Parkanlage, aber kalt, vornehm und schnörkelig wie eine Erinnerung aus den Zeiten der Marquise von Crèquy; nirgends das Lauschige, Trauliche, Winkelige, Versteckte, Heimliche der deutschen Landexistenz. . .

Wer wäre nicht froh, dieser Monotonie zu entfliehen?

Besançon war die letzte größere französische Stadt.

Hier an der Einfahrt durch die Festungsglacis begriff man die Vortheile, die man sich im Hotel des Capucines zu Paris vom Minister der auswärtigen Angelegenheiten für baare zehn Franken erkauft hatte!

Der Paß wurde in Folge des quittirten halben Napoleon in Ordnung gefunden. Man konnte zum letzten male die berühmte Artigkeit der franzöſiſchen Gendarmen, Poſtbeamten, Conducteure genießen, dieſe Artigkeit, welche bei Letztern die Reiſenden ſchon lange für nicht viel mehr als ein Stück Paſſagiergut in Wachsleinen betrachtet und ſich verwundert, wenn ein ſolcher lebloſer Gegenſtand anfängt zu ſprechen, zu fragen, Erkundigungen einzuziehen.

Wie verdrießlich iſt doch in gewöhnlicher Begegnung dieſe franzöſiſche Nation, wie zerſtreut, wie nur beſchäftigt mit — ja womit?

Das mocht' ich ſchon oft unterſuchen und ausforſchen, ſah ich dieſe mürriſche, grobe Apathie, dieſen in ſich vergrübelten Egoismus, dieſe unfreundliche, ſtöhnende und gelangweilte Pflichterfüllung! Die Erfahrung iſt nicht neu. Die Republik — ich machte dieſe Reiſe 1852 — iſt daran unſchuldig. Schon lange hat man die ernſteſte Veranlaſſung, als Menſchen- und Nationenfreund zu fragen, was nur den Franzoſen, wenn ſie in ihren Functionen ſind, dieſe ungehobelte, maſſive Verdrießlichkeit gibt? Hochmuth iſt es allein nicht; denn da ſie gern regieren, ſo ſollte ſie eine Function heiter ſtimmen. Leiden ſie unter einer Vorſtellung von größerm Glück als ihnen beſchieden iſt? Verachten die Dienenden aus Stolz ein Publikum, das auf ihre Dienſte angewieſen iſt? Oder

rechnen ſie im Stillen ihre Gewinnſte aus und legen ſie zu ihren häuslichen Capitalien und calculiren ſie beſtändig, wann ſie ſich endlich zur Ruhe ſetzen und von ihren Renten leben werden? Oder iſt endlich die Schreckenszeit des endenden vorigen Jahrhunderts noch nicht vergeſſen und traut da der Bruder nicht dem Bruder, der Freund nicht dem Freunde, der Gefährte nicht dem Gefährten?

Von dem freudigen Antheil, den bei uns Menſch am Menſchen zu nehmen ſcheint, findet ſich in Frankreich nicht die Spur.

Einen eigenthümlichen Eindruck gewährten noch in den größern und kleinern Provinzialſtädten die jungen Militärs.

Man kann von den jungen Offizieren Frankreichs ſagen, daß ſie für ihre Nation jenes Princip vertreten, das in Deutſchland den Studenten zugetheilt iſt.

Die junge Offizierswelt der Franzoſen hat nichts von dem Geſchniegelten der preußiſchen Lieutenants. Nur etwa in öſtreichiſchen Garniſonſtädten wird man die ungariſchen Cavalerieoffiziere ſo ungezwungen und mit der ganzen erlaubten Poeſie der Jugend in den Kaffeehäuſern rauchen, Bier trinken, Domino ſpielen ſehen. Doch auch hier mildert die höhere Abkunft und die Vorſchrift der Dienſtordnung eine Art, ſich zu geben, die die natürlichſte von der Welt bei den jungen franzöſiſchen Offizieren iſt.

Dieſe ſitzen in den Kaffeehäuſern wie heidelberger und bonner Studenten. Sie haben im Munde lange quaſtbehangene Pfeifen, die Interimsmütze ſitzt ihnen auf dem Ohr wie ein Cerevisiäppel, die langen, nach den Hüften zu ſich breit aufbauſchenden Beinkleider hängen ihnen nach Bequemlichkeit, ſie liegen auf den Bänken ausgeſtreckt und ſtreichen ihre Bärte, die ſie ganz nach eigenem Geſchmack bald à la Henri quatre, bald à la Joinville, bald à la Haynau ziehen. Es ſind die Schüler der polytechniſchen Anſtalten und Militärſchulen. Ihr Halle und Jena iſt Metz, Colmar, Nancy, Paris geweſen. Sie ſind Raufer, Fechter, exerciren des Morgens, leſen den Tag über Alexander Dumas, gehen Nachmittags auf den Fechtboden oder den Kugelfang und bringen die Abende in den Wirthshäuſern zu. Wenn man ſie in ihren kurzſchößigen Jacken über die Straßen der Garniſonſtädte ſchlendern ſieht, glaubt man, nur uniformirt, jene weltſtürmende Jugend von Heidelberg und Halle vor ſich zu haben, die ſich vor zehn Jahren an Herweghs Tyrannenlyrik, jetzt, etwas zahmer geworden, an Otto Roquette's Wein-, Minne-, Lenzes- und Geſangsfröhlichkeit erbaut, die Mitte des Straßenpflaſters da und dort noch zuweilen für den Gänſeſchritt in Anſpruch nimmt und doch wohl noch immer die „Finken“ und Stubenhocker verſpotten mag. Die Ideale dieſer uniformirten und bewaffneten franzöſiſchen Studentenſchaft ſind natür-

lich die gestickten Uniformen künftiger Marschälle von Frankreich und die den französischen Sturmcolonnen gegenüber nächstens zu beweisende totale Unhaltbarkeit sämmtlicher strategischer Exercitien der europäischen Armeen. Sie nur konnte drei Jahre später den Malakoffthurm erstürmen.

Der Canton Neuenburg war erreicht mit seinem gekerften Gebirgsterrain, seinen riesenhohen bewaldeten Berglehnen, seinen grünen Thalgründen und jener Sauberkeit der Wohnungen und Dörfer, die gegen den Schmutz und die Dürftigkeit Frankreichs so wohlthuend absticht.

Diese Sorgfalt der Obstcultur, der Blumenzucht, der Reinlichkeit der Brunnen, des Schmucks der Häuser, diese gekehrte und gefegte Sonntagsnettigkeit auf der Diele, die Wohlhabenheit bekundende Tracht der Frauen, die puritanisch-calvinistische Haltung der ernsten, etwas pedantischen Männer . . . man brauchte nicht auf die dunkeln Farben ihrer Röcke, die gesteiften, aufrechtstehenden Hemdkrägen und den unvermeidlichen großen rothen schweizer Regenschirm allein zu sehen, um sich trotzdem, daß Mancher hier noch Französisch spricht, doch schon heimathlich begrüßt zu fühlen von den Segnungen dieses Schweizerlandes, einer selbstgewählten Regierungsform, einer ämsigen Industrie und eines von früher Jugend gewöhnten eigenen Nachdenkens über die wichtigsten Fragen des Menschen.

Es iſt wahr, es zog ſich wohl Alles enger, begrenzter rundum zuſammen, auch der große Horizont der nationalen Anſprüche verſchwand mit der geſchloſſenen Fernſicht, aber bedeutſamer wuchs der Einzelmenſch, ſeine Perſon wurde Gedanke, ſein Daſein Anknüpfung an die unſichtbare Kette der Geiſter. Ein höherer vergeiſtigender Egoismus Das, der den Menſchen zum würdigen Mitglied ſeines Staats, ſeiner Gemeinde, ſeiner Kirche macht. Das Schweizervolk iſt nicht poetiſch, es träumt nicht in die blaue Luft hinaus, es läßt die Fürſten und deren Räthe nicht ſorgen für das Wohl der Welt und ſchaut etwa nur gedankenlos zu, was ihm von oben und in Gnaden beſchieden wird, es muß ſelbſt dabei ſein, wenn über ſeine Rechte und Pflichten getagſatzt wird; aber man kann um der Poeſie und Romantik willen nicht gering von einem Werthe denken, der für einen höhern Maßſtab doch ſeine Poeſie auch hat, und eine Poeſie, die vielleicht über der gewöhnlichen ſteht.

In dieſem Lande Neuenburg miſchen ſich noch ganz eigene Farben in das Gemälde des Volkscharakters und des in der Schweiz landesüblichen Menſchenwerthes.

Man ſieht nicht nur, daß die beſonderen Induſtrieen der kleinen Ortſchaften, vorzugsweiſe die Uhrmacherkunſt, die Tauſende hier beſchäftigt, aus der ganzen Eigenthümlichkeit der Menſchen herauslugen, ſondern auch die Doppelnatur eines Freiſtaats und einer jetzt zwar unter-

brochenen, aber doch noch keineswegs erſtorbenen Beziehung zu einem großen norddeutſchen Staate gibt dieſem Schweizercanton einen eigenen Charakter.

Man kann ſich, durch Neuenburg reiſend, nicht erwehren, ſeine Phantaſie in den Contraſten zwiſchen Dem, was hier unter dieſen grünen Bergen aufwächſt und gedeiht, und den Beziehungen zu dem Lande der Mitte zwiſchen Niemen und Moſel hin und her ſpielen zu laſſen.

Wie kommen dieſe entlegenen Neufchateller dazu, dem Witze der märkiſchen Sandwüſte einſt zu unmittelbarſter und nächſter Zielſcheibe gedient zu haben?

Wie iſt es möglich, daß dort in dem einſamen Pfarrerhauſe, hier bei einem Nachkommen des alten burgundiſchen Landadels noch jetzt die unmittelbarſte Anknüpfung herrſcht an die doctrinären Geiſter, die da unten jetzt um Sansſouci ſchweben?

Noch halten die vielen, aus Preußen bezogenen Penſionen, die Erinnerungen verwandtſchaftlicher Bande, die ſchon ſeit Jahren zwiſchen Berlin und dieſen Thälern geknüpft wurden, Briefe und der lebendigſte Bonnen-, Gouvernanten- und Seelſorger-Verkehr die Beziehung zwiſchen dem Canton und der preußiſchen Souveränität ſo lebhaft im Gange, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn man, allen ſchweizeriſchen Verſicherungen von der Abgeſtorbenheit dieſer Einigung zum Trotz, auf einem Volkstage in Locle oder La Chaux de Fonds unter dreißig-

tauſend Stimmen immer noch zehntauſend fanatiſch preußiſche zählt.

„Ihr Abſynth-Extract-Krämer! Könnt ihr eure Abſatzquellen in den berliner Conditoreien nicht der Freiheit unſerer Stimme auf den Tagen zu Bern und Zürich opfern?“

So mögen die Advokaten von Neuenburg ausrufen, mögen die ſentimentale Hingebung an das preußiſche Schwarz-Weiß und den Schnitt der königlichen Livréen von Berlin bei den Paſtoren, Gouvernanten und Bonnen lächerlich finden, es ſteht die Frage, ob Sigmaringen, wenigſtens für die Ergebenheit jenes Schweizer-Cantons, der Krone Preußen ein voller Erſatz werden wird.

Gerade in der Entfernung Preußens, in der Unmöglichkeit einer unmittelbaren Geltendmachung ſeiner Regierungsmethoden, in den Sagen, Geſchichten und Erzählungen Derer, die ſo glücklich waren, einſt die norddeutſche Hauptſtadt geſehen zu haben und eine Weile in ihr zu leben, liegt für dieſe Verbindung ein Reiz, der, gehoben durch die Intereſſen des kirchlichen Glaubensbekenntniſſes, eine Rückkehr zu dem frühern Verbande nicht unmöglich machen könnte, freilich aber auch in dem ſtillen, friedlichen und, wie es ſcheint, muſterhaft geordneten Canton traurige Störungen der Ruhe und der Bürgereintracht hervorbringen würde.

So athmet man denn die reine und volle Schweizer-

luft erſt, wenn man von den Höhen des Jura niederrollt, vom Neuenburger See und ſeiner mächtigen Ausdehnung bei St.-Blaiſe Abſchied nimmt und an der Zielbrücke auf berner Boden tritt.

Die Gegend des Aarberger Mooſes iſt unfreundlich und kahl, aber bald iſt Ins, bald Aarberg erreicht, bald ſteht die volle behäbige Stattlichkeit eines berner Bauernhauſes vor uns.

Willkommen nun, ihr Sitze der Kraft, die ſich überall ihre eigene und gleichbleibende Art erhalten hat!

Angelehnt an einen ſanft aufſchwellenden Hügel, umgeben von einem Baumgarten, wo die ſpätreifenden Früchte in das ſchwellende Gras niederfallen oder auf Leitern gewonnen werden, die, zuſammengeſtellt, an einem mächtigen Apfelbaume des Herbſtes warten, liegt es da!

Neugezimmert von friſchem Tannenholz das Stacket des Blumengartens, deſſen zierliche Ordnung mit ſeinen kleinen abgezirkelten Beeten faſt zu ſymmetriſch in dieſem freien Wachsthum blüht und zu geſuchte Farbeneffecte ſpielt . . .

Das Bienenhaus mit ſchützendem Dach ausſchauend in die Wieſe mit ihren tauſend lockenden bunten Sternchen und Knöpfchen; Hühner und Tauben hüpfend und fliegend hin und wieder vom neſſelbewachſenen Winkel am Stacket und dem mächtig thronenden Düngerhaufen zum gewaltigen Wohnhaus mit ſeinem hochüberragenden Schindeldach . . .

Dieſes öffnet ſich am Giebel zur obern Galerie von à jour gefaßtem Holze; durch zwei Säulen ſtützt dieſe das oberſte Dach, trägt Roſen- und Nelkenſtöcke am innern Simſe, birgt das Heiligthum der Schlafgemächer, die mit ihren Fenſtern auf die oft mit Wappen und durchlöcherten Schießſcheiben gezierte Altane hinausgehen ... Fenſter an Fenſter im untern Hauſe, doch Raum noch für die Scheibe einer Sonnenuhr ...

Am Eingang die Plauderbank, über ihr zum Trocknen von der Vordergalerie herabhängendes Linnen ...

Des Hauſes Pforte faſt verſtellt von Waſchkübeln und Zubern und Milchgefäßen ...

Dicht am Hauſe der Brunnen mit ewigrieſelndem Quellwaſſer, plätſchernd belebt und belebend; die Mägde, Knechte, Kühe, Hunde rings um ſich ſammelnd und ihr Gemeinleben genießend und ſich dabei Alle, Menſch und Vieh, wie auf eine Sprache gerichtet verſtehend ...

Das ganze Bild nicht wiederzugeben in ſeinem wahren Eindruck durch die volle Befriedigung der Theile zum Ganzen und des Ganzen zu den Theilen, durch die gleichſam hingeſtreckte und den Kühen abgeſehene wiederkäuende Sättigung und Selbſtgenüge des hochmüthigſten Bauernſtolzes; dies Brummen, Schnurren, Summen dazu und das Duften vom Heu, vom Gras, vom Obſt, von den Blumen des Gartens und der Wieſen und zuletzt von dem eigentlichen Patſchouli und Tripleextract der Schweiz,

vom Dünger und jener wahren Nektar- und Ambrosia-quelle der Landwirthschaft, des flüssigen Befruchtungs-Humus, der die Ehre verdient, auf diesem Felde der Cultur das fünfte und vorzüglichste aller Elemente genannt zu werden.

Wir kommen aber in Jeremias Gotthelf's Sphäre.

Ein norddeutscher Tourist und öder Haide-Romantiker wie Unsereins muß sich von dieser vollen und grünen Sphäre losreißen und sich auf eins jener ihm dafür mehr zueigen gehörenden Felder begeben — die Table d'Hote im Faucon d'Or zu Bern.

Hier, nach einiger flüchtigen Abstäubungstoilette, ist man vielleicht so glücklich, noch einen Platz neben zwei englischen Misses zur Rechten und einer soeben aus dem jetzt aufgewühlten Freiburg geflüchteten Grafenfamilie von neun bis elf Köpfen zur Linken zu finden.

Man hat also sogleich den ewigen Statusquo der Schweiz dicht neben sich, die Entzückungen über die Schönheiten des Landes für Durchreisende im Allgemeinen und ihre Schrecken für Die, welche dauernd in ihr wohnen müssen, ins Besondere.

II.

Es iſt ſeltſam in den Schweizerſtädten, wie in ihnen die wildeſte und gehäſſigſte Politik ſo ſtill und geräuſchlos vor ſich geht.

Man kann dieſe vor den Fremden aufrecht gehaltene Discretion nicht genug bewundern.

Im Sommer wenigſtens macht ſich das ganze aufgeregte Staatsleben der Schweiz nur wie im Incognito.

Man will eben eine Revolution beginnen; die große Glocke eines Hotels kündigt eine ſechsſpännige Equipage an, eine Lordſchaft fährt vor und man ſchiebt ſeine Ueberzeugungen und Leidenſchaften, ſeinen Zorn und ſeine Rache bis auf Weiteres auf.

Schreiber Dieſes war in Luzern kurz vor dem Sonderbundskriege. Die Partei der Kapuziner ſtand wie mit brennender Lunte. Man ſah Schrecken und Furcht auf ſchweigenden und ſich gleichgültig ſtellenden Mienen. Väter waren gefallen, Brüder verbannt, die furchtbarſte Tendenzverdächtigung füllte die Gefängniſſe... Aber die Reiſenden gingen dabei ab und zu und die Veranſtaltungen der Wirthe und was zu ihrem Wirken gehört,

waren ſo gut getroffen, daß die meiſten engliſchen Ladies mitten in einem arkadiſchen Frieden zu leben glaubten. Nächtliche Ueberrumpelungen der Thore und der Zeughäuſer wurden ihnen für harmloſe Schießübungen dargeſtellt. Nicht die Angſt der Ladies, nur die ahnende Unruhe ihrer Schooshündchen beſtimmte ſie zur Abreiſe.

So war auch im benachbarten Freiburg die jetzt daſelbſt herrſchende radicale Partei in größte Bedrängniß gerathen durch den Tag von Poſieux, wo die Freunde der („Geld ins Land bringenden“) Jeſuiten wieder ihre Kräfte zählen wollten und ſich in erſchreckender Ueberzahl einſtellten. Die bewaffnete Macht Freiburgs war conſignirt, Familien flüchteten ins berner Gebiet, man erwartete Nachrichten von Feuer und Flammen, aber die von Freiburg kommenden Durchreiſenden hatten, im Angeſicht der beginnenden Saiſon, von alle Dem nichts gemerkt.

Und in Bern ſelbſt hatte eben die Aufhebung des Seminars von Münchenbuchſee die daſelbſt jetzt unterdrückte liberale Partei in leidenſchaftliche Bewegung geſetzt — in Freiburg herrſcht die liberale, dicht daneben in Bern die ariſtokratiſche Partei und ſo geht es abwechſelnd und ein Canton dem andern widerſprechend durch die ganze Schweiz — Artikel gegen Artikel ſchleuderte man ſich in den Blättern zu, die öffentliche Scene blieb aber ruhig und die Fremden konnten gewiß ſein, von alle Dem unbehelligt zu bleiben.

Bei den Streitigkeiten wegen des Seminars in Münchenbuchsee, das die jetzige conservative Regierung seines, wie man behauptet, verwilderten, demokratischen und neologischen Geistes wegen aufhob, wurde auch mannigfach Jeremias Gotthelf oder Pastor Bizius in Lützelflüh genannt, auf den ein deutsches Ohr, wie sich von selbst versteht, sogleich aufmerksam hinhört.

Bizius hat, wie die Kenner seiner Schriften sich entsinnen werden, Waffen genug gegen das moderne Schullehrerthum geschmiedet, grobe und feine, lange und kurze, ehrliche Schwerter und unehrliche Dolche.

Dieser wunderbar begabte, ohne Zweifel außerordentliche Schriftsteller ist leider vermöge seines Schweizernaturells so sehr Rabulist, daß er sich besser zum Advocaten geeignet haben würde als zum Seelenhirten. Man schildert ihn als einen behäbigen, vollen, runden Lebemenschen, der gut nach Einsiedeln und Muri paßte. Das Wettern und Kanzelrandschlagen, das Seelenaushunzen in seinen Schriften ist bekannt. Wie Gott ihn dazu mit Witz, Phantasie und der prächtigsten Uebung jener traditionellen Schweizerrhetorik, die von Lavater bis Zschokke meist sehr berechnet bald in Treuherzigkeit macht, bald in Pathos, ausgerüstet hat, wissen Alle. Für unser deutsches Gefühl liegt in dieser Wildheit, in der jähzornigen Leidenschaft und dialektischen Kniftologie eines kirchlichen Streithahns etwas Verletzendes und muß die Bedeutung,

die der ſeltene Genius dieſes Mannes für unſere Literatur haben könnte, ſelbſt für ſeine Geſinnungsgenoſſen beeinträchtigen. Eben noch ſind wir von Bizius' meiſterhafter Auffaſſung und Wiedergabe des Volkslebens ergriffen, ſehen dieſe kalten egoiſtiſchen Bauern in der Kleinwelt ihrer Begriffe und Intereſſen mit der ganzen Kraft geſchildert, wie ſie ſich auf der ihnen zugehörenden Scholle zu ſtemmen und zu behaupten gewohnt ſind, lachen mit dieſem ſprudelnden Humor der Satire, die den Dünkel, die Anmaßung, die falſche Cultur, die Sucht nach Geld und Gut, den Geiz, die verſchlungenſten Irrgänge eines durch die Landesſitte faſt berechtigten und naturwüchſigen Egoismus im Schweizervolke mit allen Waffen eines überlegenen Geiſtes geißelt — und plötzlich ſinkt uns der große Prophet des Worts und der Herzenskündigung zum zornfunkelnden Theilnehmer dieſer ganzen rohen und wilden Parteiwelt herab, wird Parteimann in der ganzen ſchweizeriſchen Bedeutung des Worts, verfolgt die Aufklärung, die Bildung der Zeit, verwechſelt die Ausartungen, die leider auch das Streben zum Guten hat, mit dieſem Streben ſelbſt, ſetzt das Gute allein in die verworfenſten und kaum noch ſittlich berechtigten Begriffe von göttlicher Ordnung und Heilspflege, malt mit allen Uebertreibungen einer dem Alten Teſtamente entlehnten Phraſeologie die Regierung Gottes in Farben, wie man ſie dem beſchränkteſten Bauer nicht mehr ſo grell aufklext,

und tritt Logik, Philoſophie und Poeſie mit Füßen. So verwirrend, ſo oft zum Schlagtreffen erhitzend und das Blut zum Kopf treibend wirkt in dieſem Manne des Geiſtes und des Worts die ſchweizeriſche Parteiung. . .

Die Gegenpartei hat in berner Blättern Privatbriefe von Bizius drucken laſſen. Ein an ſich ganz unerlaubtes Verfahren. Sie ſtellen den Zuchtprediger in derſelben Menſchlichkeit hin, in denſelben luſtigen und an ſich ganz lobenswerthen Uebergängen von einem Strauß friſcher Feldblumen zu einem kräftigen Rinderbraten, von einem Samſtagsconcept am Studirtiſch zu einer bedachtſam angeſtellten Probe einer neuen Lieferung Nierſteiner, Uebergänge, die ſich auch bei ſeinen Gegnern und überall da finden werden, wo der Menſch, an ſich ganz gerechtfertigt, gern ſehen muß, daß er von ſeinen Ueberzeugungen auch ſein Brod zu eſſen und möglichſt ſeinen Wein zu trinken hat.

Aber hat man dadurch nun doch von dem himmliſchen Eifer eines Mannes durch authentiſche Beweiſe ein ſolches Bild gewonnen und muß ihn in den allgemeinen irdiſch-irdenen Topf der Intereſſen werfen, wo alle Parteiung Egoismus wird, ſo nimmt ſich auch Bizius' Zorneseifer gegen die armen Schullehrer von Münchenbuchſee, unter denen die Schriften von Strauß und Feuerbach circulirt haben ſollen, im Ganzen genommen kläglich und über allen Zauber ſeines eminenten Beobachtungs- und Dar-

ſtellungstalents hinaus wie im älteſten Schweizerſtyle von Anno 1777 aus.

Seit Jahren hat mir der Aufenthalt in Schweizerſtädten, Zürich ausgenommen, immer die gleiche Empfindung gemacht.

Man kann immer nur ſo lange in ihnen aushalten, bis die nächſte Poſt abgeht.

In Baſel ſieht man ſich die gemalten Höllenſtrafen an den Hofwänden des Rathhauſes an, wandert eine halbe Stunde auf dem verwitterten Sandſtein des Kreuzganges am Dome, beſucht einen Tractaten- und Miſſionsſchriften-Buchhandel und reiſt ab.

In Freiburg wiegt man ſich etwas auf der Kettenbrücke, hört die große Orgel in der Nikolauskirche, beſucht eine Jeſuitenpredigt und nimmt die Poſt.

In Lauſanne wandert man durch die Promenaden der Stadt, betrachtet ſich das Hotel Gibbon, ſieht ein ſpazierengeführtes Penſionat von jungen Mädchen aus aller Herren Ländern oder wohnt, auf beſondere Empfehlung, einem Damen-Thee bei, wo zwei Stunden lang über die Rechtfertigung durch den Glauben und die Gnadenwahl geſtritten wird, und iſt froh, wieder die friſche Luft des Sees zu athmen und auf der Helvetie nach Genf zu ſchiffen.

In Genf bewundert man die Einmündung der Rhone, muſtert die Uhrläden am Quai, vergleicht in ſtiller Be-

trachtung auf der Rouſſeau-Inſel die Statue Jean Jacques' mit ſeinem frühern Exil, mit dem Schickſal ſeiner „Briefe vom Berge“ und den Scheiterhaufen, die früher hier überhaupt die Polemik für die Menſchen, ſpäter wenigſtens nur noch für deren Schriften lodern ließ, läßt ſich ſeine erſte Rechnung im Hotel des Bergues geben und hat Luſt auch hier wieder abzureiſen. Man wagt es noch einmal — mit dem theuern Hotel des Bergues nämlich —, ſieht ſich noch einmal die Corraterie, die Feſtungswerke an, wandert auf die Plattform La Treile, findet heimkehrend einige Landsleute mit grauen Hüten und rothen Bärten, Landsleute, die genau anzugeben wiſſen, daß am 13. October 1854 Mittags Schlag zwölf Uhr zwiſchen Reutlingen und Gmünd die allgemeine ſocialdemokratiſche Republik ausgerufen wird und die jetzt ſchon darauf antragen, die Theilung der Güter vorläufig in dieſem Augenblicke in Genf beginnen zu laſſen. Nun reiſt man gewiß ab.

Auch auf der Heimkehr laden in Luzern die Kapuziner nicht eben zu längerm Aufenthalte ein.

Nur Zürich iſt eine Stadt, in der ſich weilen läßt. Deutſche Bildung, helle, lichte Straßen, ſchöne moderne Bauten, der ſonnige freundliche See laden zu längerm Bleiben ein.

Der Schweizer iſt kein Städtebewohner.

Auf dem Lande fühlt er allein ſeine Kraft. Die ge-

ackerte Scholle, die abgeweidete Trift gibt ihm wie dem Antäus seine wahre Stärke.

Selbst dies Bern, ohne Zweifel die Hauptstadt der echten, der zähen und exclusiven Schweiz, diese aristokratisch-diplomatische Stadt, die Stadt der Tscharner und der Gonzenbach, hat den Charakter eines Landstädtchens und bringt uns überall nur gedrückte Formen, enge Verhältnisse, beschränkte Maßstäbe vors Auge.

Es ist dies der allgemeine schweizerische Typus des verjüngten Maßstabs und der untersetzten Taille.

Sind es die Berge, die alle Menschenwerke hier doch wie Riesen überragen, oder ist es die Neigung für breiten Grund und Boden und sicheres Feststehen, raketenhoch Hinaufschießendes gibt es in der Schweiz nichts. Die Thürme haben ihr Maß, die Häuser haben ihr Maß, die Formen der Kunst sogar, wie ich auf einer schweizerischen Industrieausstellung in St.-Gallen sah, bewegen sich beständig in der Kugel, im Viereck, im Dreieck; nichts, selbst bei den Formen von Gläsern und Vasen, schießt dem Wuchs der Tanne oder Palme nacheifernd in ovaler, schlanker, pyramidaler Streberichtung empor. Alles kurz, gedrungen, stämmig, ganz innerlich wohl, aber nur nutzbar und selbst in den Anflügen von Luxus und etwas prätendirender Niedlichkeit, die sich fortwährend finden, doch durch diese angeborene Unfähigkeit zum Schönen nur naiv und komisch.

Behaglich wohnt es ſich gewiß über den berner Schwiebbögen oder Lauben hinter den niedrigen Fenſtern, aus denen die mit Koketterie hinausgelegten rothplüſchenen Fenſterkiſſen ſchauen und mit den zuweilen vom Wind verwehten feingemuſterten St.-Galler Fenſtergardinen die Straßen entlang einen hübſchen Eindruck machen.

Aber was eben ein durchreiſender Fremder nur ſieht und ſehen will, das hält ihn auch in Bern nicht lange auf.

Von der Bärengrube, der prächtigen neuen Aar-Brücke, vom denkwürdigen Münſter und dem Standbilde Rudolf's von Erlach wird man ſeine ganze und volle Befriedigung immer nur wieder ſuchen auf der herrlichen Plattform und dem wunderbaren Naturſpiele, das ſie bietet:

Hier breitet die Seele ihre Schwingen mächtig aus.

Der volle Anblick der Schneekette des Oberlandes weckt, beſonders wenn man ſie von dieſer paradieſiſchen Stätte aus ſchon in früheren Jahren oft und öfter geſehen hat, wahrhaft bezaubernde Stimmungen.

Schöne Gegenden ſind ja überhaupt keine fertig geſchriebenen, nur zum Leſen dargebotenen, bedruckten Bücher mit den und den immer gleichartigen und Allen zugemutheten feſten und alleinigen Gedanken. Sie ſind Bücher mit weißen Blättern. Jeder ſchreibt ſich in dieſe, nur ſchön gebundenen, nicht loſen, ſondern zuſammenhaltenden Blätter die volle Freiheit ſeines eigenen Empfindens ein.

Und ſo hier.

Wer ſchon vier, fünf mal auf dieſer wunderbaren Plattform zu Bern ſtand, die Aar zu ſeinen Füßen rauſchen hörte, die nächſten grünen Matten von Villen, Meierhöfen, Heerden belebt ſah, in der Ferne die ausgedehnte Kette der Alpen vom Wetterhorn bis zum Mönch, von der Jungfrau bis zur Blümlisalp mit bewunderndem Blicke verfolgte, dem geſchah es auch wie mir vielleicht, daß er ausrufen mußte:

Goldener Sonnenſchein! Lichte Nebelſchleier über den grünen Matten! Schäumende Waſſerwoge unter mir, brauſender Abſturz der gletſchergeborenen Aar und in der Ferne ihr ſonnenglänzenden ſtarren Häupter in eurer unveränderten majeſtätiſchen Ruhe! Wißt ihr noch, was ich vor Jahren ſchon aus meinem Herzen hier an dieſer Stelle auf eure ſtille Ruhe geſchrieben? Wißt ihr noch die Abſchiedsgrüße, als die Wanderung von den Savoyer Alpen und vom grünen Leman heimwärts ging? Die Willkommgrüße, als ſie vom Rheine ſehnſuchtsvoll und auf Erquickung hoffend zu euch heranſtieg? Anders ward ſeitdem die Welt, anders ward ſeitdem das Herz: ihr aber gleichthronend in eurer urewigen Ruhe, ihr ruft, wie eben jetzt empfunden, friſch und urſprünglich Wonnen des damaligen Glücks zurück, die mit Schmerzen erkauft wurden, Seligkeiten des Beſitzes, die alle Eingebungen der Reue wegſpotteten, ruft Jugendmuth, Verachtung

der Welt, Glauben an die Schönheit als Reglerin des Lebens, ja an die Schönheit als Geſetzgeberin der Tugend, ruft Namen wach, ausgelöſcht in mir, Erinnerungen, bedeckt ſchon mit Erde, — ihr treuen Wächter, ſchneeige Häupter, ihr habt Alles behalten, was die Seele wie mit ſichtlichem Finger in euch einſchrieb, wiederholt wie gegenwärtig vergangene Stunden, die im Strudel der nur ewig von heute datirenden Pflicht — die Pflicht hat nur dieſen einzigen armen Kalender — vergeſſen wurden! Seh' ich dieſe Zeugen der Natur, höre dieſe Vergangenheit der majeſtätiſchen Stille um mich her, ſo kenn' ich die rechte Unſterblichkeit, die wie ein Duft, wie ein Ton Vergangenes neuauferſtehen, Geſtorbenes wie wiedergeboren ſein läßt. Ein Weltgeheimniß iſt es. Das Ohr der Natur ſcheint taub und doch wird ihr ſo unendlich viel von der Menſchenſeele zugeflüſtert und zugeraunt. Wird ſie es behalten? Wird die ſtumme Zunge einſt Sprache gewinnen und zeugen? Wird ihr Zeugniß von Dem, was ſie aus der ſtilldenkend ſie anblickenden Menſchenſeele vernommen, das jenſeitige Leben ſein, wo alles Verlorene ſich wieder findet und der Geiſt Gewänder anzieht — von denen philoſophiſche Schneider keine Ahnung haben?

Ich wiederhole dieſe Fragen nur, weil ſich vielleicht Mancher ſeine Empfindungen auf der Plattform zu Bern ebenſo zurückruft.

Laſſen wir Bern und wenden uns auf der Thuner Straße nach dem Oberlande, nach Unterſeen und Interlakens nußbaumbeſchatteten Penſionen zu einem längern Aufenthalte, wenn eine Unterkunft ſo, wie ſie zu wünſchen wäre, vor Engländern möglich iſt.

Darüber ein Andermal!

In demselben Verlage ist ferner erschienen:

Aßlann-Aga.

Dichtung

vom

Prinzen Emil von Wittgenstein,

(Flügeladjutant Sr. Majestät des Kaisers von Rußland).

Elegant ausgestattet. 1 Thlr. oder fl. 1. 48.

Ein tapfrer, hochherziger Held des Kurdenstammes, dessen ritterliche Thaten und Abenteuer, bilden den interessanten Gegenstand dieser herrlichen, von dem Geiste des edelsten Ritterthums innigst durchdrungenen epischen Dichtung, die sich durch fesselnd anschauliche, energisch frische und originelle Darstellung, durch die prächtigsten Schilderungen des orientalischen Natur- und Volkslebens, durch ächt männliche Kraft des Gedankens und Ausdrucks in überraschender Weise auszeichnet und die in jedem Verse des Dichters unmittelbar an der Quelle selbst geschöpfte, innige Vertrautheit mit dem Lande und dem Volke, dessen Stammhelden er besingt, lebendig beurkundet. „Aßlann-Aga" ist eine wahre Bereicherung unserer epischen Poesie, aus des Dichters eigener ursprünglicher Schöpfungskraft hervorgegangen und an innerem poetischen Werthe wie an Glanz, Fülle und Wärme der Darstellung Lord Byrons reizenden Dichtungen ähnlicher Art würdig sich zur Seite stellend.

820

(Druck von C. Krebs-Schmitt in Frkfrt. a. M.)

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.